SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

MAR 26 1920
UNIV. OF CALIFORNIA

Die Grenzboten

Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst

Herausgegeben von Georg Cleinow

77. Jahrgang — Jährlich 52 Hefte

Nr. 1

Unser Weg zum Frieden. Von Georg Cleinow 1
Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in den Niederlanden. Von Professor Dr. Conrad Bornhak 9
Vom rumänischen Reclam. Von Professor Rudolf Schlösser . . 16
Randglossen zu Brest-Litowsk 26
Neue Bücher 29

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Ausgegeben am 3. Januar 1918

60 Pf. das Heft

Berlin SW. 11
Tempelhofer Ufer 35a

7,50 Mark vierteljährlich

Anzeigen-Annahme durch den Verlag der Grenzboten, Berlin SW 11, und durch alle Annoncenexpeditionen.

Anzeigen

Anzeigenpreis 40 Pf. die 3 gespaltene Nonpareillezeile oder deren Raum.

Rußland!

Das Leben in einer russischen Kleinstadt stellt in anschaulichster Weise dar:

Alex. Andreas:

Botscharow der Großkaufmann.

M. 4,— geheftet : : M. 5,— geb.

Verlag der Grenzboten, G. m. b. H. Berlin SW. 11.

Unterrichts-Anstalten

Dr. Fischersche Vorbildungsanstalt

Berlin W 57, Zietenstrasse 22—23 — Leiter Dr. Schünemann — Gegründet 1888

für Fahnenjunker, Kriegsfreiwillige, überhaupt alle Militär- und Schul-Exam., auch für **Damen.** Empfehlungen aus ersten Kreisen, **hervorragende Erfolge,** Stamm altbewährter Lehrkräfte. Unterricht während der Kriegszeit ohne Einschränkung. Bis 1. Febr. 17 bestanden 4726 Zöglinge u. a. 3076 **Fahnenjunker** usw. Vorbereitung Beurlaubter und **Kriegsbeschädigter** zu allen Prüfungen.

v. Hartungsche Anstalt

Cassel-Wilhelmshöhe

Vorbereitung für alle Schul- und Notexamina, besonders Fähnrichexamen. — Prospekt durch den Direktor K. Topf.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg.

Seit 1895: 377 Einjährige, 225 Primaner. (7/8 Kl.) Einzelbehandlg. Arbeitsstunden. Sport. Spiel. Wandern. Familienheim.

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von Verlag Aurora, Dresden-Weinböhla

Vorbereitungs-Institut Dr. H. Krause, Halle a. S.

für Abiturienten-, Primaner- u. Einjährigen-Examen. — Bisher bestanden:

252 Abiturienten (darunter 120 Damen), 126 Primaner, 806 Einjährige und 211 Schüler f. Kl. V—IIa höherer Lehranstalten.

Besondere Damenklassen. — Pension. — Prospekt frei.

Inhaber u. Leiter: Dr. E. Busse.

Die Militär-Vorbereitungsanstalt zu Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 105

bereitet seit 1904 besonders auf die **Fähnrichprüfung** u. Prüfung für **Prima** vor. Unterricht durch 7 Professoren und 2 Oberl. in kleinen Klassen. Prospekt frei. **Hempel,** Professor, früher langjähriger Lehrer im Cadettenkorps.

Belgiens Vergangenheit und Zukunft

von

Prof. Dr. C. Bornhak

M. 1.25

Gibt einen Weg an, wie die belgische Frage im deutschen Sinne gelöst werden kann.

Verlag der Grenzboten G. m. b. H. Berlin SW. 11.

„Die Postbezieher werden gebeten, sich beim Ausbleiben oder bei verspäteter Lieferung einer Nummer **stets nur an den Briefträger oder die zuständige Bestell-Postanstalt** zu wenden. Erst wenn Nachlieferung und Aufklärung nicht in angemessener Frist erfolgen, wende man sich unter Angabe der bereits unternommenen Schritte an unseren Verlag."

Die Grenzboten

77. Jahrgang. Erstes Vierteljahr

UNIV. OF
CALIFORNIA

UNIV. OF
CALIFORNIA

Die

Grenzboten

Zeitschrift für
Politik, Literatur und Kunst

Herausgeber
Georg Cleinow

77. Jahrgang

Erstes Vierteljahr

Berlin
Verlag der Grenzboten G. m. b. H.
1918

UNIV. OF
CALIFORNIA

QE75
.A7
no.777

Inhaltsverzeichnis

Jahrgang 1918. Erstes Vierteljahr

Heft Seite

Politik, Geschichte, Kolonialwesen, Militär

Belgien als Faustpfand, von Dr. Karl Buchheim 8, 63
Brest-Litowsk, Randglossen zu —, von G. Cl. 1, 26; 2, 54
—, Zweiter Akt, von G. Cleinow 3, 74
—, In und um —, von Georg Cleinow. . . 4, 104
—, Schlußakt, von G. Cleinow 7, 202
Cholmer Frage, von Georg Cleinow 9, 258
Englands weltpolitische Lage, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 10, 265
Finnland, Rußland und —, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 3, 57
Flurbereinigung, Deutsche —, Geschichtliche Erinnerungen — politische Mahnungen, 1. Die thüringische Einigungsfrage, 2. Unsere elsaß-lothringische Frage, 3. Preußen und das Reich, 4. Das alte und das neue Mitteleuropa, von Dr. Paul Wentzcke 10, 270; 11, 296; 12, 320; 13, 352
Frankreich, Katholiken und Sozialisten in —, von einem französischen Gelehrten 8, 223
Französische Stimmungen, von einem französischen Gelehrten 7, 191
Frieden, Unser Weg zum —, von Georg Cleinow 1, 1
Friedensreden, ein diplomatisches Terzett, von Georg Cleinow 5, 130
Friedensschluß, Der — mit den Maximalisten, von G. Cleinow 10, 287
—, Nach dem ersten — des Weltkrieges, von Georg Cleinow 8, 226
Griechenland s. König Konstantins Sturz, von Prof. Dr. Engelbert Drerup 6, 156
Herrenhauses, Zur Reform des —, ... 6, 171
Konstantins Sturz, König —, von Universit.-Prof Dr. Engelbert Drerup 6, 156
Lehren des Krieges für den kommenden Frieden, von G. Hoffmann 7, 177
Litauischen Frage, Zur —, (Sammelbericht), von Professor Max Krantz 10, 275
Mitteleuropa. Eine Bücherbesprechung, von Georg Cleinow 2, 88
Nationale Besinnungen, von Dr. Heinrich Otto Meisner 8, 216
Osten, Der Aufbau im —, Fundamentlegung. Unser Verhältnis zu Rußland, von Georg Cleinow 11, 289; 12, 313
Oesterreich, Innere Politik in — und Bündnis, von Karl Hermann 12, 318
Oesterreichisch-ungarische Kriegszielpolitik, von Georg Cleinow 6, 145

Heft Seite

Parlamentarische Regierung und gleiches Wahlrecht, ... 9, 252
Parteien, Die — und die Zukunft unserer Regierungsform 11, 307
Parteien unter sich, Die —, ... 12, 336
Peccatur extra et intra muros, ... 10, 288
Polenpolitik, Die — der Deutschen und Polen, von Georg Cleinow 9, 233
Politik, Zur inneren —, ... 7, 196
Polnischen Frage, Die neue Wendung der —, September bis Dezember 1917 von Professor Raimund Friedrich Kaindl . 2, 47; 3 68
Preußen am Wendepunkt, von * 4, 97
Randglossen zum Tage: An den Herausgeber, von Nemo 11, 305; 12, 332; 13, 361
Regierung, Die Machtmittel der —, ... 13, 364
Rußland und Finnland, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 3, 57
Ruthenische Frage 1916 und 1917, Die —, von Prof. Dr. Raimund Friedrich Kaindl . . 5, 120
Stimmrechts, Die Einführung des allgemeinen — in den Niederlanden, von Prof. Dr. Conrad Bornhak 1, 9
Streikbewegung, Die — in Oesterreich und die reichsdeutsche Presse, von Karl Hermann . . 5, 139
Wahlrecht, Das allgemeine, gleiche — und die Kommunen, von Dr. Friedrich Reiche . . 5, 113
—, Der Kampf um das kommunale —, von Prof. Dr G. von Below 10, 280
Wahlrechtsfrage, Nationalliberale Auffassung der —, von Justizrat Dr. Marwitz . . . 11, 298
Wahlrechtskommission, Die Beratungen der —, von Dr Friedrich Thimme 4, 81
Wahlreform, Ein Vorschlag zur —, von Dr. A. Fraenkel 4, 87
Zionismus, Englands Stellungnahme zum — und der Standpunkt der deutschen Juden, von Dr. Ernst Emil Schweitzer 8, 209

Volkswirtschaft, Verwaltung, Sozialwesen

Bodenrecht, Zurück zum alten —, von Hanns Czekalla 9, 259
Elektrische Kraftübertragungen aus der Schweiz, von K. Moritz 7, 186
Ernährungssystem, Das — auf der Anklagebank, von Professor Wittschewsky 2, 80
Volkswirtel Wir brauchen —, von Dr. E. Jenny 9, 247

407732

Heft Seite

Rechtsfragen, Bildung und Erziehung, Kirche

Bildungswesens? Rückgang des höheren —, von Prof. Dr. Paul Hildebrandt 11, 801
Frauenschule, Die Neugestaltung der —, von Oberlehrer Dr. Hans Osse 13, 358
Lateinisch oder Katholisch! von Dr. Karl Buchheim 9, 240
Volkswirte! Wir brauchen —, von Dr. E. Jenny 9, 247

Kulturgeschichtliches, Länder-, Völker- und Sprachenkunde

Annektieren, von Alfred Götze 7, 207
Deutsche Selbstbesinnung, von Prof. Dr. Wilh. Martin Becker 13, 345

Literatur, Kunst, Philosophie

Jentsch, Carl — und die Grenzboten, von Dr. Anton Heinrich Rose 6, 164
Rumänischen Reclam, Vom —, von Prof. Rudolf Schlösser 1, 16
Versprache, Die nationale Eigenart der deutschen —, von Dr. Richard Müller-Freienfels 12, 826

Bücherbesprechungen

Ein „B" anstelle der Seitenzahl bedeutet: Bücherliste im Anzeigenteil des betr. Heftes

Aschmies, M.: Land und Leute in Litauen (Prof. M. Kranz) 10, 278
Auftriacus: Der Thronfolger, Österreich und der Krieg 6, 149
Below, Prof. Dr. G. von: Kriegs- und Friedensziele 10, 281
Benz, Richard: Blätter für deutsche Art und Kunst (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 348
Bergmann, Ernst: Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 346
Bibliothek für alle (Rumänien) (Prof. Rud. Schlösser) 1, 18
Bischoff, Diedrich: Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer, ein Wort zum Kampf um Deutschlands Einigkeit (Otto Hesse) 5, 143
Bischoff, Diedrich: Deutsche Gesinnung (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 347
Bornhak, Prof. Dr. Conrad: Rußland und Finnland 3, 59
Buber, Martin: Geist des Judentums (Dr. E. E. Schweitzer) 8, 210
Buchwald, Reinhold: Der deutsche Nationalcharakter (Prof. Dr. W. M. Becker) . . . 13, 346
Burdach, Konrad: Deutsche Renaissance (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 349
Chlumecky, L., Freiherr v.: Österreich-Ungarn und Italien, Das westbalkanische Problem und der Kampf um die Adria (G. Cleinow) 6, 146
Cohen, Hermann: Deutschtum und Judentum (Dr. E. E. Schweitzer) 8, 210
Constantin, Le depart du roi — Vérités inédites. Documents (Prof. Dr. E. Drerup) . . . 6, 156
Cserny, Carl von: Deutsch-ungarische Beziehungen (G. Cleinow) 6, 149
Döring, Luise: Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit (Beda Philipp) . . . . 7. B
Engelbrecht, Kurt: Die Seele deines Volkes, ein deutscher Charakterspiegel (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 346
Floerke, Hanns: Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten (Prof. Dr. W. M. Becker) . . 13, 346
Fränkel, Heinrich: Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 345
Gaigalat, Dr.: Litauen (Prof. M. Kranz) . . 10, 277
Goethehandbuch, II. Band, herausgegeben von Dr. Jul. Zeitler . . . . . 11, B

Heft Seite

Grönbahl: Staatsbürgerliche Erziehung in Dänemark (Albrecht Dühr) 1, 31
Gruner, Dr. E.: Neugestaltung des preußischen Wahlrechts (Prof. Dr. G. v. Below) 10, 286
Hacks, Dr. Jakob: „Die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre." „Der Aufstieg der Begabten und die Einheitsschule" (Otto Hesse) 9, 261
Handbuch der Jugendpflege (Albrecht Dühr) 1 30
Hanslik, Erwin: „Österreich, Erde und Geist." „Österreich als Naturforderung." „Die neue Weltkulturgemeinschaft, der Weg des Slawentums zur neuen Weltkultur" (G. Cleinow) 6, 147
Herkner, Heinrich: Mitteleuropa (G. Cleinow) 2, 85
Hesse, Prof. Dr.: Preisbildung und Preispolitik im Kriege (Prof. Wittschewsky) 2, 43
Hettner, Alfred: Der Friede und die deutsche Zukunft (G. Cleinow) 1, 4
Heyck, Prof. Ed.: Parlament oder Volksvertretung der Berufe und der Arbeit (Prof. Dr. G. v. Below) 10, 286
Hildebrandt, Dr. Else: Die schwedische Volkshochschule, — Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland (Albrecht Dühr) 1, 30
Hirsch, Dr.: Die Preisgebilde des Kriegswirtschaftsrechts (Prof. Wittschewsky) 2, 46
Hollmann, Dr. A.: Die dänische Volkshochschule (Albrecht Dühr) 1, 31
Jentsch, Carl: Schriften (Dr. Ant. Heinr. Rose) 6, 164
Jugendpflege (Sammelbesprechung) (Albrecht Dühr) 1, 29
Kaerst, Julius: Geschichte des Hellenismus (Ths. O. Achelis) 4, 111
Keßler, Otto: Die Baltenländer und Litauen (Prof. M. Kranz) 10, 275
Kjellén, R.: Schweden 6, 178
—, Studien zur Weltkrise (Heinr. Otto Meisner) 4, 107
Krauß, Ernst: Deutschlands Dichter, Neuzeitliche deutsche Lyrik . . . . . 9, B
Kühnemann, Eugen: Vom Weltreich des deutschen Geistes (Prof. Dr. W. M. Becker) . . . 13, 351
Kumpmann, Karl: Friedrich Liszt als Prophet des neuen Deutschland (G. Cleinow) . . . 2, 37
Ladewig, Fritz, Jastrow, Jessen, Ackerknecht: Die öffentliche Bücherei (H.) 4, 110
Lensch: Drei Jahre Weltrevolution (*) . . . 4, 100
Leutwein, Paul: Mitteleuropa — Mittelafrika (Dr. Karl Buchheim) 3, 66
Lierfch: Litauen und Litauer (Prof. M. Kranz) 10, 279
Litauischen Frage, Zur —, Sammelbericht von Prof. M. Kranz 10, 275
Madsen, Ronberg: Grundtvig und die dänischen Volkshochschulen (Albrecht Dühr) . . . 1, 31
Mandl, Leopold: Die Habsburger und die serbische Frage (G. Cleinow) 6, 146
Mannstädt: Preisbildung und Politik (Prof. Wittschewsky) 2, 42
Mayer, Festgabe für Otto — (Dr. Heinrich Otto Meisner) 12, 841
Meinecke, Fr.: Die deutsche Erhebung 1914 (Dr. H. O. Meisner) 8, 221
Michaelis, Dr. Paul: Kurland und Litauen in deutscher Hand (Prof. M. Kranz) 10, 275
Mondel, K. J.: Deutschland auf dem Wege zur Demokratie (Prof. Dr. G. v. Below) . . . 10, 286
Mutheflus, Herm.: Die Zukunft der deutschen Form. — Der Deutsche nach dem Kriege (Prof. Dr. W. M. Becker) 13, 349
Naumann, Friedrich: Mitteleuropa (G. Cleinow) 2, 34
Neukamp, Dr.: Die Ausschaltung unseres Handels durch das Kriegswirtschaftsrecht — eine nationale Gefahr (Prof. Wittschewsky) 2, 45
Niemeyer, Th. und K. Strupp: Völkerrechtliche Urkunden des Weltkriegs (G. Cleinow) 1, 4
Ober-Ost, Das Land — (Prof. M. Kranz) 10, 276
Octavus: Groß-Habsburg, Das Resultat des russisch-österreichischen Kriegs 1918 (G. Cleinow) 6, 154
Oncken, Herm.: Das alte und das neue Mitteleuropa (Dr. P. Wentzcke) 13, 353
Österreich-Ungarisches Notbuch (G. Cleinow) 6, 147
Paulukat: Litauische Hoffnungen (Prof. M. Kranz) 10, 277
Peters, Karl: Lebenserinnerungen (Dr. Karl Buchheim) 3, 67

	Heft	Seite
Philippowitsch: Ein Wirtschafts- und Zollverband (G. Cleinow)	2,	87
Pilotz: Das parlamentarische System	9,	253
Pirchan, Emil: Faust-Brevier	5,	B
Pitzor, Dr. Erich: Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland (G. Cleinow)	2,	85
Polen, Das Handbuch von — (Prof. M. Kranz)	10,	276
Pomtow, Prof. M.: Preußen und das Reichstagswahlrecht (Prof. Dr. G. v. Below)	10,	286
Presber, Rudolf: Notizen am Rande des Weltkrieges (M. K.)	1,	32
Rathenau, Walther: Von kommenden Dingen (Dr. M. H. Boehm)	8,	230
Redlich, Dr. Alexander: Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland (G. Cleinow)	6,	149
Rein, Prof.: Handbuch der Pädagogik (Albrecht Dühr)	1,	30
Renner, Karl: Österreichs Erneuerung (G. Cleinow)	6,	155
Riekes, Dr. Hugo: Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit	7,	201
Ripke, Axel: Der Koloß auf tönernen Füßen (Prof. M. Kranz)	10,	275
Samassa, Paul: Der Völkerstreit im Habsburger Staat (G. Cleinow)	6,	150
Scheler, Max; Krieg und Aufbau (Dr. Karl Buchheim)	9,	244
Schiele, G. W.: Volksversorgung durch Zwang oder Freiheit. — Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik (Prof. Wittschewsky)	2,	43
Schlichting, Dr.: Bilder aus Litauen (Prof. M. Kranz)	10,	276
Schmied-Kowarzik, Walter: Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation (Prof. Dr. W. M. Becker)	13,	349
Schmitz, Oskar A.: Das amtliche Deutschland (Prof. Dr. W. M. Becker)	13,	347
Scholz: Das Wesen des deutschen Geistes (Dr. E. E. Schweizer)	8,	210
— —, (Prof. Dr. W. M. Becker)	13,	346
Schrörs, Prof. Dr. Heinrich: Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten (Dr. Karl Buchheim)	9,	241
Sering, Prof M.: Westrußland und Mitteleuropa (Prof. M. Kranz)	10,	275
Siegers, Robert: Die geographischen Grundlagen der österreichischen Monarchie und ihrer Außenpolitik (G. Cleinow)	2,	88
Sieghart, Dr. Rudolf: Zolltrennung und Zolleinheit, die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zollzwischenlinie (G. Cleinow)	6,	146
Slavicus: Österreich-Ungarn und die südslawische Frage (G. Cleinow)	6,	146
Sosnowsky, Theodor von: Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866 (G. Cleinow)	6,	146
Sprengel, Joh. Georg: Des deutschen Unterrichtes Kampf um sein Recht (Prof. Dr. W. M. Becker	13,	851
Stengel, Dr. Karl Freiherr von: Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Österreich-Ungarn (G. Cleinow)	2,	38
Lanzmann, Bruno: Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule (Albrecht Dühr)	1,	31
Thieß, Prof. Dr. und Prof. Dr. Wiedenfeld: Die Preisbildung im Kriege (Prof. Wittschewsky)	2,	42
Thomson, Prof. Dr. Andreas: Vierzig neue Bekämpfungsmöglichkeiten des Kriegswuchers (Prof. Wittschewsky)	2,	47
Trudt, Wilh.: Die deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg (Prof. Dr. W. M. Becker)	13,	346
Ullmann, Hermann: Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa (G. Cleinow)	6,	150
Vidunas: Litauen in Vergangenheit und Gegenwart (Prof. M. Kranz)	10,	277
Wangemann, Dr.: Die Nahrungswirtschaft des Auslandes (Prof. Wittschewsky)	2,	44
Weber, Prof. Max: Wahlrecht und Demokratie in Deutschland (Prof. Dr. G. v. Below)	10,	286
Wenzcke, Dr. Paul: Thüringische Einigungsbestrebungen im Jahre 1848	10,	272
Werbelis: Russisch-Litauen (Prof. M. Kranz)	10,	277
Wießner, Dr. B.: Einführung in die deutschösterreichische Politik (G. Cleinow)	6,	150
Winters, Fritz: Geschichte des Verbandes mittlerer Reichs-Post- und Telegraphenbeamten (G. Cl.)	4,	111
Wronka, Propst: Kurland und Litauen (Prof. M. Kranz)	10,	277
Zechlin, Erich: s. Sering, Westrußland und Mitteleuropa	10,	275
Zolger, Dr. Ivan: Der staatsrechtliche Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn (G. Cleinow)	6,	146

Mitarbeiter-Verzeichnis

	Heft	Seite
Achelis, Ths. O.: „Geschichte des Hellenismus", von Julius Kaerst	4,	111
Becker, Prof. Dr. Wilh. Martin: Deutsche Selbstbesinnung	13,	345
Below, Prof. Dr. G. von: Der Kampf um das kommunale Wahlrecht	10,	280
Boehm, Dr. M. H.: „Von kommenden Dingen", von Walther Rathenau	8,	230
Bornhak, Prof Dr. Conrad: Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in den Niederlanden	1,	9
—, Rußland und Finnland	3,	57
—, Englands weltpolitische Lage	10,	265
Buchheim, Dr. Karl: Belgien als Faustpfand	3,	63
—, Lateinisch oder Katholisch!	9,	240
Cleinow, Georg: Unser Weg zum Frieden	1,	1
—, Mitteleuropa. Eine Bücherbesprechung	2,	33
—, Brest-Litowsk, Zweiter Akt	3,	74
—, In und um Brest-Litowsk	4,	104
—, Friedensreden, ein diplomatisches Terzett	5,	130
—, Oesterreich ungarische Kriegszielpolitik	6,	145
—, Brest-Litowsk, Schlußakt	7,	202
—, Nach dem ersten Friedensschluß des Weltkrieges	8,	226
—, Die Polenpolitik der Deutschen und Polen	9,	233
—, Cholmer Frage	9,	258
—, Der Friedensschluß mit den Maximalisten	10,	287
—, Der Aufbau im Osten 11, 289;	12,	313
Czekalla, Hanns: Zurück zum alten Bodenrecht	9,	259
Drerup, Univ.-Prof. Dr. Engelbert: König Konstantins Sturz	6,	156
Dühr, Albrecht: Jugendpflege. Sammelbesprechung	1,	29
Fraenkel, Dr. A.: Ein Vorschlag zur Wahlreform	4,	87
G. Cl.: Randglossen zu Brest-Litowsk 1, 26;	2,	54
—, „Geschichte des Verbandes mittlerer Reichs-Post- und Telegraphen-Beamten", von Fritz Winters	4,	111
Göze, Alfred: Annektieren	7,	207
H.: „Die öffentliche Bücherei", von Jastrow usw.	4,	110
Hermann, Karl: Die Streikbewegung in Oesterreich und die reichsdeutsche Presse	5,	139
—, Innere Politik in Oesterreich und Bündnis	12,	318
Hesse, Otto: „Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer, ein Wort zum Kampf um Deutschlands Einigkeit", von Dietrich Bischoff	5,	143
—, „Die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre". „Der Aufstieg der Begabten und die Einheitsschule", von Dr. Jakob Hacks	9,	261
Hildebrandt Prof. Dr. Paul: Rückgang des höheren Bildungswesens?	11,	301
Hoffmann, G.: Lehren des Krieges für den kommenden Frieden	7,	177
Jenny, Dr. E.: Wir brauchen Volkswirte!	9,	247
Kaindl, Prof. Raimund Friedrich: Die neue Wendung der polnischen Frage. September bis Dezember 1917 . . . . . 2, 47;	3,	68
—, Die ruthenische Frage 1916 und 1917	5,	120
Kranz, Professor Max: Zur litauischen Frage (Sammelbericht)	10,	275
Marwitz, Justizrat Dr.: Nationalliberale Auffassung der Wahlrechtsfrage	11,	298
Meisner, Dr. Heinrich Otto: „Studien zur Weltkrise", von R. Kjellén	4,	107

	Heft	Seite
Meisner, Dr. Heinrich Otto: Nationale Besinnungen	8,	216
—, „Festgabe für Otto Mayer“	12,	341
M. K.: „Notizen am Rande des Weltkrieges“, von Rudolf Presber	1,	32
Moritz, K.: Elektrische Kraftübertragungen aus der Schweiz	7,	186
Müller-Freienfels, Dr. Richard: Die nationale Eigenart der deutschen Verssprache	12,	326
Nemo: An den Herausgeber 11, 315; 12, 332;	13,	361
Osse, Oberlehrer Dr. Hans: Die Neugestaltung der Frauenschule	13,	358
Philipp, Beda: „Frauenbewegung und christliche Liebestätigkeit“, von Luise Döring	7,	B
Reiche, Dr. Friedrich: Das allgemeine, gleiche Wahlrecht und die Kommunen	5,	113
Rote, Dr. Anton Heinrich: Carl Jentsch und die Grenzboten	6,	164
Schlösser, Prof. Rudolf: Vom rumänischen Reclam	1,	16
Schweitzer, Dr. Ernst Emil: Englands Stellungnahme zum Zionismus und der Standpunkt der deutschen Juden	8,	209
Thimme, Dr. Friedrich: Die Beratungen der Wahlrechtskommission	4,	81
Wenzke, Dr. Paul: Deutsche Flurbereinigung, 10, 270; 11, 293; 12, 320;	13,	352
Wittschewsky, Professor: Das Ernährungssystem auf der Anklagebank	2,	89
*, Preußen am Wendepunkt	4,	97
*, Zur Reform des Herrenhauses	6,	171
*, Zur inneren Politik	7,	196
—, Parlamentarische Regierung und gleiches Wahlrecht	9,	252
—, Peccatur extra et intra muros	10,	288
—, Die Parteien und die Zukunft unserer Regierungsform	11,	307
—, Die Parteien unter sich	12,	336
—, Die Machtmittel der Regierung	13,	364

Unſer Weg zum Frieden

Von Georg Cleinow

Mit tauſend Verſprechungen und den ſchönſten Ausblicken hat das alte Jahr ſich angeſchickt von uns zu ſcheiden. Doch ehe es wirklich ging, hat es noch ſchnell alle Horizonte verdüſtert und uns in eine Stimmung voll banger Unſicherheit und Nervenanſpannung geworfen. Unſere Diplomatie, die in Breſt-Litowſk unſer Geſchick aus der Hand der Armee in Verwahrung bekommen hat, gibt uns Rätſel zu raten, die an ſtarke Zumutungen grenzen. Leſen wir die amtlichen Berichte über den Stand der Verhandlungen und hören wir daneben, daß nun auch tatſächlich den Polen die Möglichkeit gegeben iſt, direkt auf die Verhandlungen zu wirken, ſo müſſen wir uns immer wieder fragen, ob unſere Einbildung Sieger zu ſein nicht doch nur ein ſchöner Traum ſei, der uns narrte und uns auch wachend nicht aus ſeiner Umklammerung freigeben will. Was ſeit Eintreffen Herrn von Kühlmanns in Breſt-Litowſk geſchieht, ſieht aus, als diktierten uns die Ruſſen den Frieden, nicht aber hat es den Anſchein, als verhandelten zwei zum Frieden geneigte Mächte über deſſen Bedingungen. Es ſcheint, als werde die Idee unſerer Feinde von jenſeits des Kanals triumphieren, wonach ein Frieden ohne Gebietserwerb und Entſchädigung Deutſchlands Kraft zugunſten ſeiner Nachbarn für ein Jahrhundert binden ſoll. Vielleicht ſehen diejenigen zu ſchwarz, die ſolch ein Ende vorausſehen, — vielleicht iſt es auch die Unkenntnis gewiſſer, den Unterhändlern allein zugänglicher Tatſachen, die uns alles ſchwärzer erſcheinen läßt. Nicht zu leugnen iſt, daß unſer Mißtrauen gegen die Diplomatie ſeit Jahr und Tag geſchärft wurde, da ſie mit vollen Händen hinauswarf, was das Volk, ſei es in unermüdlicher Friedensarbeit, ſei es im gewaltigen, blutigen Ringen ſich erworben hatte. Unſere Diplomatie hat immer ſchon ſehr teuer gearbeitet, — nun ſcheint ihr der Frieden ein ſolch erſtrebenswerter Zuſtand, daß es keinen Preis gibt, den zu zahlen ſie nicht bereit wäre. Der Widerſpruch, der zwiſchen unſeren Leiſtungen auf dem Erdball und den Ergebniſſen unſerer Diplomatie von jeher vorhanden iſt, das iſt die Quelle des Mißtrauens auch jetzt: wollen wir einen lohnenden ſicheren Frieden haben, ſo muß der Widerſpruch verſchwinden.

Dabei stellen wir uns die Aufgabe unserer Diplomaten nicht etwa leicht vor. Ihr Ziel ist ungeheuer weit gesteckt. Herr von Kühlmann strebt dem allgemeinen Frieden zu; er begnügt sich nicht mit einer Wiederherstellung der alten vertrauensvollen Beziehungen zu Rußland. Die Frage ist nur, was er für diesen allgemeinen Frieden zu opfern gedenkt.

Vergegenwärtigen wir uns die Lage.

Als wichtigste Tatsache des abgelaufenen Jahres haben wir festzuhalten, daß es uns gelungen ist, den feindlichen Wall, der uns umgibt, in einer so großen Ausdehnung niederzulegen, daß es der Entente unmöglich ist, das entstandene Loch militärisch in absehbarer Zeit wieder zuzustopfen. Rußland ist niedergeworfen. Die russische Regierung hat den Antrag auf Einstellung der Feindseligkeiten gestellt und es ist mit ihr ein Waffenstillstandsabkommen getroffen, das in einzelnen seiner Bestimmungen schon eher einem Bündnisvertrage ähnlich sieht. Damit wäre wenigstens in großen Umrissen das Kriegsziel dem alten Rußland gegenüber durchgesetzt, was ich in den „Grenzboten" im Herbst 1914 als erreichbar und wünschenswert bezeichnet habe.

Rußland ist nicht das erste Land, das sich unserem Schwert beugen mußte, aber seine gegenwärtige Regierung ist die erste der besiegten Staaten, die mutig die Folgerungen aus den tatsächlichen Verhältnissen zieht und dem Lande die Segnungen des Friedens dadurch zu bringen sucht, daß sie sich und das Volk aus der unwürdigen Abhängigkeit vom englischen Kapitalismus befreit. Durch diesen Entschluß der russischen Regierung bekommen unsere großen militärischen Erfolge auf allen Fronten, aber ganz besonders auf der russischen Front, die politische Weihe, sie beginnen sich in politische Siege umzusetzen. Diesen von der Armee eingeleiteten Prozeß, an dessen Ende der Friede winkt, wirksam zu fördern, ist Sache nicht nur der deutschen Diplomatie, sondern auch der inneren Politik sowie der deutschen Publizistik. Jeder an seiner Stelle.

Es muß dies betont werden, weil bei uns weite Kreise glauben, daß nun lediglich einige Geschicklichkeit seitens der Diplomatie dazu gehöre, den allgemeinen Frieden herbeizuführen. Dem ist durchaus nicht so und solche Auffassungen zeugen nur von einer starken Überschätzung der politischen Wirkung militärischer Erfolge, wie sie so häufig in diesem Kriege gewesen sind, — zeugen auch von einer Unterschätzung der Zähigkeit unseres eigentlichen Feindes und seiner Absichten. Rußlands Zusammenbruch ist für die Entente zunächst erst eine militärische Niederlage, noch dazu eine solche, die man langsam sich vorbereiten sah und auf die man sich einrichten konnte. Das geschickte Spiel mit der Ukraina, das noch keineswegs als beendet angesehen zu werden brauche, gibt dieser Auffassung die Berechtigung. Rußland war wie die anderen Ententegenossen in erster Linie Werkzeug des englischen Machtwillens, und wenn es auch heute ausscheidet, braucht England — so wie es einmal den Krieg für sich aufgebaut hat — sein Spiel nicht verloren zu geben. Es verfügt noch über längst bereitgestellte Reserven. Kämpft es doch nicht um Siege auf dem Kontinent!

Für England bedeutet das Ausscheiden Rußlands gewiß einen harten Schlag, aber noch lange keine entscheidende Niederlage. Vielleicht wird es vorübergehend nachdenklich gestimmt und überlegt sich die Aussichten, die an der Fortführung des Krieges hängen. Daß es durch Nachdenken zum Entschluß käme, sich mit Deutsch-

land zu verständigen, glaube ich nicht. Das hieße ja sein Kriegsziel auf dem Welttheater aufgeben! Auch, daß Rußland stark geschwächt aus diesem Völkerringen hervorgehen mußte, gehörte zu den englischen Kriegszielen; — daß der Zusammenbruch so früh kam, d. h. ehe England den so lange in Aussicht gestellten Durchbruch unserer Westfront ausführen konnte, das ist sein Mißgeschick und unser großer wohl erworbener militärischer Vorteil. Ihn gilt es auszunutzen, nicht aber zu verwässern durch diplomatische Schritte im Westen und Experimente im Osten oder sonstiges mildes Friedensgesäusle. Es gehe hart auf hart!

Wer sich ein Bild davon machen will, wie hart die Schläge sein müssen, die England noch bekommen muß, ehe es sich friedlicher Gesinnung zugänglich erweisen dürfte, der erinnere sich der großen, ja gigantischen Einzelerfolge unserer Heere und ihrer verhältnismäßig geringen politischen Wirkung. Die Überrennung Belgiens und Nordfrankreichs blieb ein militärischer Sieg, wenn auch von größter Bedeutung für die Gestaltung der Westfront und der Sicherung unserer Ernährung im Innern. Eine Entscheidung, die damals viele erwarteten, konnte sie aber nicht bringen, weil wir mit dem Lande nicht auch die alte für die Katastrophe verantwortliche belgische Regierung festnehmen konnten. Die serbische und montenegrinische Katastrophe brachten uns den wichtigen politischen Erfolg des Anschlusses Bulgariens, im übrigen vorwiegend militärische Vorteile. Sie darf neben dem jetzigen Waffenstillstand mit Rußland als der größte politische Sieg des Krieges angesprochen werden. Die Siege in Rumänien und Italien bedeuteten nach außen lediglich ein Eindrücken der feindlichen Front und die Gewinnung neuer Lebensmittel. In beiden Ländern bedarf es noch ergänzender Kriegsmaßnahmen, um die Völker zur Abkehr von der Entente zu zwingen. Keiner dieser Schläge hat England in seinem Kriegswillen erschüttert. Jede Niederlage hat es vielmehr zu neuen Kraftanstrengungen veranlaßt. In dem Maße, wie der kontinentale Kriegsschauplatz sein Aussehen zu unserm Gunsten veränderte, in dem Maße wurde der Weltkriegsschauplatz in englischem Sinne organisiert und schließlich alle Völker der Erde in den Kampf hineingezogen. Auf dem Weltkriegsschauplatz haben wir noch keinen durchschlagenden Sieg errungen. — dessen seien wir uns bewußt, — trotz des Heldenmutes unserer Flotte und der herrlichen Kolonialkrieger. Auch die gewaltigen Leistungen unserer U-Boote hatten England politisch zunächst Nutzen gebracht durch den Eintritt Amerikas in den Krieg auf Albions Seite. Und wenn auch die Schädigungen durch den U-Bootkrieg immer fühlbarer werden, so sind wir noch weit entfernt von dem Zeitpunkte, wo sie auch politisch ausschlaggebend wirken. Noch fühlt England sich stark genug, neue Truppen aus dem Boden zu stampfen und sich für weitere Kämpfe zu rüsten. Einem Gegner gegenüber, dem die Erfahrungen des Krieges das Recht zu geben scheinen, sein Vertrauen auf die Zeit setzen zu dürfen, einem Gegner, der sich mehr und mehr als die treibende Kraft des alle Welt umgebenden menschlichen Unglücks und der eigentliche Angreifer im Kriege entlarvt hat, ist mit anderen Mitteln als denen eindeutiger Machtäußerung nicht beizukommen. Den Boden des Rechts hatte er längst verlassen, noch ehe der Krieg ausgebrochen war, nämlich als seine Diplomaten Belgien zur Preisgabe seiner Neutralität zu überreden vermochten. Schon am 14. Oktober 1905 berichtet Baron Greindl, der belgische Gesandte aus Berlin, daß „die Isolierung

Deutschlands gegenwärtig das Hauptziel der englischen Politik" sei*), und nur ein halbes Jahr später, also 1906, war es ausgemachte Sache, ein englisches Hilfskorps nach Belgien im Falle eines deutsch-französischen Krieges zu entsenden.**) Nach den Veröffentlichungen aus den belgischen Archiven und Äußerungen englischer Staatsmänner und Publizisten steht Englands lang gehegte Absicht, uns jede Entwicklung über See zu sperren, so offenkundig fest, daß kein Wort mehr über unser Recht verloren zu werden braucht, den Krieg so weit zu führen, daß Englands Pläne, uns niederzuhalten, ein für allemal zuschanden werden. Unsere Regierung hat aber ungeachtet ihrer glänzend gesicherten Stellung vor der Welt noch ein Übriges getan, indem sie in ihrer Antwort auf die Papstnote die Bereitwilligkeit erklärte, zur Vermeidung weiteren Blutvergießens durch Verhandlungen zu einem gesicherten, auch unsere künftige gesunde Entwicklung gewährleistenden Frieden zu gelangen. England hat auch dies, angesichts der Kriegslage, wie wir sie ansehen dürfen, sehr weitgehende Zugeständnis durch Lloyd George rund abgewiesen und erklärt, nicht eher ruhen zu wollen, bis Deutschlands Lebensnerv vernichtet sei. So gilt es der Macht Englands, unsere eigene Macht, d. h. eine Summe aus eigener Kraft und dem Vertrauen der übrigen Völker, — entgegenzusetzen, nicht aber bei England auch jetzt wieder um einen Verständigungsfrieden zu betteln. England fordert uns heraus, einen Machtfrieden zu erzwingen. Wir dürfen uns der Aufgabe durch keinerlei Sophismen und Bedenken entziehen. Es ist eine Aufgabe, die uns das Schicksal stellt, ein Gebot der Stunde, dem auszuweichen Feigheit, Schwachheit, Torheit, Preisgabe unserer Zukunft wäre. Denn in dem Augenblick, wo wir die Kraft nachweisen, auch England den Frieden zu gebieten, werden wir dasjenige Maß an Macht besitzen, um durchgreifend auch auf die Rechtsverhältnisse in der Welt einzuwirken. Ein Sieg Englands bei seiner heutigen Geistesverfassung würde uns und alle anderen Völker rechtlos vor dem angelsächsischen Kapital machen, das jedem seiner heutigen Vasallen gleich seinen Gegnern nur das Maß an Entwicklung zubilligen würde, das ihm beliebte. Unser Sieg über England wird das angelsächsische Kapital zwingen, sich mit uns und unsern Freunden auseinanderzusetzen und unter unserer Führung ein internationales Recht zu schaffen, unter dessen Autorität die Völker der Erde den Anteil an den Gottesgaben der Natur sich gewinnen können, der ihren moralischen und physischen Fähigkeiten entspricht. Oder, wie Alfred Hettner es sagt, der Krieg solle den Widerspruch, der zwischen dem Besitze der Völker und ihrer inneren Kraft bestand, beseitigen.***)

Es war Aufgabe unserer Diplomaten in Brest-Litowsk, den Russen diese Zusammenhänge klarzulegen und ihnen gleichzeitig nachzuweisen, welchen großen Anteil Rußlands Staatsmänner an der Gestaltung des Völkerrechts gewinnen würden, wenn sie helfen, der englischen Anmaßung ein Ende zu bereiten.

Statt diesen Weg zu gehen, hat die deutsche Regierung noch einmal den Weg des Friedensangebots betreten. Bis zum 4. Januar soll Großbritannien

*) Siehe die Völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges, herausgegeben von Th. Niemeyer und K. Strupp bei Duncker u. Humblot, München und Leipzig. 1917. Bd. I. S. 18.

**) Ebenda S. 300.

***) Alfred Hettner, Der Friede und die deutsche Zukunft. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart-Berlin. 1917. S. 281.

sich darüber entschieden haben, ob es zusammen mit uns, Rußland und der ganzen übrigen Welt an einer Friedenskonferenz teilnehmen will oder nicht. Für die reinen Toren des Pazifismus mag ja solch ein Weltfriedenskongreß ein ganz erhebender Gedanke sein, — eine praktische Förderung des Friedens wäre er nicht, im Gegenteil, nur ein Atemholen der lebenskräftigen Völker, um alsdann mit um so größeren Kräften übereinander herzufallen.

Ob wir wollen oder nicht: wir müssen den Machtanspruch an der Verwaltung der Erde unserm Können entsprechend teilzunehmen, heute noch mit den Waffen in der Hand geltend machen. Die militärische Niederwerfung Englands sei daher unser nächstes unverrückbares Kriegsziel, nicht aber der Versuch, es zu Friedensverhandlungen zu zwingen.

* * *

Der eigenartige Verlauf der Friedensverhandlungen mit Rußland, der durch das neue Friedensangebot an England seine Kennzeichnung erhält, birgt, gleichgültig ob England in die dargebotene Hand einschlägt oder nicht, die große Gefahr für unseren inneren Frieden in sich, die uns aus den Erörterungen über die Ursachen des Krieges auch unter dem Stichwort der Schuld am Kriege erwächst. Der Krieg ist eine Katastrophe, die nur vermieden werden konnte, wenn England angesichts der heranwachsenden Konkurrenz Deutschlands einfach darauf verzichtet hätte, diesen Gegner zu bekämpfen; er wäre vermieden worden, wenn England sich bereit erklärt hätte, die junge deutsche Macht als „Juniorpartner" in sein Weltgeschäft aufzunehmen. Es genügt, an diese furchtbar einfachen Möglichkeiten zu erinnern, um ihre Unmöglichkeit darzutun. Wie kam England dazu, uns Platz zu machen, solange wir nicht die Kraft nachwiesen, uns selbst das zu erwerben, dessen wir bedurften. Sollen nun wir die Schuldigen sein, weil unsere wachsende Bevölkerung gewinnbringenden Anteil an der Weltwirtschaft heischte, oder sind die Engländer schuldig, weil sie uns diesen Anteil nach Möglichkeit zu schmälern suchten? Die Schuldfrage wird nicht auf diesem Wege entschieden: schuldig am Weltkriege ist, wer unterliegt! Um diese Alternative hilft uns kein Gerede von Weltfriede und Völkerglück.

Jede weitere Untersuchung geht über unsere augenblicklichen Interessen hinaus. Sie zielt darauf hin — bewußt und unbewußt —, dem Kriege den Krieg zu erklären, dem ewigen Frieden einen Weg zu bereiten. Nicht knüpft sie an an die gegenwärtigen praktisch-politischen Nöte der Völker, sondern an die edlen Utopien der sogenannten Pazifisten. Sie liefert Waffen allen den Neuerern und Weltverbesserern, die angesichts des grenzenlosen Elends der Menschheit ihre Stunde gekommen wähnen und die doch nur Unfrieden stiften können in den Reihen der Kämpfenden und daheim. Sie gefährden unseren inneren Frieden, ohne dem Weltfrieden zu nützen. Aus solchen Untersuchungen der Schuldfrage kann ein bekannter Historiker zu dem Gedanken kommen, unseren Sieg über England fürchten zu müssen, weil in seiner Folge die Reaktion bei uns triumphieren könnte! Welch' ein jämmerlicher Kleinmut! Es ist für unser ferneres Leben im Staate und auf dem Erdball viel wichtiger, daß wir heute wissen, wie unsere Arbeitsamkeit und Tüchtigkeit letzten Endes die Ursache des Krieges geworden ist, wie, daß uns gesagt wird, England ist neidisch! Das Bewußtsein, unverschuldet in

den Krieg geworfen zu sein, ist eine weit mächtiger sprudelnde Quelle unserer moralischen Kraft, als die Sorge, daß wir noch einmal angegriffen werden könnten. Nun wir wissen, was unserer harrt, wenn wir schwach werden sollten, werden wir die Mittel zu unserer Verteidigung in der Zukunft schon finden. Es gibt nur eine Parole: Stark sein! Bereit sein!

Dies stark sein und bereit sein bezieht sich auf alle Äußerungen unseres völkischen und staatlichen Daseins. Darum begleiten wir auch Herrn von Kühlmann auf dem von ihm betretenen Wege mit banger Sorge. Unsere innere Wirtschaft muß so fundiert sein, daß sie zusammen mit unserem kulturpolitischen Aufbau den festen Stamm unseres staatlichen Daseins bilden kann. Wir wissen, daß das deutsche Reichsgebiet vor dem Kriege nicht ausreichte, um mehr als vier Fünftel seiner Bevölkerung zu ernähren; ein Fünftel, etwa 12 bis 15 Millionen Deutsche waren gezwungen, außerhalb des Reiches sich nach Erwerb umzusehen. Solange das Mutterland ihre Interessen nicht zu schützen vermochte, waren sie zur Auswanderung verdammt und wurden Angehörige solcher Staaten, bei denen sie den benötigten Schutz zu finden hofften. Unsere auswärtige Politik war daher in erster Linie darauf gerichtet, in allen Ländern der Erde offene Türen zu finden oder solche für den Handel zu öffnen. Nebenher ging eine gewiß nicht stürmische Kolonialpolitik. Diese bescheidene Betätigung in der Weltherrschaft genügte, um uns den Zorn Englands zuzuziehen. Nach dem Kriege wird sie das Mindestmaß dessen sein, was wir an Weltpolitik zu treiben haben werden, um unsere Bevölkerung nicht schlechter zu beschäftigen und zu ernähren, wie es vor dem Kriege geschah. Die Erfahrungen des Krieges und seiner Vorgeschichte haben uns aber gelehrt, daß die Sicherungen und der Schutz, den wir vor der Weltkatastrophe aufbringen konnten, nicht ausreichten, um selbst die bisherige bescheidene Tätigkeit im Frieden ausüben zu können. Was wir also brauchen, ist im wesentlichen die Sicherung unserer Arbeit, nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Wo unsere Sicherungen anzubringen sein werden, haben uns die Erfahrungen des Krieges, nicht aber die Erörterungen seiner Vorgeschichte gelehrt. Wie steht es mit diesen Sicherungen auf der Friedenskonferenz zu Brest-Litowsk? Wir haben davon noch kein Wort gehört. Gerade aus unseren weltwirtschaftlichen Nöten heraus ist Belgien zum überragenden Problem geworden, von dessen Lösung die Entwicklung unseres Überseehandels ebenso wie die unserer Kolonialpolitik im wesentlichen abhängt. Die Kämpfe in Flandern und im Artois sollten jedem, der diesen Zusammenhang noch nicht erkannt hat, die Augen darüber öffnen, was England vom Besitz des Einflusses über Belgien hält. Es ist nicht nur eine militärische Aufgabe, die englische Armee vom Festlande zu verjagen, es ist die Hauptaufgabe unserer Friedensunterhändler, ganz Belgien und Nordfrankreich unter unseren Einfluß zu führen. Wir werden für jede Politik eintreten, die zu diesem Ziele führt; über die Form der Einflußgewinnung läßt sich verhandeln. Geht es ohne weiteres Blutvergießen, — um so besser!

Die Hauptsache aber bleibt die Neuordnung der Dinge in Mitteleuropa. Unter Strömen von Blut ist dieses Mitteleuropa heute mehr, als ein geographischer Begriff. Mitteleuropa ist ein Symbol der Stärke und Treue, des Vertrauens und der Macht. Und aus diesem Symbol soll ein Faktor der realen Politik entstehen. Nicht heute und morgen. Aber in übersehbaren Jahren: Gemeinsamkeit

der Verkehrsmittel, Heer und Flotte unter gemeinsamem Generalstab und Kriegsministerium, Zoll- und Münzunion.

An ein solches solide aufgebautes Mitteleuropa werden kleinere Staatengebilde, wie Holland, Belgien, die Schweiz, Bulgarien, Rumänien, Polen sicher gern Anschluß suchen und eine neu aufgerichtete, mächtige Türkei wird sich im Bunde damit sicherer fühlen, als unter dem sogenannten Schutz Albions. — Mitteleuropa wird auch tausend Anknüpfungen finden zu den neuen Gebilden, die gegenwärtig auf dem Gebiet des alten Zarenreiches im Entstehen begriffen sind, wobei Litauen und die Ostseeprovinzen eng mit Deutschland, möglichst durch Preußen verbunden werden müssen.

Alle diese schon eingeleiteten Umwälzungen legen uns Deutschen aber eine große Pflicht auf: das Reich im Innern so auszugestalten, daß es befähigt sein wird, auch die damit verbundenen Aufgaben zu leisten. Ich sagte schon: keines der internationalen Ideale hat vermocht, die Bedeutung des nationalen Gedankens auch nur um ein Jota zu verrücken. Auch der nationale Kampf, so sehr wir die Tatsache bedauern mögen, wird ein wesentliches, fruchtbringendes Element unsrer Politik bleiben. Demgemäß wird der Gestaltung unserer Ostgrenze eine ganz besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden sein. Das die Weichsel abwärts und zur Ostsee drängende Polentum darf nicht in die Lage versetzt werden, Ostpreußen, die Wiege des preußischen Königstums, und das Deutschtum im Osten von den Brennpunkten deutschen Lebens abzudrängen. Diese Teilfrage des ganzen Fragenkomplexes wird durch die angedeutete Gefahr zum Zentralproblem des Ostens, gleichgültig, wie wir uns mit Rußland einigen. Vernachlässigen wir sie, machen wir in der Polenfrage Konzessionen auf nationalem Gebiet, so nehmen wir Steine von den Fundamenten unserer Zukunft, um damit eine Gartenmauer zu errichten, über die jedermann hinüberklettern kann. In der Ostmark wie im Westen, in den reinen Nationalitätsfragen wie in den Fragen der Weltwirtschaft gilt die Parole: Stark sein! Bereit sein!

* * *

Es ist falsch, England über diesen unseren festen Entschluß im unklaren zu lassen. All unser friedliches Entgegenkommen haben seine Staatsmänner mit Spott und Hohn zurückgewiesen. Nach den Erfahrungen Englands in Flandern und bei Cambrai namentlich — denn dort lernten sie eigentlich zum ersten Male deutschen Angriffsgeist am eigenen Leibe kennen — würde eine öffentliche Bekundung des Willens, England in den Staub zu werfen, zweifellos größeren Eindruck machen, wie das neuerliche Friedensangebot. Dabei sind wir uns durchaus bewußt, daß die militärische Durchführung des Entschlusses uns noch mancherlei Opfer auferlegen wird, politische, wirtschaftliche, menschliche. Wir wissen aber auch, daß ohne die Hinwegräumung des englischen Widerstandes in Jahren kein Friede zustande kommen kann, wie wir ihn haben müssen, kein Friede, der uns und unsere Verbündeten die Möglichkeit ertragreicher Arbeit gibt. Wo schließlich die Entscheidung fällt, will sagen, auf welchem Kriegsschauplatz, das ist heute mit Sicherheit nicht zu bestimmen. Es hängt ab von dem Eindruck, den unsere weiteren militärischen Teilerfolge auf England hinterlassen werden. Ob unsere Heere den Engländer aus Frankreich oder Flandern verdrängen, in welchem Zeitpunkt wir gezwungen werden, noch

die Weltstraße Gibraltar—Suez—Aden fest in unseren Besitz zu nehmen, ob wir schließlich gezwungen sein werden, der englischen Flotte den Garaus zu machen, das steht nur insofern bei uns, als wir fest und unerschüttert in unserem Willen bleiben, England zu werfen.

Es wird also der Standpunkt vertreten, daß wir zu einem Frieden, der unseren bisherigen Opfern entspräche, nur kommen können durch die Niederwerfung Englands. Gelingt solches mit diplomatischen Mitteln, um so besser, — für alle Fälle aber ist es sicher, auch alle die Machtmittel bereit zu stellen, die notwendig sind, das Ziel zu erreichen, sofern die Kunst unserer Diplomaten doch nicht ausreichen sollte. Macht ist eine Summe aus eigener sittlicher, wirtschaftlicher und militärischer Kraft und aus dem Vertrauen, das uns Freunde und Nachbarn, das sind unsere Bundesgenossen von heute und unsere Geschäftsfreunde in der Welt von morgen, entgegenbringen. Vertrauen können im Völkerleben nur die Nationen und Staaten auf die Dauer bewahren, deren Regierungen stark genug sind, ihre Rechte wahrzunehmen. England genoß dies Vertrauen in der Welt. Das auf Preußens starken Schultern errichtete Deutsche Reich genoß das Vertrauen seiner kontinentalen Nachbarn so lange, bis es nicht zu Englands Wettbewerber in der Weltpolitik wurde und durch die Notwendigkeit in Fragen der Weltwirtschaft hinter England zurücktreten zu müssen, dessen Übermacht anerkannt hatte. Weisen wir jetzt unsere Überlegenheit nach über England, wie wir sie seinerzeit über Frankreich bewiesen hatten, so werden wir ohne weiteres Vertrauen bei allen Völkern der Erde finden, die heute in der Gefahr der Bedrohung durch England und Nordamerika schweben. Erbringen wir ihnen den Nachweis, daß sie sich an uns anlehnen können zum eigenen Nutzen, so werden sie uns lieben und uns vertrauen.

Kraft gebiert Vertrauen!

Mag der Krieg noch so günstig für uns verlaufen, unser erster Schritt zur Festigung des Friedens und zur Vermeidung von neuen Kriegen wird sein der Wiederaufbau unserer Macht. Keine internationale Idee, weder die sozialistische noch die römische, haben sich als eine solche Autorität unter den Völkern erwiesen, stark genug, den Nationen, dem Nationalismus, dem wirtschaftlichen Egoismus zu gebieten. Die Wurzeln unserer Kraft, die Sterne unserer Zukunft, unser Alles liegt im Schoße der arbeitstüchtigen Nation. Nur diese Lehre hat den Krieg überdauert, — alle andern sind zusammengebrochen und verweht beim ersten Hauch des Auguststurmes von 1914. Dem deutschen Volke den Kampf unter den Weltvölkern zu erleichtern und darum beim Friedensschluß eine breite Basis für den Kampf um das Selbstbestimmungsrecht zu bauen, das ist in Fortsetzung der Tätigkeit der Armee die Kernaufgabe der deutschen Diplomatie nach außen, mit der sie nach Brest-Litowsk gereist ist, den Frieden mit Rußland in die Form einer völkerrechtlich gültigen Urkunde zu gießen.

Der Weg zum Frieden, wie ich ihn für gangbar halte, ist sicher nicht frei von Verzichten; ohne Ausgleich gegensätzlicher Interessen ist kein Zusammenleben von Enzelindividuen, geschweige denn von ganzen Völkern möglich. Die Verzichte haben aber ihre Grenzen, und die ergeben sich aus unseren Lebensnotwendigkeiten.

Die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in den Niederlanden

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Als 1869 die Umgestaltung der preußischen Verwaltung in Aussicht stand und man unter dem Einflusse von Gneist allgemein auf das englische Vorbild blickte, wies Miquel in den „Preußischen Jahrbüchern" auf die mustergültige Verwaltungsorganisation der Niederlande hin. Und in der Tat, wenn man rechtsvergleichend fremde Einrichtungen der eigenen Gesetzgebungspolitik nutzbar machen wollte, so stand uns unser niederdeutsches Nachbarvolk unendlich viel näher als England, dessen Rechtszustände in der abgeschlossenen Insellage des Landes vielfach eine Entwicklung genommen hatten, die einen Vergleich mit den Verhältnissen des Festlandes überhaupt nicht zuließen. Nun vollzieht sich, während wir mit Einführung des allgemeinen Stimmrechtes in Preußen beschäftigt sind, eine Umgestaltung des kommunalen Stimmrechtes für die nächste Zukunft zu erwarten ist, in den Niederlanden, von den Tageszeitungen fast unbemerkt, der Übergang zum allgemeinen Stimmrechte, gleichmäßig für Volksvertretung, Provinz und Gemeinde, gerade in diesen Tagen. Deshalb gewinnen unter unserer dermaligen politischen Lage die inneren politischen Zustände der Niederlande für uns wieder eine besondere Bedeutung.

Schon durch königliche Verordnung vom 15. November 1913 war ein Staatsausschuß von hervorragenden Politikern und Juristen zur Ausarbeitung des neuen Wahlrechtes mit Verhältniswahl eingesetzt worden. Dieser Ausschuß erstattete schon am 25. Mai 1914 seinen Bericht unter Vorlage der entsprechenden Gesetzentwürfe. Die parlamentarische Erledigung nahm erheblich längere Zeit in Anspruch, da mit den Vorlagen eine Verfassungsänderung verbunden war, die eines zwiefachen Beschlusses der Generalstaaten mit zwischen beiden Beschlüssen liegender Auflösung der Kammern bedarf. Aber mitten in den Stürmen des Weltkrieges wurde das Werk vollendet. Am 5. Dezember 1917 konnten die neuen Gesetze in der altertümlichen Form von allen Rathaustreppen des Landes verkündet werden.

Die niederländische Verfassung vom 14. Oktober 1848 ist im wesentlichen das Werk des Leidener Staatsrechtslehrers Thorbecke als Ministers, dessen Bild, vom Staate gestiftet, während die anderen Bilder Privatstiftungen sind, in dem ehrwürdigen Senatssaale der Leidener Universität auf uns niederblickt. Auf Grund der Verfassung ergingen dann im Juli 1850 das Wahlgesetz, die Gemeinde- und die Provinzialordnung.

Für die Wahl der zweiten Kammer wurde danach das Zensuswahlrecht eingeführt. Die Gemeinde- und die Provinzialordnung bestimmten dann das Gemeinde- und Provinzialwahlrecht nach der Wahlberechtigung für die zweite Kammer der Generalstaaten. Die erste Kammer der Generalstaaten wurde ihrerseits von den Provinzialstaaten gewählt. Damit bestand ein durchaus einheitliches Wahlrecht von der Gemeinde aufwärts bis zur Volksvertretung — nur daß

die erste Kammer, die halb so viele Mitglieder zählte als die zweite — erste 50, zweite 100 — aus indirekten Wahlen hervorging. Hierdurch war für alle Zukunft die Gleichmäßigkeit des Wahlrechtes für alle politischen und kommunalen Vertretungskörper gegeben.

An die Stelle des Zensuswahlrechtes trat seit 1887 ein neues, das sich im wesentlichen dem 1867 von Disraeli in England eingeführten Wohnungswahlrechte anschloß. Es beruhte zuletzt auf dem Wahlgesetze vom 7. September 1896. Voraussetzung des Wahlrechtes war männliches Geschlecht und Vollendung des 25. Lebensjahres. Im übrigen hatte jeder Wähler eine Stimme. Die Wahlen erfolgten mit absoluter Mehrheit, nötigenfalls unter Stichwahl. Verhältniswahl gab es nicht. Im übrigen unterschied man

1. Steuerwähler, welche irgendeinen Betrag an direkter Staatssteuer entrichteten, nur für die Bodensteuer war ein Mindestbetrag von einem Gulden vorgeschrieben;

2. Wohnungswähler, welche als Familienhäupter oder alleinwohnende Personen ein Haus oder einen Teil eines Hauses bewohnen, wofür eine gewisse Miete nach örtlich verschiedenen Mindestsätzen vorgeschrieben ist;

3. Lohnwähler, welche während eines Zeitraumes von einem Jahre in nicht mehr als zwei Stellen tätig gewesen sind und als solche ein bestimmtes, örtlich verschiedenes Mindesteinkommen von 300 bis 500 Gulden bezogen haben oder Ruhegehalt beziehen;

4. Sparwähler, welche einen Mindestbetrag von 50 Gulden in einer anerkannten Sparkasse oder von 100 Gulden im Hauptbuche der niederländischen Staatsrentenschuld eingeschrieben haben;

5. Prüfungswähler, welche eine der vom Gesetze aufgezählten, für die Ausübung irgendeines Gewerbes, Amtes oder Berufes erforderlichen Prüfungen bestanden haben.

Kein aktives Wahlrecht hatten die aus der Armenkasse Unterstützten, Gefangene, Entmündigte, diejenigen, welche ihre Steuern nicht bezahlt hatten, und aktive Militärpersonen unter dem Range eines Unteroffiziers.

Die Wahlen waren geheim. Es mußten vorher von wenigstens vierzig Wählern unterzeichnete Kandidatenlisten eingereicht werden. Diese wurden gedruckt, hinter jedem Namen ein weißer Kreis in schwarzem Viereck. Die Arbeit des Wählers bestand nun darin, die gedruckte Wahlkarte in Empfang zu nehmen, damit in einen abgeschlossenen Raum zu treten und mit einem Bleistifte den weißen Kreis hinter dem Namen des von ihm gewählten Kandidaten zu schwärzen. Dann wurde die Karte verdeckt in die Wahlurne getan.

Auf Grund dieses Wahlrechtes besaßen bisher ungefähr 60 Prozent aller Männer von über 25 Jahren das Stimmrecht. Wahlpflicht bestand nicht. Im allgemeinen übten bisher ungefähr 70 Prozent der Wahlberechtigten ihr Wahlrecht wirklich aus.

Nach dem Gothaer Hofkalender von 1917 zählte die erste Kammer 17 Katholiken, 13 Protestanten, 3 Christlich-Historische, 18 Liberale, 2 Sozialdemokraten; die 1913 gewählte zweite Kammer 32 Liberale, 25 Katholiken, 11 Protestanten, 10 Christlich-Historische, 15 Sozialdemokraten, 7 Demokraten, also eine ziemliche Parteizersplitterung, die man aber nach den größeren Gruppen

der Rechten, der Linken und der Sozialdemokratie zusammenzufassen pflegte.

An die Stelle dieses bisher geltenden Wahlrechts tritt nun das allgemeine Stimmrecht mit Verhältniswahl und zwar, der bisherigen Entwicklung entsprechend, wiederum gleichmäßig von der Volksvertretung herab bis zu den Gemeindewahlen.

Eine eigentümliche Stellung nimmt die neue Gesetzgebung dabei zum Frauenstimmrechte ein. Dieses wird von der Verfassung zwar künftig zugelassen, so daß seine Einführung keiner erneuten Verfassungsänderung bedürfte. Die ordentliche Gesetzgebung macht aber von der verfassungsmäßigen Ermächtigung keinen Gebrauch und führt es nicht ein. Also eine bloße Verbeugung vor dem Frauenstimmrechte.

Außerdem wird eine Wahlpflicht eingeführt. Der Wähler, der unentschuldigt der Wahl fern bleibt, wird bestraft. Bei der Frage, welchen Parteirichtungen die Wahlpflicht vorwiegend zustatten kommen wird, scheint es sich zunächst um einen Sprung ins Dunkle zu handeln.

Auf dieser Grundlage wird nun das allgemeine Stimmrecht eingeführt. Also die bisherigen Befähigungsnachweise auf Grund von Steuer, Wohnung, Lohn, Ersparnissen und Prüfungen fallen fort. Bestehen geblieben sind nur Ausschlußgründe, die auf rechtskräftiger richterlicher Entscheidung wegen Verurteilung in gewissen Straffällen oder wegen Beschränkung der privatrechtlichen Verfügungsfähigkeit beruhen.

Ihren charakteristischen Zug erhält aber die neue niederländische Wahlreform durch die Einführung der Verhältniswahl. Auch diese wird gleichmäßig für alle Wahlkörperschaften einschließlich der von den Provinzialstaaten zu wählenden Mitglieder der ersten Kammer durchgeführt.

Der innere Grund lag in dem vielfach auffälligen Mißverhältnisse zwischen den abgegebenen Stimmen und dem wirklichen Wahlergebnisse, wobei ganz willkürlich bisweilen die eine, bisweilen die andere Partei geschädigt war. Dieser Umstand ließ die Einführung der Verhältniswahl nicht mehr als Parteifrage erscheinen.

Dem Bedenken, daß der rein politische Begriff der Partei mit Einführung der Verhältniswahl seinen Einzug in das Staats- und Verwaltungsrecht halten würde, ist durch den Anschluß der neuen Einrichtung an den bisherigen Rechtszustand der Boden entzogen. Schon bisher mußten vorher Kandidatenlisten eingereicht werden und konnten Stimmen nur auf die in der Wahlkarte enthaltenen Kandidaten fallen. Dabei ist es geblieben, ebenso bei der Form der Abstimmung durch Schwärzung des weißen Kreises hinter dem Namen. Die Partei bleibt also mit ihrer Wirksamkeit ganz im Hintergrunde und ist der Rechtsordnung unbekannt. Die Parteiorganisationen werden natürlich nach wie vor die Kandidaten auswählen. Aber es ist eine bestimmte Mindestzahl von Wählern, welche die Kandidatenliste einreicht. Auf andere, als die auf der Liste stehen, können keine Stimmen entfallen.

Für die neue Verhältniswahl verschwindet eine ganze Reihe von staatsrechtlichen und politischen Begriffen, mit denen man bisher gearbeitet hat, so die des Wahlkreises — wenigstens in dem bisherigen Sinne, daß von jedem Wahlkreise ein oder mehrere Abgeordnete zu wählen wären —, Mehrheit, absolute Mehr-

heit, Stichwahl und Nach- oder Ersatzwahl. An die Stelle aller dieser veralteten Begriffe tritt der neue Begriff des Wahlteilers. Das ist die Zahl, die sich ergibt, wenn man die Zahl der Wähler durch die der Abgeordneten teilt.

Man hat sich das ganze Gebiet, in dem die Wahlen stattfinden, also je nach der zu wählenden Körperschaft Staat, Provinz oder Gemeinde, als einen einzigen großen Wahlkreis zu denken, in dem alle Vertreter nach einer langen Liste auf einmal gewählt werden. Wer den Wahlteiler erreicht, ist ohne weiteres gewählt. Wenn z. B. in einer Gemeinde von 2600 Wählern 13 Gemeinderatsmitglieder zu wählen wären, so würde der Wahlteiler 2600 : 13 = 200 betragen, und gewählt wäre, wer 200 Stimmen erhalten hat.

Nun werden freilich solche runden Zahlen höchst selten vorkommen. So kann es geschehen, daß einzelne Kandidaten den Wahlteiler nicht erreicht haben, es sind aber trotzdem noch Stellen frei. Diese entfallen nach dem Systeme der größten Reste auf die Kandidaten, welche zwar nicht den Wahlteiler, aber die nächst hohe Stimmenzahl erreicht haben und deshalb als gewählt zu betrachten sind. Auch kann es, zumal man die Parteihäupter an die Spitze der Liste stellen wird, vorkommen, daß einzelne Kandidaten mehr Stimmen erhalten, als zur Erreichung des Wahlteilers erforderlich ist. Diese können auf die folgenden Kandidaten derselben Gruppe, aber nicht einer anderen Gruppe übertragen werden.

Die Begriffe der Mehrheit und der absoluten Mehrheit verschwinden damit von selbst. Es kommt nur noch auf die Erreichung des Wahlteilers oder seiner Ersatzmittel an. Für eine Stichwahl bietet sich also gar keine Möglichkeit mehr. Aber auch Nach- und Ersatzwahlen werden überflüssig. Denn wenn ein gewählter Vertreter aus irgendeinem Grunde fortfällt, tritt der an die Stelle, der die nächst große Stimmenzahl erreicht hat.

Die Voraussetzung, von der bisher ausgegangen wurde, daß das ganze Gebiet nur einen einzigen Wahlkreis bilde, ist aber eine bloße Fiktion, die nur in Gemeinden bis zu 20 000 Seelen zutrifft. Für die Kammerwahlen ist gesetzlich das ganze Land in achtzehn Wahlkreise im tunlichsten Anschlusse an die Provinzen eingeteilt. Ebenso zerfallen die Provinzen für die Wahl der Provinzialstaaten und die größeren Gemeinden für die Wahl der Gemeinderatsmitglieder in Wahlkreise, bei den Gemeinden ist deren Zahl ein für allemal auf drei bestimmt. Innerhalb der Wahlkreise können dann wieder Stimmbezirke gebildet werden, die nur zur Erleichterung der Abstimmung dienen. Tatsächlich werden also nicht etwa die 100 Mitglieder der Generalstaaten auf einmal nach einer einzigen langen Liste, sondern zunächst nur die auf den Wahlkreis entfallenden innerhalb des Wahlkreises gewählt. Die großen Wahlkreise sollen verbürgen, daß sich kein Abgeordneter als Vertreter besonderer Kirchturmsinteressen fühlt, aber doch auch andererseits nicht die Interessen ganzer Landesteile, wie Seeland oder Overyssel unvertreten bleiben. Für diejenigen Kandidaten, die innerhalb des Wahlkreises den Wahlteiler erreichen, ist die Wahl damit erledigt. Für die anderen Kandidaten kann eine Übertragung der Stimmen von einem Wahlkreise auf den andern erfolgen, die Stimmen werden vom Hauptstimmamte im ganzen Wahlgebiete durchgezählt.

Die Auffassung, daß die Verhältniswahl hauptsächlich der Partei zustatten kommt, welche die größte Gesamtzahl der Stimmen aufbringt — das würde bei

uns meist die sozialdemokratische sein — dürfte bei dem niederländischen Wahlsysteme nicht zutreffen. Denn die Parteien und die bei Einreichung der Kandidatenlisten für sie handelnden Wähler müssen in der Zahl der Kandidaten vorsichtige Selbstbeschränkung beobachten, wenn nicht zu erwarten ist, daß alle bei der Wahl durchkommen. Eine größere Anzahl von Kandidaten würde die Gefahr einer Stimmenzersplitterung unter der großen Zahl in sich tragen, so daß keiner oder nur wenige den Wahlteiler erreichen. Andererseits gibt jeder Wähler so viele Stimmen ab, als Kandidaten zu wählen sind. Vereinigt er diese Stimmen auf eine geringere Anzahl von Namen, so entfallen auf diese weniger Namen natürlich mehr Stimmen. Mit bloßen Zählkandidaturen verschwenderisch umzugehen, um nur eine möglichst hohe Gesamtzahl von Stimmen herauszubringen, verbietet daher die einfachste politische Klugheit.

Da man die Parteiführer an die Spitze der Liste setzen wird, werden diese unter allen Umständen sichere Plätze haben. Es kann also nicht mehr vorkommen, daß Parteinullen gewählt werden, während die Führer durchfallen oder nach einem Wahlkreise suchen.

Daß in den Stichwahlen sich alle anderen Parteien gegen eine wenden und diese erdrücken, ist allerdings nicht möglich, weil es keine Stichwahlen mehr gibt. Wohl aber können mehr oder minder verwandte Parteien sich von vornherein über gemeinsame Listen verständigen und damit dasselbe Ergebnis erreichen. Parteibündnisse sind also keineswegs ausgeschlossen.

Eine größere Wahrheit des Wahlergebnisses, d. h. der Übereinstimmung des Stimmverhältnisses mit dem Stimmergebnisse, wird allerdings wohl erreicht. Freilich ist auch diese Wahrheit nur relativ. Denn die Behauptung, daß keine Stimme verloren gehe, ist jedenfalls übertrieben. Solche zersplitterten Stimmen, die nicht ins Gewicht fallen, sind sehr leicht möglich, zumal wenn die Parteien unvorsichtig viele Kandidaten aufstellen.

Die niederländischen Abgeordneten haben aber die günstige Gelegenheit benutzt, um auch für sich selbst einige kleine Vorteile herauszuschlagen. Nicht nur wurden die Tagegelder der Abgeordneten um die Hälfte erhöht, wofür man ja das berühmte Vorbild der französischen Quinze mille vor sich hatte, sondern es wurde auch ehemaligen Abgeordneten, die nicht wiedergewählt werden, ein Ruhegehalt ausbedungen. Gewiß sehr nachahmenswert! Wie manchem Abgeordneten würde man gern sein Ruhegehalt gönnen, wenn er dafür von der Bildfläche verschwände. Zur Erhöhung des Ansehens der neuen Demokratie trägt es gerade nicht bei, wenn man in dieser Weise von vornherein für den eigenen Vorteil sorgt.

Die Wirkungen des neuen Wahlrechts von vornherein zu berechnen, wird schwer sein. Das allgemeine Stimmrecht trägt zweifellos stets einen starken Ruck nach den radikalen Parteien der linken in sich und zwar um so stärker, je weniger allgemein das Wahlrecht bisher war. Nun waren die vermögensrechtlichen Schranken des Wahlrechts in den Niederlanden bisher schon ziemlich geringe, allerdings doch immerhin so, daß noch 40 Prozent der erwachsenen Männer von über 25 Jahren ausgeschlossen waren. Die Zahl der auch künftig noch infolge gerichtlicher Entscheidung vom Wahlrechte ausgeschlossenen Männer wird nicht annähernd diesen Prozentsatz ausmachen. Auf eine starke Neigung der Parteiwage nach links kann man sich also gefaßt machen. Daß dieses Ergebnis durch die

Wahlpflicht ganz oder teilweise aufgehoben wird, läßt sich kaum annehmen. Denn es ist keineswegs bloß der biedere Philister, der aus mangelndem Interesse den Wahlen fernbleibt, sondern vielfach gerade der unorganisierte Arbeiter der untersten Klassen aus Mangel an Zeit oder Interesse. Dagegen wird die Verhältniswahl voraussichtlich den Zug nach links an sich nicht verstärken, namentlich wenn die Parteien sich erst mit der Technik des neuen Wahlsystemes vertraut gemacht haben und es verstehen, sich durch Parteibündnisse rechtzeitig gegen einen gemeinsamen Gegner zu sichern.

Wohl aber dürfte das sehr verwickelte Wahlrecht und die dadurch beförderte Zersplitterung und Zersetzung der Parteien nach Ansicht politisch erfahrener Niederländer eine andere, von der Demokratie gerade nicht beabsichtigte Folge haben, nämlich die Unmöglichkeit einer parlamentarischen Regierung. Man wird vielleicht einige Zeit versuchen, wider den Stachel zu löcken, bis man allgemein die Unmöglichkeit einsieht. Aber das Endergebnis wird dann doch wohl ein Regiment königlicher Kabinette sein, wie schon jetzt ein solches besteht, ohne daß man deshalb die Niederlande im Auslande, wie es mit Deutschland geschehen ist, als der Volksfreiheit entbehrend und von einem persönlichen Regimente unterdrückt hingestellt hätte. Auch hier die alte Erfahrung, daß die folgerichtig durchgeführte Demokratie sich schließlich selbst überschlägt. Eine tüchtige Dynastie verbürgt ja mindestens in demselben Maße eine gesunde Entwicklung des Staatswesens, wie die folgerichtigste Entwicklung demokratischer Grundsätze. Und Treitschke pflegte zu sagen, es habe in der neueren Geschichte nur zwei tüchtige Herrschergeschlechter gegeben, Oranier und Hohenzollern.

Leichter dürfte die Einwirkung des allgemeinen Stimmrechtes auf die kommunalen Verhältnisse von Gemeinde und Provinz festzustellen sein, nämlich daß es hier trotz einer starken Neigung der Wagschale nach links, die namentlich für die Großstädte ohne weiteres anzunehmen ist, keinen besonderen Schaden anrichten wird. Die Verhältnisse liegen hier aber wesentlich anders als in Deutschland.

Die niederländische Kommunalverfassung befindet sich nämlich in einem ähnlichen Rechtszustande wie die deutsche im 18. Jahrhundert. Der Umfang der kommunalen Aufgaben ist zwar sehr weit gezogen, dafür aber andererseits die Einwirkung der Staatsgewalt ebenso stark entwickelt.

So wird in der Gemeinde der Bürgermeister von der Krone ernannt. Die Ernennung braucht nicht aus den Ratsmitgliedern, ja überhaupt nicht aus den Gemeindemitgliedern zu erfolgen. Sein Gehalt bekommt er zwar aus der Gemeindekasse, doch wird es vom Provinzialausschusse festgesetzt. Alle Steuerbeschlüsse des Gemeinderates bedürfen der Genehmigung der Krone. Endlich kann jeder Beschluß der Gemeindebehörde, der mit den Staats- oder Provinzialinteressen im Widerspruche steht, durch königlichen Erlaß aufgehoben werden, also nicht bloß wegen Gesetzwidrigkeit, sondern auch wegen Verletzung höherer Interessen.

Die Provinzialverwaltung leitet der von der Krone ernannte königliche Kommissar mit sehr weitgehendem Einflusse, im Provinzialausschusse sogar mit Stimmrecht. Das provinzielle Besteuerungsrecht ist auf engbegrenzte Zuschläge zu einzelnen Staatssteuern angewiesen. Besondere Provinzialsteuern bedürfen eines staatlichen Sondergesetzes. Auch jeder Beschluß der Provinzialstände kann

nicht nur wegen Gesetzwidrigkeit, sondern auch wegen Verletzung des Staatsinteresses von der Krone außer Kraft gesetzt oder für eine gewisse Zeit beanstandet werden.

Bei dieser weitgehenden Einwirkung des Staates auf das kommunale Leben von Gemeinde und Provinz kann in der Tat das allgemeine Stimmrecht keinen besonderen Unfug anrichten. Insbesondere ist der größten Gefahr des allgemeinen Stimmrechtes, daß eine nach Volkstümlichkeit strebende Kommunalpolitik Ausgaben und Steuern im Interesse der breiten Masse der Nichtbesitzenden, aber aus dem Geldbeutel der Besitzenden beschließt oder anderweit die kommunalen Finanzen zugrunde richtet, von Anfang an ein Riegel vorgeschoben. Während man in den skandinavischen Ländern schrittweise mit Ausdehnung des Gemeindestimmrechtes die Schranken gegen einen Mißbrauch der Gemeindefreiheit namentlich auf finanziellem Gebiete verstärkt und die Gemeindefreiheit selbst unterbunden hat, war das in den Niederlanden gar nicht mehr nötig. Der Staat hatte bereits alle Waffen gegen einen Mißbrauch in seiner Hand.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in Deutschland seit der Steinschen Städteordnung von 1808, die den Ausgangspunkt für die ganze kommunale Entwicklung im 19. Jahrhundert bildete und auch die Einflüsse französischen Rechtes im Westen und Süden Deutschlands allmählich überwunden hat. Hier hat der Staat zwar den Kreis der kommunalen Aufgaben erheblich enger gezogen, aber innerhalb dieses engeren Kreises dem kommunalen Verbande eine weitgehende Freiheit gelassen. Abgesehen von den Ausnahmefällen, wo der Staat eine höhere Genehmigung oder Bestätigung der kommunalen Beschlüsse erfordert, nimmt er im allgemeinen nur deren Nachprüfung vom Standpunkte der Gesetzmäßigkeit in Anspruch, nicht wegen Verletzung höherer Interessen. Die Richtung der in Aussicht genommenen Verwaltungsreform in Preußen geht sogar dahin, die Fälle der Genehmigung oder Bestätigung auf das äußerste zu beschränken und damit die kommunale Freiheit noch mehr zu erweitern. Mit dieser Richtung ist eine Erweiterung des Gemeindestimmrechtes unvereinbar. Denn wie man namentlich in den skandinavischen Ländern eingesehen hat, muß die Gemeindefreiheit eine Schranke haben, entweder eine innere in dem hervorragenden Einflusse der Steuerzahler oder eine äußere in weitgehender Einwirkung der Staatsgewalt. In dieser Beziehung kann uns also das niederländische Vorbild für deutsche Verhältnisse nur die Lehre geben: Eins schickt sich nicht für alle!

Vom rumänischen Reclam

Von Professor Rudolf Schlösser

er sich in friedlichen Tagen fünf Monate in fremdem Lande aufhält und seine Zeit wahrzunehmen, die eine oder andere Verbindung anzuknüpfen und vor allem seine Augen einigermaßen offen zu halten versteht, kann ganz wohl den Anspruch erheben, wenn auch nicht gerade für einen Kenner von Land und Leuten zu gelten, so doch wenigstens darüber mitreden zu können. Anders in Kriegsläuften. Schon das besetzte Gebiet selbst gewährt in sehr vielem einen andern Anblick als sonst, der Dienst fordert seine ausgiebige Zeit, die Berührung mit der einheimischen Bevölkerung untersteht selbst dort, wo die Verhältnisse sich so seltsam friedfertig ansehen wie in Rumänien, soweit sie nicht zur Amtspflicht gehört, gewissen Beschränkungen, der ausgiebige Gebrauch der eigenen Sprache ist unweigerliches, wenn auch ungeschriebenes Gebot, und wer es unter diesen Umständen dahin bringt, mit leidlicher Sicherheit eine Zeitung zu lesen, und einer Theatervorstellung wenigstens nicht ganz ratlos gegenüberzustehen, kann schon ziemlich zufrieden sein. Immerhin bleibt aber zu unterscheiden zwischen denjenigen, die sich solche Mühe garnicht erst geben, sondern unbeirrt und unberührt durch die fremde Welt hindurchschreiten, und der beträchtlich geringeren Anzahl derer, die sich bestreben, irgendein Bild zu gewinnen, in der gewiß nicht unberechtigten Meinung, daß wir uns zu Friedenszeiten zu unserem Schaden um die Beschaffenheit derer, die jetzt unsere Feinde sind, längst nicht genug bekümmert haben. Und so mag es mir denn nicht als Anmaßung ausgelegt werden, wenn ich es wage, von einem verhältnismäßig leicht ersteigbaren Übersichtspunkt aus einen Blick auf einen bestimmten Ausschnitt aus dem rumänischen Geistesleben zu eröffnen. Einen kleinen Umweg zur Erreichung dieses Punktes wird der Leser gütig mit in Kauf nehmen.

Der Anschluß Rumäniens an die westeuropäische Kultur und dementsprechend seine Literatur im eigentlichen Sinne sind sehr jung: man kann ihre Anfänge kaum früher ansetzen als auf das zweite Viertel des vergangenen Jahrhunderts. Daß unter diesen Umständen überragende Leistungen, welche Kraft genug besäßen, sich über das einheimische Sprachgebiet hinaus durchzusetzen, nicht aufzuweisen sind, kann niemanden verwundern, was indes nicht ausschließt, daß die Zeit über ehrlich und allem Anschein nach auch mit gutem Erfolg gearbeitet worden ist, wie das auf dem Gebiet der bildenden Kunst oder doch wenigstens der Malerei ganz zweifellos der Fall ist. Soviel getraue ich mich aber jedenfalls zu behaupten, daß die eigentümliche, aus römischer Provinzialmundart erwachsene, aber stark mit fremden, namentlich slawischen Bestandteilen durchsetzte Sprache sich, von der richtigen Hand gemeistert, als ein über Erwarten leistungsfähiges Instrument erweist und noch gute Entwicklungsmöglichkeiten in sich birgt. Darüber, wie weit das rumänische Theater es gebracht hat, darf ich mich wieder nur mit vorsichtiger Zurückhaltung äußern. Zunächst habe ich zwar wahrheitsgemäß zu bekunden, daß die Gesellschaft des Nationaltheaters im Sommer 1917, vom Juni ab im Freien, vorwiegend fragwürdiges, teilweise selbst fragwürdigstes Zeug aus aller Herren Länder gespielt hat, indes ist schwer zu entscheiden, welcher Anteil an

diesen erfolgreichen Angriffen auf Lachmuskeln und Tränendrüsen auf Rechnung erschwerter Daseinsbedingungen und notwendiger Rücksicht auf ein ganz vorwiegend kleinbürgerliches Sommerpublikum zu setzen ist, und zu denken gibt es mir, daß gerade von den beiden einheimischen Stücken, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, das eine recht tüchtig, das andere sogar vortrefflich war. Der „Manesse" von Ronetti Roman, ein schon etwas älteres Werk, bewegt sich äußerlich etwa auf den Bahnen der Augier und Sardou, faßt aber sein Problem, das Judentum alter und neuer Generation, mit bemerkenswerter Sicherheit an den Hörnern, während die ganz neue Tragikomödie „Die rote Leidenschaft" von Mihail Sorbul (1916), wenn auch nicht ohne merkliche Einwirkung der Nordländer und Russen entstanden, mit erstaunlich fester Hand in das Bukarester Studentenleben der Gegenwart greift und durch die sichere Gestaltung dieser bezeichnenden Sonderwelt eine sehr beträchtliche Eigenfärbung gewinnt. Was die darstellerischen Leistungen anbetrifft, so darf man den Rumänen unbedenklich eine starke Begabung für das Theater nachrühmen, nicht zuletzt auch, soweit Humor und Laune in Betracht kommen, namentlich den vortrefflichen Tonecnu habe ich in dieser Richtung Proben eines voll gereiften Talentes ablegen sehen. Vor allem steht aber vor meiner Erinnerung die Verkörperung der ernsten Hauptrolle in Sorbuls eben genanntem Stück durch Frau Marioara Voicurescu, eine ungewöhnlich stark begabte vollwertige Künstlerin, bei der ein großes Feingefühl für seelische Vorgänge mit einer scharfen Beobachtungsgabe auf das glücklichste Hand in Hand geht. Leider hat sich die Darstellerin den weitaus größeren Teil des Sommers der Öffentlichkeit entzogen, um erst in den Wintermonaten in eigenen Kammerspielen wieder hervorzutreten. Wenn ich noch hinzufüge, daß mich ihr Spiel gelegentlich merkwürdig an die Duse erinnert hat, so will ich damit weniger ein Werturteil abgeben als die Richtung ihrer Begabung bezeichnen. Es liegt ihr — was auf rumänischem Boden durchaus nicht so häufig vorkommt — etwas unverkennbar Romanisches im Blute.

Einmal ausgesprochen, mag dieses Wort dazu dienen, gleich einige weitere Betrachtungen daran anzuknüpfen. Wer Rumänisch nach einem einheimischen Lehrbuch betreibt, sieht sich alsbald zur Übersetzung des schönen Satzes aufgefordert: „Die Italiener und die Rumänen sind Brüder." Gesetzt, diese Behauptung wäre ebenso wahr wie sie volltönend ist, so ließe sich dem Rumänen wohl kaum der Vorwurf ersparen, daß er von dieser nahen Verwandtschaft auffallend wenig Gebrauch mache, denn außer ein paar vortrefflichen italienischen Gemälden in der überraschend wertvollen Sammlung des mit der gesamten neueren Kunst Europas vollkommen vertrauten Herrn Anastasius Simu, der zum Unglück aber bulgarischer Abkunft ist, habe ich in ganz Bukarest nichts anderes Italienisches gefunden als wirklich recht gute und taugliche Regenschirme. Wenn ich nicht irre, taucht zwar in friedlichen Tagen von Zeit zu Zeit die ja überhaupt recht wanderlustige italienische Oper in der rumänischen Residenz auf und wird dann wohl kaum verfehlen, die üblichen lauten Triumphe zu feiern, im allgemeinen ist aber das geistige Leben Italiens dem Rumänen ziemlich Hekuba. Die schwere alte Kultur des sprachverwandten Landes liegt dem jungen Volke nicht, und der Italiener der Gegenwart ist ihm längst nicht unterhaltsam genug, wozu noch kommt, daß die gegebene Schnellzugverbindung nach Paris nicht über Mailand, sondern über Wien und

München führt. Denn Paris bleibt nun einmal für den bessergestellten Durchschnittsrumänen das Höchste, wobei die bestechende Außenseite und leichte Eingänglichkeit der französischen Kultur, der gerade bei den rückständigen kleinen Nationen noch unerschütterte Glaube an ihre unbedingte Überlegenheit, die Fabel von der „lateinischen Rasse" und die verhältnismäßig leichte Erlernbarkeit der Sprache mit- und durcheinander wirken. Infolgedessen gibt es in Bukarest keine halbwegs nennenswerte Buchhandlung, die nicht auch in ausgiebigem Maße französische Bücher führte, ja, eine recht leistungsfähige erhält sich sogar ausschließlich von deren Vertrieb, und die Büchereien in Privathäusern nehmen sich entsprechend aus; namentlich ist die Grande Encyclopédie das Konversationslexikon des Rumänen. Ähnlich steht es zum großen Teil mit dem architektonischen Bild und insonderheit mit den öffentlichen Baulichkeiten der Stadt, die entweder geradezu französische Arbeit sind oder doch französischen Mustern folgen, wennschon sich daneben, vorwiegend in Privathand, verheißungsvolle Ansätze zu einem einheimischen Stil regen. Alles das, obwohl die französische Kolonie am Ort zahlenmäßig gegen die sehr beträchtliche deutsche niemals hat aufkommen können, und man vom Gasbadeofen bis zur Zentralheizung, von der elektrischen Birne bis zum Klavier kaum einen kultivierteren Gebrauchsgegenstand zu Gesicht bekommt, der nicht deutschen Ursprungs wäre. Nur Puder, Schminke und Modeartikel bilden eine bezeichnende Ausnahme; wer einen Strohhut oder ein paar Kragen benötigt, wird nicht leicht an französischer Ware vorbeikommen.

Ob man es freilich mit dem Anschluß an das französische Geistesleben ebenso eilig hat wie mit dem an die französische Kleidung, steht dahin. Es gibt doch zu denken, daß im Sommer 1917 in sämtlichen Buchhändler-Schaufenstern Bukarests eine stattliche Übersetzung von Zolas „Germinal" als aufsehenerregende Neuheit auslag, und über die Gründlichkeit der französischen Studien habe ich nicht nur als skeptischer Betrachter der oder jener architektonischen Leistung, sondern vor allem als Zensor französisch geschriebener Briefe rumänischen Ursprungs mir sehr meine eigenen Gedanken zu machen gelernt. Um mich höflich auszudrücken: Untadliges ist selten dabei; und schließlich dringt Französisch auch gesellschaftlich nicht so tief ein wie man vielleicht annehmen möchte: im praktischen Leben kommt man mit Deutsch ohne Zweifel wesentlich weiter.

Einem im besten Sinne praktischen, zugleich aber auch geistig wertvollen deutschen Vorbilde folgt denn auch das Unternehmen, auf welches ich es besonders abgesehen habe und nun endlich zu sprechen kommen möchte: die „Bibliothek für alle" des Bukarester Verlags Alcalay entspricht in allem und jedem unserer Reclamschen Universalbibliothek. Schon das Format, der ziegelrote Umschlag und der bescheidene Preis — 30 Bani für die Nummer — weisen deutlich darauf hin. Allerdings, bei einer Sprachgemeinschaft von 10 Millionen Köpfen, muß mit einem weit geringeren Abnehmerkreis gerechnet werden als bei einer solchen, die, alles in allem genommen, nicht weit hinter dem Zehnfachen zurückbleibt, und so steht denn die rumänische volkstümliche Bücherei an Ausstattung und leider auch an Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit des Druckes hinter ihrer deutschen Schwester nicht unbeträchtlich zurück, und da Reclam bereits ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, Alcalay dagegen, wie sich aus einer vereinzelten Angabe der Druckzeit auf einem älteren Bändchen errechnen läßt, schwerlich viel mehr als ein Dutzend

Jahre, so nimmt sich die Bukarester Sammlung mit ihren 1000 Nummern gegenüber der Leipziger mit 6000 einigermaßen bescheiden aus. Der Rahmen ist aber um nichts enger gespannt: Dichtungen, dramatische Werke, Romane und Novellen, Märchen und Jugendschriften, antike Klassiker, Philosophie (gerade diese freilich bei Alcalay etwas spärlich) und Erziehungslehre, Geschichtliches, Biographisches, Reisebeschreibungen, Schriften zur Kunst und Literatur, Naturwissenschaftliches, selbst Wörterbücher sind hier so gut vertreten wie dort, Einheimisches und aus den verschiedensten fremden Sprachen Übersetztes steht beidemal bunt nebeneinander, und die beträchtliche Überzahl der Nummern entfällt in Rumänien wie in Deutschland auf die schöne Literatur. Auf diese möchte ich mich auch im folgenden beschränken, teils weil sie eben ein so ausgiebiges, teils weil sie besonders lehrreiches Material für allerlei Betrachtungen an die Hand gibt. Auf einen Hauptbestandteil, die rumänische Literatur, muß ich dabei freilich aus einem zwiefachen Grunde verzichten: einmal, weil ich dem Leser nicht mit Titeln und Namen aufwarten möchte, mit denen er wahrscheinlich nichts Rechtes anzufangen weiß und zu deren Erläuterung auch meine eigenen Kenntnisse nicht entfernt ausreichen würden, ferner aber auch, weil die Aufnahme neuerer Schriftsteller in die Bibliothek ähnlich wie bei uns urheberrechtlichen Beschränkungen untersteht, ein Bild von einiger Vollständigkeit also so wie so nicht zu erzielen wäre. Für das ausländische Schrifttum dagegen fällt nicht nur jenes erste Bedenken fort, da es ganz vorwiegend mit bekannteren Werken vertreten ist, sondern auch das zweite: durch keine Berner Übereinkunft beschränkt, kann der Rumäne Altes und Neues so viel übersetzen, wie er Lust hat.

Die Bestimmung dessen, was unter schöner Literatur zu verstehen sei, war verhältnismäßig leicht zu treffen. Es ist alles herangezogen worden, was sich als Gedicht oder Dichtung, Drama, Novelle oder Roman erwies, auch wo das Verzeichnis der Bücherei die betreffenden Werke unter anderen Stichworten aufführt. Nur an der Grenze nach der Märchen- und Jugendliteratur zu waren einige Entscheidungen nach subjektivem Ermessen zu treffen. So habe ich eine Auswahl aus Grimms Märchen, obwohl sie, wie schon die Beigabe von Bildern zeigt, ausschließlich für kleine Leser bestimmt ist, schon deshalb unbedenklich mit einbezogen, weil, was für den Franzosen Perrault recht war, für die deutschen Brüder unbedingt als billig gelten mußte. Dagegen habe ich mich nicht entschließen können, aus der unzweifelhaft gebotenen Ausschaltung eines Doppelbändchens Franz Hoffmannscher Jugenderzählungen die Folgerung zu ziehen, daß nun auch Edmondo de Amicis' „Cuore" zu streichen sei, denn so schrecklich mir persönlich das Buch ist, kann es doch immerhin gewisse literarische Ansprüche stellen.

Ich möchte nun zunächst mit einer Liste aufwarten, die ein zahlenmäßiges Bild davon gibt, in welcher Stärke die verschiedenen fremden Literaturen (mit Ausnahme der antiken, auf die wir für unsere Zwecke verzichten können), in der „Bibliothek für alle" vertreten sind. Es ergibt sich dabei folgendes Bild, wozu nur zu bemerken ist, daß kleinere, in einem Bändchen vereinte Werke nur als eines gerechnet sind:

	Verfasser	Werke	Nummern der Bibliothek
Franzosen	50	96	159
Deutsche	20	35	47
Russen	10	41	51
Engländer und Amerikaner	12	20	27
Italiener	6	10	13
Skandinavier	4	12	14

Von vereinzelten Vertretern anderer Nationen soll weiter unten gelegentlich die Rede sein.

Es ergibt sich also, daß die Franzosen der Verfasserzahl nach nicht nur an erster Stelle stehen, sondern es sogar mit den vier anderen großen Nationen insgesamt aufnehmen können; noch auffälliger ist aber, daß sie hinsichtlich der Nummern selbst dann noch ein kleines Übergewicht behaupten, wenn man die Skandinavier mit in die andere Wagschale legt. Lediglich in der Anzahl der Werke stehen sie hinter den vereinten vier Hauptmitbewerbern etwas zurück.

Gewiß spielen bei der mehr oder minder wahllosen Zusammenstellung einer Sammlung, wie die „Bibliothek für alle" eine ist, namentlich im einzelnen allerlei Zufälligkeiten eine Rolle. Das soeben gebotene Gesamtbild wirkt aber trotzdem so unbedingt überzeugend, daß sich von seinen Ergebnissen nicht viel wird abdingen lassen, wie sicher jeder bestätigen wird, der von rumänischen Verhältnissen eine Vorstellung hat. Die Führerstellung der Franzosen kann kaum überraschen, und auch damit, daß ihnen zunächst, wenn auch in beträchtlichem Abstand, die Deutschen folgen, hat es seine Richtigkeit. Freilich würde die Zahl ihrer Werke um ein volles Dutzend, die der entsprechenden Nummern um 14 steigen, wenn wir unter den Verfassern als Nr. 21 Carmen Sylva einstellen wollten. Ich habe davon jedoch mit gutem Bedacht Abstand genommen, nicht so sehr, weil die Rumänen ihre Königin mit großer Naivität für sich in Anspruch nehmen, als weil die auf Zufallsgründen beruhende starke Vertretung der fürstlichen Dichterin in das Bild einen ganz falschen Zug bringen würde. Alsdann folgen, ganz einleuchtend, die Russen, die zwar hinter den Engländern und Amerikanern um zwei Köpfe zurückbleiben, in den beiden übrigen Spalten aber doppelt so hohe Zahlen aufweisen als diese und somit zweifellos den Vortritt beanspruchen können, und daß die Italiener erst hinter den Angelsachsen aufrücken, und zwar mit Zahlen, die für recht bescheiden gelten müssen und in zwei anderen Fällen selbst von den Skandinaviern überboten werden, entspricht genau unseren oben gegebenen Ausführungen. Dagegen kann die Vertretung der Nordländer für verhältnismäßig gar nicht so übel gelten. Sie beweist zudem, daß man doch auch am Strande der Dâmbovitza die letzten Jahrzehnte nicht ganz verschlafen hat.

Damit die von uns zusammengestellten Zahlen einiges Leben gewinnen, müssen wir uns nunmehr die Frage vorlegen, welche Schriftsteller und mit welchen Werken sie vertreten sind, wobei wir bei den Franzosen in Rücksicht auf ihre stattliche Anzahl getrost auf Vollständigkeit verzichten und uns auf eine starke Auswahl des Bezeichnenden beschränken dürfen. An der Spitze marschieren die beiden großen Tragiker des Siècle de Louis Quatorze, Corneille mit dem Cid und dem Horace, Racine mit der Andromache und der Athalie, und für die Über-

setzungen des Horace und der Athalie zeichnet verantwortlich ein geschätzter lebender Dramatiker, Haralamb Lecca. Man ist versucht, daraus zu schließen, der französische Klassizismus wirke auf die Rumänen lebendiger als auf uns, vielleicht weil bei ihnen die Vorstellung mit im Spiel ist, ein Verhältnis zu dieser Art Kunst komme Römerenkeln zu. Breiteren Raum beansprucht allerdings Molière mit sechs Werken, worunter der Tartüffe, der Geizige und der Eingebildete Kranke; der Misanthrop fehlt dagegen, seine Herbheit mag dem rumänischen Geiste weniger liegen, während der Sinn für handfestere Komik recht entwickelt ist und dementsprechend von Molières Nachfolgern Regnard mit seinem ausgelassenen Légataire universel aufwarten darf. Mit drei recht bezeichnenden Beispielen ist der Roman des achtzehnten Jahrhunderts vertreten: Lesages Hinkendem Teufel, Prévosts Manon Lescaut und St. Pierres Paul und Virginie; man wird nicht abstreiten können, daß sich daraus schon etwas lernen läßt: mit Verstand gelesen, spiegeln die drei Werke nicht weniger wider als die Entwicklung dreier ganzer Generationen. Daß Rousseau gänzlich fehlt, wird man leichter begreifen, als daß sein Gegenfüßler Voltaire sich mit dem einen Zadig begnügen muß, wogegen Beaumarchais' Barbier von Sevilla ganz am Platze erscheint.

Ziemlich vielseitig gibt sich die neuere Zeit. Von Chateaubriand findet man die drei bekannten Meisternovellen Atala, René und Der letzte Abencerrage, von Constant den spröderen Adolphe, von Lamartine die Graziella. Daß Victor Hugo einen Übersetzer für seine Feuilles d'automne gefunden hat, darf als besondere Auszeichnung gelten, da im übrigen fremder Lyrik gegenüber fast vollständige Enthaltsamkeit geübt wird; der Dramatiker Hugo kommt mit Hernani und Le Roi s'amuse wenigstens einigermaßen zu seinem Recht, dagegen fällt es auf, daß außer den Letzten Tagen eines Verurteilten namhafte Prosawerke des Dichters fehlen, insonderheit vermißt man Notre-Dame de Paris, was sich allerdings daraus erklären mag, daß gegen umfänglichere Bände überhaupt eine merkliche Abneigung besteht, sei es nun, weil den Übersetzern oder auch ihrem Publikum die Geduld mangelt, sei es, weil der buchhändlerische Absatz sich schwieriger gestaltet. In dieser Hinsicht ist Musset, soweit er nicht als Lyriker völlig ausscheidet, ein bequemerer Autor; man trifft ihn daher auch mit vier Novellen, worunter seine Meisterstücke Emmeline und Frédéric et Bernerette, und zwei kleineren dramatischen Arbeiten an. Ihm mag gleich Théodore de Banville angereiht sein, der mit einer einzelnen Novelle allerdings wohl kaum sonderlich bezeichnend vertreten ist.

Was den neueren Roman angeht, so geben von Balzacs Können die Femme de trente ans, Eugénie Grandet und der Père Goriot, an dem wieder Lecca seine Kunst versucht hat, einen wenn nicht ausreichenden, so doch guten Begriff. Dagegen langen für Flaubert drei Novellen, deren Titel aus dem Katalog leider nicht ersichtlich sind, sicher nicht, und ebenso kommt Zola, von dem außer ein paar kleineren Sachen nur die Thérèse Raquin vorhanden ist, auffällig zu kurz; die vorhin erwähnte anderweitige Übersetzung des Germinal scheint also doch nicht ganz überflüssig zu sein. Daudet, der leicht eingängliche, darf dafür vier Hauptwerke vorweisen: zu Le Petit Chose gesellen sich der unvermeidliche Tartarin, Fromont jeune et Risler aîné und der Jack, und ähnliches gilt von Maupassant, von dem die Romane Une vie, Bel-Ami, Fort comme la mort und ein paar

Bändchen Novellen Aufnahme gefunden haben, unter denen die Boule de suif nicht fehlt. Man darf wohl annehmen, daß diese Sachen bei den Rumänen gut gehen, aber auch Anatole France mag mit seinem humoristischen Gelehrtenroman Le crime de Silvestre Bonnard und ein paar kleineren Sachen dankbare Leser finden. Etwas bescheiden nimmt sich das neuere Drama aus. Dumas bleibt auf die einzige Denise beschränkt (die Kameliendame erscheint nur unter den Romanen), Augier, in Verbindung mit Sandeau, auf den Gendre de Mr. Poirier; von Heutigen mag ihnen der fragwürdige Henri Bernstein mit La clef d'or zugesellt sein. Außerdem wären noch zu nennen François Coppée mit dem Luthier de Crémone, Hervieu mit La course du Flambeau, sowie von Zeitgenossen Rostand mit La princesse lointaine und Maeterlinck mit Soeur Béatrice. — Am Ende der Liste angelangt, wird man wohl anerkennen müssen, daß sie, trotz einzelnen Fehlgriffen und manchen Lücken, im ganzen doch einen gediegenen Eindruck macht; es ist wahrlich nicht das Schlechteste, was die Rumänen hier von den Franzosen übernommen haben.

Den Eindruck, daß man es mit dem Anschluß an das Neueste besonders eilig habe, wird man allerdings auch diesmal nicht gewinnen.

Die deutsche Literatur setzt begreiflicherweise beträchtlich später ein als die französische. Sieht man ab von Raspe-Bürgers Münchhausen, der, obwohl erst 1786 ans Licht getreten, in gewissem Sinne für vorklassisch gelten kann, so eröffnet Goethe die Reihe. Faust und Werther genießen überall im Ausland so hohen Ruhm, daß ihr Auftreten auch in unserer Bibliothek sich beinahe von selbst versteht. Daß auch Hermann und Dorothea, in Prosa übersetzt, hinten in der Walachei Leser sucht und anscheinend auch findet, erwartet man schon weniger; daß aber in den beiden einzigen weiteren Goethebändchen Werke enthalten sind, die dem Fremden so wenig naheliegen wie die Laune des Verliebten, und die Achilleis (diese im Bunde mit dem „poema" Prometheus, unter dem doch wohl das dramatische Bruchstück zu verstehen ist), mutet wie ein Rätsel an. Vielleicht mag dem Jugendwerk seine Verwandtschaft mit französischer Kunst zugute gekommen sein; die Berücksichtigung der Achilleis wüßte ich mir aber nur zu erklären, wenn ihre Übersetzung etwa von der gleichen Hand herrühren sollte, die sich an Hermann und Dorothea versucht hat und es nun vielleicht mit einer zweiten epischen Hexameterdichtung hat wagen wollen. Klarer liegen die Dinge bei Schiller. Die drei Jugendwerke, Räuber, Fiesco und Kabale und Liebe, haben auch für naivere Leser etwas Zugkräftiges, für den Don Carlos spricht außer der starken Leidenschaftlichkeit die freiheitliche Gedankenwelt, die gerade dort, wo die politischen Zustände noch unfertig sind, starken Reiz ausüben mag, und auch bei der Aufnahme des Tell in die Sammlung mag neben der großen Berühmtheit des Werkes das Motiv mitgesprochen haben. Die übrigen Dramen vermißt man; Wallenstein vermutlich, weil er zu ausgesprochen deutsch, Maria Stuart, weil sie zu spröde ist, und daß die Jungfrau von Orleans und die Braut von Messina als befremdlich empfunden werden, kann man sich erst recht vorstellen. Die drei großen Nachklassiker findet man mit vereinzelten, aber gewichtigen Arbeiten vertreten: Kleist mit der Verlobung in St. Domingo, welcher im gleichen Bändchen noch Der Findling und Das Bettelweib von Locarno beigegeben sind, Grillparzer mit Des Meeres und der Liebe Wellen (sein Gefolgsmann Halm erscheint daneben

mit dem bescheidenen Camoens) und Hebbel mit Judith und Gyges. Das zeugt zum mindesten von ehrlichem Bemühen, und von der Kleist-Übersetzung von Sanielevici, wenigstens kann ich aus Erfahrung versichern, daß sie einen recht gewissenhaften Eindruck macht, ohne deshalb ins Ängstliche zu verfallen. Mit vollen vier Werken, Rienzi, Fliegender Holländer, Tannhäuser und Lohengrin rückt Wagner auf. Die Übersetzungen von St. O. Iosif, die ich an anderer Stelle etwas eingehender behandelt habe, schließen sich gewissenhaft den Versuchen ihrer Vorlagen an und bestehen auch sonst, ungeachtet einer Anzahl von Fehlern und Flüchtigkeiten, ganz leidlich; von Einsicht zeugt es jedenfalls auch, daß der Übersetzer die ungleich schwierigeren Spätwerke Wagners sich und seinen lesenden Landsleuten nicht zugemutet hat. Die Erzählungskunst des neunzehnten Jahrhunderts wird in spärlichen aber vorwiegend guten Proben vorgeführt. Chamissos Peter Schlemihl erfreut sich seit alters eines so bedeutenden Rufes in der Fremde, daß seine Berücksichtigung nicht weiter verwundert, E. T. A. Hoffmann, der bei den Franzosen so hoch in Ehren steht, konnte gleichfalls die Fahrt nach Rumänien unbedenklich wagen, ohne daß ich leider genauer angeben könnte, was das Doppelbändchen mit seinen phantastischen Erzählungen enthält; weniger ist man darauf gefaßt, Hauffs Bettlerin vom Pont des Arts anzutreffen, die trotz ihres Pariser Schauplatzes durchaus nicht französisch anmutet. Weiterhin stößt man auf Gottfried Kellers Namen, allerdings um die befremdliche Erfahrung zu machen, daß es sich nicht um irgendwelche Novellen von ihm, sondern um die Sieben Legenden handelt. Heyse könnte bezeichnender und stärker vertreten sein als mit seinem Marienkind, dagegen kann man sich die Aufnahme von Wildenbruchs Kindertränen gefallen lassen; mit einer zweiten Novelle von ihm, Neid, verbinde ich keine Vorstellung. Daß in der Heimat schon halb Vergessenes in der Fremde noch für recht berühmt gelten kann, bezeugt die Übersetzung von Putlitz' Was sich der Wald erzählt; Anziehungskraft des Ostens auf den Osten liegt dagegen wohl vor, wenn der selige Sacher Masoch mit einer Novelle Hadaska auf dem Plan erscheint. Das neuere Drama weist nur zwei Vertreter auf. Wenn der eine davon Sudermann heißt, so fällt die Verantwortung dafür weniger auf die Rumänen als auf die Deutschen; zudem könnte er ungünstiger vertreten sein, als mit dem Johannes und Stein unter Steinen, und seinen einzigen Mitbewerber überragt er jedenfalls um ein Beträchtliches, denn es ist dies kein anderer als Wilhelm Meyer-Förster. Aber die Rumänen, die für Empfindsames nun einmal nicht unempfindlich sind, haben an Alt-Heidelberg schon lange vor dem Krieg einen Narren gefressen. Das Stück hat sich bereits vor Jahren auf dem Bukarester Nationaltheater einen Platz erobert, und ich selber habe noch im vergangenen Sommer eine der zahlreichen Aufführungen im Blanduzic-Garten gesehen, die, unter richtigem Gesichtswinkel betrachtet, für recht tüchtig gelten konnte und sogar hinsichtlich der Bühnenausstattung, das Heidelberger Schloß keineswegs ausgenommen, allen billigen Ansprüchen genügte. Wie stark das Stück eingeschlagen hat, geht deutlich daraus hervor, daß der Verlag Alcalay sich hat gestatten können, das Buch mit Bildern einzelner Szenen und Typen auszustatten, die indes leider nicht der Bukarester Aufführung entnommen sind. Höchst ergötzlich ist es, daß der Übersetzer in seiner Vorrede bekennt, neben dem deutschen Text auch die französische Übersetzung herangezogen zu haben. Ob wohl wirklich nur, weil diese, wie er hinzufügt, genauere

Bühnenanweisungen gibt? Allzuhoch braucht man übrigens den Fall Alt-Heidelberg nicht aufzunehmen. Er ändert jedenfalls nichts daran, daß man die Vertretung unseres Schrifttums in der kleinen rumänischen Bibliothek, so erwünscht auch Ergänzungen für ältere und neuere Zeit sein müssen, als würdig bezeichnen kann. Es fehlt wahrlich nicht an Werken, die geeignet sind, unsere Nation bei der fremden Leserschaft in Respekt zu setzen.

Auch die Russen haben sich zum wenigsten, was die Namen ihrer Vertreter anbetrifft, nicht zu beklagen, merkwürdig ist nur, daß man wiederholt gerade die Werke vermißt, auf deren Aufnahme man am sichersten gefaßt ist. Gleich Puschkin würde, wenn nun einmal auf seine Versdichtungen verzichtet werden mußte, mit der Hetmanstochter immer noch bezeichnender vertreten sein als mit dem Dubrowski, von Gogol findet man zwar den vollwichtigen Revisor und vier Bändchen Erzählungen, nicht aber die Toten Seelen; erst Lermontows Name begegnet in Verbindung mit seiner Hauptleistung Ein Held unserer Zeit. Auch bei Turgenieff fallen Väter und Söhne und in ihrer Art nicht minder die Gedichte in Prosa stark ins Gewicht, es fragt sich aber, ob man von den fünf Bändchen mit kleineren Erzählungen das eine oder andere nicht gern gegen den Roman Rauch oder auch gegen Die neue Generation eintauschen würde; eigentümlich auch, daß man unter Dostojewski zwar Flegeljahre und Kinderseele findet, nicht aber Schuld und Sühne, das doch den Namen des Verfassers mehr als alles andere durch alle Welt getragen hat, und daß von Tolstoi zwar Kreutzersonate und Auferstehung, sowie verschiedene kleinere Sachen ihren Übersetzer gefunden haben, nicht aber die beiden großen Romane der Frühzeit, bei denen vielleicht wieder mit der Möglichkeit zu rechnen ist, daß ihr großer Umfang abschreckend gewirkt hat. Ziemlich zufrieden können Korolenko und aus unseren Tagen Gorki sein, von deren Wesen im einen Falle Makars Traum und Sibirische Novellen, im andern Nachtasyl und Konowalow jedenfalls einen Begriff geben. Schließlich sind noch zwei Novellenbändchen von Tschechow, vier von Andrejew zu verzeichnen, der übrigens auch eine dramatische Arbeit aufzuweisen hat. Eine gewisse Fülle wird man dieser Gesamtliste trotz der diesmal besonders befremdlichen Ausfälle nicht abstreiten können. Man gewinnt daraus den Eindruck, als mache man sich in Rumänien mit der russischen Literatur recht liebevoll und eindringlich zu schaffen; vielfach ziemlich nah verwandte Kulturvoraussetzungen mögen dabei mitsprechen. Andre Slawen spielen so gut wie keine Rolle. Denn wenn Sienkiewicz mit vier Werken aufwarten darf, an erster Stelle natürlich mit dem unumgänglichen Quo vadis, so bedeutet das wohl nicht mehr als eine Huldigung an die Tagesmode, und in der Übersetzung einer Versdichtung von Svatopluk Cech wird niemand etwas anderes erblicken wollen als eine Merkwürdigkeit. Und um von Böhmen gleich nach Ungarn überzuspringen. so bleibt die Einfuhr auch von dort sehr schwach. Sie beschränkt sich auf Petöfis Dichtung Der Apostel und seinem Roman Der Strick des Henkers, woran wohl weniger die Abneigung des Rumänen gegen den Magyaren schuld sein wird als die geringe Ausdehnungskraft der magyarischen Literatur.

Käme es lediglich auf berühmte Namen und Titel an, so würden die Engländer in unserer Bibliothek vortrefflich abschneiden; aber gerade die Begrenzung der Übersetzungen auf das allgemein Bekannte und in aller Welt Anerkannte tut

auf das deutlichste kund, daß den Rumänen, wie auch gar nicht anders zu erwarten, jedes nähere Verhältnis zum englischen Geistesleben fehlt. Dafür spricht es auch, daß ein wirklich schweres Gewicht nur der Dichter in die Wagschale legt, der am stärksten über die Grenzen seiner Nationalität hinausgewachsen ist, Shakespeare. Romeo und Othello, Hamlet und König Lear wollen, wennschon sie nur einen Bruchteil seines Schaffens darstellen und durch die Bezähmte Widerspenstige recht unzureichend ergänzt werden, schon etwas besagen und ihr Vorhandensein beweist jedenfalls so oder so, daß es auch in Rumänien doch mit den Franzosen allein nicht getan ist. Gehört doch zum wenigsten der Hamlet sogar der lebendigen Bühne an, wovon ich mich selbst habe überzeugen können, wenn auch mit dem Ergebnis, daß die sonst so glücklich entwickelte Darstellungskunst zu diesem Werke denn doch nicht so ganz leicht ein Verhältnis finden wollte. Für die übrigen Engländer genügt eine bloße Aufzählung; es treten auf: Defoe mit dem Robinson, Swift mit dem Gulliver, Goldsmith mit seinem Vicar, Scott mit der Highland widow, Bulwer mit den Letzten Tagen von Pompeji, natürlich auch Tennyson mit Enoch Arden, und endlich als einziger Vertreter der Gegenwart der würdige Vater des Sherlock Holmes, Conan Doyle, der einzige zugleich, der es auf drei Bändchen bringt. Von Amerikanern schließen sich an Washington Irving, Poe, Twain und die Verfasserin des Little Lord Fauntleroy, Mrs. Burnett. Ich weiß nicht, ob sie damit im ganzen nicht noch wesentlich besser bestehen, als die Italiener, derentwegen es tatsächlich nicht einmal lohnt, eine neue Zeile anzufangen. Älteres mangelt ganz, unter den Neueren sind Capranica, Dario, Palmerini, Simoni zum mindesten für mich Namen ohne Klang; de Amicis, außer mit dem Cuore nur mit einer Erzählung vertreten, kann auch nicht für allzu vollwertig gelten, und ob d'Annunzio Kraft genug hat, mit einer mir nicht bekannten Tragödie Das Licht unter dem Scheffel und ein paar Novellen die Sache seiner Landsleute zu retten, sei dahingestellt. Man möchte gern fortfahren: „Wieviel glänzender nehmen sich demgegenüber, wenn auch nur durch den einen Cervantes vertreten, die Spanier aus" — aber, wenn man bemerkt, daß der unter seinem Namen gehende rumänische Don Quixote gerade eine Nummer der Bibliothek füllt, bleibt einem das Wort in der Kehle stecken und bange Furcht überkommt einen, es möchte hier dem wackeren Meister Miguel übel mitgespielt worden sein. Endlich noch der Norden. Über Dänemark ist kaum etwas zu vermelden, denn Andersens Bilderbuch ohne Bilder und seine Märchen fallen unter denselben Gesichtspunkt wie etwa der Vicar of Wakefield oder Enoch Arden — es läßt sich ihrer Übersetzung nichts entnehmen, und Michaelis' Revolutionshochzeit muß sich einen andern Lobredner suchen als mich. Dafür hält man bei den Norwegern unwillkürlich inne. Eine einzelne Novelle von Björnson besagt ja vielleicht nicht viel, die Aufnahme seines Schauspiels Ein Fallissement bedeutet aber schon ein Stückchen Programm, und wir sind dadurch einigermaßen darauf vorbereitet, seinen größeren Landsmann Ibsen mit vier seiner Dramen anzutreffen: Stützen der Gesellschaft, Nora, Volksfeind und Wenn wir Toten erwachen. Das ist im Verhältnis viel, und wiegt auch: seitdem ich Sorbuls Rote Leidenschaft kenne, zweifle ich nicht daran, daß es in Rumänien Leute gibt, die diese Stücke zu lesen und daraus zu lernen wissen. Ich halte das für verheißungsvoll, noch mehr aber fast gibt mir eine andere Tatsache zu denken: als einzige Samm-

lung fremdländiſcher Lyrik neben Victor Hugos Herbſtblättern verzeichnet der Katalog der „Bibliothek für alle“ Ibſens Gedichte. Mir will ſcheinen, auch darin trete wieder deutlich zutage, daß die breite Vorherrſchaft der Franzoſen im rumäniſchen Geiſtesleben ſich keineswegs mit zwingender Notwendigkeit aus der Veranlagung des Volkes ergibt, ſondern daß ſich ſchon heute neben den Göttern von der Seine auch durchaus andersgeartete behaupten können, vielleicht ſogar mit der Ausſicht, ihr Gebiet mit der Zeit nicht unweſentlich zu erweitern.

Darüber, ob dieſe Möglichkeit zur Wirklichkeit werden wird, läßt ſich in unſeren Tagen wohl noch weniger etwas vorausſagen als ſonſt. Erwünſcht wäre eine breitere Einwirkung germaniſchen und vor allem deutſchen Geiſteslebens ſchon deshalb, weil, wie gerade Rumäniens Verhältnis zu Frankreich lehrt, ſtarke kulturelle Einflüſſe leicht entſprechende politiſche nach ſich ziehen. Aber ob die führenden Schichten Rumäniens ſich nach dem Kriege grollend von Deutſchland abwenden oder ob ſie, der Stimme wahrlich nicht der Schlechteſten aus dem eigenen Volke folgend, ihre Anſicht einer gründlichen Durchſicht unterziehen und die zum guten Teil ſehr fruchtbaren früheren Beziehungen zu dem Lande ihrer Beſieger wieder anknüpfen werden, ſteht dahin. Wir können die Entſcheidung mit gelaſſener Zurückhaltung abwarten. Zur Liebe kann man niemand zwingen und in Geſchmacksſachen entſcheiden erſt recht keine Machtſprüche. Rumänien ſelbſt aber würde bei einer Entſcheidung im neuen Sinne ſchwerlich übel fahren.

Randgloſſen zu Breſt-Litowſk

Unſeren Unterhändlern den Rücken ſtärken, heißt nicht alles gut heißen, was ſie zuſtande bringen. Wenn die Dinge in Breſt-Litowſk in Bahnen gleiten, die uns verhängnisvoll ſcheinen, ſo müſſen und werden wir es ſagen. Die Perſonen der Unterhändler intereſſieren uns dabei nur ſoweit, als wir annehmen können, daß ſie auch befähigt ſind, die ſchwierige, ihnen von der Geſchichte zugewieſene Aufgabe zu bewältigen. Die richtigen Männer an den richtigen Platz zu ſtellen, iſt Sache des verantwortlichen Leiters der Reichspolitik. Daß die Aufgabe ganz beſonders ſchwierig iſt, wird von keiner Seite beſtritten. Unſere Diplomaten müſſen heute mit Verhältniſſen arbeiten, für die ſie nicht nur nichts können, ſondern gegen die ſie zum Teil angekämpft hatten. Sie haben nicht nur das moraliſche Kapital der militäriſchen Siege als Bundesgenoſſen, ſondern auch die Fehler der Auslandspolitik mancher Jahre als drückende Laſt hinter ſich. Das wird ihnen gern zugute gehalten.

Nichtsdeſtoweniger brauchten ſie ſich nicht in die Sackgaſſe führen zu laſſen, in die ſie geraten ſind durch die Forderung der Ruſſen, wir ſollten die beſetzten

Gebiete von unſeren Truppen räumen und dort eine „freie“ Abſtimmung der Nationalitäten herbeiführen, nach deren Ausfall dann die künftige Zugehörigkeit dieſer Gebiete beſtimmt werden ſolle. Hineingeraten iſt man durch die großartige Geſte des neuen Friedensangebotes an die Weſtmächte. Man arbeitet wieder genau nach demſelben Rezept, wie man in Polen arbeitete: erſt läßt man ſich die Atouts herauslocken und dann wundert man ſich, daß der Gegner immer noch neue Forderungen ſtellen kann. Im vorliegenden Falle wurden die Ruſſen zunächſt ermächtigt, die Weſtmächte zur Teilnahme an den Friedensverhandlungen aufzufordern. Erſt nachdem ſie dieſen das Anſehen der Ruſſen in der Welt gewaltig ſteigernden Entſchluß gut geheißen, gehen die Herren Diplomaten daran feſtzuſtellen, auf welcher Grundlage eigentlich verhandelt werden ſoll! Natürlich bauen nun die Ruſſen, die kaum noch etwas zu verlieren, aber alles zu gewinnen haben, dieſe Baſis ſo breit wie möglich aus. Sie ſtellen erneut eine Forderung, die ihnen General Hoffmann rund abſchlagen konnte: die Räumung der beſetzten Gebiete und ſchlagen mit dieſer Klappe gleich ein halbes Dutzend Fliegen auf einmal. Sie führen die Verhandlungen zurück auf den ſozialiſtiſchen Boden, indem ſie die Selbſtbeſtimmung der kleinen Nationen praktiſch durchzuführen ſtreben. Dadurch erwerben ſie ſich nicht nur ſtarke Sympathien bei den Bewohnern des Weſtgebiets und im neutralen Auslande, ſie ſtärken die Internationale in Deutſchland ſelbſt, wie der Sonntagsleitartikel des Vorwärts dartut, ſtärken auch ihre eigene Poſition in Rußland, wo eine Regierung, die ein Gebiet von der Größe Preußens beim Friedensſchluß ohne Schwertſtreich preisgibt, doch mit gefährlichen Gegenſtrömungen rechnen müßte. Schließlich zwingen ſie unſere Unterhändler, ſich als Bundesgenoſſen die Polen kommen zu laſſen! Die Polen als „ſachverſtändige Berater“! Als wenn ſich in einer dreijährigen Beſetzung und Verwaltung Polens nicht genug deutſche Sachverſtändige hätten heranbilden können! Der Polen Mitwirkung hat übrigens auch ihre guten Seiten, — ſie ſollen ein andermal beleuchtet werden.

* * *

In welcher Richtung ein Sieg der Ruſſen in der Frage der Gebietsräumung wirken würde, mögen unſere Unterhändler aus folgenden Ausführungen des Dichters Otto Flake über Lenin erkennen; wir entnehmen ſie der Zeitſchrift des Sozialiſten Parvus „Die Glocke“. Die große Miſſion des ruſſiſchen Revolutionärs, deſſen Beauftragte ſchließlich die Herren Trotzky und Joffe ſind, erſcheint dem deutſchen Dichter wie folgt:

„Es iſt ein Name zu vergeben. Der Krieg iſt reif zum Frieden, der wie ein Kind hinter dem Vorhang ſteht: man braucht es nur an der Hand zu nehmen und ihnen allen zuzuführen — aber niemand findet ſich. Warum? Wohl weil keiner unter denen, die ſich ſo haßerfüllt bekämpfen, die reine Hand hat. Ein Vermittler? Ach, aus dieſem Stadium iſt der Streit lange herausgewachſen; ein Vermittler appelliert an letzte Gefühle, die geblieben ſind; ein Vermittler ſöhnt aus — da iſt nichts auszuſöhnen, da iſt ein Halt zu ſprechen durch einen, der die Wahrheit erkennt und ſie in die Welt ruft: Ihr habt Euch ſo tief eingelaſſen, daß Ihr die Ordnung, in der Ihr lebtet, zerſtört habt; Ihr könnt Euer Leben nicht mehr aufnehmen, wie es war; Ihr müßt neue Form finden, das vergangene Ideal töten und das junge an ſeine Stelle ſetzen.

Spricht ſo der Vermittler, werden alle aufheulen, weil ſie ihre Macht nicht aus Händen geben wollen, die doch ſchlaff geworden ſind. Unter ihnen muß einer ſo ſprechen,

unter ihnen einer die Auflöſung erzwingen, unter ihnen einer Dämon ſein, der mitleidslos iſt, damit er Gutes wirken kann.

Iſt es in England, Frankreich, Italien, in Deutſchland, Öſterreich, Bulgarien? Seht, hier ſind alle unrein; denn ſie wollen Beute heimbringen oder von ihrer Geſellſchaftsordnung retten, was noch zu retten iſt. Sie wollen ſich nicht trennen, ſo oder ſo, von Zielen oder von Zuſtänden; ſie ſind alle der Politik verſchrieben, keiner der Idee.

Soviel Kräfte des Materiellen ſind entfeſſelt, daß keine Verſchiebung innerhalb ihrer, wie ſie auch ſei, den Frieden entbinden wird. Dieſer Frieden wird nur aus dem reinen Willen, dem Fanatismus, dem Befehl und Gebot geboren werden, aus einem Zuſtand des Denkens, dem der Zuſammenbruch der Geſellſchaft gleichgültig iſt; es ſei denn etwa, daß er ſie ſogar beſchleunigt und voll Unerbittlichkeit vollends herbeiführt.

In dem Land der Kriegführenden ſelbſt wird das geſchehen, wo der Zuſammenbruch der materiellen Grundlagen ſo fortgeſchritten iſt, daß Platz wurde für die Idee; in dem Land, wo Phaſen des Sozialismus, die anderswo noch nicht gewagt werden, Wirklichkeit geworden ſind; im Land des Extremen, Radikalen und Äußerſten — in Rußland.

Seht, wie unwahr Franzoſen ſind, die doch auch einmal eine Periode hatten, in der die prinzipielle Idee wütete und mitleidslos aus dem Weg räumte, was ihr nicht gehorchte. Seht, wie beſchränkt aber jetzt ſelbſt Engländer ſind, die nicht anders können, als den Gedanken des Irrationalen verachten, und ſeht, wie Deutſche der Vorſtellungskraft ermangeln, weil ſie glauben, das da drüben im Oſten gehe ſie nur inſofern an, als dadurch ihr Vaterland gewinne. Aber es iſt in dieſem Kriege ſchon viel geſchehen, was niemand für möglich gehalten hätte, und es wird der Augenblick kommen, wo der Name deſſen, der den Frieden erzwingt, ins Legendenhafte, Unvergeßliche, in die Phantaſie und Herzen der Welt wächſt.

Es iſt ein Name zu vergeben. Neutrale, Stockholmer und der Papſt griffen nach ihn. Keines Kraft reichte ſo weit. Aber in Rußland iſt einer, der zwei Dinge zu Ende dachte, den Krieg und den urchriſtlichen Gedanken: er knüpft ſie zuſammen, indem er den einen durch den andern erzwingt. Vielleicht iſt er nicht Chriſt im kirchlichen Sinne, denn er iſt Sozialiſt; aber er iſt es im Sinne des Slawen. Proteſtantismus verſagte ganz, an der Schwelle des fünften Jahrhunderts der Reformation: wie verherrlicht er den Krieg — ſo ſehr, daß man hinter ſeinem chriſtlichen Gott den alten deutſchen Wotan zu ſehen glaubt. Katholizismus beſann ſich tiefer; aber er iſt vorſichtig und will Erworbenes nicht gefährden. Dem Slawen allein iſt der Schoß der Dinge geöffnet, aus dem die Idee ſich ringt.

Noch weiß man wenig von den Zügen dieſes Mannes, doch ſchon etwas von dem Dunkel, das ihn überſchattet. Gedrungen und breitnackig ſoll er ſein — er paßt gut zu dem zähen Trotz und der Entſchloſſenheit, die ihn leiten müſſen. Die Phantaſie der Völker wartet wie ein lebender Muttermund auf den Namen, der ſie befruchten wird. Ewiger noch als der Name der Feldherren, die ihr Land retteten, wird der des Einen ſein, der den Frieden brachte, denn jener iſt eine nationale Angelegenheit, dieſer eine der Welt. Wie beſchränkt an Kraft, wie national gebunden ſind die Männer aller kriegführenden Völker außerhalb dieſes einen Rußland, denn ſie ſind außerſtande, ſich über ihre eigene Not zu erheben. Wie national, wie techniſch, wie unmythiſch ſind ſie alle, die wohl den Krieg organiſieren, ihn aber nicht in ſich überwinden können. Einer trat auf und wollte Schiedsrichter aller ſein; er ließ ſich hineinziehen, Wilſon; einer blieb außerhalb, aber nur, weil er ohne weltliche Macht iſt, er meinte es gut. Als dieſer zu den Völkern ſprach, der Papſt, träumte man den Großen nach, die ſeine Vorgänger waren: ſie hatten den Bann gebraucht, der bei allen Völkern verfehmte. Konnte dieſer Späte nicht auch den äußerſten Machtſpruch wagen, ſelbſt auf die Gefahr, Märtyrer zu werden? Er gebrauchte ihn nicht, die großen Zeiten der Kirche ſind tot. Nur ein Sozialiſt kann ähnliches verſuchen, und es verſchlägt wenig, daß die Sozialiſten aller Länder verſichern, daß ſie ſeinen Extremismus nicht anerkennen oder nicht für anwendbar in ihren Völkern halten; dieſer Extremismus

hätte seine Aufgabe erfüllt, wenn aus ihm, dem Zentrum des äußersten Drucks, der Friede käme. Auch Kerenski war Sozialist; er wollte bewahren und zusammenhalten, darum versagte er. Äußerstes kommt nur aus Äußerstem. Das gibt nach so vielen Seiten zu denken."

Was hier verherrlicht wird, ist ein Phantom. Die russischen Sozialisten haben noch nichts geleistet, was die aufbauende Kraft des Sozialismus nachwiese. Sie haben nur mit liberal-anarchischen Mitteln zerstört: nichts aufgebaut. Jetzt sollen unsere Diplomaten ihnen überhaupt erst die Daseinsberechtigung schaffen. Mögen unsere Unterhändler niemals auch nicht auf Sekunden vergessen, daß wir Deutsche der Beglückung durch den anarchischen Sozialismus der Russen gar nicht bedürfen und daß unser Volk ihn auch nicht will. Wir haben ja selbst eine Macht hervorgebracht, moralisch und physisch stark genug, breit im Bewußtsein des Volkes gelagert, um unsere Zukunft sicherzustellen. Diese Macht ist unser eigenartiges deutsches Staats- und Pflichtbewußtsein mit seinen starken konservativ-demokratischen, aber beileibe nicht anarchischen Elementen. Flake nennt uns „unrein" mit den Engländern und Franzosen auf einer Stufe, weil wir „von unserer Gesellschaftsordnung retten wollen, was noch zu retten ist". Eine Gesellschaftsordnung, die diesen Krieg überdauern konnte, ist doch noch nicht so morsch, daß sie „gerettet" zu werden braucht. Ein Volk, das so für seinen Staat und seine Nationalität eingetreten ist mit seinen besten Kräften, wird auch bereit sein, hinter seine Unterhändler zu treten, die seine Interessen kraftvoll und zielbewußt vertreten.

Berlin, den 31. Dezember 1917. G. Cl.

Neue Bücher

Die Frage, ob und wie das deutsche Volk durchhalten und die ganz außerordentlichen Aufgaben jeder Art nach dem Kriege meistern wird, ist nicht nur eine Magen- und Wirtschaftsfrage, sondern weit mehr, als dem oberflächlichen Beurteiler scheinen mag, eine Bildungs-, eine Erziehungsfrage im tiefsten Sinne. Trotz der erstaunlichen Leistungsfähigkeit des deutschen Volkes auf fast allen Gebieten dürfen wir doch die Augen nicht davor verschließen, daß der Krieg Mißstände und Gefahren in den deutschen Lebensverhältnissen aufgedeckt hat, die nur durch eine zielbewußte, ganz umfassende Erziehungs- und Bildungsarbeit beseitigt werden können. Ich erinnere nur an die unser ganzes Wirtschaftsleben — trotz der Herrschaft des sozialen Gedankens — verunstaltende Selbstsucht weiter Volkskreise, an den Wucher, an den politischen Zwiespalt, den Mangel an einheitlichem Zielbewußtsein, kurz an den Mangel an staatsbürgerlicher Erkenntnis und an staatsbürgerlichem Pflichtbewußtsein.

Bestrebungen, in dieser Hinsicht Besserung zu schaffen, waren schon vor dem Kriege in so vielerlei Gestalt vorhanden, wie es nun einmal deutsche Eigenart, deutscher Vorzug und deutsche Schwäche ist. Es kann hier nicht versucht werden, auch nur mit wenigen Worten ein Bild zu geben von dieser vielgestaltigen, lebens- und liebevollen Tätigkeit in Schule und Verein, in Stadt und Land. Es sei statt dessen verwiesen auf einige Hauptwerke unserer Jugendpflege- und Volksliteratur: auf das umfangreiche, als Ganzes wie im einzelnen vorzügliche „Handbuch der Jugendpflege" (15 M.), auf Reins „Handbuch der Pädagogik" (beide im Verlag Beyer u. Söhne in Langensalza), auf die Schriften der Zentralstelle für Volkswohlfahrt (Carl Heymanns Verlag, Berlin), auf die vortrefflichen „Jugendpflege"-Bände des Verlages Eugen Diederichs und schließlich auf die sehr brauchbaren Übersichten, die die Sammlungen der Verlage Göschen und Teubner enthalten aus der Feder bekannter Fachmänner wie Sievers und Wiemann.

Die Fragen der Volksbildung und Jugendpflege nun, die gegenwärtig im Vordergrunde der Erörterung stehen, knüpfen sich an die Gegensätze: Zwang oder Freiheit? Staatliche Regelung oder freie Jugendvereine? Allgemeine Fortbildungsschule oder Fachschule? Humanistische oder nationale Bildung? Verstandes- oder Gemüts- und Willensbildung? Schul- oder Gemeinschaftserziehung? Massenschule oder Begabtenschule? — Es sind die alten Antinomien der menschlichen Daseinskräfte, zumal des deutschen Lebensbedürfnisses, die in diesen Schlagworten zum Ausdruck kommen. In ihrer Verschmelzung, im Ausgleich wird das Heil der Zukunft liegen. Wer uns einen Weg zeigt, der in das Haus führt, da diese Gegensätze sich zur Harmonie bequemen, der muß uns hochwillkommen sein, auch wenn er das Pflaster für den Weg und das Gerüste für das Haus zum guten Teil von Nachbarn jenseits der schwarzweißroten Pfähle geholt hat.

Darum, scheint mir, ist das Buch von Dr. Else Hildebrandt, **Die schwedische Volkshochschule**, ihre politischen und sozialen Grundlagen (Berlin 1916, Carl Heymanns Verlag. Preis 4 M.), auch nach seiner Bedeutung für unser Bildungswesen, höchst verdienstlich. Es ist, hervorgegangen aus einer Doktordissertation, nicht eine Programmschrift, sondern eine ganz sachlich-wissenschaftliche Darstellung (das Schlußkapitel ausgenommen). Man kann es ein Muster deutscher Gründlichkeit nennen. Die Einleitungsabschnitte, die die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Grundlagen der Volkshochschularbeit in Schweden erörtern, verarbeiten eine solche Fülle von historischem, rechtlichem und statistischem Stoff, daß ihnen ein Wert für sich zukommt, wenn auch andererseits der Zusammenhang mit dem Gegenstand der Schrift oft nicht genug in Erscheinung tritt.

Wem zum ersten Male diese nordisch-germanische Schulform der Volkshochschule in den Gesichtskreis kommt, wird gefesselt durch das Erlebnis einer klaren, zielbewußten und höchst erfolgreichen Eigenwilligkeit. Sie zieht unwiderstehlich in ihren Bann und spornt an zur Nacheiferung. Wer einen unmittelbaren Blick in diese Welt mit eigenen Augen tun möchte, der vertiefe sich in das ansprechende Bildchen in dem Langewiesheft: „Dänische Maler", S. 74, das einen Festtag der Schule darstellt. Die Volkshochschule stammt ja aus Dänemark, das in Grundtvig und Kold die Begründer seiner hohen Bauernkultur und seines erstaunlichen wirtschaftlichen Aufschwungs (auf Grund der Genossenschaft und Gemeinbürgschaft) verehrt. Da haben wir wirklich das Vorbild, das uns gerade

angesichts gewisser Kriegserfahrungen zur Nacheiferung veranlassen sollte — trotz des Bewußtseins unserer abweichenden Lebensbedingungen und unserer Eigenart.

Wir machen uns oft noch ein falsches Bild von der nordischen Volkshochschule. Sie ist nur insofern etwas mit unseren akademischen „Volkshochschulkursen" verwandt, als sie ebenfalls freiwillig Erwachsene „aus dem Volke", nicht — mehr oder weniger zwangsweise — halberwachsene Schulentlassene versammelt und als Unterrichtsform den Vortrag, in der Zielsetzung eine gehobene allgemeine Bildung bevorzugt. Ihr Eigenwert liegt in der bewußt nationalen und staatsbürgerlichen Erziehung und in dem Gemeinschaftsleben des ländlichen Schulheims, das mit wärmender Kraft die ganze Schule durchdringt und zusammenhält. Es sind private bzw. genossenschaftliche Unternehmungen, die — und das ist wiederum sehr beachtenswert — staatliche Unterstützung und Förderung in steigendem Maße genießen und fast durchweg Bauernhochschulen bzw. ländliche Hochschulen für junge Leute beiderlei Geschlechts (mit auf Winter und Sommer verteilten oder gemeinsamen Kursen) aus allen, aber doch vorwiegend ländlichen Kreisen.

Die Frage, ob und wie wir diese Schulform übernehmen sollen, ob sie empfehlenswert, brauchbar oder gar notwendig für uns ist, kann hier auf knappem Raum naturgemäß nicht erörtert werden. Sie hat erklärlicherweise schon manchen deutschen Erzieher beschäftigt. Die vortreffliche Schrift von Dr. A. Hollmann „Die dänische Volkshochschule" (Berlin 1909, Parey, 3 M.) legt dafür beredtes Zeugnis ab; desgleichen — um nur einiges zu nennen — vor allem die verschiedenen Berichte von Professor Rein-Jena, besonders der ausgezeichnete, knappe Überblick in seinem „Handbuch", ferner die Hefte von Fr. Lembke (Lipsius und Tischer, Kiel bzw. Dürerbundflugschrift 42), sowie die sehr empfehlenswerte Arbeit von Ronberg Madsen: Grundtvig und die dänischen Volkshochschulen (Beyer und Söhne, Langensalza, Pädagog. Magazin Nr. 253; 1,60 M.); und schließlich ein Wegweiser, an dem niemand vorübergehen sollte: Gröndahl: Staatsbürgerliche Erziehung in Dänemark (Teubner 1911, 0,60 M.). (Außer dem Hollmannschen Buche sind diese Schriften bei E. Hildebrandt nicht genannt.) Eine sehr erfreuliche Ergänzung zu ihrer Hauptarbeit hat Dr. Else Hildebrandt in der Tatflugschrift 16 des Verlags Eugen Diederichs, Jena, „Arbeiterbildungsfragen im neuen Deutschland" geliefert. Sie ist geeignet, den Eindruck des unvollkommenen und recht anfechtbaren Schlußkapitels ihres Buches und einer allzu harten gelegentlichen Kritik unserer Jugendpflege völlig zu verdrängen und deutsche Arbeiterhochschulen wirklich als wünschenswert und durchführbar, ja als eine Forderung des Tages erscheinen zu lassen. Das Studium dieser Schrift ist ein Genuß und ein Gewinn.

Das läßt sich zwar nicht in gleichem Maße von einer „Denkschrift zur Begründung einer deutschen Volkshochschule" von Bruno Tanzmann (Wanderschriften-Zentrale, Dresden-Hellerau 1917) behaupten. Sie wird aber manchem nicht unwillkommen sein und darf nicht unerwähnt bleiben, weil sie die Aufgabe mit viel ehrlichem und tatkräftigem Willen und mit manch gutem Rüstzeug angreift. Die Form der Darstellung zeigt jedoch so erhebliche Mängel des Aufbaues und des Stils, die der Verfasser nur zum Teil mit der raschen Entstehung entschuldigen kann, daß das Lesen allzu oft durch Unklarheiten und Fehler gestört wird und der Gesamteindruck ein unruhiger ist. Trotz dieser Mängel und trotz einer lauten

Germanomanie und anderer Einseitigkeiten sei das Buch zur Anregung und als Hilfsmittel der Beachtung empfohlen.

Eine eingehende Erörterung der hier angedeuteten Fragen im Anschluß an obige Schriften war bereits im Frühjahr dieses Jahres fast vollendet, als die ganze Bücherſammlung mitsamt der Handschrift auf einer Urlaubsfahrt verloren ging, d. h. wohl einem — Fleischmarder zum Opfer fiel. Der Berichterstatter, dem es jetzt an der nötigen Muße fehlt, die Vorstudien zu wiederholen, hofft nach dem Kriege seinen ursprünglichen Auftrag ausführen zu können.

Albrecht Dähr

Rudolf Presber, „Notizen am Rande des Weltkrieges". Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1917. Preis geh. 3 M., geb. 4 M.

Eine Sammlung kleiner Aufsätze, die während des Krieges entstanden und veröffentlicht worden sind, keine Abhandlungen, die belehren wollen und doch gelegentlich stärker wirken als wohlgesetzte Reden über Moral — Glossen, die kleinsten Auswirkungen der großen Ereignisse gelten, Charakteristisches im Momentbild bannen und unter fröhlichem Lachen die Geißel schwingen. Für den Tag geschrieben, werden sie über ihn hinaus Wert behalten, denn sie tragen in die Kriegsliteratur Züge, die das Bild der Zeit zu vervollständigen geeignet sind. Unser Denken trennt sich schwer vom Kriege, daher wirken Bücher wie das vorliegende so wohltuend, indem sie die völlige Richtungsänderung der Gedanken nicht verlangen und uns doch aufatmen lassen unter den wärmenden Strahlen eines prächtigen Humors. M. K.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 38/37.

Mitteleuropa

Eine Bücherbesprechung

Von Georg Cleinow

Von zahlreichen Deutschen lebhaft begrüßt, von ganzen Parteigruppen bekämpft, aber nur von wenigen Menschen in seinem vollen realen Wert erfaßt, hat der geographisch-politische Begriff Mitteleuropa Eingang in unsere Sprache gefunden, wie etwas ganz Selbstverständliches. Den meisten ist Mitteleuropa vertraut als Kartenbild, an dessen rechter und linker Seite die deutschen und anderen Schützengräben entlang laufen. Vielen hunderttausend Männern verbindet sich damit die Erinnerung an eine fünf- bis sechstägige ununterbrochene Eisenbahnfahrt ohne Paß- und Zollrevision, die sie von Flandern nach Bukarest oder von Mazedonien nach Kurland geführt hat. Einige Auserwählte sind im Balkanzuge von Berlin nach Konstantinopel gereist und für die ist dann schon ebenso wie für die ehemalige Internationale Schlafwagen-Betriebsgesellschaft das Wort zu der geschmacklosen Bildung Mitropa zusammengeschmolzen. Aber was Mitteleuropa bedeutet und unter gewissen Voraussetzungen bedeuten könnte für jeden einzelnen von uns, für jeden Volksstamm, der zwischen Nordsee und Bosporus um sein Dasein ringt, für die einzelnen Gewerbe ebenso wie für die Staaten und nationalen Kulturen, davon haben sich, wie schon gesagt, bisher nur ganz vereinzelte Persönlichkeiten eine feste Vorstellung gemacht. Selbst die Schriftleitung des Fachblattes „Mitteleuropa“ kann unmöglich dem Kern der Sache nähergekommen sein, — andernfalls würde sie nicht unter der schönen Flagge fast ausschließlich Besprechungen, Nachrichten und anderes über die polnischen Dinge bringen. Die Polenfrage ist doch noch nur ein Teil des mitteleuropäischen Problems und zwar ein Teil zweiter, wenn nicht dritter Ordnung, wenn auch gewisse Kreise sie geflissentlich in den Vordergrund drängen.

Über Mitteleuropa geographisch braucht nicht gehandelt zu werden; der geographische Begriff ist in unserem Zusammenhange unerheblich, da er sich mit den wirtschafts- und staatspolitischen Begriffen durchaus nicht zu decken braucht. Unser politisches Ziel unter der Flagge Mitteleuropa wäre z. B. schon lebensfähig gemacht,

wenn nur Deutschland und Österreich-Ungarn eine Art Zollverein miteinander eingingen, und es könnte sich unter Umständen als schwer gefährdet erweisen, wenn sich außer den genannten Staaten noch Bulgarien, Rumänien, Polen, die Schweiz, Belgien und Holland zusammenschlössen, also das gesamte geographische Mitteleuropa.

Mitteleuropa ist vor allen Dingen ein wirtschafts-politischer Begriff, der anknüpft an die Bestrebungen des alten Zollvereins und getragen wird von der durch den Krieg geweckten Erkenntnis, daß weder das Deutsche Reich, noch die Habsburgische Monarchie jedes für sich befähigt sind, im Wirtschaftskampf der Völker des Erdballes auf die Dauer zu bestehen und ihre Selbständigkeit zu bewahren. Um diesen realen Kern winden sich mehr oder weniger ideelle Wünsche und Bestrebungen der Völker und Fürsten, der Nationalitäten und Gewerbe, der Finanzmächte und Kulturvereine. Jedes strebt die Verbreiterung seiner Wirtschaftsgrundlage an, um an den weltwirtschaftlichen Möglichkeiten um so mehr beteiligt zu werden, sei es auf Kosten, sei es mit Hilfe des nächsten Nachbarn. Dementsprechend gibt es auch gerade unter den an der Weltwirtschaft bereits stark Beteiligten Gegner der Mitteleuropa-Politik, da genug wirtschaftliche und kulturelle Kreise durchaus zutreffend erkennen, daß dies Mitteleuropa von ihnen viele Entsagung und manchen Verzicht fordern wird, ohne ausreichende Gegenleistung. — Wir sind „Mitteleuropäer" aus einem tiefempfundenen Freiheitsdrange heraus. Die Erde, die Gott den Menschen zur Besiedlung und Nutzung übergeben hat, sollte frei sein von allen künstlichen Schranken, die wir aufzurichten noch gezwungen sind, um die Niederlegung der natürlichen durchführen zu können. Auf dem Wege dahin liegt die Bildung der Weltreiche, der Zusammenschluß der Einzelstaaten zu Bundesgebieten. Je freier sich der Warenverkehr von allen Zoll- und Tarifhemmungen vollziehen kann, um so näher kommen wir auch dem großen Augenblick, wo der Mensch als Herr der Erde überall auf ihr sich wird tummeln können, ohne darin durch andere Menschen behindert zu werden.

Es gibt leider kein Buch oder, um mich vorsichtiger auszudrücken: ich kenne kein Buch, das das mitteleuropäische Problem so klar zur Darstellung brächte, um es als Leitfaden zur Einführung allein giltig zu empfehlen. Eine Zeitlang habe ich Friedrich Naumanns Schrift „Mitteleuropa", Berlin 1915, Druck und Verlag von Georg Reimer, für eine Arbeit gehalten, die diesem Anspruch gerecht wird, bin aber davon zurückgekommen, nachdem ich mich durch einen Berg von mehreren Dutzend Büchern und Heften hindurchgelesen habe. Naumann ist als Einführung sogar völlig ungeeignet. Seine Darstellung verwirrt mehr, als sie klärt. Unbequeme Teilfragen übergeht er mit einigen glatten Sätzen. Schön, dichterisch schön geschrieben, wirkt, wie alles, was Naumann veröffentlichte, auch sein Mitteleuropa ästhetisch angenehm. Damit aber ist der Nutzen der Schrift erschöpft. Man erkennt wohl das Ideal, zu dem er strebt, aber nicht den Weg, um es erreichen zu können. Naumann lenkt die durch ihn angeregte Phantasie auf Irrwege und weit über das erstrebenswerte Ziel hinaus; er läßt den Leser sündig werden, dann überläßt er ihn der Not! Der Vorzug von Naumanns „Mitteleuropa" liegt auf einem anderen Gebiet: es versetzt die Masse der unkritischen Leser in den optimistischen Glauben, als seien die inneren Widerstände und Gegensätze in Mitteleuropa so geringfügig, daß es nur des Willens der Regierenden bedürfe, um dem Ideal zum Siege zu verhelfen. Dadurch wird die für

die Durchführung großer Dinge im Völkerleben notwendige Stimmung erzeugt, mit der schließlich energische Führer die Probleme der Menschheit zu lösen wissen. Ob das Jahr 1915 schon den Zeitpunkt brachte, um eine solche Stimmung zu erzeugen? Die Frage stellen, heißt sie verneinen!

Noch gehörte die Stunde der wissenschaftlichen Durchdringung des Problems und unsere Gelehrten brauchen, wie auch die schwere Zeit der Kriegsnot erneut lehrte, keiner künstlichen Aufpeitschung ihres Forschungseifers. Auch um unser Problem ist eine tiefgründige wissenschaftliche Literatur entstanden, von der noch die Rede sein soll, da eine Einführung in das Problem selbst das dreibändige Werk des Vereins für Sozialpolitik nicht ist, das unter Heinrich Herkners sachkundiger Leitung von den bedeutendsten deutschen Nationalökonomen herausgegeben wurde (Duncker u. Humblot, München) und das Problem unter Beschränkung auf die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reiche und seinen Verbündeten in mehreren wissenschaftlich tief durchgearbeiteten Aufsätzen angreift. Es wendet sich an solche Leser, die das Problem als Ganzes bereits überschauen und wissenschaftliche Aufklärung in Einzelfragen suchen.

Mir hat, nachdem ich Naumann und einige Einzelaufsätze zur Frage gelesen hatte, ohne Klarheit zu gewinnen, die Schrift von Dr. Erich Pistor, Sekretär der Wiener Handelskammer, die „Volkswirtschaft Österreich-Ungarns und die Verständigung mit Deutschland", X u. 175 Seiten stark, Berlin 1915, Druck und Verlag von Georg Reimer, den Weg zur gewünschten Einführung gewiesen. Man lese zweckmäßig zuerst das letzte „Die Zukunft" überschriebene Kapitel (S. 130—175) und greife dann zurück auf den Anfang, auf die Abschnitte Land, Leute, Landwirtschaft, Industrie, Handel und Verkehr, die wichtigsten Bilanzen. Aus diesen Stichworten erkennt der Leser schon, daß Herr Pistor an das Problem von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus herantritt. Es sind habsburgische Sorgen, die dem Autor die Feder führen. „In Österreich-Ungarn muß . . . baldigst ungleich mehr als bisher der Drang nach der Welt zur Betätigung gelangen, es muß zur vollwertigen Mitarbeit gebracht werden, soll nicht der richtige Zeitpunkt auf immer versäumt werden." (S. 133). Seine Schrift will, wie Pistor selbst sagt, „die Machtentfaltung des habsburgisch-lothringischen Herrscherhauses"; „die endliche vollständige Erschließung der Reichtümer der Donaumonarchie an Menschen und Gütern"; „die Weltgeltung deutscher Kultur und die einheitliche Weltwirtschaftspolitik der Mittemächte und ihrer Bundesgenossen". (S. III.) Während Friedrich List noch „um die Wende der achtzehnhundertvierziger Jahre von der Überlegenheit der österreichischen Industrie gegenüber jener des Zollvereins" (S. 130) sprechen konnte, erkennt Pistor an, daß mit der Reichsgründung „auf dem einstigen Gemengsel von Mittel- und Kleinstaaten, dank glänzender Organisation größten Stiles . . .", nachdem „eine vollkommen gefestigte und genügend breite Basis der Entwicklung gesichert war", „Deutschland begann, als wirtschaftlicher Faktor emporzublühen" (S. 130). Diese Feststellung führt den Autor zu der Anerkennung der Tatsache, daß Österreich-Ungarn seinen großen Anteil an der Weltwirtschaft gewinnen könne durch Zusammenschluß mit Deutschland: „es handelt sich nicht . . . um die Anhäufung von eroberten Gebieten . . ., sondern um die Schaffung großer, gemeinsamer Entwicklungssphären von Kultur, Wirtschaft und darauf fußend von politischer Macht nach innen und außen". (S. 133.)

„Nach dem Kriege wird vermutlich die alte Erscheinung Platz greifen, daß Deutschland kraft seiner weitreichenden Beziehungen und der ihm zur Verfügung stehenden Basis von hochstehender, unternehmender Bevölkerung und leistungsfähiger Produktion an den besseren oder schlechteren Absatzchancen einen unvergleichlich größeren Anteil nimmt, als die Monarchie . . . Ein solcher Ausblick kann den österreichischen Volkswirt kaum befriedigen und gerade jetzt, wo die alte Donaumonarchie in diesem Weltkriege, dank dem Opfermute und der Begeisterung seiner Bevölkerung, eine Kraft bewiesen hat, die es einer glücklicheren Zukunft als Vergangenheit würdig erscheinen ließe, müßte doch die Regierung, das Unternehmertum und das Volk alles daran setzen, um bessere Grundlagen zu schaffen und vor allem die Monarchie aus ihren, im Verhältnis zu anderen Großstaaten bescheidenen Verhältnissen und Beziehungen zum internationalen Verkehr und Handel herauszureißen, das Reich enger an den Weltverkehr, die Weltkonjunkturen und die damit verbundene günstigere Verteilung der Risiken zu knüpfen. Nur mit einer kleinen Änderung in der Steuerung unserer Volkswirtschaft, begleitet von liebenswürdigen Gesten und Worten gegenüber Deutschland wird sich dieser notwendige Umschwung in den Grundlagen der Volkswirtschaft und ihren Beziehungen nicht herbeiführen lassen." (S. 134.)

„Es ist . . eine grundlegende Änderung des Kurses um sonotwendiger, als möglicherweise nach der wunderbaren Windstille, die während des Krieges und unter dem militärischen Regime in den nationalen und politischen Kämpfen der Monarchie eingetreten ist, angefacht wie von einer Windsbraut, der alte politische Hader in erhöhtem Maße wieder emporwächst, mit seinen lähmenden Wirkungen alle wirtschaftlichen Entwicklungstendenzen überspinnt und so die Bestrebungen der Expansion weitgehend hemmt. Da kann nur der Blick auf Weltschicksale und Weltverkehr, auf gesteigerte Einflußnahme hieran den Völkern Österreich-Ungarns jene Energie des Zielbewußtseins geben, die zur Regeneration von Staat und Volkswirtschaft notwendig ist, die zu den bewundernswerten, für den Krieg gebrachten Opfern freiwillig und freudig neue Opfer wie für einen zweiten großen Krieg fügt, um den erzielten Erfolg wirtschaftlich voll auszunützen, um Österreich-Ungarn neben Deutschland zu stellen, um auch unserem Vaterlande aus diesem Kampf um die Weltherrschaft und um den Einfluß auf seine zukünftige Entwicklung den gebührenden Anteil zu sichern. Als dieses Mittel der Neuorientierung Österreichs in Außen- und Innenpolitik, sowie in seiner Volkswirtschaft, kommt nur das viel erörterte Instrument der wirtschaftlichen Verständigung mit Deutschland in Betracht." (S. 134/5.)

Pistor untersucht dann „die Aufgaben und Bedingungen", denen die Verständigung zu entsprechen hätte, „weil sich danach der Grad der gegenseitigen Annäherung bestimmt". Mit anderen Worten, der Autor rollt nun das Problem in seiner Gesamtheit vor unseren Augen auf. Spricht er auch vom österreichisch-ungarischen Standpunkte, so gilt das meiste im wesentlichen auch für uns Reichsdeutsche, die, wenn auch in industrieller Beziehung besser gestellt wie die Donau-Monarchie, mit dieser einen großen gemeinsamen Gesichtspunkt hat. „Es sollte sich . . . die Möglichkeit ergeben, von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer und von der Ostsee, ja vielleicht sogar von weiter nördlich ausgehend bis zum Mittelländischen Meere ein wirtschaftlich geeintes europäisches Zentralgebiet zu schaffen,

das wie ein zentrales, europäisches Kartell für den Einfluß auf die Weltwirtschaft alle Vorteile moderner Organisation im großen besäße!" (S. 135).

Pistors Schrift gipfelt in einer einstimmig beschlossenen Kundgebung der Wiener Handelskammer vom 21. Oktober 1915, der sich eine Reihe von österreichischen Handelskammern und wirtschaftlicher Körperschaften angeschlossen haben, worin die Einleitung von Vorarbeiten zur Ergänzung der militärischen und politischen Bundesgenossenschaft Österreich-Ungarns durch ein wirtschaftliches Bündnis mit dem Deutschen Reiche gefordert wird. (S. 173). Dann heißt es:

„Um sich die nötige Handlungsfreiheit für den Abschluß eines derartigen Bündnisses zu sichern, ist erforderlich, daß sich die beiden Reiche bereits vor dem Beginn der Friedensverhandlungen über die in diesen gemeinsam zu vertretenden wirtschaftlichen Forderungen einigen. Namentlich ist zu verlangen, daß das Wirtschaftsbündnis der Zentralmächte bereits in den Friedensverträgen mit dritten Staaten Anerkennung findet und jede Anfechtung unter dem Titel der Meistbegünstigung von vornherein ausgeschlossen wird.

In der Monarchie selbst bildet eine der Hauptvoraussetzungen der angestrebten neuartigen Regelung unserer handelspolitischen Beziehungen zu Deutschland und zu dem übrigen Auslande ein neuer Ausgleichsvertrag mit Ungarn, welcher den Neugestaltungen entsprechend Rechnung trägt. Die bisherigen Ausgleichsvereinbarungen werden zu diesem Zwecke in wichtigen Punkten, namentlich in den die Handels- und Verkehrspolitik betreffenden, wesentliche Änderungen und Ergänzungen erfahren müssen. Jedenfalls wird diesmal die oft geforderte „langfristige" Regelung unseres Verhältnisses zu Ungarn erfolgen müssen, ohne die irgendeine weiter ausgreifende Umgestaltung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reiche nicht denkbar ist." (S. 174.)

Nach Durchsicht des eben besprochenen letzten Kapitels, in dem ein Österreicher auch die Vorteile sachlich dargelegt, die Deutschland aus dem Wirtschaftsbündnis fließen würden, empfehle ich die Lektüre einer kleinen Schrift von Karl Kumpmann „Friedrich Liszt, als Prophet des neuen Deutschland". Tübingen 1915 Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). Auf wenigen Seiten (15—22), die dem Zollverein und der politischen Einigung Deutschlands gewidmet sind und den weiteren (S. 22—31), die von den Voraussetzungen für Deutschlands Machtstellung handeln, findet man eigentlich alles, um die Frage im ganzen beurteilen zu können und einen Begriff davon zu bekommen, wie weit die deutschen Belänge mit denen Österreich-Ungarns gleichlaufen, wo unser Interesse kühler ist, wo das der Österreicher mehr im Vordergrunde steht. Die Aufmerksamkeit wird dadurch auf den deutschen Zollverein gelenkt und auf die Frage, warum er sich nach der Reichsgründung und der Schöpfung des Zweibundes durch Bismarck und Andrassy nicht mehr weiter entwickeln konnte. Wir erinnern uns auch, daß zur Zeit Caprivis (1892) Annäherungsverhandlungen zwischen den Verbündeten scheiterten. Sehr lesenswert ist darum in diesem Zusammenhange die knappe historische Übersicht, die Philipowitsch in seiner bei S. Hirzel 1914 in Leipzig erschienenen Schrift „Ein Wirtschafts- und Zollverband" über die Schicksale der Vereinigungsbestrebungen gibt. Wir erfahren dort, daß schon der bedeutende österreichische Finanzminister

Bruck in den 1850er Jahren für den Wirtschaftsbund eintrat,*) lernen auch die Zusammenhänge der Ideen mit den Bestrebungen der Freihändler kennen.

Nun hat sich der Leser zu entscheiden, ob er den historisch-politischen oder den historisch-geographischen Weg zur weiteren Durchforschung des Problems beschreiten will. Ich selbst möchte vorschlagen, nunmehr Robert Siegers, des Grazer Geographen 1915 bei B. G. Teubner erschienene höchst interessante Schrift „Die geographischen Grundlagen der österreichischen Monarchie und ihrer Außenpolitik" (54 Seiten) zu lesen. Solch eine geographische Abschweifung ist besonders bei Österreich-Ungarn ganz gut, weil sie uns zwingt, uns einmal zu vergegenwärtigen, welch ein politisches Chaos bei unserm Bundesgenossen herrscht. Das Buch ist wichtig für uns, einmal, weil es die natürlichen (geographischen) Grundlagen der Habsburgischen Monarchie aufzeigt und den Beweis liefert, daß ihr Zusammenhalt durchaus nicht allein auf die historische Entwicklung seiner Völker und durch die alteingewurzelte Dynastie bewirkt wird, wie Sven Hedin, Hettner und andere meinen, daß vielmehr eben die geographischen Verhältnisse die Staatbildung außerordentlich begünstigen. Neben der Bedeutung von Donau und Adria wird uns klar, welche elementare Kräfte auf die Gestaltung der inneren Politik der Habsburger wirken und was letzten Endes der Grund dafür ist, wenn diese Politik immer mehr in den Dienst des Slawentums zu treten scheint, jedenfalls seit einem halben Jahrhundert den Einfluß des deutschen Elementes zurückdrängt. Es sind tiefe Einblicke, die uns hier der Geograph in die Politik eröffnet!

Mitten in die Politik führt uns wieder der Münchener Professor der Rechte, Dr. Karl Freiherr von Stengel, mit seinem Aufsatz „Zur Frage der wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung von Deutschland und Österreich-Ungarn." Verlag von Georg D. W. Callwey in München 1915 (44 Seiten). Das Verdienst dieser Arbeit liegt in der großzügigen und klaren Darstellung der Interessen, die Deutschland und Österreich-Ungarn an einer wirtschaftlichen und zollpolitischen Einigung auf mitteleuropäischer Grundlage haben. Im ersten und zweiten Abschnitt werden uns als Folgen des Dreißigjährigen Krieges vorgeführt die Zerreißung des Deutschtums in ein protestantisches und katholisches Lager und die Befreiung Frankreichs und Englands von deutscher Machtentfaltung. Ein weiteres Kapitel zeigt den langsamen inneren Wiederaufbau der Macht durch wirtschaftlichen Zusammenschluß unter Preußens Führung, wobei auch besonders auf die Arbeit von Philipowitsch hingewiesen wird. Die große Bedeutung des staatsrechtlichen Verhältnisses zwischen Österreich und Ungarn wird dem Leser veranschaulicht; er bekommt eine feste Vorstellung von dem Begriffe des „Ausgleichs". „An die wirtschaftliche Einigung zwischen dem Deutschen Reiche und Österreich-Ungarn wird daher erst dann ernstlich herangegangen werden können, wenn das Deutsche Reich bei Verhandlungen über eine solche Einigung Österreich-Ungarn als eine dauernd geschlossene Einheit sich gegenüber hat". (S. 39).

Aus den angeführten Arbeiten werden die Leser schon ein völlig abgerundetes Bild von dem haben, was von dem Mitteleuropa Naumanns praktisch übrig bleibt. Bei Befolgung meiner Lesemethode wird jeder gebildete Laie bei einem Kostenaufwand von etwa 3—4 Mark, mit denen er zu seinem Buchhändler

*) Vgl. den Aufsatz „Das Vermächtnis Brucks" von Dr. Karl Buchheim in Heft 12 d. Jahrg. 1917.

geht, sich selbst in den Stand setzen, in wenigen Stunden anregender Lektüre das ganze so wichtige wirtschafts-politische Zentralproblem unsrer Zukunft zu überblicken, er kaufe nur die vier in diesem Aufsatz empfohlenen Schriften der Reihe nach, wie es angegeben ist. Das Lesen der Schrift Naumanns wird sie aber um so mehr interessieren, als sie nun befähigt sind, seinen Gedankengängen kritisch zu folgen, was ja bei einem so glänzenden Schriftsteller immer seinen eigenen Reiz hat. — Aber dem Leser werden aus der bisherigen Darstellung der Literatur mehr oder minder nebelhaft auch die Hindernisse emporgewachsen sein, die der Verwirklichung jedes mitteleuropäischen Wirtschaftsbündnisses entgegenstehen, geschweige denn allen den Projekten, die über ein „Mitteleuropa" zu den „Vereinigten Staaten von Europa" hinsteuern. — Von diesen Hemmnissen nur so viel: man vermeide in Politik und Presse das mitteleuropäische Ziel mit neuen und unnatürlichen Hemmnissen zu belasten. Will die Zeitschrift „Mitteleuropa" wirklich dieser schönen Aufgabe dienen, so höre sie auf, Propaganda für die österreichische Lösung der Polenfrage zu treiben. Der Schlüssel zur Lösung unseres Problems liegt in Auflösung, einmal der wirtschaftlichen Spannung zwischen Österreich und Ungarn und daneben in der Beseitigung des Pessimismus bei den Deutschen Österreichs. Wollte die Zeitschrift „Mitteleuropa" über diese schwierigen Dinge als unbefangener und sorgender Freund allseitig und sachlich berichten, sie würde nicht nur eine große Lücke in der Literatur ausfüllen, sondern sich auch am dereinstigen Zustandekommen Mitteleuropas ein unschätzbares Verdienst erwerben.

Das Ernährungssystem auf der Anklagebank

Von Professor Wittschewsky

Das abgelaufene Jahr lag schon in den letzten Zügen, als es unserem Ernährungssystem hinterrücks noch einen Hieb versetzte, der mehr Genugtuung als Bedauern auslöste. Denn die Unzulänglichkeit der Ernährungspolitik hatte zu lange wie ein Alp auf uns gelastet, um seine öffentliche Bloßstellung nicht wie das Schuldgeständnis einer alten Sünderin schadenfroh zur Kenntnis zu nehmen. Die Rache eines Jahres der Unterernährung erscheint der ungeheuren Mehrheit der Reichsbevölkerung wie eine längst herbeigewünschte Quittung über begangene Fehler und geduldete Versäumnisse, wie ein zeitgemäßer Anruf an die Anwälte des Volkswohles, zuzuschauen, daß das gefährdete Ernährungswesen nicht in noch schlimmere Verhängnisse hineingerät. Die bekannte Beschwerdeschrift des Neuköllner Magistrats über seine höchst bedauerlichen Erfahrungen bei seinem nicht ganz einwandfreien Kampfe um

die Heranschaffung von Lebensmitteln für die dortige Gemeinde brachte den Stein ins Rollen. Letzterer lag ohnehin lose genug, denn der Unmut wegen der offenkundigen Entartungen der staatlichen Ernährungsvorschriften war schon seit langem wie schwelende Glut. Nun brachte das von der Neuköllner Stadtgemeinde vorgelegte Beleuchtungsmaterial zu den unlauteren Schiebungen und verdammenswerten Wuchergeschäften, die neuerdings epidemisch um sich gegriffen hatten, den verhaltenen Grimm zu offenem Aufflackern. Den Kritikern kamen die enthüllenden Einblicke in die Machenschaften der Schieber und Gewinnsüchtigen sehr gelegen, um mit dem ganzen „System" ins Gericht zu gehen. Dabei ergab sich auch reichliche Gelegenheit, dem parteipolitisch mißliebigen Manne an der Spitze des Kriegsernährungsamtes mit derbem Schelten in die Parade zu fahren.

Daß das von Herrn von Waldow gegenwärtig verantwortlich vertretene Ernährungssystem infolge des Neuköllner Vorstoßes auf den öffentlichen Tadelstuhl versetzt wird, wäre an sich von keinem Belange, hingegen ist es eine Frage größter Wichtigkeit, ob die seit über drei Jahren befolgten Richtlinien für die öffentliche Bewirtschaftung der Lebensmittel falsch veranlagt oder angewandt sind. Es handelt sich um das System, nicht um den einzelnen Mann, um die schwere Beeinträchtigung der Allgemeinheit, nicht um einzelne Ausschreitungen. Was die Neuköllner nach ihren Behauptungen an üblen Erfahrungen zu beklagen haben, gewinnt erst allgemeines Interesse durch das Auftreten derselben bösen Vorkommnisse an vielen Orten. Leider kann nicht bestritten werden, daß die fast demonstrative Verletzung der Höchstpreisbestimmungen und der unmoralische Schleichhandel mit allen Gegenständen des täglichen Bedarfes überall eingerissen sind. Wer die Denkschrift aus Neukölln mit ihren Angaben über schmähliche Wuchereien liest, muß über die dreiste Verhöhnung der obrigkeitlichen Verfügungen entrüstet sein. Er dürfte demnach geneigt sein, den Anklägern Recht zu geben, die von einer „Ausplünderung des Volkes" und einem „Zusammenbruch des Ernährungssystems" reden und schreiben. „Die Zustände", so lesen wir in einer anklägerischen Epistel, „sind dadurch herbeigeführt worden, daß das Wirtschaftssystem der Reichsstellen für Lebensmittelversorgung vollkommen versagt hat." Ist das wahr, so ist kein Urteil über die verfehlte Ernährungspolitik streng genug, ist es hingegen eine geflissentlich aufgebauschte Verzerrung, so möge man die Scheidegrenze zwischen Dichtung und Wahrheit aufzeigen.

Die Furcht vor der Lebensmittelteuerung stand bereits an der Eingangstüre zum Kriege. Ihr verdanken wir die Ermächtigung des Bundesrates vom 4. August 1914 zur Festsetzung von Höchstpreisen. Das Problem erschien der verantwortlichen Staatsleitung zunächst aber nicht dringlich. Das ergaben die Marktverhältnisse. Die Preisgestaltung für manche Artikel des Tagesbedarfs verriet zwar von Anbeginn eine Neigung zum „Aufschwung". Die allgemeine Preisentwicklung konnte aber abgewartet werden, denn ein fühlbarer Mangel an Lebensmitteln lag vorläufig nicht vor, so daß auf den natürlichen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage sich hoffen ließ. In jedem Falle bedeutete die Einführung von Zwangspreisen für Gegenstände des Alltages und Massenverbrauches einen Sprung ins Dunkle, da man nicht absehen konnte, wie das Wirtschaftsleben auf einen so harten Eingriff reagieren würde. Doch bald nötigten privatwirtschaftlicher Eigennutz und feindliche Absperrungsmaßnahmen zur Anwendung des Rüstzeuges,

zumal ein auffälliges Zusammenschrumpfen der Nahrungsvorräte sich bemerkbar machte.

Das erste Höchstpreisgesetz wurde am 28. Oktober 1914 erlassen. Die magna charta der bundesrätlichen Befugnisse zu Preisfestsetzungen wurde von da ab in schneller Folge immer reichlicher besetzt. Ein vom Kriegsernährungsamt herausgegebenes alphabetisches Verzeichnes derjenigen Gegenstände, für die bis zum Jahre 1917 Höchstpreise öffentlich bekanntgegeben waren, weist bereits 763 Nummern auf. Die Höchstpreiswirtschaft hat seitdem nicht stillgestanden. Ob das Jahr 1918 bereits den tausendsten Höchstpreis auszeichnen kann, wagen wir nicht zu behaupten.

Man mag sich dessen erinnern, daß den ersten Höchstpreisen auf Brotgetreide ein beträchtliches Murren begegnete. Der Unverstand großstädtischer Konsumenten zeterte über Verteuerung des Brotes infolge der angeblich zu hohen Preisansätze für Roggen und Weizen, die Produzenten bedauerten die Kürzung ihrer Gewinnaussichten durch die Preisschranken und der ganze Chorus der Zwischenglieder vom Landwirt bis zum Bäcker fand seine Erwerbsbeeinträchtigung unerhört. Dabei war die Regierung unter möglichster Schonung der Interessenten vorgegangen. Die aus dem Mißverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage sich ergebenden wirtschaftlichen Verhältnisse waren gebührend berücksichtigt worden. Die Preise für Roggen und Weizen wurden so hoch angesetzt, daß sie hinter den letzten Notierungen auf den Getreidemärkten nicht weit zurückblieben. Ersichtlich war man bestrebt, die staatlichen Eingriffe in das Wirtschaftsgetriebe auf das geringste Maß zu beschränken, bei dem der ins Auge gefaßte Erfolg noch erreichbar war. Besonders sollten dem Handel innerhalb des durch die Preisfestsetzungen gespannten Rahmens Spielraum und Anreiz zur Betätigung belassen werden. Die Eindämmung der Preisspekulation, ohne den natürlichen Ausgleich zwischen Vorrat und Bedarf gar zu störend zu beeinflussen, erwies sich allerdings alsbald als eine stumpfe Waffe. Die gewinnsaugenden Schröpfköpfe wurden von den Warenverkäufern überall angesetzt, wo aus Preisdifferenzen sich Nutzen ziehen ließ. Das konnte geschehen, da ein Teil der Nachfrage wegen unzureichenden Angebotes ungedeckt bleiben mußte. Die Tendenz ging dahin, den Konsumenten den Brotkorb — außer anderen notwendigen Nahrungsmitteln — immer höher zu hängen. Zu den Preissteigerungen kamen jetzt die Besorgnisse wegen Knappheit der Vorräte hinzu. Einzelne Maßnahmen zur Reglementierung des Verbrauches, wie die Beimischung von Kartoffeln zum Roggenbrot u. a., erschienen angebracht. Jeder weitere Schritt zur Regelung der Nahrungswirtschaft drängte aber auch zu einer verstärkten Einmischung der staatlichen Behörden in den Kreislauf der Nahrungsmittel. Die Beschlagnahme landwirtschaftlicher Erzeugnisse und die strenge Reglementierung des Verbrauches bildeten neben den Höchstpreisen die hauptsächlichen Tragebalken des Systems der öffentlichen Bewirtschaftung.

Die Dreieinheit von Höchstpreisen, Beschlagnahme und Rationierung ist also das Fundament der Zwangsbewirtschaftung, die für unsere Lebensmittelversorgung gegenwärtig maßgebend ist. Hat dieses System sich als brüchig erwiesen, wie jetzt vielfach behauptet wird, so sind es schiefe Gedankengänge gewesen, die in dieses Labyrinth von durcheinanderlaufenden Organisationen und Verordnungen uns hereingeführt haben. Dabei bedarf es keiner tiefgründigen Überlegung zur Er-

kenntnis, daß von den drei genannten Hauptstücken das eine oder andere nicht als besonders lästig beliebig ausgeschaltet werden kann, ohne das ganze Wirtschaftssystem umzustoßen. Unsere eigene Erfahrung im ersten Kriegswirtschaftsjahr läßt hierüber keinen Zweifel. Höchstpreise für sich allein sind ein schwankendes Luftgebilde, sofern hinter ihnen nicht die Willensmacht steht, die von ihnen betroffenen Waren im Verkehr festzuhalten. Ein jeder Höchstpreis, auch der nach laienhaften Begriffen „zu hoch" angesetzte, wird dem Verkäufer als „zu niedrig" erscheinen, weil er ihn stets mit den im freien Marktverkehr geltenden Warenpreisen vergleichen wird. Selbstverständlich wird eine Differenz zuungunsten des amtlichen Preisansatzes hervortreten, denn dieser bezweckt ja gerade, den Schwingungen nach oben vorzubeugen. Der Verkäufer mit genügender Kenntnis der Marktlage wird daher sein Angebot zurückhalten in der zumeist sicheren Erwägung, daß die Nachfrage „ihm kommen muß". Will der Staat die Folgen einer solchen passiven Resistenz gegen seine Preisbestimmungen nicht auswachsen lassen, so muß er seiner Preisvorschrift die Nötigung zum Verkauf hinzufügen, d. h. Beschlagnahme und Enteignung. Die Sicherung der Volksernährung ist freilich auch damit nicht verbürgt, wenn die Vorratsmengen nicht groß genug sind, um alle Ansprüche zu befriedigen. Jetzt sind die Verbraucher darauf bedacht, nicht nur ihren augenblicklichen Bedarf zu decken, sondern auch für die Zukunft vorzusorgen, indem sie ihre Vorratskammern mit den für die Allgemeinheit knapp gewordenen Waren auffüllen. Die staatliche Fürsorge muß daher als drittes Glied die Verteilung in ihre Ernährungspolitik aufnehmen.

Dieser Hergang ist die Stufenfolge einer Kriegswirtschaft, die die Preisbildung den Friedensfaktoren von Angebot und Nachfrage nicht überlassen darf. In normalen Zeiten prägt sich im Preise das Verhältnis von Versorgung und Bedarf aus; in ihm kommen Erzeugung und Verbrauch zum Ausdruck und in ihm findet der Ausgleich zwischen Produzenten und Konsumenten statt. Die Preiswage schwankt nach der Stärke der Kräfte auf seiten des Angebotes und der Nachfrage um die Gleichgewichtsfrage, wird aber im Kriege infolge einseitiger Belastung untauglich. Sinkendes Angebot und steigende Nachfrage lassen den Preis bei Bewegungsfreiheit steigen. Der höhere Preis wiederum spornt die Erzeugung an und schränkt den Verbrauch ein, so daß ein Druck auf den Preis ausgeübt wird und letzterer wieder sinkt. So regeln Angebot und Nachfrage den Preis und der Preis regelt wieder Angebot und Nachfrage.*)

Die übliche Preisbildung nun wird durch den Krieg mit seinen bekannten Folgeerscheinungen gänzlich verwirrt. Denn es fehlt an der Voraussetzung für das Gleichgewichtsproblem, an der Möglichkeit, Erzeugung und Verbrauch im Einklang miteinander zu halten. Das ist schon im Frieden schwierig, im Kriege unmöglich. Die Ursachen hierfür sind geläufig, die Folgen bilden den Ausgangspunkt für die öffentliche Bewirtschaftung. Wir haben keinen freien Wettbewerb mehr zwischen Verkäufer und Käufer, daher auch keine Konkurrenzpreise, sondern Monopolpreise: auf der einen Seite das Übergewicht der Versorger, deren Zahl

*) Vgl. Mannstädt „Preisbildung und Politik" (Jena, Fischer, 1916). — „Die Preisbildung im Kriege", von Prof. Dr. Thieß und Prof. Dr. Wiedenfeld („Beiträge zur Kriegswi[illegible]ft", herausgegeben von der Volkswirtschaftlichen Abteilung des Kriegsernährungsamtes, [illegible]erlin, Reimar Hobbing, 1916).

infolge der Absperrung des Auslandes abgenommen hat und deren Solidarität durch die steigenden Schwierigkeiten und Kosten der Produktion immer fester gefügt wird, auf der anderen Seite die gleichbleibende Masse der Verbraucher, die sich nicht immer weiter einschränken wollen und können, die die Abnahme der Vorräte mit Sorge verfolgen und nun einen Wettlauf um die Lebensmittel beginnen. So werden die Preise immer weiter getrieben, wenn nicht Einhalt geboten wird. Weil ein geringerer Teil der Verbraucher hohe Preise, zum Teil jeden Preis anzulegen vermag, steigen die Preise zuletzt so, daß die große Masse sie nicht mehr bezahlen kann.*)

Die zwangsläufige Wirtschaft war und ist eine bittere Notwendigkeit, um mit unserer Ernährung durchhalten zu können. Von diesem Grundstein können wir nicht abgehen, selbst wenn eine ungeheure Mehrheit des deutschen Volkes ihn verwerfen sollte. Denn niemand von den vielen, die an unserer Nahrungswirtschaft abfällige Kritik geübt haben, vermag einen besseren Weg anzugeben, der zur Überwindung der Ernährungsschwierigkeiten geeignet wäre. In Wirklichkeit haben auch die Anklagen gegen das seit Kriegsbeginn eingeleitete Ernährungssystem nicht das ihm zugrunde liegende Leitmotiv zum Zielpunkt, sondern die einzelnen Ausführungsakte. Es ist zuzugeben, daß die Höchstpreispolitik, das Maß der staatlichen Eingriffe in die Produktionsverhältnisse, die Umständlichkeiten des Verteilungsprozesses und der gesamte organisatorische Aufbau der staatlichen Wirtschaft in vielen Punkten sich bemängeln lassen, das alles kann aber die Notwendigkeit des staatswirtschaftlichen Eingreifens in die privatwirtschaftliche Lebensmittelversorgung nicht erschüttern. Man bessere aus, was sich als schadhaft erwiesen, und fülle die Lücken, aus denen allerlei Unkraut emporwuchert, lasse seinen Zorn aber nicht aus an einem Notbau, den wir jetzt noch schaffen müßten, wenn wir ihn noch nicht hätten.

In neuerer Zeit werden die Vorzüge besonders eindringlich herausgestrichen, die der freie Verkehr vor der Zwangsbewirtschaftung haben soll. Von den literarischen Federn, die dieser Aufgabe mit Hingebung sich unterziehen, sei die des Herrn Dr. G. W. Schiele in Naumburg genannt.**) Gewiß sagt er viel Beachtenswertes, kann aber Andersgläubige nicht bekehren, weil er den Wald der praktischen Möglichkeiten vor den Bäumen seiner theoretischen Konstruktionen nicht erkennen will. In gesetzlichen Preisnormierungen erblickt er eine Verrenkung normaler Entwicklung, die im alten Ausgleichsspiel von Verbrauch und Versorgung die allein gedeihliche Unterlage habe. Die Preise müßten und würden sich immer wieder selbst regulieren, wenn man dem Handel die erforderliche Bewegungsfreiheit ließe, anstatt ihm Daumschrauben anzulegen. Die Preise würden zwar zeitweilig hoch emporsteigen, doch würde ihre Senkung infolge der vervielfachten Bemühungen der Erzeuger und Händler binnen kurzem wiederum eintreten. In jedem Falle sei es vorzuziehen, den Bedarf zu hohen Preisen zu decken, als bei papiernen Preisen leer auszugehen. Auch im Kriegszustande ließe der uns zur Verfügung

*) Prof. Dr. Hesse: „Preisbildung und Preispolitik im Kriege" (im 6. Heft der „Beiträge zur Kriegswirtschaft", 1917).

**) G. W. Schiele, „Volksversorgung durch Zwang oder Freiheit" (München, Lehmann, 1916) und „Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik" (ebendaselbst).

stehende riesige Binnenmarkt beim Walten freien Verkehrs und Anspornung der Produktion für eine ausreichende Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln sich herrichten, wenn die unnatürliche Zwangsregulierung verschwände. Durch diese erst werde eine künstliche Not heraufbeschworen, die nicht zu sein brauchte, wenn man von der öden Gleichmacherei zwischen Reich und Arm sich freimachen konnte, was so viel heißt wie: den Warenpreisen ihren Lauf lassen und den zahlungsschwachen Volksteilen mit Notstandsmaßregeln und Reichszuschüssen unter die Arme greifen.

Eine Widerlegung der Schieleschen Ideen über die zweckmäßigste Form der Ernährungspolitik muß hier unterbleiben. Ihre Schwächen liegen unseres Erachtens deutlich zutage. Wir glauben nicht an die Möglichkeit, den landwirtschaftlichen Boden der Mittelmächte von heute auf morgen für den Gesambedarf von 120 Millionen Menschen instandzusetzen und halten den Ausweg für ungangbar, die durch die unfehlbar zu erwartenden Preistreibereien in schlimmste Bedrängnis geratenden Volksklassen — wahrscheinlich viele Millionen! — auch nur kürzere Zeit hindurch aus öffentlichen Mitteln zu erhalten. Das Vertrauen auf die Bändigung der Preisorgien durch die Konkurrenz der Händler nach Wegfall der obrigkeitlichen Schranken steht auf schwachen Füßen so lange, wie es jetzt der Fall ist und wohl noch geraume Zeit dauern wird, die Herbeischaffung neuer Waren mit den schwersten Hindernissen zu kämpfen hat. Der Preis hat im Kriege die Kraft verloren, Waren in benötigtem Umfange dem Verbrauch zuzuführen. Was er aufzutreiben vermag, kommt in erster Linie den kaufkräftigeren Schichten und denen zugute, die für die Lebensmittelbeschaffung die höchsten Forderungen zu erfüllen geneigt sind. Den in unserem Ernährungssystem veranlagten Sicherungsdämmen haben wir es allein zu danken, daß wenigstens die Hungersnot in schlimmster Gestalt von den unbemittelten Volksklassen ferngehalten wird. Der Preis versagt als selbsttätig wirkender Regulator der Erzeugung und des Verbrauchs. An die Stelle der freien Preisbildung muß daher die behördliche Preisfestsetzung treten, an die Stelle des freien Handels die Beschlagnahme, die Verbrauchsregelung, die öffentliche Bewirtschaftung. Das bestätigt uns auch die Betrachtung der Nahrungswirtschaft in den uns feindlichen und den neutralen Staaten, die in dem Maße, wie bei ihnen die Schwierigkeiten der Lebensmittelversorgung wachsen, sich dem deutschen Verfahren nähern, mögen auch ihre wirtschaftspolitischen Traditionen noch mehr als bei uns der staatlichen Regelung widerstreben.*)

Die Kennzeichnung der staatlichen Ernährungspolitik als einer Notbrücke, zu deren Errichtung wir infolge der feindlichen Aushungerungsabsichten schreiten mußten, widerspricht der Unterstellung, daß eine Fortdauer der zwangsläufigen Nahrungswirtschaft über den Krieg hinaus wünschenswert sein könnte. An unverständigen Schwärmern für die Herrlichkeiten eines Staatssozialismus, der die unentbehrlichen individualistischen Triebkräfte unserer Volkswirtschaft nach Möglichkeit unterbinden soll, fehlt es ja nicht, sie sind sogar der Meinung, daß die offenbar gewordenen Schwächen des gegenwärtigen Ernährungssystems hauptsächlich auf die mangelhafte Anwendung der obrigkeitlichen Zwangsgewalt gegenüber

*) Dr. Wangemann, „Die Nahrungswirtschaft des Auslandes" (Heft 9 der „Beiträge für Kriegswirtschaft").

der Erzeugung und dem Verbrauch von Lebensmitteln zurückzuführen sind. Mit diesen abwegigen Ideen der Verwirklichung des sozialistischen Zukunftsstaates uns hier auseinanderzusetzen, können wir füglich verzichten. Den Interessen der Allgemeinheit wird weder mit einer staatlichen Reglementierung der landwirtschaftlichen Produktion noch mit einer Beseitigung der den freien Marktverkehr bindenden Schranken gedient.

Die praktischen Erfordernisse der Kriegswirtschaft widerstreiten sowohl einer grundsätzlichen Sozialisierung des Wirtschaftslebens, durch die dem Organisationsprinzip als einer vermeintlich höheren Form wirtschaftlicher Betätigung ein Vorrang eingeräumt werden soll, als auch dem unbekümmerten Gewährenlassen privatwirtschaftlichen Gewinnstrebens. Zwischen organisatorischer Überspannung und dem freien Spiel der individualistischen Wirtschaftsfaktoren klafft ein Gegensatz, den eine staatsmännische Abwägung der Licht- und Schattenseiten auszugleichen suchen muß. Die Ernährungssicherung im Kriege durfte nicht die Lebensmittelerzeugung in eine Zwangsjacke stecken und den Handel wie einen allgemeingefährlichen Schädling proskribieren, sondern muß in beiden Richtungen die durch die Notlage bedingten zweckmäßigsten Ordnungen in Gang bringen. In der Art der Problemlösung kann man sich hier und da vergreifen, über die grundsätzliche Stellungnahme darf kein Zweifel bestehen. Daß unsere Nahrungswirtschaft eine verfehlte Bahn eingeschlagen hat, wird beim Rückblick auf das, was sie in dreieinhalb unendlich schweren Kriegsjahren geleistet hat, nur ganz vereinzelt selbst aus den Kreisen bestritten, denen die „ganze Richtung" nicht zusagt. Die kalte Theorie einer Wirtschaftsverfassung, die dem persönlichen Eigennutz den weitesten Spielraum ließ, konnte vor dem Gebot einer einheitlichen Zusammenfassung aller Volksgruppen gegen die Widerwärtigkeiten der Verpflegungshindernisse nicht aufrechterhalten werden. Diese Erkenntnis kann heute trotz den abweichenden Urteilen einer verschwindenden Minderheit als Allgemeingut gelten, wird auch von denen schließlich geteilt, die als die eifrigsten Ankläger des bisherigen Kriegsversorgungswesens aufgetreten sind. Da wir bereits Herrn Dr. Schiele als scharfen Gegner der staatlichen Ernährungspolitik genannt haben, so sei erwähnt, daß auch sein Reformprogramm die öffentliche Bewirtschaftung keineswegs als unhaltbaren Fehlgriff abweist. Er befürwortet aber deren Einschränkung in bezug auf den Kreis der Menschen und Waren. Er wünscht die Versorgung nur für das Heer und die Großstadtbevölkerung einschließlich der industriellen Provinzen (Rheinland, Westfalen, Sachsen) und die Freistellung aller leichtverderblichen Waren von der öffentlichen Bewirtschaftung. Die Begründung dieser Grenzscheidung mag man in seinem Büchlein „Programm einer Änderung unserer Ernährungspolitik" nachlesen, für uns ist die Hauptsache, daß auch er solche Eckpfeiler des Ernährungssystems wie Kontingentierung der Warenmenge und Rationierung des Verbrauchs durch Fleisch- und Brotkarten beibehalten möchte. Im übrigen sind manche der Schiele'schen Verbesserungsvorschläge durchaus beachtenswert.

Als Eideshelfer für die Grundzüge des Ernährungssystems sei noch ein Jurist angeführt, der es sich geradezu zur Aufgabe gestellt hat, die Verkehrtheiten der staatlichen Reglementierung aufzudecken.*) Er schreibt: „Das Reich, um allen

*) Dr. Neukamp, Reichsgerichtsrat in Leipzig: „Die Ausschaltung unseres Handels durch das Kriegswirtschaftsrecht — eine nationale Gefahr!" (Berlin, Otto Liebmann, 1917).

seinen Bewohnern die erforderlichen Lebensmittel zu erschwinglichen Preisen zugänglich zu machen und eine gleichmäßige Verteilung der notwendigsten Lebensmittel für alle Bevölkerungsklassen herbeizuführen, war zu einschneidenden staatssozialistischen Maßnahmen gezwungen." Auf die Verbeugung des Wohlwollens folgt allerdings eine lange Reihe von Beschwerden über die Beeinträchtigung des freien Handels, wobei jedoch zugegeben wird, daß die teilweise Ausschaltung des Handels das kleinere Übel sei, um die große Gefahr der Aushungerung bezwingen zu können. Die Befehdung der Höchstpreispolitik, weil sie bei zu niedrigen Preisansätzen die Waren aus dem freien Verkehr vertreibe, ist berechtigt, läßt aber den eigentlichen Kernpunkt der Frage unberührt, ob ohne Preisgrenzen einer unerträglichen Bewucherung der unbemittelten Volksklassen vorgebeugt werden kann. Die Höchstpreisfestsetzung darf eben nicht nach einem willkürlich gewählten Maßstab erfolgen, sondern ist nach den Auffassungen des Kriegsernährungsamts eine wirtschaftspolitische Kunstübung.*) Das Schwergewicht der Neukamp'schen Bemängelungen trifft das oft kaum begreifliche Schalten und Walten der Überzahl von Kriegsgesellschaften, deren Verantwortlichkeitsgefühl der Allgemeinheit gegenüber häufig genug vieles zu wünschen übrigläßt. Es ist aber unzulässig, von der Unzulänglichkeit des ausführenden Apparats auf die Verfehltheit der Wirtschaftsgesetzgebung zurückzuschließen. Letztere ist in der absolutistischen Reglementierung des Warenmarktes bisweilen vielleicht zu weit gegangen, hat die Bewegungsfreiheit von Erwerb und Handel mehr eingeengt, als durch die Sachlage geboten war, ihr Mobilmachungsplan aber ist den Notwendigkeiten der Wirtschaftsrevolution angepaßt gewesen. Daher ist es auch ausgeschlossen, daß zu dem von manchen Seiten angeratenen „Abbau" der zwangsweisen Bewirtschaftung früher geschritten werden kann, als bis die gegenwärtigen Verpflegungsbedrängnisse ihren gefahrdrohenden Charakter verloren haben werden.

An der Zuversicht der Aufrechterhaltung des von Herrn von Waldow geleiteten Ernährungssystems könnte man freilich irre werden, wenn man die aus seinem Schoße geborenen Mißbräuche zu schweren Übelständen heranwachsen sieht. Die in der Neuköllner Denkschrift angeführten Erfahrungstatsachen zeigen, welchen Umfang die Gesetzwidrigkeiten angenommen haben. Während die Rationierung auf das knappste Maß zugeschnitten ist und die meisten Lebensmittel im Marktverkehr überhaupt nicht zu haben sind, gehen den Gemeindeverwaltungen und großen industriellen Werken fortgesetzt von Schiebern Angebote auf Lieferung der verschiedensten Nahrungsmittel in größten Mengen zu, für die allerdings Preise gefordert und gezahlt werden, die die Höchstpreise um ein Vielfaches übersteigen. Nebenher gehen grobe Verstöße gegen die Bestimmungen zur Sicherung der Volksernährung; so wird Saatgut zur Verwendung als Lebensmittel ohne Saatschein in ganzen Wagenladungen angeboten, ebenso wird Zucht- und Nutzvieh im Schleichhandel widerrechtlich zum Abschlachten vertrieben, ferner werden Butter, Eier, Wurst und vieles andere zu den unverschämtesten Preisen unter der Hand an Leute feilgeboten, die jeden Preis zu bewilligen willens sind, kurzum, der Rahmen der öffentlichen Nahrungswirtschaft wird nach allen Seiten durchbrochen, so daß

*) Näheres hierzu bei Professor Dr. Hirsch, „Die Preisgebilde des Kriegswirtschaftsrechts" (Heft 24 der „Beiträge für Kriegswirtschaft".)

manche ohnehin Mißvergnügte den „Zusammenbruch“ des amtlichen Gefüges herannahen sehen. In welcher Beziehung der Zusammenbruch stattfinden soll, ist allerdings nichts weniger als deutlich erkennbar. Die öffentliche Bewirtschaftung kann, wie bereits dargelegt, überhaupt nicht preisgegeben werden, ohne daß eine wüste Anarchie auf den Lebensmittelmärkten platzgreift. Also kann es sich immer nur um Korrekturen handeln, sei es, daß der Zwang zur Ablieferung der den gesetzmäßigen Ordnungen entzogenen Waren durch verschärfte Kontrolle wirksamer gemacht wird, sei es, daß nunmehr der Fachhandel zur Heranziehung und Verteilung der vom Markt verschwundenen Lebensmittel in erweitertem Maße wiederum eingeschaltet wird, was aber nur geschehen könnte, wenn auf die Verpflichtung zur Befolgung der Höchstpreise verzichtet wird. Die Meinungen der Kritiker unserer Ernährungspolitik, die entweder der einen oder anderen Richtung zuneigen, entsprechen ziemlich genau den gegensätzlichen Interessen zwischen Produzenten und Konsumenten, Staatssozialismus und Wirtschaftsliberalismus, Bedarf und Verbrauch, Stadt und Land.

Das für die Bewährung des staatlichen Versorgungswesens verantwortliche Kriegsernährungsamt kann gegenüber den Anfechtungen von rechts und links nur auf der bisher eingenommenen mittleren Linie beharren und den Zusammenbruchsideen seiner Kritiker mit planmäßiger Fortsetzung seiner Arbeiten begegnen. Die objektive Beurteilung der zweifellos vorhandenen, teilweise kaum erträglichen Ernährungsschwierigkeiten, sowie der strafwürdigen, in manchen Stücken aber auch entschuldbaren Verfehlungen gegen die obrigkeitlichen Verfügungen muß ihm den Weg zeigen, um den die Allgemeinheit schädigenden Mißständen zu Leibe zu gehen, ohne die Erwerbsinteressen ganz an die Wand zu drücken. Was hierzu geschehen muß, mag der wirtschaftliche Generalstab des Herrn von Waldow feststellen. *)

Die neue Wendung der polnischen Frage

September bis Dezember 1917

Von Professor Raimund Friedrich Kaindl

In unseren früheren Aufsätzen**) wurde gezeigt, daß die Proklamation vom 5. November 1916 niemanden befriedigt hatte. In Polen ging es keinen Schritt vorwärts. Den Ausbau der Sonderstellung Galiziens nahm niemand ernst; denn selbst die gemäßigten Polen gaben die Hoffnung auf den Anfall dieses Landes an Polen nicht auf. Die Ententestaaten wurden durch die Konzessionen der Zentralmächte an die Polen

*) „Vierzig neue Bekämpfungsmöglichkeiten des Kriegswuchers“ bietet Dr. jur. Andreas Thomson, Professor des Strafrechts in Münster i. W., Beiratsmitglied des preußischen Kriegswucheramts, in einer kürzlich erschienenen Schrift. (Helwingsche Verlagsbuchhandlung, Hannover 1917. Geheftet 1 Mark). Die Schriftleitung.

**) Vgl. „Grenzboten“ 1916 Nr. 39 und 50, und 1917 Nr. 29 und 42.

veranlaßt, die polnischen Emigranten mit allerlei Versprechungen zum Widerstand gegen das neue Polen zu bewegen, und ihre Agenten schürten in Polen und in Galizien gegen Österreich und Deutschland und hetzten zu immer weitergehenden Forderungen. Jede ruhige Arbeit wurde so in Polen verhindert; die jagiellonische Idee mit ihrem Schlagwort von Meer zu Meer lebte auf und regte die Gemüter hüben und drüben auf. Die Warschauer Regierung wurde nicht allgemein anerkannt; im Ausland entstanden Nebenregierungen, und während die Bildung des polnischen Heeres in Polen im Anschluß an die Legionen verhindert wurde, ging man an die Schaffung von polnischen Armeen in den Ententeländern. Die polnischen Parteiungen in Polen gestalteten sich wirrer als je früher. Unter den österreichischen Polen erhielten die unruhigen Elemente die Oberhand; der Polenklub trat zur Regierung in Opposition, nicht so sehr wegen der galizischen Verhältnisse, sondern wegen des neuen Polens, seines Ausbaues und seines Heeres.

Wir haben gesehen, wie schließlich der polnische Staatsrat infolge dieser gegen ihn von polnischer Seite betriebenen Opposition und der sonst ganz unhaltbaren Verhältnisse zurücktrat (29. August), trotzdem die Erfüllung weitgehender Zugeständnisse durch Österreich und Deutschland bevorstand. Der Pilsudskifall und die damit zusammenhängende Abziehung der Legion aus Polen war nur der Vorwand für diesen Rücktritt. Der „Dziennik Lubelski" stellt daher schon am 3. September fest, daß von einer Liquidierung der bisherigen polnischen Politik keine Rede sein könne. Auch der Austritt der Linken aus dem Staatsrate sei nichts anderes gewesen, als „lediglich eine Feststellung der Tatsache, daß die Politik in den bisherigen Bedingungen nicht geführt werden könne. Sollten sich jedoch die Bedingungen insofern grundsätzlich ändern, als unsere Interessen nicht nach der Auffassung fremder berücksichtigt werden, sondern danach, was die Gesellschaft selbst verlangt, dann ist die Wiederaufnahme der gemeinsamen Arbeit durchaus möglich . . ."*) Und „Godzina Polski" vom 6. September führt aus: „Der Befehl des Ausmarsches der Legionen auf das galizische Gebiet, der die Meinung des Königreiches so aufwühlte und beunruhigte, kann gleichzeitig ein Herausreißen der Legionen aus der vergiftenden Atmosphäre des Politisierens werden, ein Zurückführen auf das den Legionen eigene Gebiet der Tat, ein Wiedererwecken der früheren Stimmung, der Anfang neuer, gemeinsam mit den Armeen der Zentralmächte über den gemeinsamen und noch immer drohenden Feind erfochtener Siege." Im großen und ganzen griff auch sonst eine ruhigere Stimmung um sich**), zumal am 1. September die polnischen Gerichte eröffnet und eine Verlautbarung der neuen Zugeständnisse bevorstand.

Diese wurden bekanntlich mit dem Patent vom 12. September am 15. September gleichzeitig von Österreich und Deutschland verkündet. Polen erhielt damit im Regentschaftsrat eine Vertretung, die bis zur Berufung des künftigen Staatsoberhauptes als oberster Vertreter des polnischen Staates gilt und unter dem Vorbehalt der völkerrechtlichen Stellung der Okkupationsmächte die Rechte des Staatsoberhauptes ausübt. Er beruft den Ministerpräsidenten, den zu bestätigen die verbündeten Mächte sich vorbehalten. Der Ministerpräsident hat teils

*) Diese und andere im folgenden benutzte Stellen entnehme ich der Zeitschrift „Mitteleuropa".

**) Vgl. „Mitteleuropa" Nr. 13 S. 186.

selbst, teils mit den Okkupationsbehörden die Regierungsbehörden (Ministerien) zu organisieren. Ein erweiterter und mit vermehrten Rechten ausgestatteter Staatsrat soll Vorläufer des polnischen Landtages sein und die Gesetzgebung besorgen. Während der provisorische Staatsrat nur beratende Stimme hatte, erhält der neue auf legislativem Gebiete beschließende Stimme. Bemerkenswert ist, daß gleichzeitig in den kaiserlichen Handschreiben und in den offiziösen Mitteilungen des Wiener „Fremdenblattes" und der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" darauf verwiesen wurde, daß dieser Ausbau Polens „im selbstgewählten Anschlusse an die Mittemächte", „auf der Basis fester nachbarlicher Gemeinschaft mit den Staaten der Mittemächte" stattfinde.

Die Aufnahme dieser Zugeständnisse war im ganzen in Polen ziemlich kühl. Der Warschauer „Kurjer Polski" vom 16. September verwies darauf, daß die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" die oktroyierte Verfassung nur als eine durch den Kriegszustand bedingte Form bezeichne. „Aber es wäre ein schlimmeres Zeichen der Verblendung, diejenigen Horizonte zu übersehen, welche uns das Septemberpatent auf dem Gebiete der Staatsbildung eröffnet. Wir erhalten in Wirklichkeit die oberste Staatsgewalt, den obersten Repräsentanten des polnischen Staates, nämlich den Regentschaftsrat. Ferner erhalten wir die gesetzgeberische und die kontrollierende Gewalt, welche dem Landtag unmittelbar vorangeht und ihn vertritt, nämlich den Staatsrat. Schließlich die Exekutivgewalt, die in einem besonderen Artikel des Patentes erwähnt wird und die Rechtsgültigkeit der Verordnungen des Regentschaftsrates von der ministeriellen Gegenzeichnung abhängig macht. Von diesen drei Körpern wird der Staatsrat zuletzt entstehen ... Laßt uns der guten Hoffnung sein, daß das Ausführungsgesetz, welches dem Patent folgen muß, in einem schnelleren Tempo realisiert werden wird, als die von dem früheren Staatsrat erlassenen Gesetze, und daß die Beschleunigung das Vertrauen stärken wird, welches allein zum Zement werden kann, der die freundschaftlichen Beziehungen der benachbarten Völker von europäischer Kultur zusammenfügt." Ähnlich führt der Krakauer „Piast" unter der Überschrift „Was gibt der September-Akt" aus: „Der September-Akt bringt zweifellos viel, aber jedenfalls nicht so viel, wie seitens der polnischen Volksgemeinschaft erwartet wurde und mit Recht erwartet werden konnte. Es ist nur der erste Schritt zur praktischen Lösung der Unabhängigkeit des Königreiches, ein Schritt, der keine wirkliche Unabhängigkeit gibt, sondern erst deren Möglichkeit schafft. Das, was der September-Akt gibt, ist, wie die deutschen Zeitungen feststellen, eine Freiheit unter Kuratel, eine gesetzgeberische Macht unter fremdem Patronat, eine Verwaltungsbefugnis am Bande und unter Aufsicht. Aus jedem Abschnitt des Patentes lugt der Generalgouverneur hervor, der über der Volksgemeinschaft und über den dieser Volksgemeinschaft gegebenen angeblichen Staatsämtern steht. Man hoffte, daß in dem Patent vor allem die Aufhebung der Okkupationsgrenzen festgestellt sein werde. Dies ist leider nicht geschehen. Man rechnete damit, daß das Patent die litauische und kurländische Frage berühren werde, um so mehr, als die deutsche Presse ihnen in der letzten Zeit viel Interesse gewidmet habe. Die litauische und kurländische Frage ist in dem Patent mit keinem Worte erwähnt. Schließlich nahm man an, daß das Patent die polnische Heerfrage klarstellen und damit zugleich der Krise unter den Legionen ein Ende machen werde. Leider wurde diese Angelegenheit

weder in dem Manifest noch in den Patenten berücksichtigt, und doch wäre dies die einfachste Feststellung, daß in Sachen des polnischen Staatsbaues ein Wendepunkt eingetreten sei und daß die Okkupationsmächte die wesentlichsten Wünsche des Volkes berücksichtigen." Hier wird also die wichtige Frage des Umfanges Polens angeschnitten, wobei bezeichnenderweise nach dem Schicksal von Kurland und Litauen vor allem gefragt wird. Der Anfall der ruthenischen Gebiete an Polen scheint dem Krakauer Blatte so sicher zu sein, daß es das gar nicht erörtert. Interessant ist, daß Lempicki, das bekannte Mitglied des provisorischen Staatsrates, auch in dem der Regierung nahestehenden Wiener „Fremdenblatt" (Ende September) für die Unterstützung der aktivistischen*) Partei in Polen durch die Zentralmächte eintritt und dazu Vorschläge macht (eigene polnische Regierung, Armee, Bundesgenossenrechte, Befreiung der polnischen Kriegsgefangenen). Sonst fand die starke Betonung der Patente über den Aufbau Polens „im Anschluß an die Mittemächte" keinen lauteren Widerhall. Doch rief dies ganz offenbar das Gerücht hervor, das der „Illustrierte Kurjer Czodzienny" (Krakau, 20. September) verzeichnet. Danach hätten die Zentralmächte von dem Regentschaftsrate ein enges Bündnis mit den Zentralmächten und sofortige Kriegserklärung an Rußland verlangt. „Das Gerücht habe in Warschau, obgleich es unwahrscheinlich ist, großen Eindruck gemacht." Welcher Art dieser sei, wird nicht gesagt. Sonst waren die Erörterungen der polnischen Presse den Kandidaten des Ministerrates und der Person des Ministerpräsidenten gewidmet. Am hundertsten Todestage Kosziuskos (15. Oktober) wurden mit dem Handschreiben beider Kaiser der Warschauer Erzbischof Kokowski, der Stadtpräsident von Warschau Fürst Lubomirski und der Großgrundbesitzer Josef von Ostrowski als Mitglieder des Regentschaftsrates eingesetzt. Inzwischen konnte als Zeichen, daß sich die Verhältnisse beruhigt hatten, schon im September auch die Wiedereröffnung der Warschauer Universität für anfangs November angekündigt werden. Tatsächlich fand diese am 11. November statt.

In Rußland scheint sich die Stimmung der Polen zugunsten der Warschauer Regierung gebessert zu haben. Aus Stockholm wird gemeldet, daß unter dem Ehrenpräsidium Alexander Lednickis am 19. Oktober die Beratungen der Tagung polnischer demokratischer Organisationen in Petersburg begonnen haben. Anwesend waren 608 Delegierte, die 49 Komitees und demokratische Klubs repräsentieren, deren Politik gegen die nationaldemokratische Partei Dmowskis (vgl. Grenzboten 1917 Nr. 42, S. 82) gerichtet ist. Diese nahmen eine Resolution an, die dem Regentschaftsrate in Warschau huldigt und den Gehorsam ausdrückt. Die Resolution betont aufs entschiedenste, daß die Polen in Rußland keine eigene Politik führen dürfen, sondern sich den Aufträgen des Vaterlandes fügen und beim Aufbau des polnischen Staates mitwirken müssen. Zugleich wurde aber auch die Resolution gefaßt, daß die einzige richtige Lösung der polnischen Frage in der Bildung eines vereinigten (nämlich mit Posen und Galizien) unabhängigen polnischen Staates mit einem Zugang zum Meere bestehen könne. In demselben Sinne hat schon früher Lednicki zu einem Vertreter des „Stockholmer Dagblad" sich geäußert: „Die in Rußland weilenden Polen sind in der Auffassung des grundsätzlichen (von der russischen Regierung gutgeheißenen) nationalen Programms unbedingt

*) Darüber „Grenzboten" Nr. 42, S. 88.

einig: sie fordern die Wiederherstellung und die Vereinigung eines unabhängigen Polens mit einem Zugange zum Meere, der eine notwendige Vorbedingung für die normale Entwicklung des Wirtschaftslebens des Landes ist. Die polnischen Emigranten ertragen mit Geduld die zahlreichen Entbehrungen in der Hoffnung, daß der Krieg ihre nationalen Aspirationen vollständig realisieren wird." Nachträglich wird bekannt, daß Lednicki auch die Ententemächte für die Erweiterung der Grenzen Polens bis zur Ostsee einzunehmen suchte. Da er aber gegen die Bildung einer polnischen Armee in Rußland war, fand er wenig freundliches Entgegenkommen. Gegen eine polnische Armee in Rußland sprach sich auch eine polnische Konferenz in Petersburg am 21. Oktober aus. Weit geringer ist der Anhang der Warschauer Regierung in den westlichen Ententeländern. Zwar erfahren wir, daß ein Teil der polnischen Emigration in Paris sich gegen die Bildung der polnischen Armee in Frankreich aussprach und betonte, daß Paris und Frankreich höchstens anderthalbtausend polnische Soldaten stellen könnte. Die französische Regierung betreibt aber mit der Mehrheit der Polen in Frankreich, England und Amerika die Werbung weiter und hat zu diesem Zwecke polnische Abgeordnete nach Brasilien und Nordamerika geschickt. Zahlreiche Polen sollen sich hier gemeldet haben und jubeln Frankreich zu. Die „Times" vom 8. Oktober drückt darüber ihre Freude aus und veröffentlicht die Zustimmung des amerikanischen Kriegsdepartements und den Aufruf Paderewskis, des Präsidenten des polnischen Nationalkomitees in Amerika, der in überschwenglichen Worten die Polen zum Kampfe ruft. Am selben 100. Todestage Kosziuskos,*) an dem die Mittemächte Polens Regierung ausbauten, möchte dieser Aufruf eine polnische Armee auf dem Kontinent erstehen sehen. „Frankreich hat diese Armee ins Leben gerufen und ihr Unterstützung angeboten. Frankreich benötigt nicht Polens Opferblut; es kann ohne unsere bescheidene Hilfe auskommen. Unsere Armee ist nicht für Frankreich, sondern für Polen nötig!" Die „Times" vom 20. Oktober berichten, daß die Ententemächte das polnische Nationalkomitee bestehend aus Dmowski (Paris), Fürst Ladislaus Lobowski (England) und Paderewski (Vereinigte Staaten) anerkannt haben. Das Ziel des Komitees sei: Polen mit einem Zugang zum Meere, Kampf der polnischen Armee an der französischen und russischen Front bis zur Vernichtung des preußischen Militarismus und zum endgültigen Siege der Alliierten. „Zu diesem Zwecke wird das Komitee eine aktive Propaganda in allen Ländern entfalten."

In der Presse Polens und Galiziens werden Nachrichten über das polnische Heer in Frankreich ziemlich kühl behandelt. Aber eine genügend scharfe und klare Zurückweisung ist noch nicht erfolgt. Noch weniger hat der frühere Staatsrat und der neue Regentschaftsrat bisher dagegen klare Stellung genommen. Sonst findet man aber doch manche polnische Stimme, die gegen die Sirenengesänge der Entente auftritt. „Ziemia Lubelska" (21. September) behandelt die „Illusionen und Schwindeleien der Entente und die Wege der Realpolitik": „Jetzt weiß man also deutlich, warum der Bau des polnischen Staates so widerspenstig vor sich

*) Auch ein englisch-polnisches Komitee wurde zur Feier des Todestages Kosziuskos gebildet und eine Medaille aus diesem Anlaß von einer berühmten englischen Bildhauerin geprägt.

geht. Die polnische Mehrheit wird stets, ohne es zu wissen, am Gängelband der englischen Interessen geführt*). Ist es nicht besser, das Erreichbare zu nehmen, als mit hysterischen Stimmen nach Allem zu schreien." Ähnlich schreibt die „Godzina Polski" vom 5. Oktober: „Die Gegner des Aufbaues des polnischen Staates arbeiten unermüdlich im Sinne der bekannten Weisungen der Entente, welche in der allgemein bekannten ‚Instruktion' des Herrn Dmowski veröffentlicht waren. Nachdem sie sahen, daß die bisherigen Mittel der Nichtzulassung zur staatlich-schöpferischen Arbeit nicht ausreichten, ergreifen sie ein neues, im Lager der Nationaldemokratie längst erprobtes Mittel. Es ist dies die Versteigerung der Zugeständnisse. Die Zentralmächte geben die Unabhängigkeit, ‚das ist zu wenig' — sagen die Nationaldemokraten — ‚wir wollen die Unabhängigkeit mit der Zulassung zur See.' — Selbstverständlich ‚den besten Patrioten', als welche sich einzig die Nationaldemokraten betrachten, paßt es nicht, darauf einzugehen, was die Deutschen geben. — Die ‚einzigen, wahren Vertreter des Volkes' müssen doch am meisten verlangen, denn sonst wären sie nicht die einzigen." Auch die „Wiadomosci Polski" betonen, daß der Bau eines polnischen Staates in Anlehnung an die Entente nicht möglich sei. Ein polnischer Staat kann gegen das Interesse der Zentralmächte nicht gebildet werden. Die „Passivisten" vergraben Polen in ihre Herzen; die „Aktivisten" wollen ein lebendes Polen haben und verlassen daher die Sphären der schönen Träume. Diese und ähnliche polnische Stimmen veranlassen die Times am 1. November zur Klage, daß die Lage in Polen sehr kritisch sei und die Verhältnisse zur Verwirklichung der deutschen Hoffnungen führen. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß andere Zeitungen Polens entsprechend den polnischen Parteien**), die sie vertreten, auch einen verschiedenen Standpunkt einnehmen werden. Diese Parteiungen im Lande bilden die große Schwäche Polens gegenüber dem geschlossenen Vorgehen der Mehrheit der ententefreundlichen Polen im Auslande, ein Umstand, der zur berechtigten Besorgnis Anlaß gibt. Interessant ist es nachzulesen, wie Herr A. Boleski (Wien) in einem Artikel in „Mitteleuropa" S. 216 zu beweisen sucht, daß die Polen in Frankreich sich mit den Franzosen verbrüdern müssen, weil dies den mitteleuropäischen Gedanken fördere.

In Österreich hat sich die polnische Stimmung etwas beruhigt. Der Polenklub ist nach langem Konklave für die Obmannswahl endlich wieder verhandlungsfähig geworden und seit Anfang Oktober fand eine Annäherung an die Regierung statt. Schon am 2. Oktober stellt der Obmannstellvertreter Daszynski fest, daß die Polen keine Politik gegen den Staat und das Parlament machen wollen und gegen entsprechende Zugeständnisse mit der Regierung gehen würden. Die Forderungen betreffen zunächst die Zivilverwaltung Galiziens und die galizische Legion, die nur an der Ostfront verwendet und als Kader für das polnische Heer betrachtet werden solle. Nach erhaltenen Zugeständnissen stimmten die Polen für das viermonatliche Budgetprovisorium. Aber der geschäftsführende Obmann Dr. Glombinski hat es sich nicht versagt, am 20. Oktober zu erklären, „daß die polnische Frage, wie alle (?) Polen glauben, nur auf internationalem Wege, hoffentlich auf einem Weltkongreß, gelöst werden kann." Bemerkenswert ist auch,

*) Man vgl. unsere früheren Ausführungen in den „Grenzboten!"

**) Darüber Mitteleuropa Nr. 19 „Die Presse und die Parteien in Polen".

daß anfangs Oktober der Abgeordnete Witos öffentlich jene polnischen Legionäre scharf angegriffen hatte, die in den Reihen der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen geblieben sind und dort den vorgeschriebenen Treueid geleistet haben. Daraufhin hat das Offizierkorps der Legionen durch Major Lazarski von Witos Genugtuung gefordert. Auch das Oberste polnische Nationalkomitee hat sich mit dieser Angelegenheit befaßt und Witos die Mißbilligung ausgesprochen. Im allgemeinen hat sich die gemäßigte Richtung wieder mehr durchgerungen. Dem entspricht auch die Anfangs Oktober gemeldete Bildung einer neuen polnischen politischen Partei unter dem Namen „Gruppe der nationalen Arbeit". Sie will eine Organisation der gemäßigten Elemente aus allen polnischen Parteien durchführen und in allen Ortschaften Galiziens Vereine der nationalen Arbeit gründen. In einem Aufruf der Gründer der neuen Organisation wird gegen den unfruchtbaren politischen Maximalismus, welcher sich gegenwärtig in Galizien breitmacht, und den Polen großen Schaden zufügt, Stellung genommen. Bezüglich der Lösung der polnischen Frage steht die neue Organisation auf dem Boden des Programms des Obersten Nationalkomitees. (Vgl. mein „Polen und die polnisch-ruthenische Frage" 2. Aufl., S. 100 f.).

Die deutsche Presse nahm zu den Patenten vom 12. September je nach ihrer Stellung eine verschiedene Haltung ein. Während die liberalen und demokratischen Blätter den Schritt guthießen, tadelten ihn die konservativen und völkischen. Der Kern aller dieser Ausführungen ist: die Polen waren und sind unzuverlässig; sie haben stets gegen Deutschland und Österreich gehetzt; werden sie jetzt ihre Politik wirklich ändern und im engsten Anschlusse an die Zentralmächte allein ihr Heil suchen; wird das selbständige Königreich und sein Reichstag nicht ein Tummelplatz für die uns feindlichen Mächte sein und wird es nicht dem folgen, der mehr gibt, oder doch verspricht? Das neue Königreich ist von Berlin nur wenige Stunden entfernt. Preußen ist aus dem Zerfall Polens entstanden, auch Ostpreußen ist ehemals polnisches Land. Der polnische Staatsgedanke, den wir als Waffe gegen unsere Feinde und als Sicherung unserer Grenzen gebrauchen wollten, würde für Deutschlands Zukunft gefährlich werden, zumindestens müßte dafür gesorgt werden, daß das neue Reich militärisch, politisch und wirtschaftlich unauflöslich mit den Mittemächten verbunden bleibe, daß auf das Verkehrswesen uns Einfluß zustehe, Polen niemals wirtschaftlich zum Kampfplatz für uns werde u. dergl. Die Rechte der deutschen Ansiedler sind festzulegen. Es wird auch der Vorschlag gemacht, die Polen aus Preußen und Österreich zum Teil auf die polnischen Staatsgüter zu versetzen. Viel seltener sind Aufsätze, die Vorschläge machen, wie der polnische Staat auszubauen sei. Darauf kommt es aber vor allem an! Ein österreichischer Politiker legt in der Deutschen Zeitung (Berlin, 2. Oktober) dar, daß an ein Festhalten Polens in deutscher Hand nicht zu denken sei. Käme es aber doch dazu, so würden die Polen Galiziens in Österreich bleiben, es nach den Erfahrungen der letzten Monate mit der slawischen Majorität ganz beherrschen und dann auch eine gegen Deutschland gerichtete Politik durchsetzen. Um Österreich dem bisherigen Bündnisse zu erhalten, müsse daher Galizien aus Österreich ausscheiden. Das könne aber nur geschehen durch Angliederung an Polen und zwar nur unter der Bedingung, daß der Kaiser von Österreich polnischer König werde; sonst würde Österreich seine größte Provinz nicht aufgeben

können. Zu ähnlichen Ergebniſſen kommt wenige Tage ſpäter (9. Oktober) ein Artikel in „Mitteleuropa“. Auch er verweiſt darauf, daß ein vollſtändig ſich ſelbſt überlaſſener polniſcher Staat uns gefährlich werden könnte, beſonders wenn er auch rutheniſche, weißruſſiſche und litauiſche Gebiete umfaſſen würde. Eine Angliederung an Deutſchland ſei undurchführbar. Denn Polen kann kein deutſcher Bundesſtaat werden; die Verbindung mit einer Perſonalunion führt zu nichts; die Entſendung eines deutſchen Fürſten nach Polen iſt durchaus keine Bürgſchaft für die Politik eines ſonſt ſelbſtändigen Polens. Ein neutraliſiertes Polen würde das Schickſal finden, wie die ſeinerzeit am Wiener Kongreß errichtete Republik Krakau. So bliebe noch die Möglichkeit: Polen dem öſterreichiſch-ungariſchen Staate anzufügen.*)

Wie man ſieht, kehren dieſe Vorſchläge dazu zurück, was in Öſterreich ſchon lange als der gangbarſte Weg bezeichnet wurde. Ich habe das ſchon in „Polen und die polniſch-ruthenſche Frage“ (Leipzig 1916) angedeutet, ſoweit es die Zenſur möglich machte, und in dieſer Zeitſchrift (Nr. 29 dieſes Jahres) als den gangbarſten Weg bezeichnet, von dem der Akt des 5. November 1916 abwich. Wie es dazu kam, möchte ich auch gegenwärtig unerörtert laſſen. Ob die Schuld ganz Bethmann Hollweg trifft, oder ob es richtig ſei, daß eine ſchon im November 1915 von Deutſchland geplante Ordnung im Sinne der jetzt wieder aufgenommenen Form durch Ungarn verhindert worden ſei, das die von Deutſchland geforderten Garantien nicht bieten wollte, wird ſich erſt in Zukunft zeigen (ſiehe Grazer Tagespoſt 2. November 1917).

(Schluß folgt).

Randgloſſen zu Breſt-Litowſk

Die Vorgänge in und um Breſt-Litowſk finden eine blitzartige Beleuchtung durch die in der ſogenannten alldeutſchen Preſſe („Rheiniſch-Weſtfäliſche Zeitung“, „Deutſche Zeitung“, „Poſt“, Berliner und Leipziger „Neueſte Nachrichten“) am Sonnabend und Sonntag verbreitete Nachricht, daß der Erſte Generalquartiermeiſter der Armee Generalleutnant Ludendorff „wegen Breſt-Litowſk“ ſein Rücktrittsgeſuch eingereicht habe. Aus einer amtlichen Ableugnung geht hervor, daß ein ſolches Rücktrittsgeſuch nicht vorliegt, ſoll wohl heißen, daß es nicht mehr vorliegt. Denn eine Nachricht von ſolcher die Stimmung aufpeitſchenden und zugleich zermürbenden Tragweite, wie die vorliegende, wäre von einer verantwortungsbewußten Preſſe nicht verbreitet worden, wenn ſie nicht tatſächlich der Wahrheit entſpräche. Ludendorffs Entſchluß ſcheint bei oder nach dem Kronrat vom 5. Januar erörtert worden zu ſein. Unſere Lage in Breſt-Litowſk hatte ſich in der Tat ſo zugeſpitzt und wird durch die Haltung der „Mehrheits“-Preſſe weiter ſo auf des Meſſers Schneide gehalten, daß es nur erklärlich erſcheint, wenn General Ludendorff ſein

*) Wir machen auf die Stellungnahme unſeres Herrn Herausgebers zur Löſung des polniſchen Problems in Heft 49 der Grenzboten 1917 aufmerkſam. Die Schriftleitung.

Amt in die Wagschale werfen zu müssen glaubte, um zu retten, was noch zu retten ist. Die Armee hat uns unter der Führung der Hindenburg und Ludendorff aus den Krallen der Feinde befreit, in die wir geraten konnten dank Deutschlands so überaus schlechten militär-geographischen Lage vor dem Kriege. Vergessen wir niemals die Bedeutung jener Schlachten bei Tannenberg, an den Masurischen Seen, dann nach dem Rückzug Danzls der um Lodz, denen später die großen Durchbruchsschlachten im Osten und Süden folgten. Und jetzt soll alles das umsonst gewesen sein? Jetzt sollen die Verhältnisse wieder hergestellt werden, die den Russeneinfall in Ostpreußen und Galizien möglich gemacht hatten, wo nicht nur unser oberschlesisches Industrie-Revier, sondern auch Wien bedroht war? Und das in einem Augenblick, wo wir uns berechtigt glaubten, nach der Palme des Sieges zu greifen? In Brest-Litowsk wird der Krieg gewonnen oder verloren! Des bleiben wir uns bewußt und ebenso, daß dem Unterliegenden die moralische Schuld am Kriege mit allen ihren wirtschaftlichen und politischen Folgen auferlegt werden wird. Zum Siegen gehört auch der Mut und die Tatkraft, den Weg politisch auszuwerten.

Ich möchte nicht gern in den Chorus derer einstimmen, die Herrn v. Kühlmann und seine Mitarbeiter als Dummköpfe behandeln. Doch scheint richtig zu sein, daß Herrn v. Kühlmanns Kraft nicht ausreicht, um zu verhindern, daß die Verhältnisse, die er bei seinem Amtsantritt vorfand, sich nicht zu „Gott gewollten Abhängigkeiten" entwickeln. Und zu diesen Verhältnissen gehört vielleicht in erster Linie seine Stellung zum internationalen Sozialismus. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, als habe Herr v. Kühlmann durchaus verkannt, wer sich uns eigentlich als russischer Friedensunterhändler nahte, und welche innere Gründe die Herren Lenin und Trotzki ermutigten, gegen den Willen eines großen Teiles des russischen Volkes mit uns einen Waffenstillstand abzuschließen. Man komme mir nicht mit dem Hinweis auf den Zusammenbruch der russischen Armeen. Gewiß, die Armee war geschlagen, aber wir hätten sie vielleicht nicht so bald geworfen, wenn nicht die Fäulnis der russischen Gesellschaft sie dem radikalen Sozialismus ausgeliefert hätte, diesem schleichenden Gift, das sich an alle schwachen Organe der Volksgemeinschaft setzt. Man glaubt mit Rußland zu verhandeln und verhandelt doch mit den Abgesandten der internationalen Revolution. Rußland ist durch das Zusammenwirken dieser Revolution und unserer Schläge zusammengebrochen, jetzt sollen wir an die Reihe kommen und unter dem Zusammenwirken der Westmächte und der Revolution ins Knie gebeugt werden.

Vergegenwärtigen wir uns doch, was in Rußland unter der Regierung, die das Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten zur Grundlage der politischen Ordnung auf der Welt bestimmt hat, geschieht: die Selbstbestimmung ist gebunden an die Weisung, daß sie sich nach angeblich demokratischen Grundsätzen richtet. In Wirklichkeit werden alle Möglichkeiten für eine Demokratie beseitigt, indem die betreffenden Gebiete zunächst der Anarchie ausgeliefert werden. Daß die zarische Regierung gestürzt wurde, hatte Sinn vom demokratischen Standpunkt aus; daß aber in Reval der Estländischen Ritterschaft, einem Organ der Selbstverwaltung, das Vermögen fortgenommen wird, ist ein schwerer Vorstoß gegen den Grundsatz der Selbstbestimmung. Daß den Herren Lenin und Trotzki im übrigen an der Volksgesamtheit nicht gelegen ist, sondern ausschließlich an dem Wohlergehen ihrer

verhältnismäßig kleinen Gefolgschaft, das geht hervor aus der Beraubung der Privatbanken. Nicht Volkswohlfahrt steht auf dem Panier der russischen Sozialisten, sondern Klassenkampf, Anarchie. Und dieselbe Anarchie, die sie in Rußland verbreitet haben, wünschen sie nun zuerst in die von uns besetzten Gebiete hineinzutragen und, nachdem sie alles verseucht und verwüstet haben, zu uns. Wir sollen unsere Truppen zurückziehen und ihre Agenten einlassen; wir sollen unsere Freunde und Stammesgenossen in den baltischen Provinzen, in Litauen und Polen einer künstlich entflammten Volkswut preisgeben und damit unser Ansehen bei den kleinen Nationalitäten. Diesem Streben der Russen kommen alle jene Kreise bei uns und bei unsern Bundesgenossen bewußt oder unbewußt entgegen, die glauben an die Formel vom 25. Dezember 1917 gebunden zu sein.

Was man sich von der Formel „Selbstbestimmungsrecht der Völker" verspricht, ist ja klar: man denkt vor allen Dingen daran, England zugunsten unseres türkischen Bundesgenossen zu schädigen; man ist überzeugt, daß, wenn wir selbst das Selbstbestimmungsrecht der kleineren Nationalitäten wahren, Ägypten und Indien bei uns Rückhalt in ihrem Kampf um die Selbständigkeit suchen werden. Das ist alles viel zu künstlich und weitblickend gedacht. Zeigen unsere Unterhändler auch nur einen Anflug von Schwäche, indem sie vor den Ansprüchen, den Anmaßungen der Bolschewiki zurückweichen, so gehen wir des Vertrauens verlustig, das wir uns in diesem Kriege in blutigen Schlachten erkämpften. Nur Kraft gebiert Vertrauen, — der Unterliegende trägt die Verantwortung am Weltkriege!

Aber auch für unser künftiges Verhältnis zu Rußland ist es unbedingt erforderlich, daß wir den Ansprüchen der Bolschewiki gegenüber standhalten. Mit dem künftigen Rußland, das ein bäuerliches auf dem Individualbesitz begründetes sein wird, können wir nur in vertrauensvolle Beziehungen kommen, wenn wir uns stark als Beschützer des Privatbesitzes und legitimer Rechte erweisen. Wir werden einen großen moralischen Sieg und daraus folgend einen praktischen Sieg in Rußland erringen, wenn wir die heutigen russischen Unterhändler bewerten als anarchistische Ideologen, die von den Idealen eines Marx und Engels, wie von dem edlen Wollen des Sozialismus überhaupt nicht einen leisen Hauch verspürt haben.

Nicht wir sind auf Lenin, Trotzki und Genossen angewiesen, wohl aber sie auf uns: sie können aus unserer Hand den Frieden empfangen, dessen sie bedürfen, um Rußland einer ruhigen Entwicklung entgegenzuführen. Wollen sie den Beweis für ihre menschenfreundliche Gesinnung erbringen, so mögen sie bei sich zu Haus beginnen: das heilige Rußland ist gewiß ein ansehnlicher Teil der Erde. Den Weltfrieden herbeizuführen, haben sie weder die physische noch die moralische Kraft.

Berlin, den 6. Januar 1918. G. Cl.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Rußland und Finnland

Von Professor Dr. Conrad Bornhak

Mit größeren Sympathien als die gründlich verfahrene polnische Staatsgründung wird die Entstehung eines selbständigen finnländischen Staates in Deutschland begrüßt werden. Beide verdanken ihre Entstehung den Waffen der Mittemächte, Polen unmittelbar der militärischen Befreiung seines Gebietes, Finnland der aus der russischen Niederlage erwachsenen Revolution und dem Sturze des russischeu Zarentums. In Polen begründete die schöpferische Tat der Mittemächte den neuen Staat, in Finnland löste das Volk selbst die Bande, die das Land bisher an das russische Reich knüpften. Der neue Polenstaat wird dem Deutschen Reiche und Preußen noch manche Sorge bereiten. Finnland ist als Vormauer Deutschlands und Skandinaviens gegen die russische Ostseemacht auf das engste an die germanische Welt Mittel- und Nordeuropas gebunden.

Das Land ist mit seinen 377426 Quadratkilometern, von denen über 40000 auf die inneren Gewässer entfallen, größer als Preußen. Bei seiner Durchsetzung mit Binnengewässern wird es als das Land der tausend Seen bezeichnet. Die nördliche Lage erklärt die dünne Bevölkerung von etwa 3200000 Einwohnern, die, abgesehen von 52000 Orthodoxen, fast durchweg evangelisch sind. Der Nationalität nach handelt es sich um etwa 2571000 Finnen und 339000 Schweden, letztere hauptsächlich an dem südwestlichen Küstenstreifen, aber gewichtiger wie an Zahl als Träger der alten Kultur des Landes.

Kaum ein Jahrhundert ist es her, bis 1809, daß Finnland nichts anderes war als ein geographischer Begriff. Es bildete einen Bestandteil des schwedischen Reiches und umfaßte eine Reihe von schwedischen Landschaften. Nur den südöstlichen Zipfel, Karelien mit der Hauptstadt Viborg, das Land um den Ladogasee, hatte Peter der Große nach der Niederlage Karls des Zwölften 1721 von Schweden losgerissen, da er mit kecker Hand seine neue Hauptstadt St. Petersburg in den Winkel des finnischen Meerbusens setzte.

Doch die russische Politik führte weiter. Der Drang nach dem offenen Meere und der Umstand, daß St. Petersburg immerhin noch beinahe Grenzstadt war, bildete bei der späteren Zerrüttung des schwedischen Reiches eine unwider-

stehliche Versuchung für Rußland, sich ganz Finnlands zu bemächtigen. Dies geschah auf Grund der Erfurter Verabredungen Alexanders des Ersten mit Napoleon von 1808 schon im folgenden Jahre 1809 während des russisch-schwedischen Krieges.

Es war nun eine geniale staatsmännische Tat des russischen Selbstherrschers, da er sich schon während des Krieges sobald wie möglich zum rechtlich anerkannten Herrn des militärisch besetzten Gebietes machen wollte, Finnland nicht einfach dem russischen Reiche einzuverleiben, sondern den aus Finnland stammenden Teil der schwedischen Reichsstände nach der schwedischen Reichstagsordnung zu einem besonderen finnländischen Landtage in Borga zu versammeln, hier die alten Grundgesetze des Landes, die einfach die schwedischen waren, zu bestätigen, Finnland als künftig zum Range der Nationen erhoben zu erklären und sich als Großfürsten von Finnland huldigen zu lassen. Während das im März 1809 geschah, erfolgte erst im Herbste desselben Jahres nach einer inzwischen in Stockholm stattgehabten Thronrevolution durch den Frieden von Frederikshamm die Abtretung des Landes an Rußland. Später vereinigte der Kaiser auch das russische Gouvernement Viborg mit Finnland.

Damit ergab sich eine eigentümliche Zwitterstellung des Landes. Indem Alexander der Erste sich noch während des Krieges als Großfürsten von Finnland huldigen ließ, begründete er eine neue finnländische Staatsgewalt in engster Verbindung mit Rußland. Aber diese neue Staatsgewalt blieb auf das innere Staatsleben beschränkt. Sie ist nie in die Völkerrechtsgemeinschaft eingetreten oder von anderen Staaten anerkannt worden. Denn völkerrechtlich hatte Schweden Finnland an Rußland abgetreten, völkerrechtlich im Verhältnisse zu anderen Staaten bildete Finnland einen Teil Rußlands, machten beide zusammen das russische Reich aus.

Beide Teile fühlten sich dabei wohl. Rußland war im Norden seiner Hauptstadt und im finnischen Meerbusen durch Finnland gedeckt. Finnland andererseits erfreute sich innerer Selbständigkeit und gelangte unter dem starken Schutze Rußlands zu großer wirtschaftlicher Blüte. Namentlich machte sich die große Masse der finnischen Bauernbevölkerung von dem beherrschenden Einflusse des Schwedentums frei und entwickelte eine eigene finnische Kultur, wobei Rußland den Gegensatz der Nationalitäten beförderte. Den Höhepunkt erreichte das beiderseits vertrauensvolle Verhältnis unter Kaiser Alexander dem Zweiten, der 1869 den Landtag in der altertümlichen Form der vier Stände, Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern, wieder berief und eine neue Landtagsordnung erließ.

Erst unter Alexander dem Dritten beginnen die Versuche, die finnische Selbständigkeit zu untergraben, die sich dann unter seinem verblendeten Nachfolger Nikolaus dem Zweiten im Jahre 1899 zum förmlichen Verfassungsbruche steigerten. Unter dem Drucke der russischen Revolution von 1905 wurde dann allerdings die finnländische Selbständigkeit wiederhergestellt und sogar die alte ständische Verfassung durch eine neue auf breitester demokratischer Grundlage mit allgemeinem Stimmrechte einschließlich des Frauenstimmrechtes ersetzt. Doch sobald die Beruhigung des revolutionären Sturmes eingetreten war, begannen unter dem Ministerium Stolypin die Versuche, die finnländische Selbständigkeit zu untergraben, von neuem. Am 2. Juni 1908 bestätigte der Kaiser die entsprechenden Vorschläge des Ministerpräsidenten.

Es war ein Kampf ums Recht.

Die Finnländer verteidigten ihre alte Verfassung und innere staatliche Selbständigkeit, indem sie ihre Treue gegen Kaiser und Reich betonten. Dabei suchten sie vor allem in weitestem Maße die Sympathien der europäischen Kulturländer für ihre Sache zu gewinnen. Das gelang ihnen auch im weitesten Maße, nicht nur in Deutschland und in den skandinavischen Ländern, sondern auch in England und Frankreich. Nicht nur in Finnland selbst, sondern in jedem der genannten Länder entstand eine reiche Literatur über „Rußland und Finnland.*) Erst als mit den Einkreisungsversuchen König Eduards des Siebenten die Westmächte mit dem Zarismus in engere Beziehungen zur Niederschmetterung Deutschlands traten, rückten Engländer und Franzosen von ihren bisherigen finnländischen Freunden deutlich ab. Auch russischerseits stützte man sich auf Rechtsgründe und behauptete, Finnland gehöre kraft Eroberungsrechtes auch staatsrechtlich zu Rußland, und das gemeinsame Band mache, unbeschadet der von Alexander dem Ersten bewilligten besonderen provinziellen Einrichtungen, auch gemeinsame Einrichtungen, für das ganze Reich einschließlich Finnlands notwendig.

Jede unparteiische Erwägung der Gründe und Gegengründe mußte zu dem Ergebnisse führen, daß die Finnländer im Rechte waren, und daß Rußland mit fadenscheinigen Rechtsvorwänden sich lediglich auf die Macht stützte. Doch es sind ja nicht formale Rechtsgründe nach Art derjenigen, wie sie etwa in einem Zivilprozesse vorgebracht werden, wodurch die großen weltgeschichtlichen Prozesse entschieden werden. Mit der Anerkennung der finnländischen Selbständigkeit sind wir von dem alten russisch-finnländischen Streite bereits so weit abgerückt, um auch die russische Machtpolitik, wie verfehlt sie sich auch erwiesen hat, unparteiisch würdigen zu können.

Die ganze russische Politik seit Peter dem Großen ist beherrscht von dem Drange nach dem offenen Meere. In der Ostsee und im Schwarzen Meere hatte Rußland endlich vom Binnenlande das Meer erreicht, war aber wieder in Sackmeere gelangt. Wie man aus dem Schwarzen Meere nur herauskonnte durch die türkischen Meerengen, so über die Ostsee weg nur über das nördliche Skandinavien nach den eisfreien Häfen des nördlichen Norwegen am Golfstrome. Wollte man aber hier weiter greifen, so mußte man zunächst Finnland unbedingt beherrschen, es mußte wirklich der russischen Staatsgewalt unterworfen sein. Und für den russischen Patriotismus war es ein unerträglicher Gedanke, daß unmittelbar vor den Toren der russischen Hauptstadt, durch Zollschranken und eigene Staatsorgane deutlich erkennbar, wenn auch unter der Herrschaft des russischen Zaren eine fremde Staatsgewalt begann. Dabei übersah die russische Machtpolitik allerdings, daß die innere Verschmelzung des vom Großruffentum fast unberührt gebliebenen großen Landes für das herrschende Staatsvolk doch ein zu harter Brocken war, und daß man durch die russische Machtpolitik die Selbständigkeitsgelüste der Finnländer, die man fürchtete, erst geradezu großzog. Alexander der Erste hatte unter diesen Umständen das getan, was einzig möglich war. Das letzte Geschlecht wollte mehr tun und überschätzte dabei seine Kräfte.

*) Für Deutschland darf ich auf meine Schrift unter diesem Namen verweisen, deren erste Auflage Leipzig 1899, die zweite 1909 erschien.

Zunächst trug die russische Politik mit der Macht auch den Erfolg davon. Indem man den Grundsatz zur Geltung brachte, daß gemeinsame Reichsinteressen allein durch die Reichsgesetzgebung zu befriedigen seien, wobei Rußland allein entschied, wo die Grenzen der gemeinsamen Reichsinteressen lagen, stand die finnländische Verfassung tatsächlich zur Verfügung der russischen Machthaber. Die Selbständigkeit Finnlands bedeutete nichts anderes mehr, als das Spiel der Maus zwischen den Pfoten der Katze, die jeden Augenblick losschlagen konnte.

Die Sache Finnlands schien also verloren. In England und Frankreich wollte man von den Finnländern überhaupt nichts mehr wissen. Auch in Deutschland hatten sie sich seit ihrer radikalen politischen Strömung manche frühere Sympathien verscherzt. Auf die öffentliche Meinung der europäischen Kulturwelt, die ihnen überhaupt gegenüber Rußland nie viel genutzt hatte, konnten sie sich nicht mehr in demselben Maße wie früher berufen. Irgendwie sonst gegen die russische Macht aufzukommen, war aussichtslos. Trotzdem setzten sie unentwegt den Kampf ums Recht fort.

Nun ist aber jedes Recht Machtausdruck. Ein Recht, das nicht mehr die Macht hat, sich durchzusetzen, wird zum wesenlosen Schatten. Das, was die Finnländer noch als ihr Recht behaupteten, hatte nicht mehr Bedeutung als manche entschwundene Legitimität.

Unter diesen Umständen empfahl ich den Finnländern, sich einfach auf den Boden der gegebenen Verhältnisse zu stellen, wie es die Buren einst nach ihrer Niederlage getan, um damit zu retten, was noch zu retten war, und durch eigene Wirksamkeit in ihrem Lande wenigstens das russische Beamtentum möglichst fern zu halten und unschädlich zu machen. Äußerlich loyale Unterwerfung war wenigstens noch das einzige Mittel, um weitere russische Zwangsmaßregeln und wohl gar eine Besiedelung des Landes durch großrussische Bauern zu verhüten. Die Finnländer haben mir diese in der ganzen politischen Lage wohl begründeten Ratschläge sehr übel genommen und ihren Kampf ums Recht weiter geführt. Daß ich auf seiten damaliger russischer Minister warme Zustimmung fand, beweist noch nicht, daß durch eine solche Politik der Finnländer russischen Interessen gedient gewesen wäre, sondern nur, daß die russische Politik damit ihr nächstes unmittelbares Ziel erreicht sah, ohne damit weiter zu kommen. Hätten die Finnländer beim Ausbruche des Krieges die leitenden Stellen des Landes in ihrer Hand gehabt, so hätten sie jedenfalls früher und entscheidender in die Entwicklung eingreifen und ihre Unabhängigkeit eher aus eigener Kraft erringen können. So vertrauten sie nach dem Ausspruche ihres Landtagspräsidenten Svinhufvud, den die Russen nach Sibirien verschleppten, auf Gott und Hindenburg.

Doch haben sie nun auch auf diesem Wege erreicht, was sie erstrebten. Mit der Entthronung des Zaren war das Band des gemeinsamen Herrschers, das sie bisher an Rußland geknüpft, zerrissen. Kerenski hat zwar noch einen Versuch gemacht, eine Obergewalt des republikanischen Rußland über Finnland festzuhalten. Mit seinem Sturze ist auch dieser Versuch gescheitert. Der finnländische Landtag konnte nach Beschwichtigung der inneren Unruhen die Unabhängigkeit des Landes auch nach der völkerrechtlichen Seite und damit die volle Loslösung von Rußland erklären. Mit der Anerkennung seitens der Mächte tritt der neue Staat in die Völkerrechtsgemeinschaft ein.

Die Loslösung Finnlands vom russischen Reiche muß aber, wenn sie sich dauernd behaupten läßt, von der schwerstwiegenden Bedeutung werden für die weitere Entwicklung der russischen Politik, vorausgesetzt, daß Großrußland und Ukraina überhaupt eine politische Gesamtmacht bleiben.

Der russische Drang nach dem offenen Meere machte sich in der bisherigen Entwicklung Rußlands immer stoßweise nach verschiedener Richtung geltend, ging zeitweise nach Nordwesten, Skandinavien bedrohend, zeitweise nach Südosten gegen die Türkei, dazwischen auch einmal in Mittelasien näher an den Indischen Ozean oder im äußersten Osten nach dem Gelben Meere. Ein Mißerfolg auf der einen Seite bewirkte gewöhnlich, daß die russische Politik sich einer anderen zuwandte, so noch zuletzt der Mißerfolg gegen Japan in der Mandschurei die Wiederaufnahme der Balkanpolitik. Die Unterdrückung Finnlands war eine vorbereitende Maßregel im Sinne des nordwestlichen Durchbruches nach der eisfreien norwegischen Küste.

Von den vier Ausbruchswegen ist der nordwestliche gegen Skandinavien mit der Loslösung Finnlands endgültig verschlossen. Denn Skandinavien gegenüber bildet Finnland die notwenige Operationsgrundlage, was die russische Vergewaltigungspolitik gegenüber Finnland ganz richtig erkannt hatte. Das unabhängige Finnland bildet die Vormauer für das unabhängige Skandinavien. Wohl behält Rußland die Murmanküste auf der Halbinsel Kola mit dem eisfreien Hafen Alexandrowsk, neuerdings mit St. Petersburg durch eine Eisenbahn verbunden. So wichtig diese Seeküste für den Handelsverkehr Rußlands werden kann, namentlich nach dem Verluste anderer und näher gelegener Häfen, so ist sie doch bei ihrer abgelegenen Lage im hohen Norden vollständig ungeeignet, die Angriffsgrundlage Rußlands gegen Schweden und Norwegen zu bilden, wenn man dabei ein unabhängiges Finnland im Rücken lassen muß. Die russische Nordwestpolitik gegen Skandinavien ist mit der Unabhängigkeit Finnlands erledigt.

Das bedeutet aber gleichzeitig eine Entlastung Deutschlands nach der russischen Seite und im ganzen Gebiete der Ostsee. Seit dem ausgehenden Mittelalter schwebt die politische Machtfrage des Dominium maris Baltici. Von größter Bedeutung ist sie für Deutschland. Denn wie der Weltkrieg gezeigt hat, war dies die einzige Seite, wo Deutschland von vornherein nicht abgeschnürt werden konnte. Selbst nach Südosten war erst ein gewaltsamer Durchbruch erforderlich. Wie die weitere Entwicklung auch ausgehen mag, Rußland kommt mit der Unabhängigkeitserklärung Finnlands als Mitbewerber für die Herrschaft über die Ostsee nicht mehr in Betracht. Dagegen sind Deutschland und das unabhängige Finnland durch die engste Interessengemeinschaft als Bundesgenossen aufeinander angewiesen.

Die Unabhängigkeit Finnlands muß aber noch eine weitere Folge von der größten politischen Bedeutung nach sich ziehen. St. Petersburg kann nicht länger russische Hauptstadt bleiben, sondern die russische Regierung muß nach Moskau zurückkehren.

Peter der Große hatte wenigstens mit dem Erwerbe Kareliens einen weiten Kreis russischen Gebietes um seine Hauptstadt gelegt. Aber die Sicherheit seiner Hauptstadt war nach der Erklärung Alexanders des Ersten gegenüber Napoleon ein wesentlicher Grund für den Erwerb Finnlands. Und bis in die neueste Zeit

empfanden es patriotische Russen als verletzend, daß dicht vor den Toren ihrer Hauptstadt eine fremde Staatsgewalt begann, obgleich der eigene Zar ihr Träger war. Das sollte die russische Gewaltpolitik gegenüber Finnland rechtfertigen. Jetzt liegt die Hauptstadt etwa 30 Kilometer von der Reichsgrenze entfernt, das ist eine Entfernung wie etwa von Berlin bis etwas hinter Potsdam, etwa bei Werder. Da beginnt also jetzt die Grenze eines ganz fremden Staates, der mit Rußland nicht das geringste mehr zu tun hat. Daß das für die Hauptstadt eines großen Reiches ein auf die Dauer unmöglicher Zustand ist, bedarf keines näheren Beweises. Bleibt also Finnland unabhängig, so muß die Hauptstadt wandern. Der Sitz der russischen Regierung geht mit Naturnotwendigkeit wieder nach Moskau.

Das wirkt zunächst wieder auf die auswärtige Politik zurück. Es war die schärfste Betonung der nordwestlichen Politik, die mit der Eroberung der bis dahin schwedischen Ostseeprovinzen durch Peter den Großen einsetzte, daß dieser seine Hauptstadt in den eben von Schweden erworbenen Winkel des Finnischen Meerbusens verlegte. Die Zurückverlegung des Regierungssitzes nach der alten Landeshauptstadt Moskau bedeutet den — freilich erzwungenen — Verzicht Rußlands auf weitere Fortsetzung seiner Ostseepolitik. Gewissermaßen das Gesicht der auswärtigen Politik Rußlands wendet sich wieder nach Asien zu. Die ganze Politik muß wieder einen rein festländischen Charakter annehmen.

Alle diese Erfolge der Unabhängigkeit Finnlands lassen sich freilich nur erwarten, wenn es dem finnländischen Staatswesen gelingt, sich zu behaupten. Und hier muß man leider noch ein großes Fragezeichen machen.

Bei dem gewaltigen Vergehen und Entstehen von Staaten in der Napoleonischen Zeit pflegte die Mutter Napoleons, Lätitia Bonaparte, zu sagen: Pourvu que cela dure. Dieselbe skeptische Bemerkung muß man bei den mannigfachen neuen Republiken machen, von deren Entstehen auf dem Boden des alten russischen Reiches fast alltäglich die Zeitungen berichten. Alle diese Länder bildeten doch bisher eine große politische und wirtschaftliche Einheit, deren Teile aufeinander angewiesen waren. Das Bedürfnis der Zusammengehörigkeit wird sich wieder geltend machen. Und in der geschichtlichen Entwicklung pflegt so gewiß wie der Wechsel der Tages- und Jahreszeiten auf die Anarchie die Gewaltherrschaft zu folgen. So steht auch ein neuer russischer Gewaltherrscher zu erwarten, der freilich nicht der in Sibirien gefangene Schwächling vom Zarenthrone sein wird.

Gegen das künftige neue Rußland wird sich Finnland zu behaupten haben. Von Skandinavien hat es nichts zu erwarten. Auf Gott und Hindenburg zu vertrauen ist freilich sehr bequem. Aber des Daseins wert ist nur der Staat, der es versteht, sich aus eigener Kraft zu behaupten. Und in dieser Hinsicht liegen die Aussichten für Finnland ziemlich trübe.

Das Land war in den letzten Jahren der russischen Herrschaft von Rußland absichtlich wehrlos gemacht. Von der allgemeinen Wehrpflicht befreit, zahlte es an Rußland eine Abfindungssumme. Wird das Land jetzt bereit sein, eine schwere Rüstung auf sich zu nehmen? Die radikale Gestaltung seines Wahlrechtes läßt dies kaum hoffen. Der Landtag zählt dermalen 92 Sozialdemokraten, 64 bürgerliche Finnen, 21 Schweden und 25 Agrarier. Der Republik fehlt gegenüber der radikalen Strömung jeder feste Halt. Die Einführung der Monarchie würde dem

Lande in den völkerrechtlichen Beziehungen und nach innen eine stärkere Stütze gewähren, wie dies verständige Finnländer auch selbst einsehen. Aber wenn nicht eine überwiegende Mehrheit dafür ist, kann sich das Land innere Kämpfe um die Verfassungsform nicht leisten. Vor allem kommt es also jetzt auf die Finnländer selbst an, die Freiheit, die ihnen der Weltkrieg als Geschenk in den Schoß geschüttet, zu erwerben, um sie zu besitzen.

Belgien als Faustpfand

Von Dr. Karl Buchheim

„Eine gewaltsame Aneignung von Gebieten, die während des Krieges besetzt worden sind, liegt nicht in den Absichten der verbündeten Regierungen", so heißt es in der Weihnachtsbotschaft, die Graf Czernin als Sprecher der vier verbündeten Mächte zu Brest-Litowsk der Welt verkündet hat. Und weiter lesen wir: „Es liegt nicht in den Absichten der Verbündeten, eines der Völker, die in diesem Kriege ihre politische Selbständigkeit verloren haben, dieser Selbständigkeit zu berauben." Damit ist offenbar der Standpunkt der Regierungen nicht nur für die Neuordnung der Verhältnisse im Osten ausgesprochen, sondern überhaupt für den Wiederaufbau der politischen Welt, überall wo die alte Ordnung zusammengebrochen ist. Es geht aus dieser Kundgebung von neuem hervor, daß auch die Annexion Belgiens nicht unser Ziel ist. Wir haben also Belgien nicht erobert, um es einfach zu behalten. Gute Gründe dafür gibt es. Man wird die Früchte der Eroberung in anderer Weise nutzbar machen: für die belgischen Völker selber, in erster Linie für die Flamen, für deren Forderungen wir uns einsetzen werden, und dann für uns selber, nämlich als Faustpfand.

In Brest-Litowsk ist die Rückgabe der deutschen Kolonien verlangt worden. Diese sind heute englisch und müssen darum den Engländern wieder abgenommen werden. Daß dies mit Waffengewalt an Ort und Stelle geschehen könnte, ist ziemlich ausgeschlossen. Also muß in Europa über ihr Schicksal entschieden werden, und dabei fällt, da England heute weniger als im vergangenen Sommer und Herbst Aussicht hat, die flandrische Küste zu erobern, der Besitz Belgiens auf unserer Seite gewaltig in die Wagschale. Da hat nun mit vollem Recht in Heft 51 der „Grenzboten" (1917) Professor Hashagen auf Grund der historischen Erfahrungen davor gewarnt, allzu einseitig auf den Rückerwerb unserer Kolonien und überseeischen Positionen auszugehen. Unsere weltpolitische und weltwirtschaftliche Stellung vor dem Kriege war keineswegs schlechthin ideal. Es kann also

auch kein unbedingtes Kriegsziel für uns sein, daß wir genau das wiedererlangen, was wir vor dem Kriege hatten. Wir haben uns heute in Europa so viel bessere Positionen erkämpft, als wir sie vorher besaßen, daß wir uns bei jeder einzelnen, die wir halten könnten, überlegen müssen, ob wir auch wirklich gut daran tun, wenn wir überseeische für sie eintauschen. Nur wenn wir uns über die Gesamtheit unserer Kriegsziele eine klare Vorstellung bilden, gewinnen wir ein Urteil darüber, wie wir die Eroberung Belgiens beim Friedensschluß verwerten dürfen.

Der materiellen Wohlfahrt unseres Volkes ist die höchste Bedeutung beizumessen, aber wir dürfen uns niemals einreden lassen, daß deswegen der Gewinn überseeischer Rohstoff- und Absatzgebiete unser wichtigstes Kriegsziel sei. Der Boden, in dem wir selber wurzeln, ist stets die erste Bedingung unseres Daseins. Darum gibt es kein vornehmeres Kriegsziel als die Sicherung alles Bodens, auf dem in Mitteleuropa unser Volkstum seßhaft ist, für deutsche Arbeit und Kultur. Diese Sicherung der Gesundheit und Einheit deutschen Volkstums in Europa kann nur durch ein festes, dauerndes Bündnis mit Österreich-Ungarn erreicht werden. Deshalb ist unser allerwichtigstes Kriegsziel das mitteleuropäische, der Ausbau unseres Bundes mit dem Habsburger Reiche zu einer politisch-wirtschaftlichen Einheit von mehr als bloß völkerrechtlichem Werte. Dazu ist als notwendige Ergänzung dringend wünschenswert die Anlehnung der selbständigen oder wieder selbständig gewordenen Völker östlich und südöstlich der Grenzen der beiden Zentralmächte an den mitteleuropäischen Bund. Denn die Kultur unseres Erdteils verlangt, daß sie friedlich mit uns gemeinsam arbeiten, statt sich feindlich gegen uns zu wenden. Wir müssen also bestrebt sein, in den bisherigen russischen Westprovinzen, in Serbien und Rumänien solche staatliche Ordnungen aufzubauen, daß diese Länder mit dem Bund der Zentralmächte in fruchtbare Beziehungen treten. Der Krieg ist für uns gewonnen, wenn es gelingt, die politische Interessengemeinschaft der mitteleuropäischen Völker durch reale Bedingungen zu einer Tatsache zu machen, aber auch nur dann. Und nur dann haben wir auch Aussicht, dem Bündnis mit Bulgaren und Türken mehr als episodische Dauer zu erhalten, so daß das ganze weite Gebiet von Mitteleuropa bis nach Vorderasien ein Feld bleibt, wo deutsche Kulturarbeit niemals ausgeschlossen werden kann, daß also die Gefahr gebannt bleibt, die uns die Entente diesmal androhte. Unsere Heere haben die Einheit Mitteleuropas vorläufig verwirklicht; sie wissen es nach allen Seiten zu schützen. Nun müssen die Völker selber beisammen bleiben wollen, und die Diplomaten müssen Formen finden, in denen die Staaten ohne schwere Reibungen nebeneinander zu leben vermögen. Mitteleuropa zu bauen, ist nicht die Sache irgendeines bloß militärischen Erfolges, und sei er auch noch so groß, sondern ein politisches Kunstwerk, das eben geschaffen werden muß. So war auch die Schöpfung des Deutschen Reiches ein politisches Kunstwerk. Nicht Moltkes erfolgreiche Strategie an und für sich macht die große politische Leistung der Jahre 1866 und 1870 aus, sondern Bismarcks politisches Kunstschaffen. Ebenso können auch jetzt niemals die Siege Hindenburgs an und für sich die deutschen Kriegsziele verwirklichen, sondern ein großer Staatsmann muß in Völkern und Staaten dem Willen zur neuen Einheit politische Gestalt zu geben wissen.

Unser wichtigstes Kriegsziel ist also die dauernde politische Verbindung Deutschlands und Österreich-Ungarns, und das können wir erreichen, ohne über-

haupt mit irgendwelchen feindlichen Staaten darüber zu verhandeln. Wir müssen es nur selber wollen. Seine Erreichung bedeutet unseren Zusammenschluß mit den Millionen Volksgenossen in Österreich und Ungarn, und in naturgemäß etwas größerem Abstande mit den anderen Nationen der Donaumonarchie, soweit sie der gemeinsamen Sache nur irgend guten Willen und politischen Verstand entgegenbringen. Daß es an beiden noch öfters fehlt, wissen wir, aber es ist noch nicht aller Tage Abend. Volkswirtschaftlich erringen wir dadurch eine Erweiterung des inneren Marktes und einen gesicherten Weg für den Austausch mit den zukunftsreichen Ländern des Balkans und Vorderasiens. Außerdem vermögen uns die gegenwärtigen Verhandlungen in Brest-Litowsk, wenn sie mit Geschick zum Erfolg geführt werden, den Anschluß der befreiten russischen Westvölker an Mitteleuropa in Aussicht zu stellen, und Rußland selber nebst den angeschlossenen unendlichen und vielfach entwicklungsfähigen Gebieten Nord- und Mittelasiens für unsere Wirtschaft wieder zugänglich zu machen. Diese beiden Dinge: eine günstige, dauernde Ordnung der politischen Beziehungen des heutigen Vierbundes und ein billiger Friede mit Rußland, der beiderseits wenigstens für einige Menschenalter ehrlich und einigermaßen zufrieden gehalten werden kann, sichern uns den wirtschaftlichen Zugang zu einem so großen Teile der Erdoberfläche, daß unsere Volkswirtschaft, als Ganzes angesehen, überseeische Verluste an die Angelsachsen verschmerzen kann und es verstehen wird, wenn auch nach schwierigen Übergangszeiten, Ersatz für verlorene Absatz- und Rohstoffgebiete in Europa selber und in Asien zu finden. Unsere Fertigindustrie wird zwar schwer leiden, wenn sie einen guten Teil des englischen und amerikanischen Absatzes verliert, unsere Textilfabrikation nicht minder, wenn sie den Bezug der Baumwolle und Wolle aus den Vereinigten Staaten und den britischen Kolonien einbüßt, aber auf die Dauer ist unsere Gesamtvolkswirtschaft doch besser daran, wenn wir uns vor schwierigen Übergangszeiten nicht fürchten und uns Absatz- und Rohstoffgebiete schaffen, die unabhängig von den Angelsachsen sind, damit es diesen nicht eines Tages einfällt, noch besser gerüstet wie diesmal, uns aufs neue vom Weltmarkt auszuschließen. Der jetzige gewaltsame Abschluß und der in Aussicht stehende Sonderfriede mit Rußland müssen dazu ausgenutzt werden, die Befreiung Europas vom angelsächsischen Rohstoffmonopol anzubahnen, auch wenn manche wirtschaftliche Not dabei zu überwinden ist. Schlimmer als die Kriegsnot kann sie ja nicht werden.

Wir können unsere wichtigsten Kriegsziele durchsetzen, ohne auf den vorläufig noch nicht vorhandenen Friedenswillen der angelsächsischen Mächte und Frankreichs angewiesen zu sein. Nur um uns ein tropisches Rohstoffgebiet von genügendem Umfange zu sichern, das wir zu Lande nicht erreichen können, brauchen wir einen günstigen Frieden mit England und Amerika. Hier beginnt also erst eigentlich die weltpolitische Bedeutung Belgiens für uns. Unsere Kolonien haben wir an England verloren, aber Belgien ist wichtig genug für den Inselstaat, daß er bereit sein wird, unseren Rückzug von der flandrischen Küste, den er mit der Waffe nicht erzwingen kann, durch koloniale Zugeständnisse zu erkaufen. Damit werden wir vor die Frage gestellt, wie weit wir uns auf derartigen Austausch einlassen wollen. Mit Recht warnt, wie erwähnt, Hashagen vor der Bereitwilligkeit, bis zu jedem Zugeständnis zu gehen. Andererseits werden wir mit dem bloßen Verzicht auf die blanke Annexion Belgiens wahrscheinlich wenig er-

reichen. Denn die Engländer wissen recht gut, daß wir an eine Annexion aus innerpolitischen und innerbelgischen Gründen ohnehin kaum denken können. Sie werden den Verzicht auf unsere flandrische Flottenbasis verlangen. Das wäre in der Tat ein so großes Zugeständnis, daß wir dafür auf jeden Fall die Einräumung eines großen afrikanischen Kolonialreiches fordern können. Nach Vorschlägen, die in den „Grenzboten" gemacht worden sind (1917, Nr. 42; vgl. dazu meinen Aufsatz in Nr. 46), kann Belgien für uns ein erträglicher Nachbar werden, wenn es auf einer Grundlage neutralisiert wird, die jede Machtentfaltung uns gegenüber ausschließt. Ein Belgien, das in der Lage bliebe, als militärisch-politischer Machtfaktor gegen uns aufzutreten, wäre eine so große Gefahr für uns, daß kein kolonialer Erwerb derartige Zugeständnisse rechtfertigen könnte. Nur ein Belgien, das auf Heer und Kolonien verzichtet, das dem deutschen Handel offen steht und dem Flamentum seine Selbständigkeit verbürgt, können wir militärisch räumen. Wir können warten, bis England unter diesen Bedingungen bereit ist, uns ein neues Kolonialreich zu überlassen. Es ist nicht nötig, daß dieses genau dem alten entspricht. Wünschenswert ist vielmehr, daß es fester in sich geschlossen und besser verteidigungsfähig ist, als das alte. Wir brauchen nicht Hans-in-allen-Gassen zu sein. Wo die Engländer und Amerikaner, die Franzosen oder die Japaner ihre natürlichen Expansionsgebiete haben, da brauchen wir uns nicht gerade dazwischenzusetzen. Mit Recht fordert Paul Leutwein in seiner Broschüre „Mitteleuropa—Mittelafrika" (Dresden und Leipzig, „Globus" 1917) die Beschränkung unseres Kolonialreiches im wesentlichen auf den schwarzen Erdteil, wo Ostafrika und Kamerun durch bisher belgisches oder portugiesisches Gebiet verbunden und abgerundet den Grundstock bilden können. Hier können wir erzeugen, was Mesopotamien und Anatolien, auch wenn sie einst völlig erschlossen sein werden, nicht liefern können. Wenn man so die türkischen Zukunftsaussichten mit mittelafrikanischen verbindet, dürfte auch Dr. Karstedt, der in Nr. 50 der „Grenzboten" (1917) in einem interessanten Aufsatz jene skeptisch beurteilt, dem „kontinentalen" Programm deutscher Weltpolitik, das dem „kolonialen" gar nicht schroff zu widersprechen braucht, etwas vertrauensvoller gegenübertreten. Für mich ist es allerdings zweifellos, daß die wichtigsten Kriegsziele in Europa liegen und daß die Schaffung einer möglichst in sich geschlossenen und unangreifbaren „kontinentalen" Basis wichtiger ist, als der Erwerb überseeischer Rohstoffgebiete, deren Bedeutung an sich keineswegs verkleinert werden soll. Die deutsche wirtschaftliche Expansion darf nicht auf den atlantischen Seeweg angewiesen bleiben, den England und Amerika sperren können. Und Deutschland darf nicht in aller Welt wirtschaftliche Positionen suchen, die es in unnötige Reibungen mit anderen Weltmächten oder ungeeigneten Eingeborenen bringen, weil wir mit der politischen und wirtschaftlichen Ordnung Mitteleuropas und dem Austausch mit dem Orient und Rußland genug zu tun haben werden. Eine große Tropenkolonie brauchen wir. Aber sonst dürfen wir unsere Kräfte nicht an Aufgaben verschwenden, die dem eigentlichen Bereich unserer Kulturarbeit zu fern liegen. Karstedt hat mit Recht Bedenken gegen einen etwa erneuten Versuch, eine deutsche Herrschaft über Marokko anzutreten (a. a. O. S. 287). Vor dem Kriege hatten wir zu wenig Raum für unsere natürliche Expansion. Wir waren in Europa eingeengt. Darum suchten wir in aller Welt durch friedlichen Wettbewerb wirtschaftlich voranzu-

kommen und fielen natürlich den Völkern auf die Nerven, die die politische Herrschaft an Ort und Stelle hatten oder erstrebten. Ein gewiß berufener Zeuge, wie Karl Peters, schildert in seinen „Lebenserinnerungen" (Hamburg 1918, S. 71 f.) unsere verkehrte Art der wirtschaftlichen Ausbreitung vor dem Kriege folgendermaßen: „Die deutschen Proletarier strömten von Jahr zu Jahr ins Ausland und fielen teilweise gleich der ausländischen Armenpflege zur Last. Zum Teil machten sie der fremden Arbeit das, was sie unlauteren Wettbewerb nannte. Der deutsche Arbeiter unterbot sie und drängte sie aus Brot und Stelle. Oder der deutsche Handlungsbeflissene erschien und machte ebenfalls, was die westlichen Völker unlauteren Wettbewerb nannten. Er arbeitete oft ganz für umsonst, lauschte den Fremden ihre Geschäftsgeheimnisse ab und setzte dann neben ihnen ein Konkurrenzhaus auf. Darüber klagte man in Nordamerika, in Großbritannien und in Frankreich. Sicherlich auch in anderen Ländern. Es kann keine Frage sein, daß der deutsche Mitbewerber teilweise auch fleißiger und geschulter war als der einheimische und daß dies den Haß vermehrte. In England erhob sich schon von Anfang dieses Jahrhunderts an diesem zudringlichen Wettbewerb gegenüber der Ruf: ‚the british office for the british clerk' (das britische Bureau für den britischen Kommis), und damit begann recht eigentlich die heutige Deutschenhetze auf der Erde.

Ganz ähnlich war es mit dem deutschen Warenvertrieb. Auch hier war sehr oft kein ehrlicher, sondern ein unlauterer Wettbewerb durch billiges Unterbieten der Preise und, wie sie klagten, durch verschmitzte Kunstgriffe. Also, nicht weil wir uns eigene Kolonien anlegten und ausbauten, entstand ein allgemeiner Haß auf der Erde, sondern weil wir dies nicht taten und fremde Ansiedlungen für unsere kleinlichen Zwecke ausbeuten wollten. Nicht weil ich und meine Freunde uns nach ‚unserem Plätzchen an der Sonne' umsahen, sondern weil Leute wie Eugen Richter und Ludwig Bamberger predigten: ‚seid doch nicht so dumm, euch selbst um Arbeitsfelder für eure Art zu bemühen, wo ihr euch bei andern einnisten könnt', sind wir schließlich allen Völkern und Rassen ekelhaft geworden, so daß wir uns heute gegen die ganze Welt um Sein oder Nichtsein zu schlagen haben. Das stete Erntenwollen, wo man nicht gesät hat, ist am Ende zu verteufelt verschmitzt, als daß es noch klug genannt werden könnte. Jedenfalls macht es weder den einzelnen, noch ganze Völker beliebt in der Fremde."

Wir wollen uns also in Zukunft eigene Arbeitsfelder suchen, wollen selber säen, wo wir ernten möchten und Rohstoffe und Absatz, wenn auch unter zeitweiligen Entbehrungen auf eigenem oder befreundetem Gebiete suchen. Unser künftiger Welthandel wird, wenn die Angelsachsen oder auch die Ostasiaten mehr unter sich sein wollen, von selber neue Wege suchen, und unsere nationale Wirtschaft wird gesünder dabei werden. Wir können haltbare wirtschaftliche und koloniale Positionen nicht in aller Welt erwarten, sondern müssen unsere Kräfte auf das konzentrieren, was wir auch wirklich behaupten können, wenn wieder Weltstürme hereinbrechen. Die Bewirtschaftung der Welt wird sich nicht nach der Manchesterlehre in Harmonie der Völker, die eines Tages vielleicht vom Himmel fallen könnte, vollenden, sondern die weltpolitisch führenden Nationen sichern sich feste Anteile, um darauf ihr und ihrer Verbündeten Dasein zu gründen. Unsere Zukunft als Weltvolk wächst oder mindert sich mit dem Grade der Durchführung

des Programms Mitteleuropa, der wirtschaftlichen Expansion hauptsächlich nach Osten und Südosten und dem Erwerb einer großen Kolonialherrschaft in Afrika.

Bis zu welchem Grade für die Durchsetzung dieser Kriegsziele Belgien als Faustpfand verwertet werden darf, suchte dieser Aufsatz anzudeuten. Belgien ist für uns nicht Selbstzweck, wir wollen es nicht behalten. Aber es darf auch nicht bloß Mittel zu dem Zwecke sein, auf kolonialem Gebiete Ziele durchzusetzen. Es gibt eine Grenze der Zugeständnisse, die wir für die Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit machen dürfen. In früheren Aufsätzen habe ich die belgische Frage für sich behandelt, diesmal galt es, ihre ungefähre Stellung in der Gesamtheit unserer Kriegszielfragen darzulegen. Es geht um die politische und wirtschaftliche Sicherung unseres Vaterlandes und die Erhaltung der Staatenordnung, die der Krieg in Europa geschaffen hat und die der Friede bestätigen wird. Dazu ist Belgien in unsere Hand gegeben, daß wir den Besitz für die Durchführung unserer Gesamtkriegsziele zu benutzen wissen, aber doch auch nicht übersehen, daß viele von diesen Zielen ohne Berücksichtigung Belgiens erreichbar sind, und daß wir für das übrige auf keinen Fall jedes beliebige Zugeständnis an die Unabhängigkeit Belgiens machen dürfen. Der Ausgang des Krieges wird endgültig entscheiden, ob wir es überhaupt nötig haben, bis an diese Grenze zu gehen!

Die neue Wendung der polnischen Frage

September bis Dezember 1917

Von Professor Raimund Friedrich Kaindl

(Schluß)

Anfangs November vorigen Jahres verbreitete sich die Nachricht, daß tatsächlich die Absicht bestehen soll: Polen mit Galizien unter dem Kaiser von Österreich als polnischen König zu vereinigen und dafür Preußen mit Kurland und Litauen zu verbinden. Die Nachricht wurde zwar sofort dementiert: die Verhandlungen seien noch nicht abgeschlossen, und was die Blätter über die angebliche Lösung gebracht haben, beruhe auf Vermutungen. Diese Erklärung machte um so geringeren Eindruck, als Graf Czernin dem ruthenischen Klub am 1. November nur versichert hatte, die polnische und ruthenische Frage werde vor dem Friedensschluß nicht entschieden („Ukrainische Korrespondenz" Nr. 42/43 S. 5) und auch Ministerpräsident von Seidler im österreichischen Abgeordnetenhause am 9. November wieder nur ausführte, man könne noch nicht davon sprechen, daß die polnische Frage gelöst sei; es hätten nur

Vorbesprechungen mit der deutschen Regierung stattgefunden. Falls in Zukunft das Königreich Polen eine Annäherung an die Monarchie suchen sollte, so würde die Angelegenheit der österreichischen Volksvertretung rechtzeitig vorgelegt werden. Der polnische Staat soll sich nach freier Wahl in Zukunft seinen politischen Anhang suchen. Auch da also keine eigentliche Widerrufung des gemeldeten Planes. Die Betonung der Selbstbestimmung der Polen (ein Entgegenkommen gegen den russischen Standpunkt und die Sozialdemokraten) steht durchaus nicht im Widerspruch zu diesem Plan, denn wir wissen, daß die Wahl der Habsburger von den Polen oft erörtert wurde und auch in der Gegenwart in politischen Programmen Aufnahme fand.*) Übrigens haben die Polen am 9. November nicht nur nicht dagegen Stellung genommen, sondern durch Dr. Glombinski erklärt, daß sie es wünschen, daß der österreichische Kaiser die Sache der Polen in seine Hände nehme und einer glücklichen Lösung zuführe. Auch der Staatssekretär Dr. von Kühlmann hat das Selbständigkeitsrecht der Völker betont, was die preußischen Polen dankend anerkannten; ein Widerspruch gegen den Plan, daß die polnische Krone an die Habsburger übertragen werden solle, ist nicht erfolgt. Von ungarischer Seite ist den Polen wieder so viel Sympathie bewiesen worden, daß der Polenklub dafür dem Ministerpräsidenten Dr. Wekerle den wärmsten Dank aussprach: „In seinen Bestrebungen zur Wiedererlangung des unabhängigen Staates zählt das polnische Volk auf die seit Jahrhunderten erprobte Sympathie des ungarischen Volkes“ (21. November). Man weiß, daß Andrassy und sein Kreis längst schon den Standpunkt des Obersten polnischen Nationalkomitees gebilligt haben (vgl. mein „Polen“ 2. Aufl. S. 104) und auch jetzt diese Pläne (Anschluß an die Monarchie) fördern.

Das Gesagte wird genügen, um zu zeigen, daß das „Novembergerücht“ nicht aus der Luft gegriffen war. Nachträglich hat Ministerpräsident von Seidler am 23. November freilich erklärt, daß die österreichische Regierung an der Einheit des österreichischen Staates und der Aufrechterhaltung der bestehenden Grenzen eines jeden Kronlandes festhalte. Dies könnte so aufgefaßt werden, daß jetzt keine Absicht bestände, Galizien an Polen abzugeben. („Deutsche Volksblatt für Galizien“ 13. Dez.) Ob das auch immer die Absicht der österreichischen Regierung war und sein wird, ist nicht klar gesagt.

Wenden wir uns nun der Auffassung des „Novembergerüchtes“ in der Öffentlichkeit zu.

Auf reichsdeutscher Seite wird zwar wieder betont, daß niemand „von uns daran gedacht hat, in Polen zu bleiben“ („Tägliche Rundschau“ 8. Nov.), aber man bekämpft diese Hingabe Polens vor Abschluß des Krieges und des Friedens, weil die Stellung Deutschlands dadurch geschwächt würde. Daher wird gegen die „freundnachbarliche Verschleuderung“ Stellung genommen. Man darf nicht dieses „Faustpfand“ aus der Hand geben („Deutsche Zeitung“ 8. Nov.). Die Erregung kehrt sich also vor allem gegen den Zeitpunkt dieser Lösung. Außerdem werden die wirtschaftlichen, politischen und militärischen Interessen betont, die festzustellen

*) Schon im sechzehnten Jahrhundert, wiederholt seit dem Ende des achtzehnten Jahrhundert (vgl. mein „Polen“ 2. Aufl. S. 80 ff.). In jüngster Zeit ist dieser Plan nicht nur vom Obersten polnischen Nationalkomitee, sondern auch in der deutsch-österreichischen Denkschrift „Österreich-Ungarns Schicksalsstunde“ wieder aufgenommen worden und in anderer Form auch in der deutsch-österreichischen Osterbegehrschrift von 1916.

sind. Die „Tägliche Rundschau" hält das habsburgische, um Galizien verstärkte Polen freilich auch für sehr „fatal": „Noch mehr und ausschließlicher als ein wirklich selbständiges Polen ohne Österreich muß und wird dieses habsburgische Triaspolen alle seine Wünsche und Begehren auf den preußischen Osten richten, auf unsere Ostseeküste, auf Posen, Danzig und Königsberg. Es wird wie ein Pfahl im Fleisch zwischen uns und Österreich-Ungarn sitzen." Eine bessere Lösung wird nicht angedeutet. Der Hinweis, daß man in Polen den österreichischen Kaiser nach irgendwelchen angeblichen Verfassungsentwürfen nicht werde wählen können, verdient kaum der Beachtung. Das wird doch ganz vom Willen der Polen abhängen und ein Teil der Polen ist offenbar dafür.

In Österreich nahmen schon in der Reichsratssitzung vom 9. November die verschiedenen Parteien Stellung zum neuen Plan. Die Ausführungen der einzelnen Redner sind fast durchaus nicht sehr bedeutend. Die Ruthenen haben wieder einmal in schärfster Weise gegen die Angliederung Ostgaliziens an Polen gesprochen; ja sogar in diesem Falle mit dem Abrücken von Österreich gedroht. Der offizielle Vertreter des Polenklubs Glombinski hat die Zustimmung der Polen erklärt (s. oben) und auf ganz Galizien Anspruch erhoben. Dagegen hat freilich Stapinski als Vertreter der polnischen Volkspartei auf die ruthenischen Gebiete verzichtet, aber auf den preußischen Anteil Polens Anspruch erhoben. Die Rumänen wollen den polnischen Teil Galiziens an Polen, den ruthenischen Teil Galiziens und der Bukowina an die Ukraina fallen lassen, dagegen den rumänischen Teil der Bukowina mit Rumänien unter dem Kaiser von Österreich vereinigen. Andere Redner sprachen vom Selbstbestimmungsrecht der Völker; ihnen antwortete der Ministerpräsident mit der schon oben erwähnten Anerkennung dieses Rechtes. Der deutsche Sozialdemokrat Seitz warnte vor Gegensätzen zum Deutschen Reich. Kuranda hat im Namen der deutsch-freisinnigen Abgeordneten gegen die Abtretung Galiziens an Polen gesprochen. Dagegen hat der Abgeordnete Dr. Waldner entsprechend dem allgemeinen deutsch-österreichischen Programm erklärt, daß die Deutschen die Lösung der Polenfrage in einer austropolnischen, d. h. in einem die Belange Österreichs, der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Deutschen Reiches wahrenden Sinne wünschen; dabei sollen die Belange der Ruthenen gebührend berücksichtigt werden. Am gleichen Tage erklärte die „Ostdeutsche Rundschau" in demselben Sinne: „Rückhaltslos müssen wir als Deutschnationale diese Lösung der Frage begrüßen."*) In diesem Artikel der „Ostdeutschen Rundschau" und in einigen anderen ähnlichen Aufsätzen werden die Gründe für die austro-polnische Lösung erörtert.**) Es möge hier gestattet sein, in Kürze das Wichtigste zusammenzufassen, was dafür spricht:

Schon am Schlusse unserer Ausführungen im vorangehenden Hefte ist alles kurz gesagt worden, was gegen die Verbindung Polens mit Deutschland spricht.

*) Trotzdem haben sich die Deutsch-Österreicher bei den Polen keinen Dank verdient, der doch den Magyaren in reicher Fülle zuteil wird! Freilich ersparen sich diese die Stellungnahme zugunsten der Ruthenen. Aber auch unser Eintreten für die Ruthenen hat uns keine Anerkennung eingetragen. Die redliche Vermittlerrolle ist eben stets undankbar!

**) Vgl. auch „Ostdeutsche Rundschau" vom 28. November; „Grazer Tagespost". Morgenbl. 2. Nov., „Mittel-Europa" 20. November und 25. Dezember; auch der Artikel in derselben Zeitschrift vom 18. Dezember kommt schließlich doch zur austro-polnischen Lösung.

Ebenso ist es klar, daß ein selbständiges, ungesättigtes Polen (Pufferstaat) uns gefährlicher ist, weil es feindlichen Einflüssen mehr unterworfen wäre. Eine Zurückgabe an Rußland, wie man sie mitunter als Friedenspreis gedacht hat, ist seit der russischen Revolution unmöglich. Ein Zerschlagen Polens ist schon wegen des am 5. November 1916 gegebenen Versprechens untunlich, würde aber auch sonst nur zu den schwersten Verwicklungen führen, da alle Staaten den Wiederaufbau Polens in Aussicht gestellt haben.*)

Es bleibt also nur die austro-polnische Lösung, die wenigstens ein großer Teil der Polen wünscht, wobei also das Selbstbestimmungsrecht der Völker erfüllt erscheint. Daß der Gedanke der Übertragung der polnischen Krone an Habsburg nicht neu ist, wurde schon oben betont.

In deutsch-österreichischen Kreisen wird die Lösung der Frage in dem angedeuteten Sinne gut geheißen,**) weil sie die Erfüllung alter Forderungen bringen würde: Ausscheiden der polnischen Abgeordneten aus dem Wiener Parlament. Man verspricht sich davon eine Gesundung des Staates, was auch für das verbündete Deutschland ein Gewinn wäre. Dieses gestärkte Österreich würde aber auch für eine deutsche Richtung der Politik der ganzen Monarchie mehr Gewähr bieten.

An und für sich wird das mit Österreich-Ungarn verbündete Polen sich dem von den Habsburgern und von der Donaumonarchie treu gewahrten und erprobten Bündnisse mit Deutschland anschließen. Man muß von diesem Polen erwarten, daß es keine extremen Forderungen an Deutschland und Preußen stellen wird. Die gemäßigten Krakauer Konservativen (in deren Sinne die austro-polnische Lösung ist) haben auf preußisch-polnische Gebiete keine Forderungen erhoben und man darf hoffen, daß sie sich auch in Zukunft mäßigen werden. Polen selbst wird dadurch, daß die ruhigen Krakauer Konservativen dort zur Geltung kommen, hoffentlich in ein ruhiges Fahrwasser gelangen. Scheidet aber Galizien aus Österreich nicht aus, so ist Gefahr vorhanden, daß nicht nur Österreich weiter durch die slawische Mehrheit geschwächt wird, sondern daß unter Führung der Polen eine bundesfeindliche Richtung überhand nimmt, besonders wenn aus einem selbständigen Polen gehetzt würde. Kommt Polen unter den Kaiser von Österreich, ohne daß Galizien mit diesem verbunden wird, so wäre diese Lösung in vielen Beziehungen besser als ein selbständiges Polen, sie stände aber in anderen Belangen der Lösung, wie sie das Novembergerücht will, nach.

Auch die Stellung der deutschen Ansiedler in dem mit Österreich verbundenen Polen wird sich anders gestalten als in dem ganz selbständigen. Die Sicher-

*) Darauf baut sich die Hoffnung der passivistischen Polengruppe; sie ist überzeugt, daß auch ohne alles Zutun von polnischer Seite Polen wieder erstehen müsse.

**) Der von einem anonymen Deutsch-Österreicher in der „Deutschen Zeitung" vom 16. November veröffentlichte Artikel „Deutsch-Österreich und Polen" entspricht ebensowenig wie die oben erwähnte Meinung Kurandas der allgemeinen Anschauung Deutsch-Österreichs. Gewiß gab und gibt es unter den Deutsch-Österreichern Stimmen, die gegen eine Abtrennung Galiziens sind; aber andere Rücksichten haben die Allgemeinheit der Deutsch-Österreicher doch seit Jahrzehnten zu diesem Entschlusse gedrängt; freilich darf die Abtretung nicht bedingungslos erfolgen. Eine Angliederung Polens an Preußen konnte in den deutsch-österreichischen Kreisen nie recht in Betracht gezogen werden, weil sie schon wegen des Widerstandes in Deutschland undurchführbar wäre und die Polen darauf nicht eingehen würden.

stellung der Deutschen im polnisch-ruthenischen Gebiete muß aber eine unserer Hauptsorgen sein! Wir müssen darauf sehen, daß jede von uns geförderte Nation auch unsere Volksgenossen berücksichtigt.

Dazu kommt, daß Preußen-Deutschland durch Gebietserweiterung im Osten gestärkt werden soll und dadurch eine Orientierung Polens nach Osten wohl unmöglich wird. Österreich sollte aber Ostgalizien als selbständige ruthenische Provinz behalten und so die Grenzmark gegen Osten vervollständigen. Die Einbeziehung ruthenischer und litauischer Gebiete ins neue Polen würde diesen Staat von allem Anfang an nicht zur Ruhe kommen lassen. Im neuen Polen werden sich namentlich Deutschland und Österreich gewisse politische, militärische und wirtschaftliche Rechte wahren müssen, Österreich ganz besonders in Galizien, das es doch nur unter gewissen Bedingungen an Polen abtreten kann. Galizien ist wirtschaftlich und als Vorfeld von den Karpathen zu wichtig und Österreich (besonders die österreichischen Deutschen) haben für dieses Land bisher zu große Opfer getragen, als daß es ohne weiteres abgetreten werden könnte. Gehen gewisse Voraussetzungen nicht in Erfüllung — z. B. die Wahrung der Rechte der deutschen Einwohner — dann müßte ein Rückfall (wie bei den österreichischen Legionen als Kader des polnischen Heeres) ausbedungen werden. Auch für Ungarn ist die militärische Deckung durch Galizien zu wichtig, als daß es Galizien in unsicheren Händen dulden könnte. Selbstverständlich ist, daß die berechtigten Forderungen der Polen auf Erhaltung des Absatzgebietes für ihre Industrie, Zufuhr von überseeischen Rohstoffen u. dgl. in mitteleuropäischem Sinne geordnet werden müssen.

Zweifellos bietet auch die austro-polnische Lösung der polnischen Frage manche Schwierigkeiten. Gewiß nimmt Österreich eine große Aufgabe auf sich; aber ein gestärktes Österreich wird ihr wahrscheinlich mehr entsprechen als ein durch die slawische Majorität zerrüttetes. Den gesteigerten Fieberzustand, wie er sich im letzten Jahre gezeigt hat, kann auch die urwüchsige Kraft Österreichs nicht für die Dauer ertragen. Ein Niederringen Österreichs durch Ungarn und Polen im Triasreiche würde auch eine Schwächung dieser beiden Staaten selbst bedeuten: Ungarn bekommt es schon jetzt auf seinem Leibe zu spüren, wie lästig ihm die Tschechen und Südslawen werden, weil Österreich nicht stark genug ist, diese Bewegung niederzuhalten. Die östliche Gefahr ist aber durchaus nicht für alle Zeiten beschworen und die mitteleuropäischen Staaten müssen auf gemeinsame starke Abwehr gefaßt sein. Hoffentlich ringt sich dieser vernünftige Standpunkt immer mehr durch und hilft Unstimmigkeiten zu überwinden. Unwahrscheinlich ist es, daß die religiösen Verhältnisse Grund zu irgendeiner Verwicklung bieten könnten; man wird sich wohl hüten, die ohnehin drohenden Schwierigkeiten dadurch unheilvoll zu häufen. Für große religiöse Bewegungen scheint auch kein Boden mehr vorhanden zu sein. Wenn in reichsdeutschen Kreisen das Bedenken vorliegt, jetzt schon endgültig die Fragen zu lösen, so sei darauf verwiesen, daß in deutsch-österreichischen Kreisen die Anschauung verbreitet war, daß die besetzten Gebiete bis zur Beruhigung der Verhältnisse militärisch zu verwalten seien*); übrigens ist von den maßgebenden Faktoren Österreichs und Ungarns erklärt worden, daß

*) Einer der wichtigsten Gründe für den Aufschub der staatlichen Organisierung Polens scheint freilich durch die Entwicklung der Dinge in Rußland beseitigt zu sein. Das neue Rußland will ja auf die Pläne des zaristischen verzichten. Die Gewähr für die Dauer

die Polenfrage nicht vor Friedensschluß endgültig entschieden werde (Erklärung Czernins s. oben; Wekerle sagte dasselbe 20. November).

Von größter Wichtigkeit ist, daß wegen der schwebenden Verhandlungen zwischen den völkischen Kreisen Deutschlands und Deutsch-Österreichs keine Spannung eintrete. So oder so, die Einigkeit zwischen Deutschen hüben und drüben tut für alle Zukunft not.

Über die weitere Entwicklung der Verhältnisse in Polen seit dem Bekanntwerden des Novemberplanes ist nicht viel zu sagen. Nachdem die Berliner Regierung trotz des Widerstandes der Polen den Grafen Tarnowski als Ministerpräsidenten zurückgewiesen hatte, ist Jan Kucharzewski, bisher Chef der Sektion für höheres Schulwesen des Regentschaftsrates, zum polnischen Ministerpräsidenten ernannt worden. Der Regentschaftsrat findet Anerkennung (auch aus Galizien). Die aktivistischen Parteien Polens schließen sich der Regierung an und versprechen sie zu unterstützen. Einzelne polnische Blätter (so „Godzina Polski"), weisen mit Entschiedenheit die passivistische Partei und ihre Blätterstimmen in Rußland und Frankreich, die in Polen die Schaffung einer Regierung und eines Heeres nicht zulassen, zurück. Ministerpräsident Kucharzewski hat im Dezember in einer Unterredung mit den polnischen Redakteuren betont, daß die Aufgaben der Regierung schwierig seien, da es an Männern fehlt, die die Tradition eines staatlichen Aufbaues besitzen; man werde daher Leute aus anderen Gegenden Polens zuziehen müssen. Die rasche Schaffung einer Armee sei äußerst wichtig, doch seien die Gerüchte einer Kriegserklärung an Rußland (vgl. oben) irrig. Nach weiteren Nachrichten sind auch Verhandlungen über die Gestaltung der Heeresverwaltung im Zuge; damit hängt wohl auch die Nachricht zusammen, daß Kaiser Karl am 15. Dezember eine polnische Abordnung in Angelegenheit der polnischen Legion empfangen hat. Auch die Errichtung polnischer Gesandtschaften wird gewünscht; doch tritt z. B. der Krakauer „Czas" in einem auch sonst sehr klugen Artikel diesen übereilten Forderungen und dem Treiben der Nationaldemokraten überhaupt entgegen (24. November). Andererseits hielt aber Prof Romer, der Herausgeber des großpolnischen Atlasses, in Lemberg einen Vortrag über die Notwendigkeit der Meeresküste für Polen (24. November) und in Warschau veranstaltete die polnische Jugend auf Veranlassung der Pilsudski ergebenen freien polnischen militärischen Organisation eine Kundgebung, die blutige Zusammenstöße herbeiführte (9. Dezember). Auch fehlt es nicht an Spannung zwischen dem Ministerpräsidenten Kucharzewski und den nicht aktivistischen Gruppen („Kurjer polski" vom 5. Dezember).*)

---

dieser Anschauungen ist aber bisher ebensowenig vorhanden, wie für das Bestehen der Neuordnung Rußlands überhaupt.

*) Die Darstellung des Herrn Professor Kaindl schließt mit dem Jahre 1917 ab. Zur jüngsten Entwicklungsphase der polnischen Frage wird der Herausgeber der Grenzboten zu gegebener Zeit Stellung nehmen. Die Schriftleitung.

Brest-Litowsk, Zweiter Akt

Von Georg Cleinow

Die Gewitter, die sich gegen Herrn von Kühlmann in der Heimat wegen des Verlaufes der Brester Verhandlungen zusammengezogen hatten, beginnen sich zu verziehen, seit er den Nachweis erbringen konnte, daß die russische Berichterstattung darüber falsch war. Die Russen selbst haben es bescheinigt. Im übrigen hat das Interesse an Brest-Litowsk merklich abgeflaut nach dem Hervortreten von Lloyd George und Wilson. Ihre Friedensbedingungen besagen, daß in Brest ein allgemeiner Frieden nicht geschlossen wird. Damit aber verringert sich die Bedeutung der dort gepflogenen Verhandlungen auf das Maß einer Episode, keiner alltäglichen zwar, aber doch einer vorübergehenden. Das Hauptinteresse wendet sich dem großen Weltgeschehen im Westen zu, der Armee und ihren Unternehmungen, den kriegerischen Maßnahmen der Feinde, der Niederwerfung Englands und — vielleicht in noch höherem Maße den Beschlüssen, die der Kaiser in diesen Tagen als Zielsetzung des Separatfriedens mit Rußland gesucht hat. Wir wissen, daß außer unseren Heerführern Hindenburg und Ludendorff auch der Kronprinz nach Berlin gekommen ist, während kurz vorher die polnische Regierung unter Führung des Schloßhauptmanns von Posen, Grafen Hutten-Czapski, ihre Antrittsbesuche in Berlin abgestattet hat. — So schön ein baldiger allgemeiner Frieden wäre, so traurig es ist, daß immer noch geopfert werden muß, um dem Briten die Gleichberechtigung auf der Erde zu Wasser und zu Lande abzuringen, so liegt doch in der Hoffnung, nun unter günstigeren allgemeinen Bedingungen ganze Arbeit machen zu können, ein gewisser Trost und die Aussicht dafür, daß auch die bisherigen Opfer ihren vollen Lohn bringen sollen.

Brest ist von einem Markstein der Weltpolitik zu einem solchen der Kontinentalpolitik herabgesunken. In Brest handelt es sich nicht mehr um die ganz großen Menschheitsfragen, über die sich die Menschen doch niemals verständigen werden, sondern um die praktischen Lebensfragen der Völker dreier Staaten, denen sich Bulgarien und die Türkei beigesellt haben.

Wir brauchen somit wegen des entwichenen Friedens die Köpfe nicht hängen zu lassen. Wir stehen wieder auf dem festen Boden der Tatsachen. Noch viel weniger haben wir Ursache, den Russen anders gegenüberzutreten, wie es bei den Waffenstillstandsverhandlungen der Fall war. Wenn uns auch der Friede mit einem Volke willkommen ist, gegen das wir nur mit starkem inneren Widerstreben ins Feld gezogen sind, so sind doch nicht wir diejenigen, die den Frieden um jeden Preis haben müssen. Der zweite Akt der Brester Verhandlungen könnte daher unter recht erfreulichen Aussichten, auch diplomatischer Art, beginnen, wenn unsere Unterhändler und alle Teile der Berliner Regierung, namentlich aber auch alle politischen Parteien sich der Stärke unserer Stellung im Osten bewußt wären. Daß die nächsten Verhandlungen ganz ohne Überraschungen verlaufen sollten, ist nicht anzunehmen. Schon am 9. dieses Monats mußte die Sitzung zuerst bis 4 Uhr nachmittags, dann bis zum folgenden Tage unterbrochen werden. Am 10. wurde bekannt, daß die ukrainische Abordnung nicht als eine Unterkommission bei den Russen zu betrachten sei, sondern als Vertreterin des selbständigen Staates Ukraina; schließlich haben die Donkosaken, die durch Kaledins Hauptquartier noch mit der Entente in freundschaftlichen Beziehungen stehen und direkten telegraphischen Verkehr mit der englischen Heeresleitung in Mesopotamien aufrechterhalten, die Ukrainer in Brest als ihr Verhandlungsorgan erklärt! Daneben hat die Zusammensetzung der Unterhändler eine Ergänzung erfahren, die der glatten Abwicklung der Verhandlungen nicht günstig erscheint: die polnischen Vertreter dürften in diesen Tagen in Brest-Litowsk als Berater eintreffen. Nach der Rede des polnischen Abgeordneten in der Wahlrechtskommission des preußischen Abgeordnetenhauses dürfen wir annehmen, daß die Polen ihre Haupt-

aufgabe darin sehen werden, auch von Brest aus vor allen Dingen internationale Beziehungen anzuknüpfen und auszubauen, die sie gegen uns verwenden würden.

Nachdem die Westmächte darauf verzichtet haben, auf dem Boden eines allgemeinen Friedens ohne Gebietsabtretungen und Entschädigungen mit uns zu verhandeln, geht es in Brest darum, eine Grundlage zu finden, auf der zwischen den Mächten Mitteleuropas nebst Bulgarien und der Türkei einerseits und den im Entstehen begriffenen russischen Staaten ein auf Treu und Glauben aufgebautes Verhältnis errichtet und bestehen bleiben könnte. Für die russischen Vertreter sollte es dabei im Augenblick darauf ankommen, alle kulturellen Kräfte des Landes frei zu machen, um sie in den Dienst des inneren Wiederaufbaues ihres Landes zu stellen, während unsere Vertreter darauf bedacht sein müssen, Mitteleuropa vor einem Übergreifen der russischen Krankheit, möge sie als anarchischer Sozialismus oder als Panslawismus oder sonstwie auftreten, zu behüten und doch alle Brücken zu bauen, die einmal zur Verständigung der beiden ungleichen Staatenkomplexe führen möchten. Wir wissen aus den Worten, die General Hoffmann am 9. d. M. gesprochen hat, sowie aus vielfachen Erfahrungen an der Front, daß die Russen den Waffenstillstand insofern für sich auszunutzen versuchten, als sie in die Reihen unserer Truppen revolutionäre Propaganda hineinzutragen strebten. Jetzt hören wir, daß der Leiter dieser Propaganda, Genosse Radek, zugleich Direktor der staatlichen St. Petersburger Telegraphen-Agentur ist, die die falschen Berichte über den Verlauf der Verhandlungen in die Welt gesandt hatte. Solche Erfahrungen erschweren es naturgemäß unseren Unterhändlern, den Russen mit vollem Vertrauen zu begegnen und zwingen sie, Sicherung gegen Attentate auf unsere Staatseinrichtungen auf praktisch erprobten Wegen zu suchen. Die allgemeine Aufgabe unserer Unterhändler im zweiten Abschnitt des Friedens von Brest, wenn ein solcher zustande kommen sollte, wird sein, die politische Befestigung der Sicherungen, die bisher die Armee geschaffen hat, unter allen Umständen herbeizuführen.

Die Aufgabe sieht angesichts des bei den Russen tatsächlich vorhandenen Friedensbedürfnisses sehr einfach aus. Sie ist es aber durchaus nicht, denn sie ist bepackt mit unsern Fehlern in Polen, mit den Fehlern des ersten Verhandlungsabschnitts und darüber hinaus mit den historischen Voraussetzungen des deutsch-österreichisch-ungarischen Bündnisses, hinter denen die alten politischen Kampfrufe: Hie Großdeutsch! Hie Kleindeutsch! wieder laut werden. Dazu gesellen sich erschwerend die Nerven zerreibenden Stimmungen in Berlin, die aus innerpolitischen Gesichtspunkten von gewissen Kreisen wachgehalten werden. Von den Ukrainern aber hören wir panslawistische Motive anschlagen, wenn sie in ihren Friedensgrundsätzen „das volle nationale Selbstbestimmungsrecht" „auch dem kleinsten Volke in jedem Staate sichern" wollen. Wir gehen sicher nicht fehl, wenn wir annehmen, daß dies mit der gleichen Absicht geschehen ist, wie jene Propaganda der Maximalisten.

Von den Fehlern in Polen wollen wir ein andermal ausführlich sprechen. Die Fehler des Herrn von Kühlmann? Herr Lloyd George hat unsern Chef der Diplomatie jedenfalls aus recht peinlicher Lage befreit, als er nach Verstreichen der Frist noch sein Friedensprogramm oder richtiger seine neue Kriegserklärung gegen uns schleuderte. Herr von Kühlmann scheint von dieser Entlastung keinen Gebrauch zu machen. Welche Gründe innen- und außenpolitischer Natur man heranziehen möchte, um sich seine Art, vorzugehen, zu erklären, sie verdient entschiedenste Zurückweisung, weil sie dem Gegner, überdies in einer Form, die weder der tatsächlichen Machtstellung der Mittemächte, noch der Würde der Unterhändler entsprach, die Wege offenbarte, die unsererseits im Osten eingeschlagen werden sollten. Nur wenn Herr von Kühlmann die Berechtigung hatte, zu glauben, durch Verständigung mit den Engländern über die Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten zu einem Vertrage kommen zu können, vielleicht, indem man sich gewisse Besitzrechte gegenseitig garantierte, durfte er es wagen, den betretenen Weg zu gehen. Denn für so töricht konnte er doch die Engländer nicht halten, daß sie seine unausgesprochenen Vorbehalte

nicht erkennen würden! Das Ergebnis des Kühlmannschen Schachzuges ist denn auch nur sehr niedrig einzuschätzen. Die Figuren, die er geopfert hat, werden durch den erzielten Gewinn nicht aufgewogen.

Der Gewinn besteht in der amtlichen klaren Darlegung der Kriegsziele und Friedensbedingungen Englands, die noch ein besonderes Gewicht erhalten durch die feierliche Form, mit der der Präsident Wilson diejenigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika dargelegt hat. In beiden Dokumenten steht nichts, was wir nicht schon längst gewußt hätten; sie unterscheiden sich von früheren Kundgebungen nur durch die äußere höflichere Form. Daß die Herbeischaffung der Papiere so notwendig gewesen wäre, um die Stimmung beim deutschen Volk zu heben, bestreite ich. Denn weder Berlin, noch die Reichstagsmehrheit vom 19. Juli 1917 stellen das deutsche Volk dar. Ich halte die Herausforderung des Dokuments auf dem betretenen Wege für schädlich, unserer militärischen Lage abträglich durch die Wirkung, die es in England und Frankreich haben konnte und auch tatsächlich hat: Herrn von Kühlmanns durchaus irrige Auffassungen vom Wesen des englischen Menschen, die uns schon irregeführt haben, als er noch nächster Mitarbeiter des Fürsten Lichnowsky in London war, haben das englische Volk zusammengeführt, den beginnenden Riß zwischen den englischen Imperialisten und Arbeitern sich wieder schließen lassen. Darauf deuteten wir hin, als wir vor vierzehn Tagen das erneute Friedensangebot als in „jedem Falle schädlich" bezeichneten.

Ebenso unpraktisch scheint mir der Weg gewählt zu sein, den unsere Unterhändler in Brest für die Erledigung der Wirtschaftsfrage gehen. Aus dem Bericht des Direktors im Auswärtigen Amt Geheimrat Johannes im Hauptausschuß des Reichstages wissen wir, daß von unserer Seite darauf ausgegangen wird, mit Rußland den Handelsvertrag von 1904 langfristig zu erneuern und die Meistbegünstigung durch Rußland für mindestens zwanzig Jahre festzulegen. Die russischen Herren sträuben sich dagegen. Sie sträuben sich, nicht gestützt auf praktische Kenntnis der Wirkung jenes Handelsvertrages, sondern lediglich gefühlsmäßig. Sie geben selbst zu, die wirtschaftlichen Fragen nicht genügend zu beherrschen, um sich binden zu können. Tatsächlich sind bei dem Vertrage Deutschland und Rußland gut gefahren, — wir haben das vor dem Kriege im einzelnen nachgewiesen;*) zu kurz gekommen sind nur unsere englischen und französischen Wettbewerber, bzw. ihre russischen Agenten in Petersburg und Moskau. Sie waren denn auch die Träger der deutschfeindlichen Wirtschaftspropaganda in Rußland vor dem Kriege. Durch sie war schon fast das gesamte arbeitende Rußland zu der Überzeugung gebracht, daß die Rückständigkeit des Landes, auch die politische, in erster Linie auf die wirtschaftliche Ausbeutung durch Deutschland zurückzuführen sei. Der Handelsvertrag soll nur unter dem Druck des russisch-japanischen Krieges zustande gekommen sein. Das durch den Brief unseres Kaisers an Zar Nikolaus längst widerlegte Märchen von der deutschen Gegnerschaft gegen liberale Reformen geht immer noch um. Nicht nur das liberale, auch das konservative Rußland hatte die Propaganda gegen den deutschen Zolltarif auf seine Fahnen geschrieben. Und nun soll vor allen Dingen gerade die Bedingung der Annahme dieses Zolltarifs an erster Stelle im Friedensvertrage stehen. Eine solche Taktik hätte vielleicht Sinn, wenn dadurch an anderer Stelle Vorteile für uns herausspringen, — z. B. als Kompensationsobjekt oder um der gegenwärtigen Regierung in Rußland möglichst viele und große Steine in den Weg zu werfen. Wir glauben nicht, daß diese Absicht besteht. Hier geschähe es überdies mit untauglichen Mitteln und — auf den Schützen springt der Pfeil zurück! Wir würden uns selbst viel mehr schaden, wie der maximalistischen Regierung, wenn wir sie unter die Bedingung der Annahme des Handelsvertrages zwängen, denn wir spielten unseren Feinden in und außerhalb Rußlands das vorzüglichste Propagandamittel gegen uns in die Hände und erschwerten uns die Neuanknüpfung der Handelsbeziehungen

*) Siehe Grenzboten 1914, Heft 26.

mit dem arbeitenden Rußland durch das Mißtrauen, das wir da hineinsäen. Unsere künftigen Beziehungen zum russischen Volke sollten nicht belastet werden durch einen Handelsvertrag, der ihm in schwerer Stunde aufgenötigt nur eine ähnliche politische Stimmung erzeugen würde, wie der von 1904. Hier gilt es entweder die Russen von ihrer Voreingenommenheit abzubringen, was um so sicherer erfolgt, je weniger Wert wir auf die Erneuerung des Handelsvertrages legen, oder uns selbst der Volksstimmung drüben anzupassen.

Über die bisher angewandte Art des Vorgehens ließe sich vielleicht eine Verständigung erzielen, wenn es sich um dieselbe russische Regierung handelte, die uns mit Krieg überzog und sich ein Interesse fände, dieser Regierung das Leben so sauer wie möglich zu machen, wenn Rußland sich überhaupt in einem Zustande befände, der demjenigen von vor dem Kriege nahe käme. Tatsächlich besteht das alte Rußland, mit dem der Handelsvertrag von 1904 abgeschlossen wurde, gar nicht mehr: das Hauptland ist geborsten in Moskau und Kijew (zwischen beiden können sich sehr tiefe wirtschaftliche und politische Gegensätze entwickeln, besonders wenn Kijew als Überschußland seine überragende Bedeutung für Moskau voll erkennt), — Finnland ist abgesprungen, die größere Hälfte der baltischen Provinzen, Litauen, Teile von Weißrußland und Polen befinden sich teils als Faustpfänder, teils unwiderruflich in unserer Hand; wie es um den Kaukasus und Sibirien steht, entzieht sich unserer Kenntnis. Und einschneidender noch als dies ist die Tatsache, daß, soweit die Macht der Lenin und Trotzki reicht, das Privateigentum aufgehoben und das Land zu sozialpolitischen Experimenten aller Art hergerichtet ist. Von dem Bürgerkrieg gar nicht zu reden: wäre er nicht schon da, so dürften wir seinen Ausbruch jede Stunde erwarten. Die Zustände im heutigen Rußland sind unhaltbar, sind ein Provisorium ohne Kredit und ohne Vertrauen, und unserer wirtschaftlichen Zukunft über das Provisorium hinaus Fesseln anzulegen, hieße blühendes Leben an einen Leichnam ketten. Die Bindung wäre einseitig. Wir, unsere Landwirtschaft, Industrie und Handel, wären gebunden, nicht die Russen.

Einen solchen Frieden mit Rußland wünschen wir uns nicht! Ich schrieb schon vor einigen Wochen: der Abschluß eines langfristigen Handelsvertrages mit Rußland kann nicht die Aufgabe unserer Unterhändler sein. Was in dieser Stunde wirtschaftlich zu erreichen ist, sind Abmachungen über den primitiven Warenaustausch, wie ihn der Krieg erfordert. Selbst beim besten Willen der jetzigen Machthaber ließe mehr sich zurzeit praktisch schon deshalb nicht erreichen, weil die anarchischen Zustände im russischen Inlande einen sichern Handelsverkehr gar nicht zulassen. Im übrigen wollen wir die Vorbereitung guter Beziehungen mit dem arbeitenden, friedliebenden Rußland, keinen Eintagserfolg, den jede neue Volkserhebung umstößt; wir wollen den Regierungen des russischen Landes, gleichgültig wie sie innerlich aufgebaut sein mögen, die dem russischen Volke einmal den innern Frieden wiedergeben, als Freunde gegenüberstehen können, als Freunde, die ihnen helfen den Weg auch kulturell nach Europa zurückzufinden. Die Russen und Deutschen sind aufeinander angewiesen: wirtschaftlich und politisch! Bis solche Regierungen sich gefunden haben, kann Brest-Litowsk nichts anderes bleiben, als ein Vorfrieden, der dem Volk Zeit zur Selbstbesinnung gibt. Die Stellung des geachteten Freundes erwerben wir uns aber nicht durch schwächliches Zurückweichen von den großen Aufgaben, vor die uns die Geschichte gestellt hat.

Damit sind wir angelangt bei den praktischen Aufgaben, die in Brest vorläufig zu leisten sind.

* * *

Je klarer uns geworden ist, daß wir um unsere Weltmachtstellung, um die Freiheit auf dem Meere, das Recht Kolonien zu erwerben und in allen Orten der Erde Handel zu treiben gezwungen sind, mit England einen Kampf auf Leben und Tod zu führen,*) um so bewußter müssen wir uns auch sein, daß wir diesen

*) Meine ausführlichen Darlegungen in Heft 1 der „Grenzboten" von diesem Jahre haben mir zahlreiche Zustimmung aus allen Teilen des Vaterlandes und allen politischen Kreisen eingetragen.

Kampf auf die Dauer in Ehren nur bestehen können, wenn unsere rückwärtigen kontinentalen Verbindungen unbedingt in Ordnung bleiben oder, wo sie in Unordnung geraten, wieder in Ordnung kommen. Bei dieser Forderung handelt es sich nicht allein um die Frage des wirtschaftlichen Durchhaltens und der Bewegungsfreiheit auf allen Verkehrswegen; in noch höherem Maße geht es um die Festigkeit der politischen Beziehungen der Mittemächte zueinander und um ihr Verhältnis zu den geworfenen Gegnern von gestern. Denn schließlich wächst unser politischer Einfluß auf der Welt in dem Maße, wie die Zahl und Größe der Völker und Staaten auf dem Kontinent sich vermehrt, deren Wohlergehen mit dem unsrigen steigt und fällt. Eine kräftige deutsche Weltpolitik hat zur Voraussetzung eine kluge, Interessengegensätze ausgleichende — beileibe nicht schwächliche Kontinentalpolitik. Daher liegt es für uns nahe, an Gedankenreihen aus Zeiten des Aufstiegs anzuknüpfen und den Versuch zu machen, mit veränderten Mitteln zu ähnlichen Ergebnissen zu gelangen wie unsere Großeltern. In Brest-Litowsk könnten die Fundamente zu einer unsere Zukunft sichernden Kontinentalpolitik gelegt werden.

Die Vorbedingung dafür wird immer sein, daß wir unsere durch ein halbes Jahrhundert mit größter Mühe und Selbstverleugnung kunstvoll aufgebauten Beziehungen zur habsburgischen Doppelmonarchie vertiefen und in jeder Richtung ausgestalten. Dazu gehört, daß nicht Faktoren in die mitteleuropäische Politik hineingetragen werden, die diese Beziehungen nur mit neuen Gewichten belasten können und die angebahnte Entwicklung stören. Ein solcher Faktor wäre u. a. eine Lösung der Polenfrage, die nicht alle kulturellen und politischen Interessen der beiden Hauptmächte berücksichtigte. Es wäre verwerflich und würde das deutsche Volk am schwersten belasten, wenn die Reichsregierung den Lockungen derer folgte, die uns eine Lösung schmackhaft machen wollen, die ein selbständiges Polen mit einer Persönlichkeit als König vorschlagen, von der erzählt werden kann, sie stünde mit dem regierenden Habsburger nicht in den besten Beziehungen. Eben weil jene Persönlichkeit feindliche Gesinnungen gegen Kaiser Karl hegen soll, dürfte sie von uns aus als König von Polen nicht in Frage kommen. Wir wollen durchaus vertrauenswürdige Beziehungen mit Habsburg haben, keine societas leonina!*)

Demnächst müssen wir unserem Staat eine Einfriedigung geben, die die Begehrlichkeit unserer Nachbarn in Schranken hält. Nun wir berufen sind durch die Verhandlungen in Brest, unsere Ostgrenze sicherzustellen, haben wir uns Klarheit darüber zu geben, was Sicherheit im Osten heißt. Politische Sicherheiten setzen sich aus mehreren Faktoren zusammen, und es heißt sie alle zu einem Mosaik zusammenzufügen, wenn sie auch recht gegensätzlich anmuten und ästhetisch verschiedenartig wirken. Ästhetentum und Romantik gehören nicht an den Tisch der Friedensunterhändler, das sind Hilfsmittel der Parteiagitation.

Angesichts des Gärungszustandes in russischen und polnischen Landen, sowie der augenscheinlichen panslawistischen Tendenzen in Österreich und Rußland, bei völliger Unmöglichkeit schon heute zu übersehen, welche Leidenswege die Völker des Ostens noch zu durchlaufen haben werden, ehe sie zu einer gesicherten staatlichen Existenz kommen, liegt die Aufgabe unserer Unterhändler in Brest in der Herstellung solcher Sicherungen, die sowohl den Russen wie uns die Möglichkeit geben, jeder seine Angelegenheiten ungestört durch den andern erledigen zu können.

Wir wollen uns mitteleuropäisch konsolidieren und in der Weltpolitik England gegenüber ein für allemal durchsetzen; die Russen wollen die Schäden langjähriger Mißwirtschaft auf dem Wege durch staatliche Experimente heilen. Die Folgen dieser Experimente könnten sich auch bei uns bemerkbar machen, wenn wir uns nicht entsprechend schützen. Je fester und unantastbarer die Grenzen zwischen uns sein werden, um so größer wird auch die Sicherheit für beide Teile bleiben, sich

*) Über die sogenannte österreichische Lösung habe ich mich in Heft 49, 1917, S. 257/62 ausgesprochen; die Polenfrage soll im nächsten Heft noch einmal im ganzen behandelt werden.

nach Gutdünken zu Haus einzurichten, und um so größer werden die Freiheiten sein, die die Staaten ihren Angehörigen einräumen können. Gute militärische Grenzen gegen Rußland sind die hauptsächlichste Voraussetzung für eine liberale und demokratische Ausgestaltung unseres politischen Lebens im Innern.

Unser Schutz im Osten ist zwiefach zu begründen: militär-politisch und staats-politisch. Der militär-politische Schutz besteht im wesentlichen in der Schaffung solcher Grenzen, daß es keiner östlichen Konstellation von Mächten in den Sinn käme, diese Grenzen anzugreifen und überrennen zu wollen. Diese Grenzsicherung ist überhaupt das Mindestmaß dessen, was wir bedürfen; Ostpreußen, Posen, Schlesien dürfen nicht in der Gefahr bleiben, von einem östlichen Gegner überschwemmt zu werden.

Daraus ergibt sich auch unabhängig von einer Lösung der Polenfrage die Notwendigkeit des Überganges eines breiten Schutzstreifens in Polen und Litauen in deutschen (preußischen) Besitz unter möglichster Aussiedlung der nicht deutschen Bevölkerung. Den Verlauf des Schutzstreifens zu bestimmen, ist allein Sache der Obersten Heeresleitung. Diese Forderung den Russen gegenüber ohne jeden Vorbehalt durchzusetzen, ist die erste und wichtigste Aufgabe Herrn von Kühlmanns.

Wer den Ernst dieser Forderung in seinen tiefsten Tiefen begreifen will, der greife nach dem II. Bande von Hermann Stegemanns „Geschichte des Krieges" und schlage das Kapitel „Der Feldzug im Osten vom 12. September bis 5. November 1914" auf. Dort heißt es, daß Hindenburg sich aus Suwalki zurückziehen mußte, also die ostpreußische Grenze feindlichem Einmarsch öffnen, um die Gefahr zu beheben, „daß die österreichisch-ungarische Armee erdrückt oder in die Beskidenlücke und die Mährische Senke abgedrängt würde. Die Szenenführung auf dem österreichischen Kriegstheater .... war viel mehr vom Verhalten des Angreifers abhängig als im Westen ..." (S. 155/6). „Als die österreichischen und ungarischen Streitkräfte zehn Tage später (am 25. September) hinter dem Dunajez eintrafen und sich dort neu ordneten, erschienen die Spitzen Hindenburgs bereits in Südpolen. Von diesem Augenblick an war der Feldzug im Osten auf eine neue Grundlage gestellt. Trotzdem marschierten und fochten noch deutsche Truppen in scheinbarem Verfolgungseifer westlich des Njemen und täuschten eine große Armee vor, ... der Lärm dieser kriegerischen Bewegungen hallte in den russischen Gouvernements ... so laut wider, daß die russische Heeresleitung das Rollen der Eisenbahnzüge überhörte, die Tag und Nacht über Thorn und Posen nach Süden keuchten. .... Es war hohe Zeit. Noch hielten sich einige österreichische Brückenköpfe am San und die Außenstellungen von Przemysl gegen russische Angriffe, aber schon waren sie nur noch Inseln in der steigenden Russenflut ...." (S. 159.) „Die Vernichtungsschlacht bei Tannenberg ... war zu ertragen, so lange die Deutschen nicht über Mlawa und Wloclawek auf Warschau marschierten und die Weichsellinie aufrollen konnten" (159/60).

Wir mußten unsere Verteidigung im Osten bis zum 3. November 1914 in strategisch nachteiligen Stellungen führen (S. 256). Mit wieviel Opfern an Menschen und Gut mußte dieser Nachteil ausgeglichen werden! Hätten wir durch entsprechende Aufmarschmöglichkeiten im Osten nicht mit denselben geringeren Opfern schon damals einen Frieden mit Rußland erzwingen können, der uns zum mindestens vor drei Kriegsjahren gegen Rußland bewahrt hätte!? Nie und nimmer dürfen wir unsere Verteidigung in die Lage versetzen, wie sie 1914 bestand, das aber würde die Regierung tun, wenn sie anstatt die Verteidigung in unsere eigene Hände zu legen, sie anderen Völkern, geschweige den Polen und Litauern anvertrauen wollte.

Beide, Polen und Litauer, brauchen dennoch nicht vollständig aus dem Rechenexempel auszuscheiden, das es zu lösen gilt. Darum ist auch die weitere Aufgabe der Verhandlungen in Brest, zu einer vorbehaltslosen Verständigung über die Zukunft der besetzten Gebiete östlich des Schutzstreifens zu gelangen. Das Ziel muß sein: das Baltikum entweder als preußisches Kronland oder mit einem eigenen deutschen Fürsten und Litauen unter einem deutschen Statthalter wird als

deutſche Intereſſenſphäre anerkannt, wobei Litauen ruhig den Charakter des Fauſtpfandes Rußland gegenüber behalten möge. Polen bleibe es frei, ſich gleichfalls vorbehaltslos mit Rußland zu verſtändigen, — nachdem ſeine Führer es abgelehnt haben, ſich an die Seite Preußens zu ſtellen, haben wir an der Geſtaltung ſeiner inneren Verhältniſſe kein Intereſſe mehr und können es ſich ſelbſt überlaſſen.

Daß über den Territorialfragen die Verhandlungen ſcheitern könnten, möchte ich bezweifeln; es ſei denn, daß der propagandiſtiſche Wille der Sozialanarchiſten ſtärker ſei als ihre politiſche Einſicht. Wird den Moskauer Kaufleuten der Handelsverkehr über Riga nach Möglichkeit erleichtert, ſo werden die modernen Ruſſen gar nicht zu dem Bewußtſein kommen, ruſſiſches Land verloren zu haben. Höchſtens bei Teilen von Litauen mag ſich ein hiſtoriſches Gefühl regen. Die gegenwärtige ruſſiſche Regierung würde durch den Wiedererwerb der Weſtprovinzen wahrſcheinlich noch mehr in ihrer Stellung gefährdet werden, wie ſie es ſchon jetzt iſt, wenn ſie auch durch die zahlreichen in Polen und Litauen ſitzenden Juden eine Stärkung erfahren würde. Im beſten Falle würden wir alſo das Land der Anarchie ausliefern. Damit gewönnen wir uns weder Vertrauen noch Achtung. Schwierigkeiten dürfte es allerdings bereiten, die Verträge ſo abzuſchließen, daß ſie als endgültig keiner internationalen Konferenz mehr vorgelegt zu werden brauchten. Jeder polniſche Staat, auch ein mit Öſterreich Ungarn verbundener, würde die Dinge zu einer internationalen Behandlung treiben, ſchon um Bundesgenoſſen gegen die Deutſchen zu gewinnen. Mit der Ukraina könnten unter gewiſſen Vorausſetzungen trotz ihrer ſtarken Verbindung mit dem Kapital der Weſtmächte vorbehaltloſe Verträge abgeſchloſſen werden, während Moskau ſich ſchwerer dazu entſchließen würde. Jedenfalls iſt nichts unmöglich in dieſer Beziehung, namentlich, da es nach den Worten Trotzkis gegen Schluß der Sitzung vom 12. d. Mts. den Ruſſen ſehr darauf ankommt, eine Sicherheit dafür zu erhalten, daß die Mittemächte ſich nicht in die inneren Verhältniſſe Rußlands einmiſchen. Die Frage mußte kommen! ſie ſtellt den Höhepunkt des Zweiten Aktes von Breſt dar. Es handelt ſich um einen Friedensfühler der Roten Internationale, der vielleicht zu einem Waffenſtillſtand mit ihr führen könnte. Cui bono?

Vergeſſen wir nur das eine nicht: die Ordnung der kontinentalen Verhältniſſe, die jetzt in Breſt-Litowſk eingeleitet wird, iſt nicht Selbſtzweck! Sie iſt vielmehr beſtimmt, unſerer Stellung in der Welt gegen die noch ungebrochenen Weſtmächte, beſonders gegen die Briten, eine ſichere Grundlage zu ſchaffen. Breſt-Litowſk bedeutet im beſten Falle einen Vorfrieden. Darum darf er uns auch nicht das geringſte von dem koſten, was mir als Fauſtpfänder militäriſch für den allgemeinen Frieden uns erwarben.

Allen Manuſkripten iſt Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rückſendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck ſämtlicher Aufſätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags geſtattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde Weſt. — Manuſkriptſendungen und Briefe werden erbeten unter der Adreſſe:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernſprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Deſſauer Straße 36/37.

Die Beratungen der Wahlrechtskommission

Von Dr. Friedrich Thimme

Das öffentliche Interesse, das in den letzten Wochen fast ausschließlich von den östlichen Dingen, insbesondere den Verhandlungen von Brest-Litowsk in Anspruch genommen war, beginnt sich seit dem Zusammentritt der Wahlrechtskommission am 11. Januar wieder in steigendem Maße der Umbildung des preußischen Landtages zuzuwenden. In der einmonatigen Pause zwischen der ersten Beratung der Verfassungsvorlagen im Abgeordnetenhause (5. bis 11. Dezember) und dem Beginn der Kommissionsarbeiten hat sich wenig oder nichts ereignet, was auf die Aussichten der Vorlagen ein neues Licht zu werfen geeignet wäre. In der optimistischen Auffassung, die ich hier vor vier Wochen vertreten habe, bin ich auch durch den bisherigen Verlauf der Kommssionsberatungen nicht irre geworden. Nach der Zusammensetzung der Kommission war von vornherein zu erwarten, daß in ihr zunächst die Bedenken gegen das gleiche Wahlrecht in den Vordergrund treten würden. Ausschlaggebend pflegen aber bei Vorlagen von solcher Tragweite nicht die Kommissions- sondern erst die Vollverhandlungen zu sein. Und im Schoße der Parteien werden mehr und mehr Stimmen laut, die von günstiger Vorbedeutung für das endliche Schicksal der Vorlagen sind. Unumwunden hat ein so hervorragendes Mitglied der Zentrumsfraktion des Abgeordnetenhauses, wie der Oberlandesgerichtsrat Marx in einer am 30. Dezember in Münster stattgefundenen Versammlung der westfälischen Zentrumspartei anerkannt: das Zentrum habe seit vierzig Jahren das gleiche Wahlrecht zu einer seiner Hauptforderungen gemacht und könne heute diesen Grundsatz nicht verleugnen. „Die Zentrumspartei ist verurteilt, wenn sie das gleiche Wahlrecht ablehnt; das überlebt sie nicht, wenn sie das ablehnen würde, was sie seit vierzig Jahren verkündet hat.“ Danach wird man annehmen dürfen, daß das Zentrum schließlich mit verschwindenden Ausnahmen für das gleiche Wahlrecht eintreten wird. Auch innerhalb der nationalliberalen Partei, deren hervorragendste Vertreter, wie Stresemann und Schiffer Ende März im Reichstage nachdrücklich den Grundsatz der vollen staatsbürgerlichen Gleichheit vertreten haben, mehren sich die Stimmen, die unter den vorhandenen Umständen das gleiche Wahl-

recht anzunehmen bereit sind, vor allem auch in der Provinz; sie kommen besonders wirkungsvoll in der „Kölnischen Zeitung" zu Wort. Daß selbst in den rechtsstehenden Kreisen die Einsicht in die Unabwendbarkeit des gleichen Wahlrechtes zu wachsen beginnt, darf man vielleicht aus einem Aufsatz des Berliner Staatsrechtslehrers Erich Kaufmann, der sich durch sein Buch „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung" ein starkes Ansehen in der konservativen Partei errungen hat, in Nr. 1/2 der „Deutschen Juristenzeitung" schließen. Professor Kaufmann gibt rückhaltlos zu, die Bewilligung des gleichen Wahlrechtes sei notwendig gewesen, um den Daseinskampf, in dem wir uns befinden, siegreich durchführen zu können. „Dies Wahlrecht ist heute für viele, auf deren weiteren Kriegswillen und Opferbereitschaft wir angewiesen sind, eine Idee von ungeheuerer Suggestion, ein Glaubensdogma und darum eine reale Macht, mit der in der augenblicklichen Situation gerechnet werden muß. Alle innerpolitischen Werte sind gegenüber dem Werte der staatlichen Selbstbehauptung relative Werte, die diesem unter Umständen, wenn auch mit sorgenvollem Herzen geopfert werden müssen. Man wird die theoretischen und ethischen Begründungen für das allgemeine gleiche Wahlrecht, die die Regierung unternimmt, ablehnen und mit theoretischen und ethischen Gegengründen abtun zu können glauben, und wird doch dies Wahlrecht augenblicklich aus politischen Gründen rechtfertigen müssen; waren es doch auch nicht theoretische und ethische, sondern lediglich politische Gründe, aus denen Bismarck das Reichstagswahlrecht vorgeschlagen hat."

Mit diesen Worten schlägt Professor Kaufmann eine Saite an, die gerade in der konservativen Partei einen starken Widerklang finden müßte. Man darf auch hoffen, daß in den konservativen Herzen der starke Appell, den der stellvertretende Ministerpräsident Dr. Friedberg in seiner Rede vom 6. Dezember an das konservative Gewissen gerichtet hat, mehr und mehr nachgewirkt hat: ebenso wichtig wie der Schutz der Kronrechte, wie die Tatsache, daß man sich in Gefahr vor seinen König stelle, ebenso wichtig sei es auch, daß man der Krone dazu verhelfe, ein Wort, das sie gegeben hat, einzulösen.

In der Tat, das Übergewicht, das, so wie die Dinge in der entscheidenden Phase des Weltkrieges, nach dem feierlich gegebenen Worte des Trägers der Krone liegen, zugunsten des gleichen Wahlrechtes in die Wagschale fällt, ist ein so entschiedenes, daß jede neue Betrachtung immer wieder zu der Überzeugung von seiner Unvermeidlichkeit führt. Wünschen muß man, daß die noch immer ausstehende Entscheidung der Wahlrechtskommission über die Grundfrage, der doch weite Kreise des preußischen Volkes, darunter die gesamte Arbeiterschaft, mit großer Ungeduld und Erregung entgegensehen, nicht zu lange hinausgeschoben wird; je eher sie fällt — in einem Sinne fällt, der der Sehnsucht des Volkes nach eigener voller Verantwortung für die Sache des Staates genug tut —, desto besser wird es für den Willen des Volkes zum siegreichen Durchhalten sein. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht eine sorgfältige Prüfung der Regierungsvorlagen in der Wahlrechtskommission stattfinden könne und solle; eine solche ist bei Vorlagen von so grundlegender oder wie sich der nationalliberale Sprecher Dr. Lohmann ausdrückte, grundstürzender Bedeutung selbstverständlich. Aber man sollte sich in der Kommission, nachdem schon mit allgemeinen Erörterungen viel Zeit verloren ist, doch nicht erst lange mit Dingen befassen, die

von der Regierung von vornherein als völlig unannehmbar bezeichnet sind, also mit dem Pluralwahlrecht und dem berufsständischen Wahlrecht. Sie mit aller Umständlichkeit und Sorgfalt unter Heranziehung der ganzen weitschichtigen Wahlrechtsliteratur erörtern zu wollen, wie es in den Absichten der rechtsstehenden Parteien zu liegen scheint, das schmeckt doch sehr stark nach einer Verschleppungsabsicht. Die Hauptaufgabe der Kommission sollte vielmehr jetzt darin liegen, eindringend zu prüfen, ob und wie die großen Gefahren, die nicht bloß unsere Rechtsparteien von der Einführung des gleichen Wahlrechts namentlich auch hinsichtlich der Verhältnisse in den Gemeinden und den Ostmarken befürchten, im Rahmen der Vorlagen zu beschwören sein möchten. Nach dieser Richtung war die fünftägige Debatte, vom 5. bis 11. Dezember, die überhaupt mehr in die Breite wie in die Tiefe ging, doch recht unergiebig gewesen. Zwar haben zahlreiche Redner die Rückwirkung des gleichen Wahlrechts auf die Gemeinden und auf die polnischen Verhältnisse in den Kreis ihrer Betrachtungen gezogen, aber ohne den Dingen irgend auf den Grund zu gehen. Man hat sich darüber gestritten, ob das gleiche Wahlrecht im Staate auch ein solches in den Gemeinden und Kreisen zur notwendigen Folge haben müsse, und wenn ja, ob dieses dann die Kommunen der Sozialdemokratie und in den polnischen Provinzen den Polen überantworten werde. Aber kaum einmal gestreift ist die sich sofort aufdrängende Frage, ob es nicht auch außerhalb des eigentlichen Wahlrechts Mittel und Wege gebe, um eine solche unerwünschte Entwicklung aufzuhalten oder unschädlich zu machen. Ebensowenig ist in den Wahlrechtsdebatten vom 5. bis 11. Dezember gehörig untersucht worden, welche Sicherungen und Kautelen des gleichen Wahlrechts den bereits von der Regierung vorgesehenen hinzuzufügen bzw. an deren Stelle zu setzen wären, um der Radikalisierung des künftigen Abgeordnetenhauses zu begegnen. An Vorschlägen der verschiedensten Art hat es ja nicht gefehlt. Vor allem ist von rechtsstehender Seite eine erhebliche Erweiterung der Rechte des Herrenhauses über das Maß der Vorlage hinaus gewünscht worden. An diesem Punkt setzt auch Professor Kaufmann in seinem erwähnten Aufsatze ein, der die — nach unserer Auffassung sehr bedenkliche — volle Aufhebung des Budgetprivilegs des Abgeordnetenhauses verlangt. In den Debatten des Abgeordnetenhauses ist außerdem von konservativer Seite die Einführung der Wahlpflicht, ständiger Wählerlisten, die Verlängerung der Legislatur-, soll wohl heißen der Budgetperioden, und die Beseitigung der Stichwahlen, von freikonservativer Seite — wo man die konservative Partei an reaktionären Forderungen noch überbieten zu wollen scheint — eine Hinaufsetzung des Wahlrechtsalters auf 30 Jahre, eine Ausdehnung der Wohnsitzklausel auf zwei Jahre und eine verfassungsmäßige Festlegung der hergebrachten Wahlkreiseinteilung angeregt worden. Das Zentrum verlangt ausreichende Schutzmaßregeln für Kirche und Schule, die natürlich nicht in die Wahlrechtsvorlage, sondern in die Verfassung selbst hineinzuarbeiten wären, etwa in der Weise, daß § 33 des Volksschulunterhaltungsgesetzes von 1906 mit seiner Festlegung der konfessionellen Volksschule als Regel zu einem integrierenden Teile der Verfassung selbst erhoben würde. Vielfach erhoben wird auch der Gedanke — in den Wahlrechtsdebatten hat man freilich damit noch hinter dem Berge gehalten — demokratischen Umsturzgelüsten des künftigen, nach dem gleichen Wahlrecht gewählten Abgeordnetenhauses dadurch einen Riegel vorzuschieben, daß jede Verfassungs-

änderung, die heute durch die gewöhnliche, absolute Stimmenmehrheit bei zweimaliger, durch einen Zeitraum von 21 Tagen getrennter Abstimmung durchzudrücken ist (Art. 107 der Verfassung), an eine qualifizierte Stimmenmehrheit, etwa eine Zweidrittel- oder gar Dreiviertelmajorität gebunden wird. Ein verwünscht gescheiter, aber schwerlich sehr sympathischer Gedanke: erst rasch noch eine Anzahl von Verfassungsänderungen in puncto konfessionelle Volksschule, Wahlkreiseinteilung usw. vorzunehmen und dann hermetisch die Türe gegen weitere Verfassungsänderungen zu schließen.

Endlich ist auch von fast allen Rednern der Wahlrechtsdebatten im Dezember als eine Modifikation des gleichen Wahlrechtes die Einführung der Verhältniswahl erörtert worden. Gegen ihre generelle Durchführung hat sich auf konservativer, freikonservativer und Zentrumsseite Widerspruch erhoben; für eine teilweise Einführung etwa in Großberlin, dem westfälischen und dem oberschlesischen Industriebezirk und in den polnischen Gebietsteilen ist aber offenbar eine starke Majorität. Leider hat sich kein einziger Redner die Mühe genommen, das Thema der Verhältniswahl etwas eingehender zu behandeln, obwohl gerade in ihr sich das einzige Mittel bietet, die Rechte der Minoritäten zu wahren, die bei dem gleichen Wahlrecht sozusagen unter den Tisch fallen. Auch daß die Verhältniswahl ein Mittel sein könne, um die Interessen und Rechte der deutschen Minderheiten in den gemischtsprachigen und besonders den polnischen Bezirken zu schützen, ist von keinem Redner näher dargelegt worden, so viel und hochtönend auch von den konservativen, freikonservativen und nationalliberalen Rednern der Wille, für die Ostmarken einzutreten, betont worden ist. Man sieht hier wieder einmal so recht, daß es eine leidige Gewohnheit der parlamentarischen Debatte ist, um die Dinge herum zu reden, statt ihnen resolut auf den Leib zu rücken.

Unter diesen Umständen wird es für die Leser der „Grenzboten" eine willkommene Ergänzung der Wahlrechtsdebatten sein, daß die beiden nachfolgenden Aufsätze zwei der wichtigsten in dem Parlament nur ganz obenhin behandelte Probleme, die Einführung der Verhältniswahl und die Rückwirkung des gleichen Wahlrechts auf die Gemeinden mit besonderer Rücksicht auf die Ostmarken energisch anfassen. In dem Aufsatze des Herrn Dr. Fraenkel sind die Vorzüge des Verhältniswahlsystems so klar und einleuchtend begründet worden, wie ich es sonst kaum gefunden habe. Es ist allerdings die Frage, ob dabei die Nachteile des Systems hinreichend gewürdigt sind. In den Debatten des Abgeordnetenhauses ist es speziell von den Abgeordneten Herold und Lüdicke als ein Fehler des Verhältniswahlsystems hingestellt worden, daß das persönliche Verhältnis zwischen den Wählern und den Abgeordneten, die genaue Kenntnis der Verhältnisse und Personen, welche bei der Vertretung eines begrenzten Wahlkreises beständen, beseitigt würden; nicht mehr Personen, sondern Parteien würden gewählt. Mir selbst würde eine andere Folge des Verhältniswahlsystems, auf die Herr Dr. Fraenkel nicht eingegangen ist, und die ebensowenig in den Verhandlungen des Abgeordnetenhauses berührt worden ist, viel bedenklicher erscheinen: daß der Einfluß der Parteiorganisationen, die Macht der Parteipäpste, die ohnedies schon groß genug ist, über die Maßen gestärkt wird. Durch die Einführung der Verhältniswahl würde das Übergewicht ehrgeiziger Parteiführer, in dem ein Bismarck doch einen Krebsschaden unserer öffentlichen Verhältnisse — mit vollem Rechte — erblickte, gewisser-

maßen zu einer gesetzlichen Einrichtung erhoben. Es würde nicht leicht sein, dieser Entwicklung bei dem System der Verhältniswahl, in dem mir dennoch — ich deutete es schon vor vier Wochen an — der Stein der Weisen verborgen zu sein scheint — vorzubeugen.

Auf die Vorschläge des Herrn Dr. Fraenkel hinsichtlich des Pluralwahlsystems möchte ich hier nicht näher eingehen. Die Leser der „Grenzboten" wissen ja, daß ich mich zu derselben Auffassung durchgerungen habe, die der stellvertretende Präsident des Staatsministeriums Dr. Friedberg in seiner Rede vom 6. Dezember bekannt hat: daß die idealen Pluralstimmen, die in Betracht kommen, Alter, Familienstand, höhere Bildung, entweder nach der demokratischen Seite hin verschärft wirken, oder daß sie, so namentlich die Bildungsstimmen, nicht zu Buche schlagen, und daß nur eine Häufung von Besitzstimmen, die nach den gewaltigen und erschütternden Erlebnissen und Erfahrungen des Weltkrieges nicht mehr in Frage kommen kann und darf, eine antidemokratische Wirkung haben kann. Die Vorschläge des Herrn Dr. Fraenkel haben übrigens viel Ähnlichkeit mit denen, die der freikonservative Abgeordnete von Dewitz vor einiger Zeit gemacht hat*), nur daß dieser nicht, wie Herr Dr. Fraenkel, zwei Besitzstimmen und drei Bildungsstimmen, sondern umgekehrt drei Besitzstimmen neben zwei Bildungsstimmen befürwortet.

Von besonderem Wert wird den Lesern der „Grenzboten" der ausgezeichnete Aufsatz des Herrn Dr. Reiche sein. Es ist von großem Interesse, daß dieser Kenner unserer Ostmarkenverhältnisse nicht etwa die Gefahr der Demokratisierung und Polonisierung der östlichen Kommunalverwaltung zum Anlaß nimmt, um das gleiche Wahlrecht a limine abzulehnen, wie es der Ostmarkenverein und in Harmonie mit ihm die Redner der Ostmarkenmehrheit im Abgeordnetenhause getan haben, sondern daß er entschlossen die Mittel und Wege untersucht, die dennoch bleiben, um das staatliche Interesse in den polnischen Gebietsteilen besonders in bezug auf Polizei und Schule voll zu wahren. Die Gegner der Wahlreform, die so gern das Ostmarkenproblem als Hebel benutzen möchten, um das gleiche Wahlrecht aus den Angeln zu heben**), sollten sich lieber mit Herrn Dr. Reiche auf den Standpunkt stellen, daß auch bei der Einführung desselben die stolze Devise „Arbeiten und nicht Verzweifeln" Gefahren beschwören kann, die nicht ganz so drohend sind, wie sie scheinen mögen. Bei alledem wird doch auch nach unserer Auffassung mit allem Ernst zu versuchen sein, die deutschen Interessen in den Ostmarken auch wahlrechtlich nach Möglichkeit zu sichern, ohne daß den Polen ein begründeter Anlaß gegeben würde, über Vergewaltigung zu klagen. Es gibt zwei Wege, die dahin führen, einmal die Einführung der Verhältniswahl in den Ostmarken, sodann die Festlegung nationaler Wahlkreise nach österreichischem Muster, wie sie namentlich in Böhmen, Mähren und der Bukowina durchgeführt ist, und die Anlegung eines nationalen Katasters. Beide Wege haben ihre be-

*) Zur Reform des preußischen Wahlrechts. Reden an dem Erörterungsabend der Freien Vaterländischen Vereinigung am 28. April 1917 gehalten (S. 18).

**) Zu ihnen gesellt sich auch der Berliner Historiker Dietrich Schäfer in dem übrigens sehr beachtenswerten Aufsatz „Die Wahlrechtsreform und die Polenfrage". „Berliner Neueste Nachrichten", Morgenausgabe vom 20. Dezember 1917.

sonderen Vorzüge, der erstere, indem er die Einführung der Verhältniswahl auch in den übrigen preußischen Provinzen anbahnen würde, der letztere, insofern er bei der mutmaßlichen Lösung der außerdeutschen polnischen Frage im austrophilen Sinne unseren Polen keinen Grund zur Beschwerde über ein System ließe, das auch jenseits der austropolnischen Grenzpfähle gälte. Man wird schon heute annehmen können, daß die Wahlrechtskommission in dem einen oder dem anderen Sinne die Regierungsvorlage ergänzen wird.

Wir wünschen den weiteren Arbeiten der Wahlrechtskommission, nachdem die bisherige Generalerörterung nur eine unfruchtbare Wiederholung der Debatten vom 5. bis 11. Dezember gebracht hatten, einen gedeihlicheren und, was besonders unterstrichen werden muß, einen rascheren Fortgang. Die Regierung hat ihr möglichstes getan, um die Arbeiten der Kommission durch Zusammenstellungen über die geschichtliche Entwicklung des Wahlrechts zum Hause der Abgeordneten, sowie über die Wahlrechte der Bundesstaaten, die ersten Kammern der Bundesstaaten und über die Zusammensetzung der Kammern in den außerdeutschen Staaten zu befördern; sie ist den Wünschen der Mehrheit nach einem Mantelgesetz sachlich weit entgegengekommen, sie wird auch ferner alles, was in ihren Kräften steht, tun, um einen glatten Verlauf der Kommissionsarbeiten zu sichern. Aber die Kommission, richtiger gesagt, die Mitglieder derselben, die den Mehrheitsparteien des Abgeordnetenhauses angehören, müssen auch wollen. Sie sollten ihr Hauptaugenmerk darauf richten, nicht durch ein Maximum von Kautelen und Sicherungen das Schiff der Wahlrechtsvorlage bis zum Sinken zu bringen, sondern im Gegenteil mit einem Minimum von Beschränkungen auszukommen. Auch hier gilt das Wort, daß sich in der Beschränkung der Meister zeige. Immer sollte sich die Kommission das prachtvolle Wort des Prinzen Max von Baden vor Augen halten, der in seiner Kammerrede vom 14. Dezember sagte: „Es gibt nur eine reale Garantie, das ist der Charakter des Volkes selbst.“ Was Prinz Max von Baden von dem deutschen Volke im ganzen sagte, das gilt doch wahrlich auch vom preußischen Volke. Der Charakter des preußischen Volkes war immer und ist noch heute auf treue und harte Pflichterfüllung, auf Selbstbeherrschung, auf bereitwillige Unterordnung unter die Staatsnotwendigkeiten gestellt. Es hat immer Eisen im Blut gehabt. Ein solches Volk kann eher wie jedes andere die freiesten Einrichtungen, das freieste Wahlrecht vertragen; denn es trägt in sich selbst die sichere Gewähr des Maßhaltens. So möge man es in Gottes Namen mit der Einräumung des gleichen Wahlrechtes für Preußen auch auf der Rechten wagen. Es wird auch dann noch und dann erst recht und in Wahrheit heißen: Preußen in Deutschland voran. Und das sollte heute mehr wie je die Devise eines jeden echten und hochgemuten Preußen sein!

Ein Vorschlag zur Wahlreform

Von Dr. A. Fraenkel

ie Wichtigkeit der Neugestaltung des preußischen Wahlrechts, unter dem wir und unsere Nachkommen leben und ihr Recht erhalten und gestalten sollen, macht es zur Pflicht eines jeden, der zur Klärung dieser Frage etwas beibringen zu können glaubt, seine Vorschläge zur Erörterung zu stellen. Mag auch nur das Wenigste brauchbar sein oder sogar alles verworfen werden, so wird doch zumindest, je umfassender die Erörterung erfolgt, die Kenntnis und Prüfung der Fragen vertieft und die Gefahr von oberflächlichen und voreiligen Entschließungen verringert.

Allgemein wird für das neue Wahlrecht zur zweiten Kammer von einem auf geographischen Wahlkreisen beruhenden Wahlsystem ausgegangen. Hierbei folgt man dem Beispiel des Reichstagswahlrechts, dessen Vorzüge gegenüber dem bisherigen Dreiklassenwahlrecht auf der Hand liegen, ohne zu erwägen, daß sie sich in einer anderen Richtung bewegen. Bestärkt wird diese Voraussetzung dadurch, daß fast durchweg in den zivilisierten Staaten die Wahl in geographischen Wahlkreisen sich vollzieht, während es im wesentlichen Bestrebungen geblieben sind, die an die Stelle der Kreiswahlen die Landeswahl setzen wollen. Hinzu kommt, daß die Proportionalwahlsysteme, wie sie sich in einzelnen Staaten entwickelt haben oder in der Theorie vorgeschlagen werden, zugleich sehr kompliziert sind und ihrem Zweck nur wenig und unsicher gerecht werden. So ist es verständlich, daß für die preußische Wahlreform nur der Reichstagsabgeordnete Dr. Südekum die Landeswahl angeregt hat. Sein Vorschlag fand wenig Anklang, weil er gekünstelt und nicht von den für das Wahlrecht notwendigen Grundsätzen der Gerechtigkeit und des Zweckes der Volksvertretung bestimmt war. Der im folgenden dargelegte Vorschlag vermeidet diese Bedenken.

Die Nachteile der Wahl in Kreisen sind bekannt. Niemals ist der Abgeordnete der Vertreter des ganzen geographischen Volksteiles, für den er auftritt, sondern schon nach dem Prinzip dieses Wahlsystems nur der dortigen Mehrheit. Häufig ist er aber auch dies nicht, sondern nur der von der Mehrheit als das kleinere Übel angesehene, wenn er, was einen so großen Teil der Wahlergebnisse ausmacht, manchmal schon in der Hauptwahl, meistens in der Stichwahl auf Grund von Wahlbündnissen oder vereinbarten Stimmenthaltungen die Mehrheit erringt. So werden die politischen Minderheiten des Kreises mundtot gemacht und das Abbild der Volksstimmung verfälscht, der Macht des Zufalls aber noch durch Kompromisse nachgeholfen. Diese Folge des Prinzips besteht auch bei gerechtester Einteilung der Wahlkreise. Fehlt diese, was durch die Bewegung der Bevölkerungszu- und -abnahme von Zeit zu Zeit immer wieder eintreten muß, so ist die Verzerrung natürlich noch stärker. Ohne schwierige Kämpfe wird aber die Neueinteilung der Wahlkreise nie erreicht, da sie notwendig die eine oder die andere Partei schädigt. Die Aufzählung weiterer erheblicher Nachteile, die dieses System mit sich bringt, mag für später aufgespart werden, da schon das Angeführte die Untersuchung rechtfertigt, ob sich nicht etwas Besseres an seine Stelle setzen läßt.

Die genannten Nachteile können bei der Landeswahl nicht auftreten. Die Schwierigkeit liegt in der angemessenen Ausgestaltung dieses Systems. Es

scheiterte daran, daß versucht wurde, auf eine fest bestimmte Zahl von Abgeordneten ein passendes Wahlrecht zu finden. Mein Vorschlag sieht von dieser fest bestimmten Zahl ab und läßt die Zahl der abgegebenen Stimmen über die Zahl der Volksvertreter entscheiden. Selbstverständlich wird man sich über die ungefähr gewünschte Anzahl der Volksvertreter zunächst klar werden, um weder ein zu großes, noch zu kleines Parlament zu erhalten. Dies ist leicht erzielbar, da die Zahl der im Lande vorhandenen Stimmen wenigstens ungefähr berechenbar und der Prozentsatz der Wahlbeteiligung erfahrungsgemäß bekannt ist. Legt man von seinen Schwankungen das Mittel zugrunde und teilt die so gewonnene Stimmenzahl durch die im Mittel gewünschte Zahl der Abgeordneten, so erhält man die Stimmensumme, auf die ein Abgeordneter entfallen soll.

Die gesetzliche Festlegung dieser Stimmensumme ist unbedenklich. Denn sollte sich im Laufe der Zeit wegen der Volksvermehrung die Erhöhung der Stimmensumme notwendig zeigen, um ein übermäßiges Anwachsen der Abgeordnetenzahl zu verhüten, so kann darüber ein politisch erregter Streit nicht entstehen, weil keine Partei hierdurch Vorteil oder Nachteil erfährt.

Das Vorstehende soll an einem willkürlich gegriffenen Zahlenbeispiel erläutert werden, das zugleich die Zweckmäßigkeit der Zugrundelegung der erfahrungsgemäß im Mittel abgegebenen, nicht der vorhandenen Stimmen dartun mag: angenommen, die Zahl der Stimmen im Lande beträgt 15 Millionen, von denen erfahrungsgemäß durchschnittlich etwa 10 Millionen sich an der Wahl beteiligen. Eine Volksvertretung, die etwa 500 Abgeordnete zählt, wird nicht als zu groß gefunden, andererseits auch als genügend gliederreich, um die vielgestaltigen staatlichen und gesellschaftlichen Interessen des Landes zum Ausdruck zu bringen. Es ergibt sich mithin, daß auf je 20000 abgegebene Stimmen ein Abgeordneter zu wählen ist. Sollte die Beteiligung auch wesentlich geringer als angenommen erfolgen, vielleicht nur 8 Millionen betragen, so wäre auch ein Parlament von 400 Mitgliedern nicht zu klein. Würde die Stimmenabgabe über die Erwartungen hinausgehen, vielleicht sogar auf 12 Millionen steigen, so würden 600 Abgeordnete noch nicht zu zahlreich sein.

Die Wahl geschieht derart, daß der Stimmberechtigte entweder eine Liste oder eine namentlich bezeichnete Person wählt. Die Listen werden von den bereits bestehenden oder sich noch bildenden Parteien aufgestellt. Sie enthalten die Namen derjenigen Personen, welche die Partei als Abgeordnete gewählt sehen will und zwar in der Reihenfolge, in der sie bei ausreichender Stimmenzahl Abgeordnete werden sollen. Fällt ein Verzeichneter dadurch weg, daß er die Wahl ausschlägt, so tritt der nächste auf der Liste Stehende, der noch nicht Abgeordneter ist, an seine Stelle. Stirbt im Laufe der Wahlperiode ein Fraktionsmitglied oder legt es das Mandat nieder, so gilt das gleiche. Tritt es aus der Partei aus oder führt es durch sein Verhalten den Ausschluß aus der Partei herbei, so wird es in derselben Weise als Abgeordneter erledigt und der Nächstberechtigte der Liste tritt an seine Stelle.

Notwendig ist hierbei natürlich, daß für die Gültigkeit der Listen Sicherheiten geschaffen werden. Sie müßten vor der Wahl bei einem neu zu schaffenden Reichswahlamt oder einer bereits bestehenden Behörde, etwa dem hierzu ausgestalteten Reichstagsbureau, in förmlicher Weise angemeldet werden. Der Name

der Liste, zweckmäßig gleichlautend mit der Partei, müßte geschützt, für den ausreichenden Unterschied der Listennamen gesorgt werden. Vor der Wahl hätte ihre gehörige Bekanntmachung zu erfolgen.

Nach meiner Ansicht wäre den Parteien das Recht zuzugestehen, auch nachträglich von der Reihenfolge der Verzeichneten auf den Listen abzuweichen und diese sonst zu ändern und zu ergänzen, da ja diejenigen, die auf die Liste ihre Stimme abgegeben haben, für die Partei stimmen wollten, die über die Zusammensetzung der Liste entscheidet. Welches Parteiorgan über die Anmeldung, Aufstellung und Änderung der Liste zu beschließen hat, wäre zweckmäßig gesetzlich festzulegen. Die Absetzung oder Rangänderung bereits gewählter Abgeordneten wären auszuschließen, sofern nicht aus einem der oben angeführten Gründe der Abgeordnete wegfällt oder aus der Fraktion ausscheidet.

Die natürlichen Personen bedürfen, wenn sie rein persönlich als Bewerber auftreten, keiner förmlichen Anmeldung der Bewerbung. Zweckmäßig ist aber auch zu gestatten, daß die persönliche Bewerbung mit der Listenwahl verbunden wird, indem der Bewerber erklären kann, daß er sich einer bestimmten Partei, welche ihre Liste zu der Wahl anmeldet, anschließt. Erreicht er die zur Wahl nötige Stimmensumme nicht, so fallen die für ihn abgegebenen Stimmen dieser Liste zu. Überschreiten seine Stimmen die Stimmensumme, so geschieht dasselbe mit dem Überschuß. Fällt er als Abgeordneter weg, so erwirbt gleichfalls die bezeichnete Liste die Stimmensumme. Diese Verbindung der persönlichen mit der Listenwahl macht es natürlich notwendig, die gleichen Vorschriften der förmlichen Anmeldung vor der Wahl u. dgl. zu erlassen.

Auch hier soll ein willkürliches Zahlenbeispiel den Vorgang erläutern und ergänzen: Es haben die Parteien K, Z, N, F und S ihre Listen angemeldet. Müller und Schulze kandidieren mit der Erklärung, daß ihre Stimmen der Liste S zuzurechnen sind; Lehmann läßt sich N zurechnen; Krause und Meyer bewerben sich rein persönlich. Die Partei K erhält 1 523 000, Z 2 417 000, N 1 273 000, F 1 435 000, S 3 297 000, Müller 32 000, Schulze 12 000, Lehmann 34 000, Krause 31 000 und Meyer 23 000. Insgesamt sind 10 097 000 Stimmen abgegeben. Stimmensumme ist nach dem obigen Beispiel 20 000. Für die Berechnung der Abgeordnetenzahl müssen die überschüssigen Stimmen von Krause und Meyer abgesetzt werden, da sie rein persönlich kandidieren, ihre überschüssigen Stimmen also wertlos sind. Nach Abzug dieser 14 000 Stimmen verbleiben 10 083 000 Stimmen, so daß 504 Abgeordnete gewählt sind.

Es entfallen auf die Bewerber:

Partei K . .	76	Abgeordnete,	Rest	3 000	Stimmen
„ Z . .	120	„	„	17 000	„
„ N . .	63	„	„	18 000	„
„ F . .	71	„	„	15 000	„
„ S . .	164	„	„	17 000	„
Müller . . .	1	„	„	12 000	„ für S
Schulze . . .	—	„	„	12 000	„ „ S
Lehmann . .	1	„	„	34 000	„ „ K
Krause . . .	1	„	„	fällt weg	
Meyer	1	„	„	„ „	

Durch Müller und Schulze wächst der Stimmenrest von S auf 41000; S. erhält daher zwei weitere Abgeordnete und behält 1000 Stimmen Rest. Der Stimmenrest von N wächst durch Lehmann auf 47000, so daß N noch zwei Abgeordnete erhält und ihr Stimmenrest 7000 beträgt. Die Zählung aller jetzt noch vorhandenen Stimmenreste ergibt 43000, auf welche die letzten zwei Abgeordneten entfallen. Von ihnen stellen Z und F, welche die höchsten Stimmenreste haben, je einen.

Wertlos werden können also, was unvermeidbar und gerecht ist, nur die auf Listen abgegebenen Stimmenreste, die meist weit unter der Stimmensumme zurückbleiben und auch insgesamt niemals eine Stimmensumme erreichen können, und ein Teil derjenigen Stimmen, die aus Eigenbrödelei auf rein persönliche Bewerbungen abgegeben werden, statt einem politischen Parteiprogramm zu folgen, was sicher wünschenswert ist.

* * *

Die Vorteile des vorgeschlagenen Wahlsystems gegenüber den Kreiswahlen dürften nicht zu leugnen sein.

Zunächst ist der Fortfall aller Nachteile, die sich aus dem Prinzip des Wahlkreissystems und der Ungleichheit der Wahlkreise ergeben, als Gewinn zu buchen. Der Abgeordnete vertritt nunmehr wirklich die angemessene Anzahl von Stimmen, nicht nur ihren größeren Teil, und zwar Stimmen, die nach ihrer vollen Überzeugung abgegeben worden sind, nicht zum Teil bloß das nach ihrer Ansicht kleinere von zwei Übeln gewählt haben. Die Unterdrückung der politischen Minderheiten ist ausgeschlossen. Es kann sich nicht mehr ereignen, daß eine Partei entgegen der Größe ihres Anhanges im Lande durch die Gunst oder Ungunst des blinden Zufalls, der die Verhältnisse in den einzelnen Wahlkreisen regiert, zu einer übermäßigen oder ungenügenden Vertretung im Parlament gelangt. Riesen- und Zwergwahlkreise, wie überhaupt jede geographische Ungleichheit des Stimmengewichts hören auf.

Stichwahlen und Nachwahlen mit ihrem Aufwand an Zeit, Mühe und Kosten fallen fort. Nicht nach den zufälligen Parteiverhältnissen in den einzelnen, den Kandidaten bestimmten Wahlkreisen, sondern nach der auf die Leistungen und Fähigkeiten der Mitglieder gegründeten Wertschätzung durch die Partei entscheidet sich die Reihenfolge der Entsendung in die Volksvertretung. So bedarf es weder der sorgfältigen Auswahl sicherer Wahlkreise für die Parteiführer noch des Verzichtes von gewählten Abgeordneten, um für einen unterlegenen Parteikandidaten Platz zu schaffen, ganz abgesehen davon, daß diese umständlichen und teueren Mittel nur für die Führer angewandt werden und deshalb im Regelfalle die Entscheidung des Zufalls unverbessert bleibt.

Die Störungen der Parteidisziplin durch die heute oft notwendige Bindung der Bewerber gegenüber anderen Parteien, um sich ihre Unterstützung in zweifelhaften Wahlkreisen zu sichern, werden vermieden. Bekanntlich sind die Fälle zahlreich, in denen entweder schon für die Hauptwahl oder wenigstens für die Stichwahl die zum Durchkommen des Bewerbers nötige Unterstützung anderer Parteien nur dadurch erreicht werden kann, daß der Bewerber sich in grundlegenden Fragen zu einer bestimmten, mitunter sogar dem Parteiprogramm widersprechenden Stellungnahme verpflichtet.

Die Abhängigkeit der Abgeordneten von ihrem Wahlkreise, insbesondere einflußreichen Angehörigen des Kreises wird beseitigt. Zurzeit ist der Abgeordnete durch seine Bindung an den Kreis, in dem er gewählt ist und wiedergewählt zu werden wünscht, der Versuchung ausgesetzt, Einflüssen aus diesem Wahlkreis übermäßig zugänglich zu sein. Bei der Landeswahl ist er für sein Verhalten nur der gesamten Partei verantwortlich, so daß er andere Rücksichten nicht zu nehmen braucht und ohne Ansehung der Person sich von sachlichen Erwägungen leiten lassen kann. Ganz abgesehen von solchen Einflüssen wird aber auch das Bewußtsein des Abgeordneten gehoben, der Vertreter des gesamten Landes zu sein. Seine Stellungnahme wird in stärkerer Weise von den Interessen des Landes bestimmt und der Konflikt zwischen diesen Interessen und den Rücksichten auf den einzelnen Wahlkreis ausgeschaltet.

Die Vorteile der Landeswahl, deren Aufzählung sich noch vertiefen ließe, sind also sehr gewichtig. Es fragt sich daher, welche Nachteile dieses Wahlsystem hat und ob sie die Vorteile aufwiegen. Deshalb mögen die Bedenken, die zugunsten der Kreiswahlen erhoben werden könnten, durchgegangen werden.

Wird das vorgeschlagene System nicht zur Auflösung der Volksvertretung in Interessengruppen und -grüppchen Anlaß geben? Bei der über das ganze Land reichenden Wahl kann jede Ansicht sich größere Hoffnung machen, genügend Stimmen für die Wahl ihrer Vertreter zu erhalten, als wenn im einzelnen Wahlkreis die Mehrheit errungen werden muß. Auch einzelne Personen könnten hoffen, ohne Parteianschluß die zu ihrer Wahl erforderliche Anzahl von Stimmen im ganzen Lande auf sich zu vereinigen. — Ich halte diese Befürchtung nicht für durchgreifend. Zunächst haben wir im deutschen parlamentarischen Leben schon eine so reichliche Zersplitterung in Parteien und Wilde, daß eine Steigerung kaum möglich ist. Die politische Vertretung von Interessenkreisen durch Parteien ist gleichfalls schon vorhanden. Konservative und Bund der Landwirte, Nationalliberale und Hansabund, Sozialdemokraten und Gewerkschaften sind zusammengehörig. Diese Beispiele zeigen aber, daß trotz der auch heute schon vorhandenen Möglichkeit für diese Interessengruppen, eigene Abgeordnete zu wählen, hiervon nicht Gebrauch gemacht, sondern auf die Zusammenfassung in große politische Parteien hingearbeitet wird. Der Höhepunkt der Eigenbrödelei und Zersplitterung ist ersichtlich in Deutschland überschritten, das ideale Gewicht der Einigung wie ihre praktischen Vorteile dem politisch geschulteren Blick offenbar geworden. Sowohl in den Interessengruppen wie in dem eigentlich politischen Parteileben herrscht das Bestreben vor, durch Unterdrückung und Zurückstellung der kleineren Unterschiede die Vereinigungen zusammenzufassen und möglichst groß zu gestalten, weil mit ihrer Größe ihre Macht progressiv wächst. Es mag daher auf sich beruhen, ob die durch das vorgeschlagene Wahlsystem erhöhte Möglichkeit zur Wahl von Vertretern wirtschaftlicher Interessengruppen, die von manchen Seiten sogar empfohlen wird, wirklich so schädlich wäre, da doch nach der idealen Forderung die Volksvertretung das verkleinerte Abbild der Interessengliederung des Volkes sein soll. Die zweifellos unerwünschte Stimmabgabe für rein persönliche Bewerber wird durch die von mir vorgeschlagene Ausgestaltung des Landeswahlrechts jedenfalls entmutigt und zurückgedrängt, da schon bei der Wahl sowohl die über die Stimmensumme hinausgehenden als auch die sie nicht erreichenden Stimmen

wertlos werden, dann aber auch bei einem Wegfall des Gewählten im Laufe der Wahlperiode bis zu deren Ende unvertreten bleiben.

Wird die Beseitigung des geographischen Zusammenhanges des Abgeordneten mit seinem Kreise, wodurch er besonders befähigt scheint, die Interessen dieses Kreises im Parlament zu vertreten, nicht schädlich wirken? — Welche mißlichen Nebenfolgen die Verbindung des Abgeordneten mit einem Kreise durch die sich hieraus ergebende Abhängigkeit haben kann, wie leicht auch ohnedies die Landesinteressen gegenüber den Rücksichten auf den Wahlkreis zu kurz kommen, ist oben schon gesagt. Es ist daher geradezu wünschenswert, diese Verbindung zu beseitigen, wenn ihr Vorteil, die Kenntnis der Abgeordneten von den Verhältnissen der einzelnen Landesteile, auch auf andere Weise erhalten bleiben kann. Dies wird auf einfache Art erreicht, indem die Parteien nach der Zahl der ihnen angehörigen Abgeordneten das Land einteilen und jedem Abgeordneten einen Landesteil zuweisen, um dessen Verhältnisse er sich zu kümmern, dessen Beschwerden er entgegenzunehmen und für dessen Förderung im Rahmen der Landesinteressen er zu sorgen hat. Wenn die Abgeordneten dem in der hierdurch gewährleisteten Unabhängigkeit obliegen, so wird ihre Aufgabe auf eine höhere Stufe gehoben und in Wahrheit ihre Erfüllung erst ermöglicht. Zugleich fördert die Maßnahme auch den Zusammenschluß in große Parteien, die mit mehr Nachdruck und infolge der enger begrenzten Bezirke ihrer Abgeordneten mit größerer Kenntnis dieser Aufgabe nachkommen können.

Ist der Fortfall der Wahlbündnisse und Kompromisse trotz ihrer schon genannten Bedenklichkeiten nicht nachteilig? Von ihnen haben im Durchschnitt die sogenannten bürgerlichen und nationalen Parteien den größten Nutzen, die durch ihren Zusammenschluß den radikalen oder staatsfeindlichen Gegner zu Fall bringen. Unter ihnen kommen sie wohl überwiegend den gemäßigten Parteien zugute, die häufiger in die Lage gelangen, als das „kleinere Übel" die Stimmen der weiter rechts oder links stehenden Parteien auf ihren Bewerber zu vereinigen.

Die Regierung hat bereits die Befürchtung geäußert, daß das platte Land mit seiner dünneren Bevölkerung gegenüber den Städten nicht eine seiner Bedeutung für das Landeswohl entsprechende Vertretung bei einer gleichmäßigen Einteilung der Wahlkreise finden würde, und zur Verhütung dieses Ergebnisses auch für die Wahlreform die ungleiche Bemessung der Wahlkreise angekündigt. Da kaum Wahlkreise vorhanden sind, in denen die städtische Bevölkerung die ländliche nicht überwiegt, richtet sich diese Stellung in Wahrheit nicht gegen die städtischen Stimmen schlechthin, sondern gegen die Gefahr, daß die Großstädte durch eine ihrer Stimmenzahl entsprechende Anzahl von Abgeordneten einen Einfluß erhalten, der bei der zahlenmäßigen Vorherrschaft der Arbeiterschaft in ihnen und deren bekannter Neigung zu radikalen Ansichten als verderblich empfunden wird. Durch diese Niederhaltung der Großstädte wird mithin das gleiche Wahlrecht künstlich korrigiert. Diese Korrektur des gleichen Wahlrechts ist auch das, was — vom Parteistandpunkt abgesehen — als Vorzug der Wahlbündnisse und Kompromisse angesehen wird.

Diese Einwürfe sind in der Tat erheblich. Mein Vorschlag kennt keine Wahlkreise und schließt Wahlbündnisse aus. Diese künstlichen Verbesserungen des Wahlrechts sind also unmöglich, vielmehr entscheidet die nackte Stimmenzahl.

Denkt man sich das Reichstagswahlrecht auf die Landeswahl übertragen, so ist es sicher, daß nicht eine der gesellschaftlichen Gliederung, d. h. der Bedeutung der Glieder für das Ganze entsprechende Volksvertretung gewählt wird, sondern ein Stand, die Arbeiterschaft, vermöge seiner Zahl eine übermächtige Stellung im Parlament erhält.

Dieses Ergebnis ist unbefriedigend. Denn die durch die Macht der wirtschaftlichen Interessen engzusammengeschlossenen Arbeiter sind nach der Stufe ihrer Bildung und Erziehung zu sehr agitatorischen, sogar demagogischen Einflüssen ausgesetzt, ihre politische Weitsicht und Schulung zu ungenügend, als daß ihnen gewissermaßen allein die Leitung der Geschicke des deutschen Volkes anvertraut werden könnte. Aber auch von diesem Nachteil abgesehen, zu dessen ausführlicher Darstellung und Begründung hier der Raum fehlt, ist die rein zahlenmäßige Übermacht eines so sehr der Standesdisziplin unterworfenen Standes abzulehnen.

Wenn damit auch feststeht, daß es auf diese Art nicht geht, so ist doch deshalb über meinen Vorschlag der Stab noch nicht gebrochen. Nur soviel ist dadurch bewiesen, daß das Reichstagswahlrecht ohne Korrekturen als Wahlsystem nicht brauchbar ist. Es erhebt sich aber nunmehr die Frage, ob dieses Wahlrecht mit künstlichen Korrekturen nötig oder auch nur wünschenswert ist, ob nicht vielmehr ein anders ausgestaltetes gleiches und zugleich gerechtes Wahlrecht gefunden werden kann.

* * *

Die theoretische Ungerechtigkeit des gleichen Wahlrechts in der Form des Reichstagswahlrechts, welches jedem fünfundzwanzigjährigen Deutschen eine Stimme gibt, ohne auf seine Eigenschaften Rücksicht zu nehmen, wird durch die Niederhaltung der Großstädte und die in Wahlkreisen möglichen Wahlbündnisse bekämpft. Zufälligkeiten, die an sich in keinem Zusammenhange mit der Frage stehen, werden künstlich einer ihnen fremden Aufgabe dienstbar gemacht. Die Ergebnisse können natürlich gleichfalls nicht gerecht sein. Der einsichtsvollere und politisch geschultere Bevölkerungsteil der Großstädte muß unter der Entwertung der Stimmkraft mitleiden; der Ackerknecht im letzten Dorf hat die zehn- bis zwanzigfache Stimmkraft, die jenem gewährt ist. Die Wahlbündnisse, zumal seit sie letzthin auch unter den Parteien allgemein für das ganze Land abgeschlossen werden, schlagen mitunter auch zum Vorteil der radikalen Parteien aus. Daneben schädigen sie im blinden Zufall die eine oder andere Partei. Weder bei dem einen noch dem anderen Hilfsmittel ist obendrein abzuschätzen, wie weit sie dem verfolgten Zweck gerecht werden und ob ihre Schäden die Vorteile nicht aufwiegen und übersteigen. Die Möglichkeit, von diesen Hilfsmitteln Abstand zu nehmen, muß daher ihre Beseitigung erfordern.

Nicht ein ungerechtes Prinzip durch künstliche Korrekturen seiner Schädlichkeit zu berauben, sondern ein gerechtes Prinzip zu finden, ist die Aufgabe. Gerecht kann aber nur das Stimmrecht sein, das die Stimmen nicht nur zählt, sondern auch wägt. Sieht man von dem politischen Leben ab, so wird man nirgends auch nur Verfechter der Ansicht finden, daß die bloße Zahl ohne Rücksicht auf ihre Urteilskraft und Kenntnisse entscheiden soll. Überall wird die Wägung der Ansichten gefordert und jede Vereinigung, jedes Unternehmen würde sich dem Vorwurf der Unzulänglichkeit ausgesetzt sehen, das anders verführe und dem

untersten Angehörigen dasselbe Gewicht bei der Prüfung und Entscheidung einräumen wollte als den an Erfahrung, Bildung und Urteilskraft Höherstehenden. Erst die nach den Eigenschaften der Person bemessene Stimmkraft ist nicht bloß gerecht, sondern auch in Wahrheit auf gleicher Grundlage bestimmt, da sie nicht nur an der äußerlichen Voraussetzung des menschlichen Daseins haftet, sondern den Menschen voll erfaßt und seine Bedeutung nach gleichen Maßstäben mißt.

Ob meine Auffassung, daß auch die Wägung der Stimmen als ein gleiches Wahlrecht anzusprechen ist, zutrifft, mag indes als ein Streit um Worte auf sich beruhen. Die linksstehenden Parteien werden meine Auffassung vermutlich bestreiten; immerhin dürfte auch für sie mein nachstehender Vorschlag erwägenswert sein.

Mein Vorschlag will in einem Ausbau des sogenannten Pluralwahlrechts die gerechte Zumessung der Stimmkraft finden. Selbstverständlich bringt er nicht endgültige Feststellungen; seine Vertiefung durch die weitere Erörterung halte ich nicht nur für möglich, sondern für wünschenswert und geboten. Denn die Auffindung, wie vor allem die Abwägung der einzelnen Eigenschaften der Staatsbürger, welche für die Bedeutung der Stimmen im politischen Leben erheblich sind, verlangen behutsame und umfassende Überlegungen.

Nun mein Vorschlag, bei dem, wie nochmals betont sei, nur der Grundgedanke unverrückbar ist:

Jeder Preuße von 25 Jahren (geistig gesund, im Besitz der Ehrenrechte usw.) hat das aktive Wahlrecht, mithin ohne weiteres eine Stimme.

Wenn überall der Ansicht erfahrener, gereifter Männer ein größeres Gewicht beigelegt wird als dem Urteil jüngerer, mit ihrer Entwicklung vielleicht noch nicht abgeschlossener Personen, so erscheint auch hier berechtigt, vielleicht an der Grenze von 35 Jahren, in dem Gewicht der Stimmen zu unterscheiden.

Zweifellos ist derjenige, der — eheliche — Kinder hat, im allgemeinen zu einer genaueren Prüfung der politischen Fragen nicht nur für die Gegenwart, seine Lebensdauer, sondern auch für die Zukunft seiner Kinder gewillt. Nach meiner Ansicht wäre auch dessen Stimmkraft zu erhöhen. Ob schon ein eheliches Kind oder erst mehrere die Erhöhung begründen sollen, wäre zu erwägen; doch würde nach meiner Ansicht die Forderung mehrerer Kinder nicht dem Gerechtigkeitsprinzip des Wahlrechts entspringen, sondern dem Nebenzweck dienen, die für das Vaterland bedeutungsvolle Volksvermehrung zu fördern, so daß ich sie ablehne.

Auch eine gehobene Bildung begründet meines Erachtens die Erhöhung der Stimmkraft. Hierbei denke ich an einen gewissen Abschluß der Vorbildung und Disziplinierung des Geistes, wie er bei der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst gefordert wird.

Die abgeschlossene akademische Bildung gewährt unbestreitbar regelmäßig eine beträchtlich erhöhte Urteilskraft, was eine entsprechende Verstärkung der Stimmkraft rechtfertigt.

Schließlich ist auch nicht zu vergessen, daß eine gewisse Höhe des Einkommens seinem Besitzer ermöglicht, das Fehlen gehobenen Unterrichts durch die Erziehung im Leben zu ersetzen. Er ist nicht genötigt, seine Zeit so ausgiebig der Arbeit zu opfern, daß ihm Muße und Stimmung zur Vervollständigung seiner Bildung fehlen; er kommt weiter in der Welt herum und wird hierdurch abge-

schliffen und unterrichtet. Etwa von 7500 Mark Jahreseinkommen an scheint mir die Erhöhung der Stimmkraft gleichfalls berechtigt.

Die Abwägung des Umfangs der Verstärkung ist natürlich noch schwieriger; sie ist Sache des Ermessens und des Gerechtigkeitsgefühls. Nicht zu beanstanden dürfte wohl sein, daß man dem älteren Wahlfähigen eine zweite Stimme zulegt und der Vater eine dritte Stimme erhält. Denn das doppelte Gewicht der gereiften Männer entspricht ohne Frage der Billigkeit. Da sie die überwiegende Mehrzahl der Stimmfähigen bilden, wird im Ergebnis die Stimmkraft des Vaters nur um die Hälfte verstärkt. Da ferner auch die Väter in der reichlichen Mehrheit sich befinden, so kann der Dreistimmenwähler als das Naturgemäße auf Grund der menschlichen Entwicklung an sich erachtet werden. Deshalb erhebt sich schon die Frage, ob für den gehobenen Unterricht und das Einkommen die Zulegung von je einer Stimme genügt, da dies doch nur ein Drittel Stimmverstärkung gegenüber dem Regelfalle bedeutet und nicht wenigstens je zwei Stimmen für diese Eigenschaften gewährt werden müssen. Sicherlich aber würde es ungerecht sein, wenn für die abgeschlossene akademische Bildung nicht wenigstens vier Stimmen gewährt werden, da eine so fortgeschrittene Disziplinierung des Geistes auch für die politische Einsicht und Schulung von größter Bedeutung ist.

In der Art der Abgabe dieser Stimmen wäre der Wahlberechtigte nicht zu beschränken. Die Vorschrift geschlossener Abgabe sämtlicher Stimmen auf eine Liste oder Person würde Überwachungsvorschriften erfordern, welche die Freiheit und Heimlichkeit der Stimmabgabe gefährdeten. Auch ist nicht zu befürchten, daß zersplitterte Abgaben der Stimmen sich häufig ereignen, da die Stimmberechtigten doch nach ihrer Überzeugung wählen und die Gelegenheit zu Scherzen nicht gerade bei der Wahlhandlung suchen.

Ein Zahlenbeispiel mag die Wirkungen eines so gegliederten Wahlrechts veranschaulichen. Die Ziffern konnten natürlich nur geschätzt werden. Immerhin sind zum großen Teile statistische Ergebnisse zugrunde gelegt.

In der letzten allgemeinen Reichstagswahl 1912 erhielten — unter Weglassung der kleinen Gruppen und der unbestimmten und zersplitterten Stimmen — die größeren Parteien in Preußen folgende Stimmenmengen, zu Tausenden abgerundet, und hätten danach im Landeswahlsystem, eine Stimmensumme von 18000 angenommen, folgende Abgeordnete gestellt:

Parteien	Stimmen	Gewählt	Stimmenrest	Zugewählt	Abgeordnete
Konservative . . .	861	47	15	1	48
Dtsch. Fr. . . .	493	27	7	—	27
Zentrum	1250	69	8	—	69
Nationalliberale . .	939	52	8	—	52
Fortschritt	860	47	14	1	48
Polen	441	24	9	—	24
Sozialisten . . .	1402	77	16	1	78
Unabh. Sozialisten	1005	55	15	1	56
	7251		87		402

Werden den Wählern von 35 Jahren an und den Vätern je eine, den Wählern mit gehobenem Unterricht und denjenigen mit einem Einkommen von 7500 Mark aufwärts je zwei und den Wählern mit einer abgeschlossenen Hoch-

schulbildung vier Stimmen zugelegt, so verändert sich die Stimmenzahl, wieder in runden Tausenden ausgedrückt, etwa dahin:

Wähler	7251	mithin	Stimmen	7251
Ältere	4900	„	„	4900
Väter	5900	„	„	5900
Geh. Unterricht	900	„	„	1800
Höh. Einkommen . . .	200	„	„	400
Hochschulbildung . . .	200	„	„	800
				21051

Als Stimmensumme sei 50000 genommen. Nach den Anhängerkreisen der Parteien unterscheidet sich ihr Anteil an den Zuschlagsstimmen. Es werden etwa erhalten:

	Parteien:							
	Kons.	Dtsch. Fr.	Zentr.	Nat. Lib.	Fortsch.	Polen	Soz.	U. Soz
Wähler	861	493	1250	939	860	441	1402	1005
Ältere	705	392	928	698	516	299	910	452
Väter	732	419	1070	798	697	385	1232	567
Geh. Unt.	360	150	414	426	368	84	32	16
Höh. Einkommen .	70	36	92	98	64	28	9	3
Hochschulbildung . .	170	64	181	206	140	20	16	3
	2898	1554	3935	3165	2645	1207	3601	2046
Gewählt	57	31	78	63	52	24	72	40
Stimmenrest	48	4	35	15	45	7	1	46
Zugewählt	1	—	1	—	1	—	—	1
Abgeordnete . . .	58	31	79	63	53	24	72	41

Dieses Beispiel erhebt natürlich keinen Anspruch auf Zuverlässigkeit, zumal statistische Unterlagen für die angeregten Fragen nur höchst mangelhaft vorhanden sind und meistens für die Schätzungen nur einen gewissen Anhalt bieten. Doch habe ich mich bemüht, die Schätzungen möglichst vorsichtig vorzunehmen, obwohl ich mir den Kreis des gehobenen Unterrichtes und der abgeschlossenen Hochschulbildung recht weit gesteckt vorstelle. Auch in der Zahl und Art der Stimmenzuschläge habe ich Zurückhaltung geübt, weil es mir nur darauf ankam darzutun, wie erheblich auf diesem Wege die Herrschaft der bloßen Zahlen eingeschränkt werden kann, statt ihr auf künstliche indirekte Weise entgegenarbeiten und der einen Ungerechtigkeit die Zulassung anderer Ungerechtigkeiten entgegensetzen zu müssen. Wenn die linksstehenden Parteien sich von der Macht des Schlagwortes freimachen können, so ist der Vorschlag auch für sie durchaus annehmbar. Auch soweit er auf die Stimmkraft ihrer Anhänger ungünstig einwirkt, handelt es sich um beschränkte, statistisch berechenbare und in ihren Folgen übersehbare Wirkungen. Sie werden durch die Vorteile dieses Wahlsystems aufgewogen, welches die den Volkswillen fälschenden unberechenbaren und unwägbaren Widerstände beseitigt. Auch dürfen diese Parteien kaum darauf rechnen, daß sie hinsichtlich der Ungleichheit der Wahlkreise ihren Willen durchsetzen, wenn das gleiche Wahlrecht in geographischen Wahlkreisen zur Annahme kommen sollte.

Der Aufsatz von Dr. Reiche kann wegen Raummangel erst im nächsten Heft (Nr. 5) erscheinen. Die Schriftleitung.

Preußen am Wendepunkt

Am 11. Januar haben die Beratungen der Wahlrechtskommission begonnen. In das schon bei den Plenardebatten stürmisch erregte Meer der Meinungen, dessen Wogen sich über Weihnachten beruhigt hatten, kommt aus obigem Anlaß neue Bewegung. Noch weiß niemand, wohin sie führen wird, nur das eine ist klar, wir stehen an einem Wendepunkte der preußisch-deutschen Geschichte. Auch auf dem Gebiete der inneren Politik beginnt eine neue Epoche.

Der am 25. November 1917 dem Landtag zugegangene „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Wahlen zum Hause der Abgeordneten" schlägt vor, in Preußen das (wenigstens formell) allgemeine, aber abgestufte Dreiklassenwahlrecht, durch ein (formell und materiell) allgemeines und überdies „gleiches" zu ersetzen, das in den deutschen Südstaaten schon besteht. Wie einst beim Übergang vom Absolutismus zum konstitutionellen Verfassungsstaate nimmt auch diesmal die Wellenbewegung der politischen „Lautverschiebung" ihren Lauf vom Gebirge zum Meer.

Beide Erscheinungen sind Teilvorgänge jenes großen Prozesses der „Demokratisierung" des Erdteils, den man nach den Erfahrungen von anderthalb Jahrhunderten als Dominante unseres politischen Lebens ansehen kann. Das Urteil über ihn hängt ab von der Bedeutung, die dem Schlagwort „Demokratisierung" gegeben wird. Denn dies ist wie alle seinesgleichen — man gedenke nur der Lehre vom „monarchischen Prinzip" im neunzehnten Jahrhundert — vieldeutig und tendenziöser Ausbeutung zugänglich. Versteht man darunter die Gewinnung der Massen für den Staat und des Staates für die Massen, also Verbreitung und dadurch erhöhte Sicherung des Staatsgedankens, so ist hier zweifellos von der Menschheit, die im übrigen ja durchaus nicht „gegebene" Forderung einer stetigen Vorwärtsentwicklung erfüllt — soweit die unseren Blicken zugängliche kurze Wegstrecke eine richtige Beobachtung gestattet.

Indem das Staatsbewußtsein nicht nur wie einst den Herrscher mit seinen militärischen und zivilen „Beamten" erfüllt, sondern immer weitere Kreise aus dumpfer Verpuppung bloßer Passivuntertanenschaft zu staatsbürgerlichem Leben erwachen, vollzieht sich natürlich auch eine Neuverteilung politischer Funktionen und Rechte. Der staatliche Organismus hat gleichsam neue Zellen angesetzt, die in Leistung und Gegenleistung als vollwertige Elemente des Ganzen gelten wollen.

Man äußert Sorgen über die Folgen einer „Demokratisierung" unseres Staatslebens. Sie haben mit rückschrittlicher Gesinnung und Mißtrauen gegenüber der Masse unserer Volksgenossen nichts zu tun, in ihnen offenbart sich vielmehr eine ganz berechtigte Stimmung der unbekannten Zukunft gegenüber. Man ist sich über die Tragweite und Auswirkung neuer Einrichtungen noch nicht im klaren, hat aber andererseits aus der Geschichte die unwiderlegbaren Zeugnisse für den Verfall von Staaten aus Gründen des gestörten Gleichgewichts der Gewalten. Jene Besorgnis richtet sich also ehrlicherweise nie gegen den Prozeß der „Politisierung" immer zahlreicherer Individuen; wie dürfte sie das auch, wächst doch

mit der fortschreitenden Urbarmachung des politischen Volksbodens die Aussicht auf gehäufte Fruchtbarkeit.

Man könnte auch darüber hinaus mit der Belohnung des gereiften politischen Interesses und Verständnisses der Vielen durch politische Macht einverstanden sein, wäre nicht die Gefahr eines Mißbrauches dieser Macht um so viel größer, weil, um im Bilde zu bleiben, der böse Feind reichere Gelegenheit hat, sein Unkraut in den Acker zu säen.

Das sind „jene Mikroben im heiligsten Quell der Demokratie", gegen die man bei uns zulande „entschlossen sanitäre Maßregeln" ergriff (nach dem Worte eines schwedischen Schriftstellers) und diese „vorbeugende" Behandlung ist auch für die Zukunft noch unerläßlich.

Das Problem liegt also nicht in der Strömung als solcher, sondern in ihrem Gefälle und der Art ihrer Bettung; nicht darin, ob oder daß „fortgeschritten" werden soll, sondern in Tempo und Form dieses Fortschrittes. Die Verfechter einer maßvolleren Bewegung sind da von vornherein in einer ungünstigeren Lage. Es ist leichter sich von den Wassern tragen zu lassen als ihnen entgegenzuwirken, auch wenn es sich um Deichbauten zu Nutz und Frommen des Landes handelt. Das gilt schon bei normalen Verhältnissen. Nun gar im heutigen Weltkriege, wo die ungeheueren Opfer aller Volksgenossen überwältigende Zahlen auf der Kreditseite eintragen, scheint nur ein Schelm es wagen zu können, eine Gegenrechnung aufzustellen. Die Anhänger der Reform haben Gefühlsmomente auf ihrer Seite, wie sie stärker gar nicht gedacht werden können, während ihre Gegner nicht nur dieses wirksamen Mittels entbehren, sondern darüber hinaus sich noch des fatalen Vorwurfs eines sehr unheiligen Egoismus erwehren müssen. Und dennoch muß die Bilanz gezogen werden!

Wir leben so stark unter dem Drucke des Augenblicks und in Gedanken der Zukunft, daß die Zeiten vor dem August 1914 in der Erinnerung stark verblassen. Aber trotzdem sollten wir nie vergessen, daß die damals entbundenen Kräfte uns über die Schwelle gehoben haben, die ins herrlich-stolze Reich der Bewährung und der Erfolge führte. Zu jenen Kräften gehörte in erster Linie das alte Preußen, so wie es war — von männlich-individueller Größe und herber Tüchtigkeit, nehmt alles nur in allem! — erprobt in tausend Stürmen. Dieses Preußen kennen wir; wie sich das neue gestalten wird, in dem das „Par cuique" gelten soll, wissen wir noch nicht. Bei solcher Betrachtung wechseln die Farben: silbernleuchtend zeichnet unser Staatsschiff seine Spur in die Wogen der Geschichte, aber der künftige Kurs liegt noch ungewiß vom Nebel bedeckt. Nicht daß wir angesichts dieser Tatsache den Schreckensruf „finis Borussiae" erheben wollen, aber alle Aufmerksamkeit anzuwenden und alle Sicherungen anzubringen, die vor Schaden bewahren, ist unser gutes Recht und unsere Pflicht.

Zeiten der Reformen legen ganz natürlich den Nachdruck auf das Werdende und vernachlässigen oder mißachten das Gewordene. Die historische Notwendigkeit und Verdienstlichkeit der absolutistischen Epoche in den europäischen Ländern wurde erst von späteren Geschlechtern begriffen, die den zum richtigen Schauen erforderlichen Abstand von der Erscheinung gewonnen hatten; die unmittelbar darauf Lebenden sahen nur die Schattenseiten des Bildes. Ähnlich erging es dem „dunklen" Mittelalter in der Linse rationalistischer Aufklärer. In dem jetzt um

Preußen brennenden Kampf der Meinungen ist das neue Wahlrecht ja nur eine Teilerscheinung von jenem großen Umbildungsprozeß, den man mit diesem Staate vorhat und dessen letztes Ziel bekanntlich auf seine Eingliederung in den Reichsverband nach dem Muster Elsaß-Lothringens hinausläuft, wie sie schon vorher die Männer der Paulskirche planten. Selbst die Erfahrungen des Krieges, die doch eigentlich einen Beweis „ex eventu" liefern, wie er schlagender nicht gedacht werden kann, haben nicht verhindert, daß sich das Gewicht der Stimmen auf die Seite der Tadler neigt und man über dem Besseren der Zukunft das Gute der Gegenwart und Vergangenheit ganz zu vergessen scheint. Man stößt sich an der Eigenart dieses preußischen Wesens, wie es — ohne schwarz-weißfarbene Befangenheit darf man das aussprechen — eben nur einmal in der Welt geboren worden ist. Von dem im einsamen Wetterkampf der Jahrhunderte hart und fest gewordenen Eichbaum verlangt man plötzlich Biegsamkeit — oder sein knorriger Trotz soll gebrochen werden. An einer Karikatur des Preußentums, etwa dem sattsam bekannten „Ostelbier", werden Fehler und Schwächen, die uns bei jedem Menschenschlage begegnen, geflissentlich in den Vordergrund gerückt und durch den Teil das Ganze herabgesetzt. Eine sich literarisch geberdende Kritik versucht Umfang und Größe seiner geschichtlichen Erscheinung zu benagen durch die Bemerkung, daß die Stein, Hardenberg und Scharnhorst ja gar nicht gebürtige Preußen gewesen seien!! Als wenn diese Männer in der Enge ihrer heimatlichen Verhältnisse jemals zu dem Wirken und der Bedeutung gelangt wären, die ihnen wie ungezählten anderen „Ausländern" allein die Lebensluft des preußischen Staates ermöglichen konnte!

Eine eigentümliche Beobachtung drängt sich auf. Geht es nicht Preußen in der öffentlichen Meinung Deutschlands ähnlich wie diesem vor dem Forum der Welt? Wiederholt sich nicht hier, — sofern man Deutschland überhaupt von Preußen unterscheidet —, allerdings in weit schärferen Formen, auf größerer Bühne jener Unwille über das unbegreifliche „Andersein" des Deutschen, den weite Kreise des eigenen Volkes gegenüber allem „Preußischen" zur Schau tragen?

Diese gleiche Behandlung geschieht nicht von ungefähr, sind es doch zum Teil dieselben Ursachen, die das Ergebnis hier und dort zeitigten.

Abfällige Urteile über die angeblich rückschrittliche Gestaltung der preußischen ebenso wie der deutschen Verfassungszustände und die in beiden Fällen mehr oder weniger vorliegende Verkümmerung politischer Freiheit sind lange genug vor dem Kriege über die Grenzen gewandert und von dem in solchen Dingen hellhörigen Auslande zur Kenntnis genommen worden. Erst jüngst hat der schwedische Sozialdemokrat Steffen den deutschen Genossen diese traurigen Folgen ihrer maßlosen Agitation und Polemik vorgehalten. Aber auch weite Kreise der „Bourgeoisie" sind von einer Schuld in dieser Hinsicht nicht freizusprechen. Die Fanfaren eines Gustave Hervé zum Sturme auf die preußische Bastille der Reaktion sind nur die Antwort auf die unzufriedenen und drohenden Stimmen im eigenen Lager. Welchen unermeßlichen Schaden das von einem linksliberalen Politiker bei uns geprägte schiefe Schlagwort vom preußisch-deutschen „Obrigkeitsstaat" in der Welt angerichtet hat, das wird man vielleicht erst lange nach dem Kriege ermessen können.

Zugegeben, daß es sich bei alledem nur um „haßnährende", nicht „haßverursachende" Faktoren handelt, ihre schädliche Wirkung bleibt immer noch groß genug. Wenn nun in diesen Wochen von neuem die Rückständigkeit und Un-

freiheit unseres Staatswesens jedem, der es hören will, entgegengeschrien und von einer rosenfarbenen, demokratisierten Zukunft geschwärmt wird, zu der die Wahlreform nur eine erste Etappe darstellt, so fühlen wir uns gedrungen, aus Gründen der Gerechtigkeit und innerer Nötigung Zeugnis abzulegen für jenes „alte" Preußen, das doch beiläufig vorderhand den einzig realen Posten in der Rechnung darstellt, indem wir seine jäh emporgeschnellte Schale mit den vollen Gewichten einer glänzend bewährten Vergangenheit belasten.

Gerade das Thema Preußen ist von jeher ein Tummelplatz jener unseligen deutschen Neigung gewesen, heimatliche Zustände und Einrichtungen zu kritisieren und herunterzureißen. Der trübende Anhauch erhitzter Parteikämpfe bedeckt den blanken Ehrenschild dieses Staates, und eine beharrliche Agitation hat es fertig gebracht, ihn mit dem Modergeruch der Reaktion zu umgeben, indem sie einseitig die Fehler seiner Tugenden ins Auge faßt. In einer Zeit, die das gleiche Recht für alle auf ihre Fahnen schreibt, muß auch die andere Auffassung zu Worte kommen, die über dem Sorgen für die Zukunft die Gegenwartswerte und die Erinnerung an das Erreichte nicht vergißt, zumal sie in unserem Volke größere Verbreitung hat, als jene lärmenden Kundgebungen des „Fortschritts" ahnen lassen.*)

Die hier berührte Frage hat aber auch noch ihren ganz bestimmten verfassungsrechtlichen Hintergrund.

Eine unvermeidliche Begleiterscheinung des politischen Kampfes besteht darin, daß die Waffen der aufeinanderplatzenden Begriffe und Meinungen gar bald schartig und unansehnlich werden. Das berühmte „audacter calumniare" bringt es zuwege, daß auch hier die verschiedenen Weltanschauungen und Parteiströmungen mit den Makeln der gegnerischen Kritik behaftet in die Erscheinung treten. Wollte man sie in dieser entstellten Form insgesamt werten, so ergäbe sich eine Summe negierter und negativer Leistungen, statt der, wie die Wirklichkeit zeigt, einheitlichen Diagonale der Kräfte, die zugleich als Motor der Entwicklung für den Staat im großen und ganzen doch nie versagt hat.

Was zu verneinen und zu vermeiden war und bisher bei uns auch immer glücklich vermieden wurde, ist vielmehr, wie das Gleichnis beweist, die Einseitigkeit und Einförmigkeit der politischen Zielsetzung, das den Romanen eigentümliche Ausschalten ganzer Gedankenkomplexe zugunsten einer radikalen Idee. Wie in Vielseitigkeit, Dezentralisation und Partikularismus im guten Sinne ein Kennzeichen unseres öffentlichen Lebens überhaupt liegt, so huldigen wir auch in der konstitutionellen Frage dem Ideal der sogenannten gemischten Verfassung, als wahre Erben und Statthalter hellenischen Geistes, von welchem Platze uns die Kriegspsychose französischer Gelehrten vergebens zu verdrängen sucht.

Unser allerdings nicht einfacher staatlicher Aufbau mit seinen Überwölbungen und kunstvoll angebrachten Sicherungen bleibt dem Ausländer, namentlich dem „präfektisierten" Franzosen, unverständlich, er bringt deshalb das ihm „unklare" feine Getriebe unserer Verfassung — zugleich aus charakteristischer nationaler Nötigung — auf die glatte Formel von der erdrückenden Macht Preußens, die

*) Vgl. z. B. die Äußerungen zweier „Sozialdemokraten": Heilmann, „Klasseninteresse und Advokatenwirtschaft" in der ‚Glocke' vom 25. August 1917, und Lensch, „Drei Jahre Weltrevolution" (1917).

das „übrige Deutschland“ vergewaltigt und nach ihrem Willen „unifiziert“ (etwa wie Paris die Provinz); innerhalb Preußens wird dann der Vereinfachungsprozeß noch einmal vorgenommen, indem man seine politische Erscheinung entweder als monarchische oder als oligarchische Gewaltherrschaft „definiert“.

Wir selbst aber sollten diesen Anschauungsfehler der Fremden nicht nachmachen, sondern uns die fortwährende gegenseitige Bindung und Bedingtheit unserer konstitutionellen Einrichtungen in Reich und Einzelstaat vor Augen halten, jenen politischen Organismus, wo jedes Glied seinen bestimmten Wirkungskreis hat und kein einzelnes auf Kosten der andern „übergernährt“ werden darf ohne die Gesundheit des Ganzen zu gefährden.

Die Reformbedürftigkeit staatlicher Zustände ist nicht eine in alle Zukunft konstant bleibende Größe und sie darf auch nicht ad libitum ohne Rücksicht auf die jeweils gegebenen Verhältnisse bejaht werden. Mit anderen Worten, die Änderungen im modernen Verfassungsleben können nicht ohne Gefahr sprungweise unter Beibehaltung desselben Ausmaßes in infinitum weitergehen, der Bewegungsspielraum wird sich vielmehr verengen, je mehr die Entwicklung fortschreitet. Sonst droht mit der „allgemeinen energetischen Entspannung, der Kräfteaustilgung durch Spannungsausgleich“, politischer „Kältetod“*). Und zum Zweiten: da Preußen nun einmal eine ganz bestimmte hervorragende Rolle in dem so eigentümlich in sich ausbalanzierten deutschen Verfassungssystem spielt, kann eine zu starke Gewichtsveränderung an dieser Stelle leicht empfindliche Störungen verursachen, zumal die andere Seite durch die mächtige Stellung der Sozialdemokratie im Reich genügend belastet ist. Unsere Sozialisten waren nicht ohne Grund und Folgen die stärkste politische Partei der Welt, und gerechte Geister unter ihnen wissen es zu schätzen, daß die Verhältnisse im „reaktionären“ Deutschland — sie selber gebrauchen das Wort in Anführungsstrichen — für sie weit günstiger liegen als in den angeblichen Demokratien des Westens.

Wie sollen wir uns nach alledem zu der Regierungsvorlage verhalten? Wir verkennen nicht den Ernst der Lage. Nachdem einmal die Dinge soweit gekommen sind — auf das Warum gehen wir für diesmal nicht ein — muß etwas Energisches geschehen. Wenn und da das Übel sich zu sehr eingefressen hat, kann nur eine Operation helfen. Wie sie der Staatskörper überstehen wird, ist eine andere Frage, die von dem Vertrauen auf die Gesundheit und das normale Funktionieren aller seiner Organe abhängt. Und „Vertrauensfragen“ dieser Art „lassen sich niemals exakt beantworten“ (Meinecke). Oder, wie es bei Einführung des Reichstagswahlrechts (1867) Windthorst ausdrückte: „Wahlsysteme kann man in abstracto nicht begründen“. Es wird stets auf die praktischen Erfahrungen ankommen, geradeso wie bei den verschiedenen Methoden der Regierungsweise!

Wir sind ferne davon, die Macht und das Recht einer Stimmung zu schmälern, die unter den heutigen Verhältnissen Regierung und Volk zusammenführen kann.

Wir behalten manche erfreuliche Wandlung in den Reihen der Sozialdemokratie im Auge, die Würzburger Tagung sowohl wie literarische Äußerungen verständiger Parteischriftsteller, und werten die Reden der Hirsch und

*) S. die vorzügliche Schrift von Pantow, „Preußen und das Reichstagswahlrecht“ S. 160.

Ströbel mit jenem Vorbehalt, den Zeit, Ort und Zweck ihrer Ausführungen gestatten.*)

Aber Politik wird seltener mit dem Herzen als mit dem Kopfe gemacht, und die unvergeßliche Erhebung der Gegenwart einmal auch wieder anderen Zeiten weichen, wo die mit gewaltigem Ruck nach außen gekehrte nationale Kraft ins Innere zurückströmt, um hier wie früher in tausend Sonderbestrebungen und Wünsche aufzugehen. Eine neue Prüfung flachster Alltagsmisere wird über das Volk kommen, dem die Not des äußeren Existenzkampfes alles „ins Ungemeine" erhob, und ob dann die Hochspannung in seiner Seele „durchhält", ist nach den am Einzelmenschen bekannten Erfahrungen zum mindesten ungewiß. Man kann es also angesichts der schon jetzt erkennbaren Haltung extremer Elemente (nicht nur der U. S.), die beim eben geschluckten Bissen gierig nach dem nächsten äugen, keinem konservativ (nicht nur im Parteisinne) Denkenden verargen, wenn er nach festen Schranken und Gegengewichten Umschau hält.

Wie diese beschaffen sein müssen, wie sie insbesondere „im Rahmen der Vorlage" verwirklicht werden sollen, das sind Dinge, die uns hier nicht beschäftigen, wo es sich zunächst nur darum handelte, die mit Vorliebe isoliert betrachtete Wahlrechtsfrage in einen allgemeineren Zusammenhang zu stellen, der die Verknüpfung mit dem Gegebenen nicht aus den Augen verliert. Im folgenden seien nur noch ein paar Worte zum gegenwärtigen Stande der Kommissionsberatungen hinzugefügt.

Sie hatten kaum begonnen, da erregte sich schon der „Vorwärts" über angebliche Verschleppungsabsichten der Mehrheit. Und bereits nach zwei Sitzungstagen hielt es ein verbreitetes linksliberales Blatt für angezeigt, mit der Sensationsüberschrift: „Die Wahlreform in Gefahr" das „Volk" scharf zu machen, das sich den Versuch, ein ihm „feierlich gegebenes Versprechen zu vereiteln", nicht „gefallen lassen" werde. Dieses Benehmen entspricht weder den tatsächlichen Verhältnissen, noch ist es gerecht und klug. Soweit wir die Dinge überblicken, herrscht bei den Kommissionsberatungen auf allen Seiten der gute Wille, positive Arbeit zu verrichten. Eben darum leisten diejenigen dem Lande und der Sache einen schlechten Dienst, die durch zügellose Agitation auf einen Konflikt zusteuern. Das Drohen der Linken mit demagogischen Mitteln kann leicht zu unerwünschter Verkalkung der Verhandlung führen, und die Unterstellung von Obstruktionsabsichten erweckt gerade die Obstruktion. An die von dieser Seite empfohlenen Gewaltmaßregel (Oktroyierung) denkt man in Regierungskreisen nicht. Man will ein so wichtiges Gesetz, wie es die neue Vorlage ist, nicht auf dem Wege des Verfassungsbruches einführen, schon um den fatalen Gedanken zu beschwören, als könne man es auf demselben Wege wieder aus der Welt schaffen.

Die Ungerechtigkeit aber liegt darin, daß jene Stimmen den Gegnern der Vorlage nicht einmal soviel Zeit zur Erwägung gönnen wollen, wie sie bisher bei den nebensächlichsten Dingen, von Steuerprojekten gar nicht zu reden, ganz selbstverständlich für erforderlich galt. Daß die einschneidendste Veränderung seit Beginn der konstitutionellen Epoche in Preußen nicht vorgenommen werden kann,

*) Vgl. die Bemerkung des Abg. Schifferer: Hirsch mußte übertreiben, um die Konkurrenz auszuhalten und sei es ihm sichtlich schwer geworden, „sich zu Übertreibungen zu zwingen".

als wenn man einen Handschuh wechselt, sollte doch eigentlich keiner Erörterung bedürfen. Was schon allein im Rahmen der preußischen Verhältnisse auf dem Spiele steht, die völlige Umwälzung auf den Gebieten der Kulturpolitik und der Polenfrage braucht hier nur eben angedeutet zu werden. Daß aber die hier einsetzende Bewegung nach einem Grundgesetze unseres innerpolitischen Lebens noch viel weitere Kreise zieht, indem sie nichts geringeres zur Folge haben kann als eine völlige Veränderung der auf einer weisen Vereinigung unitarischer und föderalistischer Gedanken beruhenden Reichsverfassung, ist eine Tatsache, die sich alle auf Kapital und Lebenskraft deutsch-konstitutioneller Einrichtungen unbekümmert darauf loswirtschaftenden Elemente eindringlichst überlegen sollten. Es ist kürzlich die Vermutung ausgesprochen worden, Herr von Bethmann Hollweg habe vielleicht durch die Wahlländerung den Einheitsstaat anbahnen wollen. Zerschlagung und Eingliederung Preußens erstrebende Kräfte sind ja, wie wir wissen, auch sonst am Werke. Der jetzige Reichskanzler allerdings scheint dergleichen Folgen (die also sowohl gewollte wie in der Sache liegende sind) weder zu befürchten, noch zu vertreten, wie sein im Zusammenhang mit dem Festhalten an Art. 9 R.-V. ausgesprochenes Bekenntnis zum Föderalismus zeigt. Auf dieses wird man sich auch berufen können, um die wiederholten Versuche und Empfehlungen, Preußen als Objekt der Reichsgesetzgebung zu behandeln, zurückzuweisen. Soviel über die Berechtigung und die Aussichten der stürmischen Dränger des „Fortschritts."

Was die geflissentliche Betonung des „feierlich gegebenen Versprechens" anlangt, so mag hier schließlich noch daran erinnert werden, daß einer solchen Kundgebung des monarchischen Willens gefühlsmäßig natürlich größerer Wert beizulegen ist, als einer gewöhnlichen Ministerverheißung. Dadurch wird aber keineswegs die juristische Natur des Vorganges beeinflußt. De jure handelt es sich bei der Ankündigung des gleichen Wahlrechts um eine in besonders feierliche Form gekleidete Art Thronrede, die bestimmte legislatorische Maßnahmen in Aussicht stellt und um nichts anderes. Darum sind aber auch die weiteren Folgerungen und Verbindlichkeiten keine anderen als sie eben sonst in die Erscheinung treten oder treten können. Die in Aussicht gestellten Gesetze werden von der königlichen Regierung dem Landtage vorgelegt, und nun setzt der freie Wille dieses zweiten Verfassungsorgans bei der Behandlung der Vorlage ganz wie gewöhnlich ein, d. h. das Parlament beurteilt die Staatsnotwendigkeiten von seinem Standpunkte aus, selbständig und unabhängig von der Krone. Dieses von konservativer und anderer Seite geltend gemachte Recht des Parlaments steht außer jedem Zweifel. Anderenfalls würde man ja geradezu die Grundsätze des Verfassungsstaates aufgeben und dem Absolutismus das Wort reden. Die Linke hat es bei der Ablehnung von so und so viel früheren Gesetzentwürfen nicht anders gehalten und muß sich diesmal dem Spruche unterwerfen: Was dem einen recht ist, ist dem anderen billig.

Auch ihr eigener Grundsatz, Verfassungsgesetze nicht in besonderen Formen zu behandeln, spricht dafür, die Vorlage de jure nicht anders zu werten, als wenn beispielsweise eine Steuerbill zur Diskussion stände. *

In und um Brest-Litowsk

Herr Trotzki ist mit der bündigen Erklärung nach St. Petersburg abgereist, daß die russische Delegation an ihrem Antrage festhalte, nur ein Referendum solle über die Zukunft der von uns besetzten Gebiete Rußlands entscheiden. Wer hieraus folgern würde, daß Trotzki für Rußland überhaupt ohne Rücksicht auf das Ergebnis des Referendums darauf verzichtete, Einfluß auf die Gestaltung der Dinge in Kurland, Litauen, Polen, Weißrußland zu nehmen, der ginge fehl. Bei der Besprechung zu den Grenzfestlegungen zwischen der Ukraina und Polen südlich Brest-Litowsk bestritt Herr Trotzki den Vertretern der Ukraina durchaus das Recht, selbständig mit den Mittemächten abzuschließen. „In jedem Einzelfalle", sagte Trotzki, „würde es einer Einigung zwischen uns und der ukrainischen Delegation bedürfen. Dies bezieht sich natürlich auch im vollen Umfange auf die Gebiete südlich von Brest-Litowsk." Gegen den Versuch der Weißrussen sich national zu organisieren, ist die russische Regierung in Minsk mit Maschinengewehren vorgegangen, weil, wie Herr Trotzki zugab, dieser Versuch nicht die streng „demokratischen" Bahnen wandelte, die die Bolschewiki der Weltentwicklung vorschreiben möchten. Von russischer Seite wird also ziemlich unverhüllt der Grundsatz vertreten, daß von einem Selbstbestimmungsrecht der Völker nur solange die Rede sein könne, wie es den Russen gefällt. Ihre Formel von der Selbstbestimmung stellt also dieselbe Scheinheiligkeit dar wie die, mit der die Bureaukratie der Zaren seit mehr als einem Jahrhundert die sogenannten Fremdvölker in gute Russen umzuwandeln strebte. Früher mußten die Randgebiete sich dem moskowitischen, jetzt sollen sie sich dem anarchischen Imperialismus der Bolschewiki unterwerfen. Das ist der ganze Unterschied. Im übrigen verfahren die Räuberbanden der Bolschewiki in den baltischen Provinzen noch willkürlicher und grausamer, wie die Hängegendarmen Murawjews es seinerzeit in Litauen getan hatten.

Diese Parallelen liegen so klar auf der Hand, daß es uns unverständlich erscheint, warum aus ihnen nicht auch entsprechendes Kapital geschlagen wird. Nur Herr General Hoffmann hat in wirksamer Weise darauf hingewiesen. Die verständigen Worte des Herrn von Kühlmann in einer Antwort an Trotzki, daß die Ausdehnung der Revolution auf die vom Kriege schon genug heimgesuchten Gegenden verhindert werden müsse, sind ziemlich wirkungslos verhallt. Graf Czernin schließlich hat sich in einem Gespräch für die Presse wieder vorbehaltlos auf den Boden der so haltlosen Formel gestellt und zwar, um ja nicht in den Verdacht zu geraten, zu den Kriegsverlängerern zu gehören.

Was heißt denn Kriegsverlängerer? Wer ist ein Kriegsverlängerer? Der in machtvollen Schlägen den Gegner in möglichst kurzer Zeit zu werfen sucht und dazu seinem Volke gewisse übersehbare Blutopfer auferlegte, oder derjenige, der durch Verschleppung und Hinzögern der Entscheidungen immer neue Kräfte unter neuen Schlagworten in das Völkermorden einführt und der Nation unübersehbare Opfer aufbürdet? Erinnern wir uns doch, wie aus dem serbisch-österreichischen Konflikt der russisch-österreichische und der deutsch-englische Krieg wurde. Es ging doch damals zunächst um die Frage, ob Österreich-Ungarn seine weltgeschichtliche

Mission und damit seine Daseinsberechtigung überhaupt gegen die Ansprüche Rußlands und Italiens aufrecht erhalten sollte. Ein siegreiches zarisches Rußland konnte die von ihm abgewandte Revolution wohl auch in die Habsburgischen Lande tragen. Nun schüttelt die Revolution den russischen Staatskörper zu Tode und ihre Führer brauchen Siege über die Nachbarvölker, um sich selbst, wie es die Bureaukratie des Zaren versuchte, durch Krieg, jetzt Revolution genannt, an der Macht zu erhalten. Jetzt sollen nicht nur die von uns besetzten und schlecht und recht in Ordnung gehaltenen Gebiete dieser revolutionären Kriegspest ausgeliefert werden, sondern auch die Völker Deutschlands und Habsburgs, die durch Heldentum auf dem Schlachtfelde und Geduld daheim den Krieg aus ihren eigenen Landen zu vertreiben und fernzuhalten vermochten. Unter Anleitung der Bolschewiki soll der deutsche Arbeiter womöglich die Grundlagen seines Wohlstandes nach russischem Muster vernichten. Konnte der Zar den Krieg nicht in unsere Grenzen tragen, so soll es jetzt die „gleichmachende" Revolution. Also unter anderen Formen soll der Krieg ausgedehnt, mit anderen Schlagworten neue Gegnerschaften hergestellt und gegeneinander getrieben werden. Nicht wir, die wir solchem Wollen ein energisches Veto entgegensetzen, sind Kriegsverlängerer, sondern jene, die die Regierungen zur Nachgiebigkeit gegen die Russen auffordern, nur um schnell zum Frieden zu kommen. Wenn die Regierung den Kriegszustand um zehn Jahre verlängern will, möge sie den falschen Propheten folgen! Ich glaube, eine ernsthafte Aufklärung über die Gefahren, die jedem Deutschen, arm oder reich, von der russischen Revolution drohe, würde nicht nur unseren, sondern auch den österreichischen Arbeitern die Augen darüber öffnen, daß sie, wie schon gesagt, nur angespannt werden sollen, den Ehrgeiz einzelner zu stillen, die nach der Macht streben, einzelner Ehrgeiziger, die nichts zu verlieren haben, mit Eigenschaften, die sie in den meisten Fällen nicht befähigen uneigennützige Führer des Volkes zu sein. Es sind Kämpfe um die Macht unbewährter Menschen und Systeme gegen das Bestehende mit untauglichen Mitteln, verschärft durch den Eindruck, den der Zusammenbruch des Zarenreiches in der Welt hervorgerufen hat. Aber das zarische Rußland und nach ihm das bürgerliche ist nicht gestürzt, weil der demokratische Gedanke der Bolschewiki von besonders hehrer Reine wäre, sondern, weil jene innerlich faul, morsch, todkrank waren und den Druck des freventlich begonnenen Krieges nicht auszuhalten vermochten.

Und noch haben die Bolschewiki nicht gesiegt! Es ist auch kaum anzunehmen, daß sie siegreich bleiben; es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß schon die entgegen ihren Wunsch zusammentretende Konstituante ihrer Herrschaft ein Ende bereitet. Die Ukraina geht schon jetzt mehr und mehr eigene Wege.

Kürzlich führte der preußische Herr Finanzminister Dr. Hergt in einer auch sonst glänzenden Rede aus:

„Ich habe in meiner gestrigen Rede gegenüber den mancherlei Zeichen von Mißstimmung und Unzufriedenheit betonen wollen, daß nicht der geringste Grund vorliegt, bange zu sein, sondern daß wir bei den Leistungen von Heer und Flotte stolz auf unser Deutschtum und stolz auf das, was wir geleistet haben, sein können. Mit diesem Gefühle brauchen wir nicht zurückzuhalten. Da muß einmal ein kräftiges Wort gesagt werden. (Lebhafte Zustimmung rechts.) Warum hält denn Lloyd George jede Woche seine Rede? Er rechnet

mit der psychologischen Wirkung auf das eigene Volk, auf das neutrale Ausland und auf unser Volk. Demgegenüber muß jeder Minister jede Gelegenheit benutzen, mit aller Deutlichkeit zu sagen, wie die Sache wirklich ist."

Man stelle sich vor, welchen gewaltigen Eindruck eine Darlegung über die angedeuteten Zusammenhänge erwecken müßte, vorgetragen von einem Minister in einer Berliner Arbeiterversammlung von 5—6000 Menschen. Wie vielen schädlichen, schleichenden Einflüssen würde sie entgegenwirken!

Die Verhandlungen in Brest sind wenigstens in der politischen Kommission bis zum 29. d. M. unterbrochen. Verhandelt wird vornehmlich über Wirtschafts- und Verkehrsfragen mit der Abordnung der Ukraina, wobei der auch in Deutschland rühmlichst bekannte Nationalökonom Tugan-Baranowski den gut geschulten, scharfsinnigen Wortführer spielt. Herr Trotzki ist nach St. Petersburg, Herr Graf Czernin nach Wien gereist. Wenn Herr Trotzki als Unterhändler zurückkehren sollte, wird sich mancherlei ereignet haben, was den Fortgang der Friedensverhandlungen tief beeinflussen dürfte. Die russische Gesetzgebende Versammlung hat einen politischen Gegner Trotzkis, den Sozialrevolutionär und ehemaligen Minister in der Regierung Kerenskis, Tschernow, zu ihrem Vorsitzenden gewählt. Diese Nachricht über die Lage in Rußland, neben der nur die Nichtigkeitserklärung der russischen Staatsanleihen, amtlich aus Rußland gemeldet wird, beleuchtet einigermaßen die englischen und französischen Meldungen, die über eine scharfe Zuspitzung der Lage berichten.

Die vorübergehende Ruhe in Brest-Litowsk gestattet uns, einmal zuzusehen, wie es bei unserem Bundesgenossen an der Donau aussieht: das eigentümliche Vorgehen des vom Wiener Auswärtigen Amt häufig benutzten Wiener Fremdenblattes gegen eine mögliche Kandidatur des Fürsten Bülow als Friedensunterhändler hat alle Welt hoch aufhorchen machen. Diese unfreundliche Einmischung in unsere inneren Verhältnisse ist von der gesamten Presse mit Einschluß der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung so scharf und einmütig zurückgewiesen worden, daß wir nichts mehr hinzuzufügen brauchen. Aber auch von anderer österreichischer Seite wird versucht, Einfluß auf Dinge zu nehmen, die uns doch in allererster Linie angehen. So heißt es in einem Wiener Telegramm der „Frankfurter Zeitung":

„Es wird immer klarer, daß mit halbem Einverständnis der Regierung die Völker Österreichs, auch die Deutschen den Krieg nicht länger führen wollen, als bis auch die Entente zu einem Verständigungsfrieden bereit ist, ja, daß sie die Verständigung an sich und die Befreiung aller Völker von ihren Imperialisten als eines der Kriegsziele selbst betrachten. Die Entwicklung geht hier mehr und mehr von einem exklusiven Nationalismus zum demokratischen Internationalismus. Man muß diese Entwicklung im Auge behalten, um nicht Gefahr zu laufen, schließlich isoliert für einen Macht- und Siegfrieden, der zugleich die Verewigung des Militarismus bedeuten würde, einzutreten. Keine Agitation und keine Umschmeichelung der Entente hat auf das Verhältnis zwischen Österreich und Deutschland so nachteilig eingewirkt, wie das Gebaren der deutschen Vaterlandspartei."

Was würde man in Wien und Budapest dazu sagen, wenn vom Reich aus in dieser Weise Stellung genommen würde, z. B. in der Frage des österreichisch-ungarischen oder auch nur deutsch-tschechischen Ausgleichs? Ihre Nebenerscheinungen können uns als Bundesgenossen doch gewiß manchmal auf die Nerven fallen! Die Vaterlandspartei ist eine durchaus reichsdeutsche Angelegenheit! Mögen ihre

Organe hier und da in ihren Mitteln daneben greifen, so hat die Partei doch das hohe und im wesentlichen erfolgreich angestrebte Ziel, die Nation zu einem Frieden zu führen, der ihr die Sicherheit bringt, sich ungestört friedlich auszuleben, d. h. unter anderm, der auch die Existenz des deutschen Arbeiters, der ja gerade dafür seine Knochen zu Markte trägt, in aller Zukunft sichert. — Nun stellt die angeführte Wiener Korrespondenz es so hin, als wenn die Vaterlandspartei in Österreich den Weg zum „demokratischen Internationalismus" ebne, weil sie den Friedensschluß mit Rußland aufhalte. Ich glaube, die Dinge in Österreich würden auch ohne die Vaterlandspartei zum Internationalismus treiben, nachdem dort wieder alle die in den Pariser Kaffeehäusern großgewordenen Kulturpolitiker freie Meinungsäußerung erhalten haben und es ihnen möglich ist, für die russische Revolution Propaganda zu machen. Wir weisen nur in der Abwehr auf die Quelle der neu-österreichischen Stimmungen hin; im übrigen ist es vorläufig nicht unsere Sache, ob die Monarchie, nachdem sie Rußland und Italien gegenüber siegreich geblieben ist, ihre historische Mission an einen von der russischen Demokratie geleiteten Panslawismus abtreten will. Der christlich-soziale Abgeordnete Niklas kennzeichnete die Lage treffend, als er ausführte, der Hauptgrund der Schwierigkeiten der Brester Verhandlungen liege in dem Versuch der Bolschewiki, ihre Ideen nach Österreich zu tragen.

In letzter Stunde kommt die erfreuliche Kunde aus Brest-Litowsk, daß zwischen den Vertretern der Mittemächte und der Ukraina Grundlagen für einen Friedensschluß ausgearbeitet sind, die nunmehr den Parlamenten zur Begutachtung und Annahme vorgelegt werden sollen. So geht denn über Brest-Litowsk der Vorhang zum zweiten Male nieder und in gehobenerer Stimmung erwartet das Publikum sein Hochgehen zum dritten, hoffentlichen letzten Akte!

Berlin, den 20. Januar 1918. G. Cleinow

Neue Bücher

R. Kjellén „Studien zur Weltkrise". Übersetzt von Dr. Stieve. Bruckmann. München 1917. Preis 3,60 M.

Auf unsere Seele, die wund geworden ist von den Pfeilen der Verleumdung, legt sich wie lindernder Balsam dies Wort eines Freundes, und unser Gewissen, das sich bei noch so strenger Selbstprüfung der Sünden nicht zeihen kann, die Feindeshetze uns nachsagt, wird durch sein Zeugnis entlastet. Nicht zum ersten Male erhebt der schwedische Gelehrte seine Stimme zugunsten der deutschen Sache.

In den „Großmächten der Gegenwart“ (kurz vor dem Kriege), den „Politischen Problemen des Weltkrieges“ (1916), dem „Staat als Lebensform“ (vom vorigen Jahre), nicht zuletzt in der kleinen begeisterten Schrift über die „Ideen von 1914“ (1915) — überall neben der neuartigen konkret-lebendigen Auffassung der Probleme, die uns fesselt, jene verständnisvolle Sympathie für unsere Lage und unser Wesen, die uns erwärmt. „Ich ergreife Partei für zwei: die Wahrheit und mein schwedisches Vaterland. Beide ziehen mich in die Nähe der einen Partei in der Weltkrise. Als Wahrheitssucher bin ich mir ganz klar darüber geworden, daß nicht Deutschland es war, das den Kampf suchte, daß Deutschland nicht mehr verlangte, als Gleichberechtigung bei der Gestaltung der Zukunft der Welt, und daß sein Volk moralisch in keiner Einsicht niedriger, aber in gewissen, ganz bestimmten Punkten höher als seine Widersacher steht.“ Diese Worte geleiten die neue Sammlung meist kleinerer Aufsätze, die uns ein Bild geben, wie Rudolf Kjellén in der Presse seiner Heimat während des Krieges für uns gewirkt hat. Er gruppiert die Fülle seiner von den Augusttagen des Anfangs bis ins letzte Frühjahr hinein bei verschiedenen Anlässen erwachsenen Äußerungen unter die Rubriken „Allgemeine“, „Deutsche“ und „Besondere“ Probleme.

Unter den ersten beschäftigen sich zwei mit England; der eine hält dem patentierten „Beschützer des Rechts“ die Hohlheit seiner Moral entgegen, die ihren eigenen Grundsätzen ins Gesicht schlägt, zugleich eine Warnung an die unentwegt Gläubigen der Branting-Gemeinde, der andere („Fair play“) behandelt das verwandte Thema von der Berechtigung unseres U-Bootkrieges, der England dazu zwingt, „unter nahezu gleichen Bedingungen“ zu kämpfen. Auch nach Osten schaut der Verfasser. Hier vermag er derselben Branting-Freunde rosenfarbene Erwartungen für Schwedens Außenpolitik infolge „Rußlands Verwandlung“ nicht zu teilen. Neu ist in diesem Abschnitt ein Aufsatz über „Das Problem der drei Flüsse“ (Rhein, Donau, Weichsel) und jenes politische System, das es in einem einzigen großen Zusammenhang löst“ — Mitteleuropa. Dies „eine Frucht von dem neuen Baum im Garten der Wissenschaft“, der „Geopolitik“, die Kjellén auf Friedrich Ratzels Spuren in seinen oben genannten Büchern in eigentümlicher Weise herausgearbeitet hat. Die „besonderen Probleme“ beschäftigen sich mit kleineren Figuren des Weltkriegstheaters (Polen, Bulgarien, Serbien, Portugal, Rumänien), ausführlicher mit dem „Königreich Flandern“ in einigen die Farbe des Moments tragenden Skizzen aus dem Frühjahr 1916.

Was aber sagt Kjellén über die deutschen Fragen? Zunächst die außenpolitischen. Hier bestand nach seiner Ansicht „Deutschlands Irrtum“ in erster Linie darin, eine Versöhnung mit England für möglich zu halten, trotzdem oder gerade weil es eine Seemacht darstellen wollte. Mit anderen Worten in dem Kalkül des „Risikogedankens“. Denn die Unteilbarkeit der Seemacht ist Englands „Lebenslüge“. Aus demselben Grunde dürfe man der deutschen Diplomatie aus der Tatsache der „Einkreisung“ keinen Vorwurf machen: „Das Problem war unlösbar. Keine Staatskunst der Welt hätte diesen Ring sprengen können.“ Wieweit hier der Verfasser nach dem Grundsatz „a potiori fit denominatio“ handelt, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls ist er päpstlicher als der Papst, denn selbst ein so ruhiger und besonnener Beobachter wie Meinecke hat in diesem Punkte kürzlich offene Kritik geübt. (Probleme des Weltkrieges S. 69, 79). Eben aber,

weil hier die Gegensätze unausgleichbar sind, scheint nach Kjellén Deutschlands Zukunft nicht „auf dem Wasser", sondern in jenem kontinentalen Programm zu liegen, das die engere „mitteleuropäische" Interessengemeinschaft im Sinne Winterstettens („Berlin—Bagdad"), wie sie der Krieg geschaffen, durch eine unmittelbare Landverbindung mit dem neuen Kolonialreich „Mittelafrika" zu einem im Sinne der Weltpolitik autarkischen Gebilde zusammenfaßt.*) Das bedeutet allerdings ein Herausbrechen jenes Schlußsteins im englischen Weltherrschaftsbau, Ägyptens; „mit der Gewalt im Indischen Meer und allen wirklichen Welteroberungsplänen und anderem Übermut wäre es vorbei" — aber andererseits wäre eine „Teilung des Ozeans" (das rote Tuch für die englische öffentliche Meinung) vermieden. „England könnte seine Seegewalt zum Zusammenhalt mit seinen Kolonien jenseits der Gebiete der alten Welt behalten." Einmal angenommen, daß sich England auf diesen Pakt mit verteilten Rollen einläßt, eine Schwierigkeit ergibt sich bei dem Kjellénschen Vorschlag: Was wird aus den deutschen Schiffahrts- und Seehandelsinteressen? Unsere Schiffahrt und Seemacht soll allerdings „natürlich nicht einfach ‚auflegen'", aber es ist nicht recht ersichtlich, wie das geschehen kann, da wir „auf dem Meere entsagen" sollen. Eine natürliche Einschränkung und Umstellung auf diesem Gebiete ergäbe sich ja schon angesichts der von Kjellén — im Gegensatz zur „offiziellen deutschen Volksmeinung" — behaupteten Tatsache, daß die Zeiten des Prinzips der „offenen Tür" auf dem Weltmarkt vorüber seien. Weitere künstliche „Einschränkungen" aber würden zweifellos mit Rücksicht auf den ungestörten Beherrscher des Ozeans erforderlich. Daß bei diesem eben skizzierten Aufriß deutscher Außenpolitik der Akzent trotz der heiklen ägyptischen Zumutung auf einem herzustellenden „modus vivendi" mit England ruht, zeigt auch der folgende Aufsatz über den „Deutschen Frieden", der einer Mäßigung gegenüber dem besiegten England im Geiste des Nikolsburger Friedens das Wort redet, obwohl Kjellén sich bewußt ist, daß man dabei beinahe „Übermenschliches" von unserem Volke verlangt. In diesem Zusammenhange fällt einmal das Wort, Preußen (wodurch die einseitig östliche Orientierung symbolisiert wird) müsse „in seiner eigenen Seele überwunden" werden, nicht um es „auszutilgen", sondern um es „als Kern einem größeren Leben einzuverleiben".

Das ist auch der leitende Gedanke bei der Betrachtung der inneren deutschen Politik durch Kjellén. Also nicht eine „Einverleibung", wie sie sich die Männer der Paulskirche dereinst dachten und wie sie neustens von Anschütz wieder gefordert wird, der „Preußen so zu regieren" fordert, „als wäre es Reichsland" (wogegen mit Recht E. Kaufmann, „Bismarcks Erbe in der Reichsverfassung" S. 82 f. Einspruch erhebt), vielmehr eine Synthese des Preußentums und des weiteren Deutschlands, jene Verbindung Potsdams und Weimars, wie sie seit dem Freiherrn von Stein immer wieder die besten und einsichtigsten Geister gefordert haben und auch jetzt wieder fordern. Ohne gegenseitige Opfer geht es dabei nicht ab. Auf der einen Seite ist es das gänzlich veraltete Dreiklassenwahlrecht, auf der andern der parlamentarische Herrschaftsanspruch, wie Kjellén im engen Anschluß an Meineckes wichtigen Aufsatz über „die Reform des preußischen Wahlrechts" (jetzt im Sammelband: „Probleme des Weltkrieges") referierend bemerkt.

*) Anderer Ansicht ist Kjelléns Landsmann Steffen in „Demokratie und Weltkrieg" S. 54.

So würde dem öden Schlagwort vom „autokratischen Preußen", mit dem in Schweden wiederum Herr Branting hausieren geht, seine letzte Stütze genommen. Auch hier strebt die „Weltentwicklung nicht nach den Traumbildern von Fanatikern auf einem äußersten Flügel, sondern nach Gleichgewicht".

Ein paar Kleinigkeiten nebenbei: Es gibt bei uns formell keine „Freisinnige Volkspartei" mehr, noch dazu als Deutschlands „Radikale", Friedrich Thimme ist nicht „Direktor des Herrenhauses" und „die Paradoxe", „das crux", sowie „zur Adiaphora" sind seltsame Verwirrungen des Genus. Heinrich Otto Meisner

Die öffentliche Bücherei. 6 Abhandlungen von Ladewig, Fritz, Jastrow, Jessen, Ackerknecht. Berlin, Weidmann, 1917.

Die vorstehenden 6 Aufsätze geben von berufenster Seite eine vortreffliche Einführung in die moderne Büchereibewegung. Von der Bibliothek unterscheidet sich die Bücherei durch die Erkenntnis der Macht, welche in dem Buche steckt und die Absicht, diese der allgemeinen Volksbildung nutzbar zu machen; daher dort die Ruhe, hier die Bewegung. Die Bibliothek läßt sich suchen, die Bücherei sucht Kunden, die Bibliothek will ein Tempel der Wissenschaft sein, die Bücherei ein Warenhaus für allgemeine Bildungsbedürfnisse. Die Bibliothek betrachtet das Buch als Gut und freut sich ihres Besitzes, die Bücherei betrachtet es als Ware und sucht ihr Lager so schnell als möglich umzuschlagen. Die Bibliothek hat eine Gebrauchsaufgabe, die Bücherei eine Verbrauchsaufgabe. Zeitlich folgt die Bücherei auf die Bibliothek, wie die Volksschule auf die höhere Schule und sie ist wie die gesamte moderne Volksbildungsbewegung getragen von der Überzeugung, daß im Volke ein tiefes, wenn auch oft latentes Bildungsbedürfnis steckt, das zum Glück des Volkes geweckt und befriedigt werden muß. Nach der verschiedenen Nüancierung des Begriffs „Volk" unterscheiden sich in der allgemeinen Büchereibewegung verschiedene Richtungen. Die eine, in dieser Sammlung besonders durch Ladewig vertreten, will unbedingte Freiheit des Buches; die Bücherei soll sich ganz passiv nach den Forderungen der Benutzer gestalten und im Vertrauen auf die Selbstregulierung der Dinge den Samen des Wissens nach allen Seiten ausstreuen; die andere (Ackerknecht, Fritz und Jessen) weist der Bücherei eine bald als politisch, bald als pädagogisch, bald als seelsorgerlich bezeichnete Aufgabe bewußter geistiger Führung zu. Sie strebt, wenngleich noch nicht programmäßig, nach einer Zusammenfassung der ganzen Bewegung und ihrer Mittel und stellt dem Volksbibliothekar als weltlichem Seelsorger oder literarischem Vertrauensmann eine verantwortungsvolle und persönliche Aufgabe, zu deren Lösung ihm insbesondere in den beiden Aufsätzen von Ackerknecht eine Fülle ebenso wertvoller wie einleuchtender Winke geboten wird. Folgt die erste Richtung den Spuren der amerikanischen öffentlichen Bücherei mit ihrem unbegrenzten Glauben an Menschheit und Bildung, so bleibt die zweite mehr in der Bahn des bisherigen deutschen Volksbüchereiwesens und des ewig schulmeisterlichen im deutschen Geiste. Sie hat dementsprechend wohl mehr Aussicht, bei uns durchzubringen. Praktisch freilich bedeutet die Zusammenfassung Verstaatlichung und damit in einem Lande mit so wenig innerer Toleranz wie Deutschland die Gefahr, daß die Bücherei in den Dienst bestimmter Tendenzen gestellt und ihr der Grund, in dem sie allein wurzeln kann, das bedingungslose Vertrauen des Volkes abgegraben wird. Das Schicksal so

mancher anderen Bewegung, die freigewachsen in dem Augenblick verkümmerte, da der Staat sie in kunstgerechte Pflege nahm, gibt immerhin zu denken.

Von Einzelheiten ist besonders zu erwähnen der sehr interessante Nachweis Ladewigs, daß sich politische Strömungen nach 3—5, rein geistige nach 10—15 Jahren in den Benutzungsziffern der Bibliotheken ausdrücken; auch im letzteren Falle ist die Bücherei immer noch ein empfindlicheres Instrument als die Schule, deren Lehrpläne der allgemeinen Kulturentwicklung durchschnittlich im Abstand eines Menschenalters folgen. — Das Verhältnis von Bücherei und Volkswirtschaft behandelt sehr geistvoll die beigegebene kleine Studie von Jastrow. H.

25 Jahre Verband mittlerer Reichs-Post- und Telegraphen-Beamten. Am 6. Juni 1915 waren es 25 Jahre gewesen, daß in Berlin der „Verband mittlerer Reichs-Post- und Telegraphen-Beamten" ins Leben trat. Jetzt versendet der Verlag: Deutscher Postverband, G. m. b. H., Berlin NO. 18, Große Frankfurter Straße 53, eine „Geschichte" des Verbandes von Fritz Winters, Redakteur der „Deutschen Postzeitung" im Umfange von nicht weniger als 703 Seiten! Die Tatsachen, die in den beiden eben geschriebenen Sätzen enthalten sind, beweisen allein schon, was in den 25 Jahren aus dem Verbande geworden ist. Deutlicher noch sprechen folgende Zahlen, die den Stand am Ende des Verbandjahres 1913/14 wiedergeben: Mitglieder 39 961, Vermögen 3 659 959 M. 38 Pf.!

Winters' Geschichte führt uns vor Augen, wie und unter welchen Schwierigkeiten der Verband das geworden ist, als was er heute vor uns steht; besonders der Abschnitt „Sturm und Drang" (S. 68—169) gibt uns fesselnde Aufschlüsse. Es ist ein Ausschnitt der Geschichte deutscher Gesellschaftsbildung, was hier vor uns entrollt wird; ein Dokument zäher, rechtschaffener und vorbildlicher Arbeit freier Männer für die Gesamtheit.

Wer ein Herz für den „neuen" Mittelstand hat und dessen Bedeutung für die innerpolitische Entwicklung unseres zu starker Demokratisierung drängenden Vaterlandes richtig bewertet, wird im Studium des vor uns liegenden Werkes reichen Gewinn finden. Denn durchaus zutreffend darf der Biograph des Verbandes seinen organischen Aufbau „vorbildlich für alle Beamtenvereinigungen" mit ähnlichen Zielen nennen.

Wenn ich mir eine Bitte erlauben darf, die vielleicht erfüllt werden kann, so wäre es die: könnte nicht noch ein Namensregister zu dem umfangreichen Werke nachgeliefert werden, sowie ein Quellennachweis, in dem die stenographischen Berichte der Parlamente, die auf die Standesverhältnisse der mittleren Postbeamten Bezug haben, verzeichnet wären? Das schon jetzt wertvolle Buch würde dann Publizisten und Politikern als ein Nachschlagewerk nutzbar gemacht werden, das ohne Zeitverlust leicht im Interesse des Verbandes benutzt werden könnte.

G. Cl.

Julius Kaerst „Geschichte des Hellenismus". Erster Teil. 2. Aufl. Leipzig, Berlin (Teubner) 1917.

1901 erschien der erste Band dieses Geschichtswerkes, 1909 die erste Hälfte des zweiten; die zweite Hälfte des zweiten Bandes und der dritte Band sind in Vorbereitung. Schon jetzt hat sich eine neue Auflage des ersten Bandes als notwendig erwiesen, ein Beweis, daß das Werk sich durchgesetzt hat. Es hat sich

immer mehr herausgestellt, daß nicht so sehr das reine Hellenentum, als vielmehr der Hellenismus, die Amalgamierung hellenischen und orientalischen Wesens, eine der Grundlagen unserer Kultur ist. Zudem ist das Interesse für den Hellenismus nicht wunderbar in einer Zeit, die mit dem Hellenismus so viele verwandte Züge aufweist. Der erste Band, der mit dem Tode Alexanders des Großen endet, wie einst Droysens Darstellung vom Jahre 1833, die kürzlich in einer neuen Ausgabe erschien (Berlin, Decker, 1917), hat tiefgreifende Umgestaltungen erfahren. Namentlich haben jetzt auch die orientalischen Zustände, die neben dem hellenischen Stadtstaat und dem makedonischen Volkskönigstum eine Wurzel der Monarchie Alexanders bildeten, seit er — nach der Schlacht bei Issos — über die Politik seines Vaters Philipp hinausging, die verdiente Würdigung erfahren. — Es steht zu erwarten, daß dieser Krieg auch die Reste des Klassizismus über den Haufen rennen wird; da erscheint Kaerst's Darstellung als die beste Einführung in die noch vielfach nicht genügend bekannte Welt des Hellenismus. Kaerst ist Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber in einer Person. Reiche Belehrung und hohen Genuß werden die Leser ihm zu danken haben. Ths. O. Achelis

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Das allgemeine, gleiche Wahlrecht und die Kommunen

Von Dr. Friedrich Reiche

Daß das allgemeine, gleiche Wahlrecht für die preußischen Landtagswahlen durchgeführt wird, steht so gut wie fest; damit muß sich jeder abfinden. Die Konsequenz ist, daß es auch für die Kommunalwahlen maßgebend wird, und zwar sowohl für die Städte als auch für die Landgemeinden und die Kreisverwaltung. Die Gefahr einer völligen Demokratisierung der Kommunalverwaltungen ist also mit dem Aufhören des Dreiklassenwahlsystems mindestens für die größeren Städte vorhanden. Dort werden die Stadtverordnetenwahlen naturgemäß in sozialdemokratischem Sinne ausfallen, dementsprechend auch die Magistratswahlen. Allerdings will man dem entgegentreten durch Festhalten an der bisherigen Begünstigung des Hausbesitzes. Nach § 16 der Städteordnung für die sechs östlichen Provinzen der preußischen Monarchie muß die Hälfte der in jeder Abteilung zu wählenden Stadtverordneten Hausbesitzer sein. Indessen Hausbesitzer zu werden ist heutzutage nicht schwer. Die sozialdemokratische Partei wird schon die nötige Anzahl von Hausbesitzern als Kandidaten aufbringen und aufstellen, um sich die Mehrheit in der Stadtverordnetenversammlung zu sichern. Freilich in den kleineren Städten wird dies nicht der Fall sein. Doch ist ja nicht ausgeschlossen, daß auch dieses Vorrecht der Hausbesitzer zugunsten des gleichen Wahlrechts fällt.

Es fragt sich, ob der Schaden für die größeren Städte wirklich so groß sein wird, wie man befürchtet. Nehmen wir an, die Stadtverordneten beständen in einer solchen Stadt ganz oder überwiegend aus Sozialdemokraten, ebenso der Magistrat, da die Regierung heutzutage diesen Magistratsmitgliedern die Bestätigung kaum versagen würde. Werden solche Stadtverordnetenversammlungen, solche Magistrate die kommunalen Aufgaben erfüllen können?

Die vornehmsten sind die Ortspolizei, das Schulwesen, Bauten, Armenwesen, Steuererhebung. Die letzten drei Punkte unterliegen wohl keinem Bedenken. Die Steuererhebung ist ja nur eine rein technische Arbeit, die der Stadt zur Last fällt, das Armenwesen wird ebenso unter demokratischer Verwaltung ge-

deihen wie unter der bisherigen und die öffentlichen Bauten desgleichen, da hierfür ja doch hauptsächlich Fachmänner in Betracht kommen, die als besoldete Gemeindebeamte bzw. Magistratsmitglieder angestellt oder gewählt werden müssen. Ja es ist anzunehmen, daß hinsichtlich Kanalisation, Wasserversorgung, Haus- und Wohnungshygiene noch sorgfältiger zu Werke gegangen wird als bisher, indem man noch mehr auf die minderbemittelten Klassen sein Augenmerk richten wird, die den Wirkungen mangelhafter Einrichtungen viel mehr preisgegeben sind als die Wohlhabenderen, die sich dagegen leichter zu schützen wissen. Gerade der Ärmeren werden sich aber ihre Vertreter in den Selbstverwaltungskörperschaften annehmen, da sie selbst diesen Klassen angehören. Andererseits wird der Einfluß der Reicheren aufhören, ganz besonders der kommunalen Klüngel, der „Richerzechen", die sich durch ihr besseres Wahlrecht bisher vielfach in den Besitz der Stadtregierung setzten und scheinbar selbstlos ihre Kräfte dem Gemeinwohl widmeten, in der Tat aber leider oft ihren Vorteil dabei zu finden wußten und in den eigenen Beutel wirtschafteten. Es sei nur an die Anlage von Straßen erinnert, die geschickt die Grundstücke von Stadtverordneten und Stadträten berührten, sei es daß sie jenen schon früher gehörten, sei es, daß sie vor kurzem erst in „weitblickender" Klugheit aufgekauft worden waren. Da ist hin und wieder eine Straße angelegt worden, die zwei bis drei Häuser nur von der Parallelstraße entfernt führt. Sapienti sat! Diese Rücksichtnahme, diese Verbeugung der Kommunalverwaltung vor dem Geldsack wird aufhören, wenigstens eine Zeitlang, bis die neuen Herren auch alteingesessen geworden sind und ebenfalls der menschlichen Schwachheit ihren Tribut zollen. Es wird also zunächst höchstens eine Besserung der Verhältnisse eintreten dort, wo sie sich in der eben bezeichneten Weise gestaltet hatten, später vielleicht wird es ebenso sein wie jetzt, der Schaden also mindestens nicht größer sein.

Anders steht es mit der Ortspolizei und dem Schulwesen. In vielen größeren Städten ist erstere königlich, von einem Polizeipräsidenten oder Polizeidirektor wahrgenommen. Die Folge der Demokratisierung der Kommunen wird und muß sein, daß dies in noch viel höherem Maße geschieht, und zwar nicht bloß in größeren Gemeinwesen. Auch kleinere Städte werden einen staatlichen Polizeidirigenten erhalten müssen, dort wenigstens, wo man der herrschend gewordenen Sozialdemokratie die Polizeiverwaltung, also die diskretionäre Ausübung der Staatshoheit nicht anvertrauen kann. Natürlich ist diese besondere Ausübung der Polizeigewalt mit großen Kosten verknüpft, die aber der Staat im Interesse seines Hoheitsrechtes übernehmen muß. In den eigentlichen Kleinstädten könnte neben dem Bürgermeister ein ehrenamtlich bestellter Polizeianwalt fungieren, entsprechend den ehrenamtlichen Amtsvorstehern des platten Landes; die Arbeit würde auch nicht umfangreicher sein; dort hat der Amtsvorsteher eine ganze Anzahl von Landgemeinden unter sich, hier handelt es sich nur um eine kleine Stadtgemeinde.

In zweiter Linie käme dann das Schulwesen in Betracht. Hier ist zwischen höherem und Volksschulwesen streng zu unterscheiden. Gewiß ist das Volksschulwesen der Aufsicht des Staates unterstellt, und die Aufsicht wird in größeren Städten durch Stadtschulräte und Stadtschulinspektoren ausgeübt, denen der Staat erst das Recht der technischen Kontrolle durch besonderen Auftrag gibt, indem er

sie zu Kreisschulinspektoren bzw. Ortsschulinspektoren ernennt und selbst über sie durch die Regierung die Aufsicht führt. Aber der Magistrat hat das Recht der Lehrerwahl, die Stadtschuldeputation hat dieselbe vorzubereiten, ganz abgesehen von dem großen Einfluß, den die Unterhaltungspflicht der Stadtverwaltung einräumt. Die Gefahr, daß so die Volksschule der Sozialdemokratie ausgeliefert würde, ist also vorhanden. Indessen sitzen in der Stadtschuldeputation auch Schulmänner und Geistliche, und der Staat könnte die Zahl der fachmännischen Elemente erhöhen, so daß die Mitglieder aus dem Magistrate und der Stadtverordnetenversammlung nicht überwögen. Dann wäre die Einwirkung der Sozialdemokratie auf die Volksschule stark eingedämmt, falls man nicht überhaupt daran geht, die Volksschule ganz zu verstaatlichen. Größere Kosten würden nur scheinbar entstehen; falls der Staat eine Ortsschulsteuer erhöbe, würde es sich mehr um eine Umschaltung als Vermehrung der Steuern handeln: was bisher der Bürger an Schulsteuer für die Gemeinde zu zahlen hatte, zahlt er jetzt an den Staat.

Diesen Schritt hat der Staat im höheren Schulwesen schon zum Teil getan. Ein großer Teil der höheren Lehranstalten ist staatlich, die Verstaatlichung schreitet immer weiter vorwärts, und die städtischen Anstalten sind ganz und gar der Aufsicht der Kommunen entzogen, ihre Lehrer sind mittelbare, wenn nicht unmittelbare Staatsbeamte. Letzteres ist eine Streitfrage, da sie ihre Anstellung und Besoldung von den Städten erhalten. Aber man darf demgegenüber nicht vergessen, und dies ist bei der Behandlung der Streitfrage bisher nicht genügend beachtet worden: der Staat gibt den städtischen Oberlehrern wie den Direktoren einen bestimmten Rang gleich den anderen Staatsbeamten, den ersteren den der Amtsrichter, den letzteren, falls sie Direktoren von Vollanstalten sind, denjenigen der Landgerichtsdirektoren und Ersten Staatsanwälte; er betrachtet sie also als unmittelbare Staatsbeamte.

Allerdings hat die Stadt durch ihr Wahlrecht Einfluß auf die Besetzung der Stellen. Doch der Anstellung sozialdemokratischer Oberlehrer oder gar Direktoren kann der Staat stets durch Versagung der Bestätigung vorbeugen. Selbst wenn er dies künftig nicht mehr wagen sollte: die Zahl der Sozialdemokraten unter dem höheren Lehrerstande würde selbstverständlich verschwindend klein sein; und sollte ein solcher wirklich angestellt werden, so wäre der Schaden nicht größer, als wenn etwa ein streng ultramontaner Oberlehrer an einem paritätischen Gymnasium den deutschen oder Geschichtsunterricht erteilt. Die Aufsichtsbehörde, Direktor oder Provinzialschulkollegium können in solchen Fällen den Einfluß des Betreffenden durch Übertragung anderen, etwa lateinischen oder erdkundlichen Unterrichts, unschädlich machen.

Soweit die größeren Städte. In den Kleinstädten und, um das gleich hinzuzunehmen, auf dem platten Lande gestaltet sich die Sache noch viel einfacher. Da ist an sich heute schon der Einfluß auf die Schule sehr gering; er wird so bleiben, wenn bei der Wahl der Lehrer und Rektoren sowie bei der Zusammensetzung der Schuldeputation bzw. der Schulvorstände der Staat sein Schwergewicht geltend macht.

Anhangsweise sei hier der Kirche Erwähnung getan. Sie ist der Einwirkung des städtischen oder sonstigen Patronats durch ihre Verfassung entzogen. Zur Gemeindevertretung und zum Gemeindekirchenrat haben sich bis jetzt die

Sozialdemokraten nicht hinzugehalten; sie werden es auch künftig bei ihrer kirchenfeindlichen Haltung kaum tun; sie müßten ja kirchliches Interesse bekunden oder wenigstens heucheln, was sie nicht wollen werden.

Wir wenden uns jetzt zu den Landgemeinden. Auch hier überwog das Recht der Angesessenen; nicht bloß die Hälfte, wie in den Städten, sondern sogar zwei Drittel der Mitglieder der Gemeindevertretung mußten nach § 52 der Landgemeindeordnung für die 7 östlichen Provinzen der Monarchie angesessen sein. Auch wenn dieses Vorrecht zugunsten des allgemeinen, gleichen Wahlrechts fallen sollte, so wird doch die Bedeutung des Grundbesitzes hier gegenüber den Einliegern, Tagelöhnern und Fabrikarbeitern kaum zurückgedrängt werden. Aber selbst im Besitze der Herrschaft als Gemeinde-Vorsteher, Schöffen, Gemeinde-Verordnete würden diese Elemente nicht allzuviel zu sagen haben, da dem Gemeinde-Vorstand die eigentliche Polizeigewalt fehlt. Der Vorsteher ist nur das Organ des Amtsvorstehers für die Polizeiverwaltung; er darf polizeiliche Maßregeln nur dann ergreifen, wenn sofortiges Einschreiten notwendig ist. Er ist also ganz und gar vom Amtsvorsteher abhängig. Dieser aber wird vom Oberpräsidenten aus einer vom Kreistage aufzustellenden Liste auf sechs Jahre ernannt und so dem Einfluß der Gemeinde hinsichtlich seiner Bestellung und Wirksamkeit gänzlich entzogen.

Im Kreistage hingegen und damit im Kreisausschusse, der aus dem Kreistage gewählt ist, könnte die Sozialdemokratie unter Umständen das Übergewicht erlangen. Der Kreistag setzt sich aus den Vertretern der Städte bis zur Hälfte oder einem Drittel je nach dem Bevölkerungsanteil des ganzen Kreises zusammen, der Rest verteilt sich gleichmäßig auf die größeren Grundbesitzer (mit mindestens 150—400 Mark staatlicher Grund- und Gebäudesteuer) und den Wahlverband der Landgemeinden. Wenn in den zum Kreise gehörigen Städten und in den Landgemeinden die Sozialdemokraten den Ausschlag geben sollten, so würde der Kreistag zu mindestens zwei Dritteln ihnen gehören; sie würden dort die Mehrheit bilden und auch die Demokratisierung des Kreisausschusses herbeiführen. Dies der schlimmste Fall. Dann würde doch nur im Kreise ähnlich verwaltet werden wie in den größeren Städten, aber mit dem gewaltigen Unterschiede, daß an der Spitze der Kreisverwaltung ein königlicher Beamter steht, der Landrat, der zugleich die volle Polizeigewalt ausübt. Wird auch der Landrat vom Kreise vorgeschlagen, so ernennt ihn doch der König. Schon mit Rücksicht auf sein Polizeiamt wird niemals ein dem Staate nicht genehmer Mann Landrat werden. Sollte der Kreis einen solchen aber vorschlagen und bei seinem Beschlusse beharren, so würde einfach seitens des Staates ein kommissarischer Beamter bestellt werden. Konflikte würden also schlimmstenfalls nicht ausbleiben, aber in solchen hat bisher immer der Staat gesiegt; es sei nur an solche Vorkommnisse bei der Besetzung von Bürgermeisterstellen in größeren Städten erinnert, wo auch längere kommissarische Verwaltung eintrat und die Entschlossenheit und Zähigkeit, mit welcher der Staat seine Macht geltend machte, schließlich zum Siege führte.

Schule und Polizei wird der Staat niemals der Sozialdemokratie ausliefern, selbst wenn die Regierung noch so demokratisch angehaucht wäre. Sunt certi denique fines.

Ein ganz anderes Gesicht zeigt die behandelte Frage in den sprachlich und national gemischten Provinzen des Staates, in Nordschleswig, Ost-, Westpreußen,

Posen, Brandenburg (Wenden), Schlesien und der Rheinprovinz. Dort tritt der nationale Gegensatz in den Vordergrund. Die nichtdeutschen Elemente, meist den niedrigen Schichten der Bevölkerung angehörig, würden durch das neue Wahlrecht infolge ihrer Überzahl die Deutschen völlig an die Wand drücken. In Ostpreußen sind zwar die Masuren und Litauer staatstreu, ebenso die Wenden in der Lausitz und die mittelschlesischen Polen in der sogenannten Wasserpolackei. Anders aber die Polen in Westpreußen, Posen und Oberschlesien, die Dänen in Nordschleswig und die Wallonen in der Rheinprovinz. Da ich die Verhältnisse nur in Posen und Oberschlesien kenne, will ich auch nur auf diese Provinzen Bezug nehmen.

In Oberschlesien ist wohl zu unterscheiden zwischen dem Hüttenbezirk und dem übrigen Lande. Im ersteren tritt neben die polnische Propaganda die Sozialdemokratie, in letzterem handelt es sich mehr um das Polentum allein. Hier wie dort ist aber ein gewaltiger Zuwachs beider Mächte zu erwarten. Doch spielt noch ein Faktor bei den oberschlesischen Polen eine Rolle, die katholische Kirche, die nur widerstrebend die polnische Agitation einiger Geistlicher gestattet, vielmehr um die Herrschaft des Zentrums besorgt ist und diese gegenüber dem Polentum zu behaupten sucht. Die Kautelen, die der Staat anzuwenden hat, um sich gegen das Überhandnehmen des Polentums hier zu schützen, werden dieselben sein, wie oben gesagt, und sich hauptsächlich auf Schule und Polizei zu erstrecken haben. Die polnische Frage ist schließlich in Oberschlesien keine so brennend gefährliche, wie in Posen. Dort ist der Besitz größtenteils in deutschen Händen, hier aber tritt neben den deutschen Grundbesitz der viel umfangreichere polnische und dazu noch die Macht der Kirche, die ganz und gar im Dienste der nationalen Sache steht.

In den Städten der Provinz Posen war schon jetzt unter dem Dreiklassen-Wahlsystem der Kampf zwischen Deutschen und Polen ein sehr harter. Die erste und zweite Abteilung wählte zwar im großen und ganzen noch deutsche Stadtverordnete, die dritte zeigte gewöhnlich eine polnische Mehrheit. Die Deutschen behaupteten sich aber in der ersten und zweiten Abteilung meist nur mit Hilfe der Juden. Stützte sich jedoch beim Kampfe um die Sitze im Stadtparlament der Deutsche auf den Juden, so gilt umgekehrt dasselbe. Der Pole ist nämlich durch und durch Antisemit; er haßt den Juden als geschäftlichen Konkurrenten, und der polnische Mittelstand strebt geradezu darnach, den Juden geschäftlich zu boykottieren. Der frühere Wucher ist durch die Entstehung der polnischen Kreditinstitute größtenteils beseitigt, im reellen Geschäft ist die Konkurrenz der Polen zu groß; also zieht der reich gewordene Jude vielfach aus den kleineren Städten fort; er hat es nicht mehr nötig, mit dem Polen um das liebe Brot zu kämpfen, und begibt sich nach der Großstadt, wo ihm bei dem vorhandenen Anlagekapital bequemerer und größerer Verdienst winkt. Der weniger wohlhabende Jude bleibt und wehrt sich wie er kann, besonders unter Anlehnung an den Deutschen. Da er aber weiß, daß dieser ihn ebenfalls braucht, um sich in der Stadtverordnetenversammlung zu behaupten, läßt er sich seine Hilfe ordentlich bezahlen. Die Hälfte der nichtpolnischen Mandate ist der gewöhnliche Preis des Bundes. So ergibt sich vielfach ungefähr eine Drittelung der Sitze nach Deutschen, Juden und Polen. Erklärend sei hier bemerkt, daß in Posen die Juden im allgemeinen noch als ein besonderer Teil der Bevölkerung angesehen werden müssen.

Nach Einführung des gleichen Wahlrechts würde dies mit einem Schlage anders sein. Die Stadtverordneten wären dann in den meisten Städten durchaus oder überwiegend Polen. Fiele selbst das Hausbesitzer-Vorrecht nicht, so würde das hier nichts ausmachen. Die Polen sind schon seit langer Zeit bestrebt, möglichst viel städtischen Grundbesitz an sich zu bringen; an Hausbesitzern herrscht ihrerseits kein Mangel. Das wäre aber kein größerer Übelstand als in den Städten der anderen Provinzen, falls der Magistrat deutsch bleibt. Aber da sitzt der Haken. Die polnischen Stadtverordneten werden nur Polen zu Magistratsmitgliedern wählen, und der Staat wird bei dem neuen Kurse der Ostmarkenpolitik diesen die Bestätigung nicht mehr wie früher versagen, so daß selbst der Bürgermeister ein Pole sein könnte. Ebenso würden bald alle städtischen Beamten polnisch sein. Wird nun der Staat in seiner Nachgiebigkeit gegen das Polentum soweit gehen, daß er diesem auch die Ortspolizei und die Volksschule überläßt?

Das erstere kann er nicht wagen. Will er auch heute die Polen auf alle mögliche Weise gewinnen, die Herrschaft kann er nicht ganz aus der Hand geben. Es bleibt also auch hier nur der Weg übrig, Polizei und Selbstverwaltung zu trennen. Auf dem platten Lande hat man ja schon königliche, festangestellte und besoldete Polizeibeamte, die Distriktskommissare. In Anbetracht der besonderen nationalen Verhältnisse war dies geboten. Der Staat braucht nur einen Schritt weiter zu gehen und die Städte ebenfalls solchen Beamten hinsichtlich der Polizei zu unterstellen. Ganz kleine Städte — sie sind in Posen sehr zahlreich — könnten den benachbarten Distriktskommissaren zufallen, in den größeren müßte ein besonderer Beamter als Polizeidirigent amtieren. Die Mehrkosten würden für den Staat recht erheblich sein; aber will er nicht ganz vor dem Polentum kapitulieren, muß er die genannte Maßregel ergreifen. Gerade zu diesen Stellen würden sich gewesene Offiziere sehr gut eignen. Schon jetzt rekrutieren sich die Distriktskommissare vielfach aus solchen. Nach dem Kriege würden sie in noch umfangreicherem Maße zur Verfügung stehen.

Auch die Kreistage und Kreisausschüsse würden ihre Physiognomie verändern. Der Kreistag hatte bei der großen Zahl der polnischen Gutsbesitzer schon jetzt ein überwiegend slawisches Gepräge. Von nun ab würden auch die Vertreter der kreisangehörigen Städte Polen sein. Von den Mitgliedern, welche der Wahlverband der Landgemeinden in den Kreistag schickt, verstände sich dies von selbst. Dementsprechend würde auch der Kreisausschuß nur aus Polen bestehen. Aber an seiner Spitze stände nach wie vor der Landrat. Einen Polen hierzu zu machen, dazu würde sich der Staat nie verstehen, er müßte denn der Losreißung Posens vom Körper der Monarchie selbst Vorschub leisten wollen. In der Person des Landrats, in dem Amt der Distriktskommissare bliebe dem Staate dann noch Stütze und Stärke gegenüber den deutsch- und vaterlandsfeindlichen Bestrebungen der Polen. Ob genügend, wird sich zeigen.

Wie steht es nun mit dem Schulwesen? Das höhere ist mit geringfügigen Ausnahmen staatlich; die wenigen städtischen höheren Schulen stehen, geradeso wie sonst in Preußen, in strengster Abhängigkeit vom Staate. Bisher haben sich die Polen dem höheren Schuldienst, wie überhaupt dem höheren Beamtentum ferngehalten. Gewiß wuchs die polnische „Intelligenz" immer mehr; die Zahl der polnischen Schüler auf den höheren Schulen nahm immer mehr zu, aber die-

jenigen, welche sie verließen, wurden Geistliche, Ärzte, Rechtsanwälte, Redakteure, Kaufleute, Versicherungsbeamte usw. Höchst selten ergreift ein polnischer Abiturient die Staatslaufbahn. Er käme sonst in Widerstreit mit seiner politischen und nationalen Überzeugung. Wurde aber einer Beamter, so hatte er in der Provinz Posen nicht auf Anstellung zu rechnen, selbst wenn er sich von jeder nationalen Betätigung fern hielt. Man mißtraute ihm, und nicht mit Unrecht. Es ist auch nicht anzunehmen, daß es beim neuen Polenkurse wesentlich anders werden wird. Der Treueid für König und Verfassung ist ein zu großes Hemmnis, wenigstens für jemand, der auf Ehre hält. Der höheren Schule droht also auch in Zukunft keine große Gefahr. Sollte aber selbst das Polnische wieder als Unterrichtssprache eingeführt werden, wie es einst an den Gymnasien zu Ostrowo, Tremessen und am Marien-Gymnasium zu Posen der Fall war, sollte auch die Erteilung wenigstens des katholischen Religionsunterrichts in polnischer Sprache, wie vor dem Kulturkampfe, gestattet werden, so hätte dies alles mit der Einführung des gleichen Wahlrechts nichts zu tun, sondern ist reine Staats-, nicht Selbstverwaltungs-Angelegenheit.

Auch der Volksschule droht die Gefahr von ganz anderer Seite als von den Kommunen bzw. dem gleichen Wahlrecht. In der Provinz Posen liegt die Unterhaltung der Volksschulen nicht den Gemeinden, sondern der Sozietät der Hausväter des Schulbezirkes ob. Die Anstellung der Volksschullehrer liegt aber beim Staate. Ist somit jeglicher Einfluß des Polentums auf die Volksschule ausgeschaltet? Erstens nur dann, wenn der Staat auch weiterhin zu Orts- und Kreisschulinspektoren keine polnischen Geistlichen bestellt. Es ist zu hoffen, daß es hierin beim alten bleibt. Aber zweitens: Wer sind die Volksschullehrer? Viele derselben sind äußerlich Deutsche, in der Tat aber Polen. Die zahlreichen Präparandenanstalten und Seminare ziehen mit ihren Benefizien und Stipendien eine große Anzahl junger Leute an, die rein polnischer Abkunft sind und nur mühsam das Deutsche erlernt haben, um als junge Lehrer gleich wieder mitten in polnische Umgebung zu kommen. Sie heiraten größtenteils Polinnen und sprechen eigentlich dann nur in der Schule Deutsch, zu Hause in der Familie fast nur Polnisch, das natürlich auch die Muttersprache ihrer Kinder ist, so daß Lehrersöhne bei der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium wegen schlechter Beherrschung des Deutschen durchfielen. Ich habe Lehrersfrauen kennen gelernt, die keinen ordentlichen deutschen Satz fertig bekamen, obwohl sie sich die größte Mühe gaben; handelte es sich doch um das Heil ihrer Söhne. Trotzdem wiegt der Vorwurf für die Landlehrer nicht allzuschwer, da diese nun einmal mitten unter Polen sich befinden und mit Deutschen oft längere Zeit gar nicht in Berührung kommen. Falsch wäre es aber, etwa nur Deutsche als Lehrer in die polnischen Dörfer zu schicken; sie würden dort völlig dem nationalen Boykott verfallen. Ebenso falsch ist es aber, daß man jene polnischen Lehrer für Stützen des Deutschtums ansieht, da sie naturgemäß ein offenes Eintreten für das Polentum vermeiden, und ihnen sogar die Ostmarkenzulage zuteil werden läßt. Auch in den Städten liegt die Sache oft nicht anders.

Zwar die evangelischen Lehrer sind durchweg deutsch, aber die Mehrzahl der Bevölkerung ist katholisch, demgemäß auch die der Volksschullehrer. Und Katholisch und Polnisch deckt sich gewöhnlich. So hat man auch viele polnische

Lehrer in den Städten angestellt, die nur formell zu den deutschen Beamten gehören, in Wirklichkeit aber die Zahl der polnischen Familien vergrößern. Hier könnte der Staat seinen vollen Einfluß geltend machen, indem er die Anstellung von nur durchaus deutschen Lehrern bewirkt. Eine genaue Kenntnis der Nationalität und Gesinnung des Betreffenden wäre doch leicht durch Kreisschulinspektor und Polizei zu ermitteln. An deutschen Bewerbern für die Städte würde es nicht fehlen, auch nicht aus anderen Provinzen.

Also auch die Volksschule kann der Staat deutsch erhalten und vor der etwaigen Polonisierung seitens der Selbstverwaltung bewahren — wenn er will. Die slawische Flut, die mit dem neuen Kurse in der Ostmark hoch geht und durch Einführung des gleichen Wahlrechts noch höher steigen wird, findet dann ihre Dämme. Fest müssen und werden diese sein; denn es steht zu viel auf dem Spiel. Handelt es sich doch darum, ob der schwarze oder weiße Adler über Posen und vielleicht auch über Westpreußen und Schlesien herrschen soll. Ich hoffe aber trotz des neuen Königreichs Polen, und diesen Gedanken teilt sicher jeder echte deutsche Mann, daß in unserer Ostmark der schwarze Adler den weißen für immer vertrieben hat.

Die ruthenische Frage 1916 und 1917

Von Professor Dr. Raimund Friedrich Kaindl

In früheren Aufsätzen der „Grenzboten" ist die ältere Entwicklung der Ruthenen bis zur Gegenwart verfolgt und die ruthenische Frage bis 1916 gekennzeichnet worden.*) Ihr Kernpunkt liegt in zwei Wünschen der Ruthenen: vor allem das alte Streben nach der Befreiung der russischen Ukraina, dann die seit 1848 immer wieder von ihnen versuchte Befreiung Ostgaliziens vom polnischen Druck durch die Umwandlung dieses Gebietes in eine abgesonderte ruthenische Provinz.

* * *

An die Befreiung der Ukraina — wir verstehen darunter stets nur das von Ruthenen bewohnte Gebiet Rußlands**) — mit Hilfe Deutschlands war schon 1791

*) Cleinow in 1914 Nr. 45 und Kaindl in 1916 Nr. 39 und 50. Eine zusammenfassende Darstellung findet man in meiner Schrift „Polen und die polnisch-ruthenische Frage", 2. Aufl. (Leipzig 1917).

**) Auf die irreführende Verwendung der Namen Ukraina-Ukrainer ist schon im „Grenzboten" 1916 Nr. 39 verwiesen worden. Dort ist auch dargetan, warum ich stets zur Bezeichnung des Gesamtvolkes an dem Namen Ruthenen festhalte. Unter Ukrainer verstehe ich die Ruthenen in Rußland, dann auch die Bürger der neuen Republik Ukraina; mitunter auch nur die eigentlichen Ukrainer am Dniepr. Das ist ungenau genug! Von Ukrainern in Österreich-Ungarn zu sprechen, ist schon der Deutlichkeit halber ein Mißgriff, abgesehen von anderen wichtigen Gründen!

gedacht worden. Der Plan war damals von ukrainischen Adeligen ausgegangen; aber Preußen vertröstete den Abgeordneten auch einen geeigneten Zeitpunkt. Zur Zeit des Krimkrieges 1853 dachte man andererseits in Preußen an die Schwächung Rußlands durch die Herstellung der Ukraina. 1888 war man zur Zeit der wachsenden Spannung zwischen Wien und Petersburg wieder darauf zurückgekommen. Hartmann trat damals (angeblich von Bismarck veranlaßt) in der „Gegenwart" für die Herstellung „des Königsreiches Kijew" ein. Es war wohl nur eine Demonstration, an deren Ausführung nicht gedacht wurde; hat doch Bismarck noch bis 1890 einen geheimen Neutralitätsvertrag mit Rußland gehabt und selbst 1895 noch einer Huldigungsabordnung der Odessaer Deutschen gesagt: „Rußland ist jedenfalls ein besserer Nachbar als mancher andere. Deshalb bleiben Sie gut deutsch, aber schädigen Sie die russische Freundschaft nicht." Mit der wachsenden Spannung zu Rußland wuchs in Deutschland das Interesse an den Ruthenen, was die Polen oft bitter vermerkten. Der Weltkrieg hat dann die deutsche Teilnahme überaus rege gestaltet. Dem „Bund zur Befreiung der Ukraina" wurde ein ganz außerordentliches Entgegenkommen in allen Kreisen gezeigt. Seine Arbeit wurde überall unterstützt. Durch Vorträge, durch unzählige Zeitungsartikel und selbständige Schriften,*) durch die „Osteuropäischen Empfangsabende" in Berlin und durch die Gründung des „Verbandes deutscher Förderer der ukrainischen Befreiungsbestrebungen" in München wurde für das Verständnis der ruthenischen Frage gewirkt. In deutsch-österreichischen Kreisen nahm man bei den Beratungen über Österreichs Neugestaltung immer wieder auf die Ruthenen Rücksicht. Man kann sagen, daß noch niemals die deutsche Allgemeinheit so sehr für irgendeine Frage der östlichen Politik eingenommen wurde und man würde wünschen, daß sie nur einigermaßen ähnlichen Eifer den Belangen der Ostdeutschen entgegenbringen würde. In allen diesen Äußerungen Deutschlands und Österreichs ist einstimmig die Nützlichkeit der Befreiung der Ukraina betont worden. Die große Fülle dieser Äußerungen verzeichnen die „Ukrainischen Nachrichten" (Mitteilungen des „Bundes zur Befreiung der Ukraina", Wien) und das „Ukrainische Korrespondenzblatt" (herausgegeben vom Allgemeinen Ukrainischen Nationalrat, Wien). Erwähnt sei nur, daß auch Fürst Bülow in seinem bekannten Werke „Deutsche Politik" (1906) mit der Erstarkung des russischen Reiches rechnet, „wenn nicht Rußland entweder politischer oder sozialer Zersetzung verfällt oder die Ukraina, seine Kornkammer und Basis seiner Industrie verliert. Ob die Lösung von Kongreßpolen eine Schwächung Rußlands bedeuten würde, steht dahin" (S. 86).

Diese Stimmung in Deutschland und Österreich wurde in den Blättern des „Bundes" und verwandten ruthenischen Veröffentlichungen stets sehr anerkennend besprochen. Anderseits ist in den ruthenischen Blättern und zahllosen von Ruthenen verfaßten Schriften**) immer wieder die Versicherung zu lesen, daß die Befreiung der Ukraina nur mit unserer Hilfe zu erhoffen sei. In Rußland wurden diese Beziehungen der Ruthenen zu Berlin und Wien und die damit verfolgten Absichten mit Erbitterung festgelegt. Im Frühjahr 1916 schloß ein Kampfartikel der „Nowoje Wremja" mit den Worten: „die Verhältnisse der zwischen den Deutschen und Russen wohnenden Völker müssen geordnet werden, aber nicht nach der deutschen Schablone". Die Besprechung dieses Artikels begleiten die „Ukrainischen Nachrichten" mit der Bemerkung: „Die Russen hatten vor dem Kriege Zeit genug, das schwere, auf den nichtstaatlichen Nationen lastende Joch zu erleichtern, sie haben das aber nicht getan; jetzt müssen andere ihre Unterlassungssünden gut zu machen trachten." Immer wieder wird in diesen ruthenischen Schriften betont, daß die Ukraina der einzige und beste Schutz für Österreich-Ungarn und Deutschland gegen die anwachsende Macht Rußlands sein werde. Man erinnerte auch daran, daß die Ukrainer schon lange den österreichischen Kaiser als ihren Herrscher gewünscht

*) Vgl. das Schriftenverzeichnis in meinem „Polen und die polnisch-ruthenische Frage", 2. Aufl.

**) Auch diese findet man zumeist in meinem „Polen" verzeichnet.

hätten. Ja, noch im August 1917 hat nach der „Nowoje Wremja" der Metropolit Graf Szyptycki an Kaiser Karl eine Kundgebung gerichtet, daß beim Betreten der russischen Ukraina durch die siegreichen österreichischen Armeen die militärischen, rechtlichen und kirchlichen Fragen geordnet werden müssen: die Ukraina sollte ein vollkommen unabhängiger Staat werden; den hervorragendsten populärsten österreichischen Feldherrn könnte Kaiser Karl zum Hetman der Ukraina ernennen. Immer wieder las man, daß Österreich für die Ruthenen eine Zufluchtsstätte vor der russischen Verfolgung gewesen sei. „Die nationalen Fortschritte der österreichischen Ukrainer — führte die Ukrainische Korrespondenz im Juni 1916 aus — fanden in Rußland lauten Widerhall und feuerten die Stammesgenossen immer wieder zum Kampf auf. Jede nationale Errungenschaft in Österreich festigte auch die Position der Ukrainer und ließ sie mit nationalen Ansprüchen an die russische Regierung herantreten. Letztere suchte die ukrainische Nationalidee an ihrem Hauptherde in Galizien durch eine großzügige Agitation, durch Kauf und Anleitung zu Verrat und Empörung zu treffen. Die immer unverblümteren Übergriffe auf galizischem Boden verschärften die ohnedies gespannten Beziehungen zwischen Österreich und Rußland, die schließlich im gegenwärtigen Kriege ihre gewaltsame Auslösung fanden." Ebenso haben die Ukrainer Wolhyniens, sobald die russischen Heere von uns verdrängt worden waren, an die Ruthenen in Galizien und der Bukowina eine Adresse gerichtet, in der sie deren Tätigkeit auch als Rettungswerk für sie begrüßten. Andererseits wurden stets wieder harte Anklagen gegen Rußland laut. In allen ruthenischen Schriften und Zeitungen wurden stets die härtesten Vorwürfe gegen Rußland erhoben, die Greueltaten der Russen im ruthenischen Kriegsgebiet und dessen Russifizierung erzählt, die Bedrückung der griechisch-katholischen Ruthenen und ihre zwangsweise Bekehrung zur Orthodoxie geschildert. Ein im „Ukrainischen Korrespondenzblatt" vom 21. Juli 1916 abgedruckter Artikel über das Verhalten der Ruthenen zu Rußland ist „Unausgleichbare Gegensätze" überschrieben und schließt mit den Bemerkungen: „Die ukrainische Frage ist längst eine Frage der internationalen Politik geworden. Alle Versuche, Rußlands Macht für immer einzudämmen, laufen konzentrisch in der Notwendigkeit zusammen, die Ukraina, das Kräftereservoir Rußlands, von Moskowitien abzulösen. Die Größe ihres Gebietes, die natürliche Abgeschlossenheit ihres politischen und wirtschaftlichen Territoriums, der Reichtum und die Fruchtbarkeit des Bodens, der in seinen Stromsystemen zugleich die billigsten Verkehrswege liefert, endlich die sprachliche, kulturelle und stellenweise religiöse Sonderheit des ukrainischen Volkes verbürgen die Lebensfähigkeit eines selbständigen ukrainischen Staates. Die unausgleichbare Gegensätzlichkeit zu Rußland, die sowohl wirtschaftlicher wie politischer und kultureller Natur ist, gibt ihm für immer die Orientierung nach der Seite der Zentralmächte." Nach all dem hat man anzunehmen geglaubt, daß die Befreiung der Ukraina nur durch völlige Lossagung von Rußland und im engsten Anschlusse an die Mittemächte erfolgen könnte.

Inzwischen glimmte in der Ukraina die revolutionäre Bewegung. Man hatte in manchen Kreisen auf sie große Hoffnung gesetzt und war über das lange Ausbleiben einer inneren Bewegung in Rußland enttäuscht. Polnische Politiker suchten die Ukrainer überhaupt politisch und kulturell tot zu sagen, so vor allen A. Brückner in seiner Schrift „Die Slawen und der Weltkrieg" (1916). Aber schon im Sommer 1916 brachten die Zeitungen die Nachricht, daß die russische Polizei einer ukrainischen Verschwörung auf die Spur gekommen sei. In Petersburg und in Kijew wurden ukrainische politische Vereinigungen entdeckt, die unter dem Verdacht standen, einen bewaffneten Aufstand der gesamten Ukraina angestrebt zu haben. Ein Komitee gab seit Monaten Agitationsschriften für die Selbständigkeit der Ukrainer heraus. Sie enthielten die dringende Forderung, das kleinrussische Gebiet als Randstaat von Rußland loszulösen. In einem Manifest soll darauf verwiesen worden sein, daß der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch wohl den Polen Autonomie zugesagt, den Ruthenen in Galizien aber völlige Russifizierung in Aussicht gestellt hätte. Man wird nicht irren, wenn man dieses stärkere Hervortreten der Bewegung

in der Ukraina mit den Siegen der Zentralmächte in Verbindung bringt. Wohl sind wir nicht bis in die eigentliche Ukraina gedrungen, aber der Sieg unserer Waffen hat nicht nur den Polen, sondern auch den Ukrainern die Freiheit gebracht. Ohne das Niederringen der russischen Heere wäre es nicht zur Revolution, nicht zum Sturz des Zarentums, und damit auch nicht zum Gelingen der ukrainischen Bewegung gekommen. Diese ist also von uns nicht nur moralisch unterstützt, sondern auch auf dem Schlachtfelde gefördert worden. Die Zertrümmerung des Zarismus war durchaus nicht so ganz ein Werk der inneren Revolution, wie jetzt gern behauptet wird. Ein anderer Grund des Gelingens der Bewegung in der Ukraina ist, daß sie wie die allgemein russische überwiegend sozial ist.

In welchem engeren Verhältnisse die revolutionären Kreise in der Ukraine zu dem „Bunde zur Befreiung der Ukraina" und dessen Förderern standen, läßt sich vorläufig nicht feststellen. Jedenfalls finden wir in diesen Kreisen Männer, die aus der Ukraina stammen und daraus kein Hehl machen. So rühren zahlreiche Artikel, die stets scharf gegen Rußland und für den Anschluß an die Mittemächte eintreten, von einem ehemaligen Hochschullehrer in Kijew her. In der Ukraina selbst hat freilich stets eine Partei bestanden, die nicht alle Brücken, die nach Petersburg führten, abbrach. Auch die russische Öffentlichkeit sollte für die Berechtigung der ukrainischen Forderungen gewonnen werden. Diesem Zwecke diente z. B. ein Aufsatz über die nationale Wiedergeburt der ukrainischen Nation im Petersburger „Rjetsch" (Juni 1916), den die „Ukrainische Korrespondenz" im September in Übersetzung brachte. Dieser Artikel tritt sehr kräftig gegen die Bedrückung der Ukrainer und für ihre Rechte ein: daß aber die Erfüllung dieser Forderung nur durch Losreißung von Rußland erfolgen könnte, wird nicht mit einem Worte angedeutet. Wie maßgebend diese Richtung in der Ukraina war, lehrten die Ereignisse nach dem Ausbruch der Revolution: die Ukrainer entschieden sich für den Verbleib bei Rußland. Die andere Richtung (selbständige Ukraina im Anschluß an die Mittemächte) hätte nur den Sieg davongetragen, wenn wir die Ukraina (wie Polen) mit Waffengewalt befreit hätten. Unrichtig ist die Behauptung.*) daß auf diesen Ausgang die Haltung der Mittemächte den Polen und österreichischen Ruthenen gegenüber einen entscheidenden Einfluß geübt hätte.

Die sofort in der Ukraina mit großer Stärke hervortretende Bewegung war auf die nationale Autonomie und soziale Reformen (Bauernkongresse, Aufteilung von Grund und Boden!), nicht aber auf die Losreißung von Rußland gerichtet. Gleich in den ersten Tagen der Revolution bildete sich in Kijew aus Abgeordneten aller ukrainischen Parteien der „Ukrainische Zentralrat", dessen Obmann der bekannte Lemberger Professor Michael Hruschewskyj wurde. Der Zentralrat leitete die Bewegung und berief den ukrainischen Nationalkongreß ein, der vom 19. bis 21. April in Kijew tagte. Dieser sprach sich, wie die Petersburger Telegraphenagentur schon am 21. April meldete, für die russische demokratische Bundesrepublik aus, in der der Ukraina eine allerdings weitgehende Autonomie eingeräumt werden sollte. Der einzuberufende russische konstituierende Reichstag sollte diese Beschlüsse nur bestätigen dürfen. Der „Ukrainische Zentralrat" wurde entsprechend erweitert; Aufnahme fanden Vertreter der ukrainischen Gouvernements, der Großstädte, der verschiedenen Parteien, der Geistlichkeit, Studentenschaft und Arbeiter. Die laufenden Geschäfte übernahm ein Exekutivkomitee (Hruschewskyj, Jefremiv und Wynnytschenko). Der Zentralrat hatte für den weiteren Ausbau der Verwaltung zu sorgen. Die provisorische russische Regierung war klug genug, auf diese Forderung einzugehen und so wurde die ukrainische Sprache sofort gesetzlich anerkannt. Der Ausbau der ukrainischen Republik nahm unter der Führung des Zentralrates raschen Fortgang. Überall traten nun Ukrainer an die Spitze der Verwaltung, die ukrainische Sprache fand überall Eingang, ukrainische Vereine und Organisationen bildeten sich in rascher Folge, ukrainische Zeitungen (darunter das Hauptblatt „Nowa Rada") erschienen, eine ukrainische Miliz entstand und

*) Z. B. M. Losinskyj, die revolutionäre Ukraina (Wien 1917).

die Bildung der ukrainischen Armee wurde in Angriff genommen, der griechisch-katholische Ritus wurde gesetzlich anerkannt und die ukrainische Kirche sollte wieder selbständig werden. Nicht nur in Kijew und der Ukraina, sondern auch in Petersburg und Moskau traten ukrainische Organisationen ins Leben. Anfangs Juli kam dann die Nachricht, daß der ukrainische Zentralrat in einer Proklamation an das ukrainische Volk angekündigt habe, daß die ukrainische Republik konstituiert sei. Es wurde eine ukrainische Regierung eingesetzt, und zwar ein Reichsverweser, ein Kriegs-, ein Marine-, ein Justiz- und ein Finanzminister, ferner ein Minister des Äußeren. Alle Steuern werden nur für die ukrainische Regierung erhoben.

Trotz vieler Schwierigkeiten von Seiten der russischen provisorischen Regierung und innerer Wirren ging der staatliche Ausbau der Ukraina weiter vor sich. Im Juli hören wir von der ersten Besetzung der Ministerien. Hruschewskyj blieb Obmann des Zentralrates, Wynnytschenko wurde Minister des Inneren und Ministerpräsident, Jefremiv Minister des Äußeren; ebenso wurden die Posten der anderen Minister besetzt. Zugleich wurden auch Anstalten zur Umbildung des Zentralrates in einen ukrainischen verfassungsgebenden Landtag getroffen. Im Oktober verkündete das mit dem Akt der vorläufigen russischen Regierung vom 4. August bestätigte „Generalsekretariat" als oberstes Landesorgan der Ukraina, daß seine Gestaltung nahezu vollendet sei und es die Regierung im Lande übernimmt. Im November wurde mit der Begründung, daß die altrussische Zentralregierung das Staatsleben nicht zu leiten vermag, eine Vermehrung der Sekretariate (Ministerien) vorgenommen. Um diese Zeit hören wir auch wieder von der Absicht, eine souveräne ukrainische Republik zu proklamieren, doch kam es nicht zur Loslösung von Rußland; denn das am 21. November vom Ukrainischen Zentralrat erlassene Manifest hat folgenden Wortlaut: „Von nun an ist die Ukraine eine Volksrepublik. Ohne sich von der russischen Republik loszulösen, und die Einheit mit Rußland bewahrend, werden wir auf unserem Boden allein verfügen und werden mit unseren Kräften dazu beitragen, daß das gesamte russische Land sich zu einem Bundesstaat von gleichen und freien Völkern vereinige. Bis zur Einberufung der ukrainischen verfassunggebenden Versammlung fällt uns, dem Ukrainischen Zentralrate und der ukrainischen Regierung, d. h. dem Generalsekretariat der Ukraina, die Aufgabe zu, die gesamte Macht in unseren Händen zu vereinigen, die Ordnung in unserem Lande aufrechtzuerhalten und Gesetze zu erlassen. In vollem Bewußtsein der Macht und Stärke des ukrainischen Volkes stehen wir als Beschützer des Rechtes und der Revolution nicht nur bei uns, sondern in ganz Rußland. Das Gebiet der ukrainischen Volksrepublik umfaßt folgende Gouvernements: Kijew, Podolien, Wolhynien, Tschernyhiw, Poltawa, Katerynoslaw, Cherssón, Charkow und Taurien ohne die Krim. Die endgültige Festsetzung der Grenzen der ukrainischen Republik sowie die Frage der Vereinigung jener Gebiete, in denen die ukrainische Bevölkerung die Mehrheit bildet, d. h. der Gouvernements Kursk, Cholm, Woronisch und der übrigen gemischten Gouvernements, wird im Einvernehmen mit den in Betracht kommenden Völkern erfolgen." *) Auch sei noch daran erinnert, daß die Schwarze Meerflotte als ukrainische Flotte erklärt wurde. Und als letzter Erfolg ist die Teilnahme der ukrainischen Regierung an den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk zu nennen, und zwar anerkannt von Rußland und den Mittemächten.

Alle diese Erfolge der Ukraina wurden im steten Kampf gegen die provisorische russische Regierung und unter manchen Reibungen unter den Ukrainern selbst**) errungen. Ausführlich kann hier darauf nicht eingegangen werden. Man nimmt ja kaum ein Zeitungsblatt in die Hand, in dem nicht von Spannungen

*) Der russische provisorische Regierungsrat hat der Ukraina nur 5 Gouvernements zugestehen wollen.

**) Man vgl. vor allem die Nachrichten über die Ministerkrise Wynnytschenkos in der „Ukrainischen Korrespondenz", Nr. 32 ff.

und Entspannungen, diplomatischen Streitigkeiten, drohenden Kriegserklärungen und blutigen Kämpfen zwischen den beiden Regierungen die Rede ist. Es geht so weit, daß zu gleicher Zeit, da die Vertreter Rußlands und der Ukraina in Brest-Litowsk sich zu Friedensverhandlungen zusammenfinden, Kämpfe zwischen beiderseitigen Truppen an der Tagesordnung sind (Anfangs Januar 1918)! Halten wir dazu noch die Nachricht, daß aus Kijew auch Gegenverschwörungen zur Wiederherstellung des Zarentums berichtet wurden und daß die weitgehenden sozialen, die Masse der Bauern mitreißenden Reformen auf große Schwierigkeiten stoßen werden,*) so ersieht man daraus, daß die gegenwärtigen Zustände in Rußland noch sehr wandelbarer Natur sind. Im einzelnen sind diese wirren Vorgänge für uns ziemlich belanglos und es wäre überflüssige Mühe, aus den widersprechenden Zeitungsnachrichten den Kern herauszuschälen.

* * *

Bemerkenswert sind aber gewisse Begleiterscheinungen, die die Haltung der Ukraina zu den politischen Mächtegruppen kennzeichnen.

In ihren Kämpfen mit der Petersburger Regierung drohten die Ukrainer, wenn es ihnen nützlich erschien, mit ihren Beziehungen zu den Zentralmächten. Deshalb verwiesen im Juli 1917 die russischen Blätter auf die in Kijew im Dienste Österreichs stehenden Spione und Agenten. „Russkoje Slowo" erzählt Mitte Juli von Verbrüderungsfesten in Kijew zwischen Ukrainern, deutschen und österreichischen Soldaten. Dann hören wir gelegentlich des vorübergehenden Rücktritts Wynnetschenkos, daß einige Mitglieder der russischen Regierung ihm Deutschfreundlichkeit vorwarfen. Die Ukrainer verwiesen Ende August auf die Möglichkeit, sich auf Österreich-Ungarn und Deutschland, „die viele Freunde im Rate der Ukraina haben", zu stützen, wenn die russische Regierung sich ihren Forderungen widersetze. Ein anderes Mittel, die russische Regierung gefügig zu machen, bestand darin, daß auf die Möglichkeit der vollständigen Lostrennung der Ukraina von Rußland (also auf ihren engeren Anschluß an die Mittemächte), hingewiesen wurde. Auf dem Kongreß im April war dafür — wie eine ruthenische politische Schrift ausführt — nur eine Minderheit vorhanden. Aber für ihre Bedeutung sprechen unzweideutig (?) folgende Worte des Professors Michael Hruschewskyjs, welcher in einem Leitartikel des Kijewer ukrainischen Hauptorgans „Nowa Rada", nachdem er die Forderung der Autonomie der Ukraina in einer föderativen Republik aufgestellt hat, erklärt: „Aber das Banner der selbständigen Ukraina bleibt weiter bestehen und es wird in dem Momente gehißt werden, wenn die allrussischen Zentralisten uns das Banner einer weiten Autonomie der Ukraina in der russischen föderativen und demokratischen Republik aus den Händen reißen wollten. Das ist klar und sollte auch den Lenkern des russischen Reiches klar sein." Man hielt also immer das zweite Eisen im Feuer und das half, da auch das Waffenglück der Mittemächte den Ukrainern zugute kam. Unter Hinweis auf diese Lage trat Kerenski im Juli für die sofortige Verständigung mit der Ukraina ein; der Widerstand der Kadettenpartei wurde gebrochen und die Kadettenminister demissionierten, worauf die grundlegenden Zugeständnisse an die Ukraina gewährt wurden. Mit der Freundschaft der Zentralmächte rechneten auch die Ukrainer, wenn sie im August an die Bevölkerung Wolhyniens und Podoliens einen Aufruf richtete, das Land im Falle einer Okkupation nicht zu verlassen. Anderseits aber hat der ukrainische Kriegsminister Petljura gleichzeitig an die ukrainischen Soldaten den Befehl gerichtet, daß der deutsch-österreichische und ungarische Vormarsch die Ukrainer ihrer Freiheit beraube und die Revolution mit Vernichtung bedrohe. Er rief sie daher auf, an der russischen Front für die Freiheit der Ukrainer zu

*) Immer wieder muß betont werden, daß die fast durchaus aus Analphabeten bestehenden Bauern nicht von ideal nationalen, sondern von wirtschaftlichen Interessen geleitet werden. Werden ihre Hoffnungen durch die jetzigen Führer nicht erfüllt, so werden sie leicht von anderen gewonnen werden. Das gilt selbstverständlich auch für die Ruthenen-Ukrainer.

kämpfen. Ein Artikel der „Ukrainischen Korrespondenz" bemüht sich, diesem Befehl jede Spitze gegen die Zentralmächte zu nehmen. Das sei eine Verbeugung vor der russischen provisorischen Regierung, die soeben die ukrainischen Forderungen anerkannt hatte: „Jeder Feind der russischen Regierung ist der Ukraina als Bundesgenosse willkommen. Nur müsse sich die russische Ukraina, angesichts ihrer bisherigen Errungenschaften, der (russischen) Regierung gegenüber vorderhand (!) wohlwollend neutral verhalten." Der Artikel sagte dann weiter, daß es im Interesse der Mittemächte liege, die Selbständigkeitsbewegung in Rußland womöglich zu fördern, nicht aber zu behindern: „Allerdings würde sich für die Mittemächte, in dem Falle, wenn Rußland an eine gewaltsame Unterdrückung der ukrainischen Selbständigkeitsbewegung schreiten sollte, Gelegenheit bieten, zugunsten der Ukrainer einzugreifen. Dann würde auch ein Öffnen der Front, womit die russischen Ukrainer gedroht haben sollen, wohl zur Tat werden." Nach dem bisher Gesagten kann es uns gar nicht überraschen, daß schon am 23. August 1917 das Regierungsblatt des Ukrainischen Zentralrates jede Beziehung zum „Bund zur Befreiung der Ukraina" ableugnete. Das hat auch etwas später Professor Michael Hruschewsky, der Vorsitzende des Zentralrates, bestätigt: „Der Ukrainische Zentralrat hat mit dem „Bunde zur Befreiung der Ukraina" (Berlin-Wien) keine Beziehungen unterhalten. Die genannte Organisation hat sich zwar an den Zentralrat in verschiedenen Angelegenheiten gewendet, der Zentralrat hat aber noch im Mai l. Js. beschlossen, mit dem Bunde bis zum Kriegsende keine wie immer gearteten Beziehungen zu unterhalten, welcher Beschluß auch strenge eingehalten wird. Offenbar auf Veranlassung der ukrainischen Regierung hatte hierauf im November auch das Präsidium des Ruthenenklubs im österreichischen Reichsrate an die Presse eine Erklärung versendet, in der sich der Klub dagegen verwahrt, irgendetwas mit Machenschaften zu tun zu haben, die angeblich von Schweden aus betrieben werden und auf die volle Selbständigkeit der Ukraina im Gegensatz zum Programm einer autonomen Ukraina im Rahmen der russischen föderativen Republik gerichtet sind. Sehr bezeichnend urteilt unter Berufung auf eine Unterredung mit dem ukrainischen Regierungschef Wynnytschenko ein Berichterstatter der „Nowoje Wremja": „Wie aus den Äußerungen Wynnytschenkos erhellt, bestehen unter den Ukrainern zwei Strömungen: die eine Gruppe von Parteien, allerdings die maßgebende in der Ukraina, strebt mit Rußland Beziehungen auf Grund der Gleichheit an, was offenbar darauf hinausläuft, daß die Ukraina, mit der künftigen russischen Bundesrepublik somit auf föderativer Grundlage vereinigt, bis zum Eintritt der erwünschten staatsrechtlichen Beziehungen mit der vorläufigen Regierung in Eintracht leben wolle. Die Unabhängigkeitspartei ist die schwächere Strömung in der Ukraina, verfügt aber trotzdem über einen ansehnlichen Anhang. Diese Partei wünscht eine selbständige ukrainische Politik und strebt offenkundig nach einer Loslösung der Ukraina, nach Verkündung eines selbständigen ukrainischen Staates .... Die Anhänger der ersten Strömung betrachten die Einigung mit Rußland als ein Mittel zur Stärkung der neuen politischen Organisation in der Ukraina. Jetzt sei nach ihrer Ansicht der Bund mit Rußland, das das Selbstbestimmungsrecht der Nationen verkündet hat, bequemer, als ein Bund mit Österreich und Deutschland. Sollten aber jenseits der Reichsgrenze Ereignisse eintreten, die den Ukrainern mehr Rechte und Zugeständnisse verheißen, dann würden sie kein Bedenken tragen, einen Bund mit den Zentralmächten zu schließen."

Inzwischen haben bekanntlich die Ukrainer auch den Anschluß an Frankreich und England gesucht. Nach einer Meldung von Ende August wirft Wynnytschenko den Alliierten vollständige Gleichgültigkeit gegenüber den Ukrainern vor und fordert, daß Frankreich und England den Ukrainern die politische Autonomie garantieren sollen. Er weist weiter den Vorwurf zurück, daß die ukrainische Bewegung mit deutschem Geld aufrechterhalten werde. Die Ukrainer benötigen nicht deutsches Geld; sie haben selbst eine Million Rubel für diese Bewegung geopfert. Je mehr die russische Regierung sich der Forderung der Ukrainer widersetze, desto mehr wenden sich ihre Blicke nach Österreich-Ungarn und nach Deutschland, die viele

Freunde im Rate der Ukrainer besitzen. Die Beziehungen zur Entente wurden auch in der Folge weiter gepflegt. So erfahren wir im November, daß in Kijew der Leiter der französischen Kriegsmission dem Regierungschef und den Mitgliedern des Generalsekretariates Besuche abstattete und sie zur Teilnahme an der Eröffnung der französischen Feldlazarette einlud. Bald darauf erfahren wir, daß am 7. Dezember die Diplomaten der Entente dem Ukrainischen Zentralrat erklärten, ihre Regierungen seien bereit, die ukrainische Republik, bestehend aus allen nationalen Territorien, anzuerkennen, wenn die Ukraina sich verpflichte, den Krieg auf Seite der Alliierten fortzusetzen. Diesem Anerbieten gegenüber antwortete das ukrainische Parlament: „Die Ukraina wünsche strenge Neutralität zu beobachten, um sich die Freundschaft der beiden kriegführenden Parteien zu erhalten. Denn einerseits müsse sie für die gedeihliche Entwicklung im Innern des Landes Sorge tragen, andererseits sich die Hände freihalten, um dem moskowitischen Zentralisationsgeiste mit Erfolg entgegentreten zu können." Zwei Wochen später hören wir, daß die Vertreter der westlichen Ententemächte über die internationale Stellung der Ukraina interpellierten und den ukrainischen Repräsentanten moralische, finanzielle und ökonomische Unterstützung versprachen, falls die Ukraina sowohl gegen Rußland wie Österreich-Ungarn den Krieg fortsetzen werde. Der Präsident der „Rada" Hruschewskyj und Kriegsminister Petljura wiesen dieses Ansinnen mit der Erklärung zurück, daß die Ukraina neutral bleiben werde, und nur ihre Interessen zu verteidigen entschlossen sei. Gleich darauf wurde Englands und Frankreichs Absicht bekannt, Gesandte nach der Ukraina zu entsenden, um ihre Interessen vertreten zu lassen. Aus Amsterdam kam sodann die Mitteilung, daß von englischer und französischer Seite beim ukrainischen Zentralrat Schritte unternommen wurden, um zu verhindern, daß sich die Ukrainer am Abschluß eines Sonderfriedens beteiligen. Die Entente würde dafür die Ukrainer als den hauptsächlichen russischen Staat und als Zentrum für die neue Organisation des russischen Reiches anerkennen. Ebenso lauten italienische Nachrichten dahin, daß man auf die Feindseligkeit der Ukrainer gegen die Maximalisten und den Vierbund gerechnet habe und ihre Verständigung fürchte. Schließlich sei nur noch an die Mitteilung aus Petersburg (29 Dezember) erinnert, wonach ein abgefangenes chiffriertes Telegramm die Verständigung Frankreichs mit dem Zentralrate wegen der Friedensverhandlungen und des gemeinsamen Kampfes an der rumänischen Front dargetan haben soll. Dieses Telegramm beweist, „daß die Alliierten in nachdrücklichster Weise alle gegen den Frieden und die Arbeiterregierung gerichteten Bestrebungen unterstützen und daß die ‚Rada' unter dem Vorwande der Verteidigung der nationalen Freiheit, die niemand irgendwie bedroht hat, Hand in Hand mit den Engländern und Franzosen geht, um die Interessen der reichen Bauern und bürgerlichen Intellektuellen gegen Angriffe der armen Bauern und Arbeiter zu schützen." Einige Tage später erklärte der russische Gesandte Worowski, die Aufwiegelung der Ukraina wäre ein erfolgloser Verzweiflungsakt der Entente.

Faßt man die Eindrücke der Ereignisse der letzten Monate zusammen, so kommt man zum Ergebnis, daß unter den Ukrainern zwei Richtungen miteinander kämpften: eine, die im Bund mit den Zentralmächten die völlige Selbständigkeit der Ukraina erringen wollte, und die andere, die aus Rußland nicht ausscheiden will und sich mit einer autonomen Stellung der Ukraina innerhalb Rußlands zufriedenstellt. Die erste Richtung ist nach dem Ausbruch der Revolution ganz zurückgetreten und hat höchstens Aussicht zur Geltung zu kommen, wenn in Rußland ein starker Umschwung zuungunsten der Ukrainer stattfinden würde. Sonst binden aber alte Gewohnheit und wichtige Lebensinteressen Rußland und die Ukraina so stark aneinander, daß allzu weitgehende Hoffnungen auf ihre bleibende Gegnerschaft nur als Utopie zu bezeichnen sind. Das Verhalten zu den Westmächten trachtet die Ukraina ebenfalls ganz nach ihrem Interesse einzurichten. Sobald Rußland zu diesen Mächten durch seinen Friedenswillen in Gegensatz trat, fand sofort ein Zusammenschluß zwischen ihnen und der Ukraina statt.

* * *

Wenden wir uns nun der ruthenischen Frage in Österreich zu, die selbstverständlich zur ukrainischen in engen Beziehungen steht.

Seit 1848 trachten die Ruthenen Galiziens das zumeist von ihnen bewohnte Ostgalizien zu einer autonomen Provinz Österreichs umzugestalten, um es dem polnischen Einflusse zu entziehen.*) Die Polen haben stets dieses Bestreben auf das schärfste bekämpft und unterstützten gegen diese „jungruthenischen" Pläne lieber die „Altruthenen", die den Anschluß an Rußland wünschten, weil dieses Streben ihnen ungefährlicher schien. Nach Ausbruch des Krieges haben die Ruthenen wieder ihre Forderungen auf die Abtrennung Ostgaliziens erhoben, und seither oft betont. Besonders scharf wurde dieser Kampf, als durch das Patent vom 5. November 1916 eine erhöhte Sonderstellung Galiziens (zugunsten der Polen) in Aussicht gestellt wurde**). Das hatte zur Folge, daß die Ruthenen sofort „Verwahrung gegen eventuelle Einverleibung der von Rußland befreiten ukrainischen Länder (Cholmland, Podlachien-Podlesien, Wolhynien) in das neugeschaffene Königreich Polen" einlegten, gegen „die Sonderstellung Galiziens unter polnischer Herrschaft" protestierten und wieder „die Bildung eines besonderen ukrainischen Kronlandes im Rahmen Österreichs" forderten. Neue Erregung bemächtigte sich der Ruthenen, als am 6. April 1917 der Polnische Staatsrat auf die „ethnographisch zwischen Polen und Rußland liegenden Länder, die in alter Schicksalsbeziehung zu Polen stehen", Anspruch erhob. Dagegen hat am 21. April die ruthenische parlamentarische Vertretung eine Verwahrung eingelegt. (Vgl. Ukrainische Korrespondenz Nr. 15, 16, Seite 15.) Als Ende Mai der österreichische Reichsrat zusammentrat, hat dieselbe Vertretung sofort in der Eröffnungssitzung (30. Mai) kräftige Kundgebungen veranlaßt, in der sie ihre Wünsche betreffs Ostgalizien erneuerten und sich gegen die Vereinigung selbst der kleinsten Teile ukrainischer Gebiete von Cholmland, Podlesien und Wohlynien mit dem Königreich Polen aussprachen. Am 12. Mai forderte der Obmann der Ruthenischen parlamentarischen Vereinigung „zum mindesten die Vereinigung Ostgaliziens, nach Abtrennung des polnischen Westgaliziens, mit der ukrainischen nordöstlichen Bukowina zu einer besonderen, mit eigener Selbstverwaltung ausgestatteten Provinz, und bei etwaiger Neugestaltung in der ganzen Monarchie die Angliederung des ukrainischen nordöstlichen Teiles von Ungarn an diese Provinz, damit die Ukrainer Österreich-Ungarns in diesem neuen, aber zugleich auf alten historischen Grundlagen aufgebauten Galizien sich ihren Volksgenossen in der russischen Ukraina nicht nachgesetzt fühlen dürfen." In rascher Folge folgten dann die Forderungen nach Errichtung der ruthenischen Universität in Lemberg, „nationalterritoriale Selbstverwaltung," Anstellung ruthenischer Beamter in Ostgalizien, ja es ist jetzt (Januar 1918) schon die Rede von der Durchführung einer Agrarreform durch Aufteilung des meist polnischen Großgrundbesitzes an die Bauern. Gleichzeitig traten die ruthenischen Abgeordneten zur Regierung in Opposition, verweigerten das Budget und traten mit Tschechen, Südslawen, Italienern und Rumänen in Verbindung.***)

Es ist kaum nötig zu betonen, daß diese erhöhten Forderungen der Ruthenen unter dem Einflusse der russischen Revolution stehen. Die sehr gemäßigten Bukowiner Ruthenen begleiteten ihre Forderung nach der Schaffung einer ruthenischen Provinz aus allen ruthenischen Gebieten der Monarchie mit der Bemerkung: „daß die Führer der ukrainischen Bewegung in Rußland nur dann aus ihren Zukunftsplänen die österreichischen Ukrainer ausschalten werden, wenn sie dieselben von polnischer Bedrückung frei als wirkliche gleichberechtigte Bürger dieses Staates

*) Ihr Memorandum von 1848 findet man in meiner Quellensammlung „Polen" (Teubner Leipzig). Die andere Literatur über diese Bewegung und eine zusammenfassende Darstellung in „Polen und die polnisch-ruthenische Frage" (ebenda).

**) Vgl. meinen Aufsatz in Grenzboten 1916 Nr. 50.

***) Die Beschlüsse des am 25. und 26. Dezember in Lemberg gehaltenen Kongresses sind infolge des Eingreifens der Zensur bisher nicht vollständig bekannt. Vgl. Ukrainisches Korrespondenzblatt No. 3 (1918).

(Österreich-Ungarns) in Sicherheit wissen." Und als im November die austropolnische Frage zur Sprache kam (nach der bekanntlich Galizien an Polen fallen würde), haben die Ruthenen wieder eine Reihe der schärfsten Proteste im Reichsrate gegen diese Lösung vorgebracht, mit dem Abrücken von Österreich gedroht und die Hoffnung auf die Entente bei den Friedenskonferenzen angedeutet.

Ob die österreichischen Ruthenen durch dieses Vorgehen ihre Position gebessert haben, ist sehr zweifelhaft. Schon die Annahme des Namens Ukrainer scheint mir für sie nachteilig zu sein. So manchen von uns wird die kräftige Unterstützung ihrer Wünsche dadurch erschwert. Selbst die Bukowiner Ruthenen, die die Polennot nicht bedrückt, können ihnen in den zu weit gehenden Forderungen nicht folgen; sie haben nicht nur ihren österreichischen Standpunkt sehr stark betont, sondern den galizischen Ruthenen die Gefolgschaft bei radikalen Schritten in Verbindung mit den Tschechen und Südslawen versagt.*) Dazu kommt aber, daß die Führer dieser Ruthenen nur zu gut wissen**), daß die Entwicklung Rußlands und der Revolution noch unsicher ist, daß die Ruthenen darüber die Orientierung nach dem Westen nicht vergessen dürfen, daß Galizien nicht nur für die österreichisch-ungarischen Ruthenen, sondern auch für die ukrainischen ein Hort ist, in dem diese „auf ihrem gewiß noch dornenvollen Wege bis zur Durchsetzung des selbständigen ukrainischen Staates" einen Rückhalt finden werden. Auch die Ruthenen Rußlands haben ähnliche Gedanken geäußert. Nach der „Nowoje Wremja" (Oktober) hat ein Sozialdemokrat des Ukrainischen Zentralrates auf die Frage, welchen Plan hegt ihr bezüglich der ukrainischen Gebiete in Österreich-Ungarn? „ausweichend" geantwortet: „In dieser Frage sind die Meinungen geteilt. Vor der Revolution wünschte kein Ukrainer, daß Galizien mit Rußland vereinigt werde, da gerade nur in Galizien die selbständige ukrainische Kultur eine Entwicklungsmöglichkeit gefunden hat." Warum die Antwort nicht bestimmter ausfiel, ist klar: weil der schließliche Ausgang der Dinge in Rußland nicht sicher scheint. Ob daher die ukrainische Regierung, wie der „Wiedensti Kurjer Polski" vom 24. Dezember gemeldet hat, der österreichisch-ungarischen Regierung den Vorschlag machen werde, die von Ruthenen bewohnten Gebiete der Monarchie mit der Ukraina zu vereinigen, ist zweifelhaft — und ihr Erfolg noch mehr als zweifelhaft. Selbstverständlich ist es, daß der Zentralrat auch für die Ruthenen in Galizien das Selbstbestimmungsrecht in Anspruch nimmt***) und gegen die Einverleibung ruthenischer Gebiete ins Polenreich Einspruch erhebt.

Für die Ruthenen ist und bleibt die auch von uns Deutschen für sie geforderte Autonomie Ostgaliziens im Rahmen Österreich-Ungarns das beste.†) Dieses Ziel darf mit der Staatenbildung in der Ukraine nicht verquickt werden; Mäßigung ist dringend nötig. Die Forderung der Vereinigung aller Ruthenen in einem Staate muß fallen gelassen werden; auch alle Deutschen wohnen nicht in einem Staate. Auch an dieser Stelle will ich betonen, daß die Politik der Ruthenen gegen die unter ihnen wohnenden Deutschen ihren Anforderungen an das deutsche Volk bei der Erstrebung ihrer politischen Ziele entsprechen soll. Diese Ansichten habe ich auf eine Rundfrage des „Ukrainischen Korrespondenzblattes" im Oktober 1917 geäußert (vgl. Nr. 40/1, 1917) und kann sie auch jetzt nur wiederholen.

---

*) Vgl. besonders „Ukrainisches Korrespondenzbl." Nr. 23, S. 7 u. 44/5, S. 10.

**) „Osteuropäische Zukunft" 1917, Nr. 17 (Juni), S. 192 u. „Ukrain. Korrespondenzblatt" Nr. 23, S. 7.

***) Natürlich wird es zu den geforderten Abstimmungen in Ostgalizien nicht kommen. Solche Abstimmungen würden hier (man denke an die alte Todfeindschaft zwischen Alt- und Jungruthenen) zu ähnlichen Kämpfen führen, wie sie in Rußland toben. Das wäre wohl auch anderwärts die Folge der (mit einigem fremden Geld geleiteten) Selbstbestimmung der Völker! Es würde dabei nicht anders zugehen, als bei den berüchtigten galizischen Wahlen!

†) Merkwürdigerweise wird dieses Entgegenkommen der Deutschen von den Ruthenen oft übersehen. Vgl. „Ukr. Korrespondenzbl." 44/5 S. 9 und W. Schilling-Singalewytsch, „Zur Frage der Sonderstellung Galiziens" (Wien 1917).

Es bleibt noch zu bemerken übrig, daß auch der Vorſchlag gemacht wurde („Oſtdeutſche Rundſchau“ 1917, 17. November), im Falle der Vereinigung von ganz Galizien mit Polen dem Ruthenengebiet etwa jene Stellung zu Polen zu geben, die Kroatien in Ungarn beſitzt. Dieſe Löſung würde den Kampf zwiſchen Polen und Ruthenen nicht beenden und überdies noch andere Nachteile nach ſich ziehen.

Friedensreden, ein diplomatiſches Terzett

Von Georg Cleinow

In Berlin und Wien haben am gleichen Tage die leitenden Staatsmänner zu den Friedensbeſtrebungen bei Freund und Feind in großen Parlamentsreden Stellung genommen. Die Berliner Rede wurde durch einen Bericht des Staatsſekretärs von Kühlmann über die Verhandlungen in Litauiſch-Breſt ergänzt. Die Ausführungen der drei Miniſter ſind voneinander nicht zu trennen: ſie ergänzen ſich; ſie bilden gemeinſam ein Ganzes; ihre Zuſammengehörigkeit tritt beſonders da zutage, wo die Herren den eigenartigen Verhältniſſen und Stimmungen ihrer Länder Rechnung tragen. Dadurch formt ſich uns das Bild der Geſamtlage, die aus der einzelnen Rede nicht ohne weiteres erkennbar wird.

Die Reden wurden mit beſonderer Spannung erwartet, nicht nur weil ſie uns Auskunft geben ſollten vom Stande der Friedensverhandlungen mit Rußland, ſondern auch deshalb, weil ſie in einer Stunde ungewöhnlich großer innerer Erregung gehalten werden mußten; die Friedensverhandlungen ſelbſt waren allem Anſchein nach in eine Sackgaſſe geraten; der Fortgang der innerruſſiſchen Auseinanderſetzungen läßt die Erfolge der Sonderverhandlungen mit der Ukraina immer problematiſcher erſcheinen, während die Ausſichten, wirtſchaftliche Anknüpfungen in Nordrußland zu gewinnen, zunächſt ziemlich verflüchtigt ſind. Daneben ſind in Öſterreich-Ungarn Erſcheinungen zutage getreten, die, abgeſehen von den Theoretikern und Praktikern des ſozialiſtiſchen Internationalismus, ſowohl daheim wie auch in allen Teilen der verbündeten Armeen als ein Überfall aus dem Hinterhalt empfunden worden ſind. Herr Graf Hertling hat dieſer geſpannten Lage an der inneren Front durch größte Vorſicht Rechnung tragen zu müſſen geglaubt, während Herr Graf Czernin den Stimmungen durch ſchärfſte Betonung ſeines perſönlichen Standpunktes gerecht zu werden ſuchte. Die augenblickliche Wirkung iſt deshalb, ſoweit ſich ſolches aus der deutſchen Preſſe erkennen läßt, mehr durch Czernin als durch Hertling bedingt. Des deutſchen Reichskanzlers Rede iſt, bezüglich der eigentlichen Friedensverhandlungen in Litauiſch-Breſt, durch die Ereigniſſe in Rußland, insbeſondere durch das militäriſche Vorgehen der Maximaliſten gegen die Ukraina,

überholt, während dasjenige, was er in Beantwortung der Ausführungen von Lloyd George und Wilson sagte, ebensogut schon vor drei Wochen hätte gesagt werden können. Herrn von Kühlmanns Rede atmet Entsagung. So stimmt denn das rednerische Terzett ziemlich schwermütig.

Graf Czernins Friedensneigung

Was ist das Wesentliche der Darbietung? Sind's die Antworten auf Herrn Wilsons Friedensprogramm? Oder ist's die Tatsache, daß über Herrn Lloyd George mit Stillschweigen zur Tagesordnung übergegangen wurde? Ohne Zweifel ist Graf Czernins Stellungnahme zu den deutsch-russischen Meinungsverschiedenheiten über die Räumung der besetzten Gebiete höchst bedeutungsvoll, ebenso sein Bekenntnis zu einem unabhängigen Polen; von hohem Interesse ist Graf Hertlings Wink an die Franzosen, daß sie — selbstverständlich unter Verzicht auf Elsaß-Lothringen — mit Deutschland zum Frieden auf der Basis ohne Annexionen und ohne Kontributionen kommen könnten, — aber wirklich greifbar ist doch nur **Czernins Angebot an Wilson, die Friedensvermittlung zu übernehmen.** Diese Tatsache macht das Redeterzett der vergangenen Woche zu einem Markstein im Weltkriege sowohl, wie vielleicht auch für die ganze Entwicklung des europäischen Kontinents überhaupt. Es kommt nur darauf an, wie Herr Wilson es aufnimmt und ob auch er den Standpunkt Czernins teilt, wonach zwischen beider Ansichten „die Differenzen, welche übrig bleiben", nicht so groß sind, „daß eine Aussprache über diese Punkte nicht zur Klärung und Annäherung führen könnte". Graf Czernin meint, „daß Österreich-Ungarn einerseits und die Vereinigten Staaten von Amerika andererseits jene Großmächte unter den beiden feindlichen Staatengruppen sind, deren Interessen einander am wenigsten widerstreiten". Deshalb läge die Erwägung nahe, „ob nicht gerade ein Gedankenaustausch zwischen diesen beiden Mächten den Ausgangspunkt für eine versöhnliche Aussprache zwischen allen jenen Staaten bilden könnte, die noch nicht in Besprechungen über den Frieden eingetreten sind". Es wird natürlich nicht an Stimmen fehlen, die diese neuerliche praktische Bekundung der Friedensbereitschaft als kriegsverlängernd zurückweisen. Nicht mit Unrecht wird man auf die Hartnäckigkeit der englischen und französischen Urheber des Krieges deuten, die in der Bereitwilligkeit zu einer Verständigung in letzter Stunde doch nur wieder ein neues Argument finden könnten, um ihren Völkern die Nähe unseres Zusammenbruchs zu beweisen. Auch wir möchten glauben, daß diese Wirkung nicht ausbleibt. Dem Grafen Czernin scheint es aber weniger auf die beiden kontinentalen Gegner Deutschlands, als auf die Vereinigten Staaten anzukommen, bei denen in letzter Zeit immer stärkere Anzeichen von Kriegsmüdigkeit bemerkbar geworden sind. Er scheint zu glauben, daß sein Angebot, auf einer fest umschriebenen Basis zu verhandeln, Herrn Wilson derart gestellt hat, daß er, ohne die schwerste Einbuße für seine Stellung im eigenen Lande zu erfahren, kaum einen Weg ausfindig machen dürfte, sich der ihm gewordenen Aufgabe zu entziehen. Der Minister erklärte er habe seine Rede nicht nur gehalten, damit der Ausschuß sie höre, sondern auch Wilson. Wilson hatte hiervon bereits zur selben Stunde Kenntnis, als der Minister im Ausschuß sprach. Damit bestätigte er die schon lange umlaufenden Gerüchte, wonach zwischen Wien und

Washington eine Gedankenübermittlung stattfindet und nicht ausgeschlossen ist, daß diese Unterhaltungen den Herrn Reichskanzler verhindert haben, früher auf die Botschaft Wilsons einzugehen, wie es geschehen. Jedenfalls dürfen diese Zusammenhänge nicht außer Betracht bleiben für eine Beantwortung der Frage: wie stellt sich Herr Wilson?

Wir wollen uns heute den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es wird Zeit sein, dazu Stellung zu nehmen, wenn Herrn Wilsons Antwort vorliegt. Bis dahin heißt es stille halten und mit zäher Gewissenhaftigkeit unsre militärische Lage auf die höchste Höhe zu bringen. Damit werden wir jeder neuen politischen Lage zweifellos am sichersten gewachsen sein. Si vis pacem para bellum!

Daß das neue Friedensangebot ohne das Einverständnis der deutschen Regierung ergangen sein könnte, möchte ich bezweifeln, trotz der Skepsis des Grafen Hertling, die uns wegen der Friedensbereitschaft unserer Feinde aus seinen Worten entgegentritt. Bei den durch den Weltkrieg verengerten Beziehungen zwischen dem Deutschen Reich und Habsburg ist ein einseitiges Vorgehen nicht denkbar. Deutschland und Österreich-Ungarn sind aufeinander angewiesen über den Krieg hinaus. Werden die politischen Lebensgrundlagen des einen verletzt, so muß der andere darunter mit leiden, gleichgültig, ob die Verletzung von unseren gegenwärtigen Feinden ausginge oder bewirkt würde durch die drückende Überlegenheit eines der Verbündeten über den anderen, sei es auch nur in einer Teilfrage, sei es infolge innerpolitischer Zerrüttung. Auch die Fehler des einen rächen sich an beiden.

Versuchen wir uns ein klares Bild von der Tragweite des Redeterzetts zu machen, so müssen wir auch die innerpolitischen Umstände mit in den Rahmen der Betrachtung ziehen, unter denen es zustande kam.

In der ganzen Welt arbeitet eine kleine, aber vor nichts zurückschreckende Gruppe daran, einen solchen Frieden herbeizuführen, der den Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsordnung wenigstens in Deutschland nach sich ziehen würde. Der erste Friedenstag soll zugleich den Eintritt der brotlos gewordenen Massen in die soziale Revolution bedeuten. Sie fordern daher von unseren Unterhändlern in Litauisch-Brest größte Nachgiebigkeit gegen die anmaßenden Forderungen Trotzkis. Käme Trotzki mit einem Siegfrieden nach Petersburg, einem Vertrage, der den Bolschewiki die von uns in Ordnung gehaltenen Gebiete Rußlands auslieferte, so gewänne die Revolution die ganze Autorität, deren sie bedürfte, während unsere Gegner im Westen, ermutigt durch das Eingeständnis der Schwäche, sich mit um so größerem Nachdruck dem Abschluß eines Friedens widersetzten.

In Österreich-Ungarn wird die revolutionäre Friedensbewegung gestärkt durch die Unlust der Slawen, einen Krieg weiter zu führen, der nach ihrer Auffassung doch in erster Linie dem wirtschaftlich höher entwickelten Deutschtum zu weiterem Aufstieg dienen soll. Der letzte Streik ist aus dem Nationalitätenstreit hervorgegangen, während vorübergehende Stockungen in der Nahrungsmittelzufuhr, wie sie bei dem starken Schneefall kaum abwendbar gewesen sein mögen, nur den willkommenen Anlaß boten für die an anderer Stelle näher gekennzeichneten Drahtzieher hinter den Kulissen.

In Deutschland werden von den Revolutionären das Auftreten der Vaterlandspartei und die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses zum Aus-

gangspunkt der Wühlereien genommen. Angeblich soll die Vaterlandspartei eine Gesellschaft von Reaktionären sein, die die innere Politik in einem volksfeindlichen Sinne beeinflussen will, während die bürgerlichen Parteien im preußischen Abgeordntenhause darauf ausgingen, die Verabschiedung der Wahlrechtsvorlage zu verschleppen. Leider geben sich auch gebildete, in hohem Ansehen stehende Männer in Berlin dazu her, solche Auffassungen zu verbreiten, wodurch sie überhaupt erst Bedeutung erhalten. Die Vaterlandspartei ist zusammengetreten zur Durchsetzung eines Friedens, der uns das bringt, was wir brauchen, um unsere Bevölkerung nicht nur schlecht und recht zu ernähren, sondern auch ihr die Möglichkeit zu sichern, zu Wohlstand zu kommen. Rund fünfzehn Millionen Deutsche fanden schon vor dem Kriege keine Betätigungsmöglichkeit in der Heimat! Wer die Arbeiten der Wahlrechtskommission des Abgeordnetenhauses mit einiger Objektivität verfolgt, muß zugeben, daß dort ein heißes Bestreben vorherrscht, mit einem fertigen, den Wünschen der Nation entsprechenden Gesetz sobald als möglich an die Öffentlichkeit treten zu können. Es gibt aber Elemente und dazu gehören auch diejenigen Polen, die in gegenwärtiger Stunde die Forderung nach internationaler Beaufsichtigung preußischer Provinzen stellen können, denen nur daran liegt, die ruhige Entwicklung zu stören.

Ohne Zweifel sind unsere Gegner über diese revolutionären Strömungen in einer Weise unterrichtet, die sie veranlassen muß, an den baldigen Zusammenbruch der Mittemächte zu glauben. In einen Augenblick, wo unsere innere Lage für sie besonders kritisch erscheint, fällt nun des Grafen Czernin Erklärung an Wilson, daß er zu Verhandlungen auf der Grundlage seiner letzten Botschaft bereit sei. Kann unter den angedeuteten Verhältnissen auf eine ernste Aufnahme des Angebots gerechnet werden? Wir wären geneigt daran zu zweifeln, wenn nicht ein anderes Moment hinzuträte, das Beachtung heischt: die unleugbare Tatsache, daß zwischen Österreich-Ungarn und den Vereinigten Staaten von Amerika eigentlich kaum politische Gegensätze bestehen. Graf Czernin konnte einige der vierzehn Punkte Wilsons als Ausgangspunkt für Verhandlungen bezeichnen, während gleichzeitig Graf Hertling in Übereinstimmung mit den Führern der bürgerlichen Parteien sie als Grundlage für Friedensgespräche ablehnte. Treten nicht neue Tatsachen hinzu, so können wir kaum hoffen, dem Frieden auf dem Kontinent sichtbar näher gekommen zu sein. Denn selbst, wenn es dem Grafen Czernin gelingen sollte, mit Amerika zu einem Sonderfrieden zu kommen, würden Frankreich und England darin nur eine Zerfallserscheinung in unserem Bündnis erkennen. Die Aussichten, daß eine blutige Abrechnung mit England vermieden werden könnte, sind somit nicht sehr groß.

Die Grenzsicherung im Osten

Die drei Friedensreden haben jedem, der Ohren hat zu hören, klipp und klar offenbart, daß Deutschland und Österreich-Ungarn entschlossen sind, die Grenzsicherungen im Osten nicht auf die eigene Kraft zu stellen, sondern zu gewährleisten durch die Schaffung eines Gürtels von Randstaaten, deren Bevölkerung bei einem neuerlichen Zusammenstoß zwischen Mittel- und Osteuropa den ersten Stoß des östlichen Gegners aufzufangen haben würde. Nach der Rede des Herrn von Kühlmann besteht bei den Regierungen allem Anschein nach die Auffassung,

daß die neuen Staaten sich an die ihnen von Deutschland bzw. Deutschland und Österreich-Ungarn bescherten Verwaltungen gewöhnen würden und daß die im Kriege gegebene staatliche Organisation als Grundlage für allen weiteren staatlichen Ausbau dienen werde. Schon im Laufe der nächsten Jahre würden die in die Randländer hineingepflanzten Regierungen deutschen Geistes es vermögen, die jungen Staaten so fest an Deutschland bzw. die Mittemächte oder Österreich-Ungarn zu ketten, daß sie für eine Ausnutzung gegen Mitteleuropa durch die russischen Staaten und westeuropäischen Intrigen nicht mehr in Frage kämen. In wenigen Jahren schon würden sie politisch, wirtschaftlich und militärisch so innig mit den mitteleuropäischen Landen verschmolzen sein, daß sie als sicherer und zuverlässiger Bestandteil des östlichen Verteidigungssystems zu bewerten sein würden. So liest man's zwischen den Zeilen.

Es handelt sich von Norden nach Süden gehend um die Sicherung der Grenzen gegen Nordrußland durch den baltischen Staat und Litauen, sowie gegen die Ukraina durch einen polnischen Staat. Der Krieg hat uns gelehrt, auf die polnischen Gebiete Rußlands als auf die Kernstellung des östlichen Verteidigungssystems zu blicken. Mehr noch als in militärischer Hinsicht ist Russisch-Polen zum Kern der politischen Verteidigungsstellung geworden, freilich in einem unseren Interessen entgegengesetzten Sinne. Nur von der politischen Verteidigung soll hier gesprochen werden.

Die Bedeutung, die Rußland für den Aufstieg Preußens zum führenden deutschen Staate und für das Deutsche Reich zum Weltstaat gehabt hat, scheint Herr von Bethmann Hollweg nicht so hoch eingeschätzt zu haben, wie es unseren Interessen entsprochen hätte. Er begnügte sich nicht damit, Rußland niederzuwerfen, er ging auch sofort darauf los, sich die Wege zu einem durch den Krieg geläuterten Rußland zu verlegen, indem er die den Russen abgerungenen Faustpfänder schon sehr bald wieder verschenkte. Der Grundstein für ein mehr oder minder selbständiges Polen wurde schon in den lange vor der Einnahme von Warschau (5. August 1915) liegenden Tagen gelegt, als Fürst Lubomirski seinen Freunden gegenüber die Verpflichtung übernahm, das Amt des Bürgermeisters von Warschau als erster zu übernehmen, sobald die Stadt durch die Deutschen besetzt sein würde. Alles andere entwickelte sich daraus logisch von selbst bis zu der verhängnisvollen Akte vom 5. November 1916. Das einzige, was von seiten der Gegner des endgültigen Bruches mit Rußland getan werden konnte, war, daß sie das Tempo der Verselbständigung Polens nach Möglichkeit zu verlangsamen suchten. Doch dies nur nebenbei. Die Ereignisse sind über sie fortgegangen.

Wir stehen einer durchaus neuen Lage im Osten gegenüber. Rußland ist nicht nur militärisch und damit als Weltstaat zusammengebrochen, sondern auch innerpolitisch. In Rußland werden soeben die kümmerlichen Ansätze einer westlichen, christlichen Kultur mit Feuer und Schwert ausgerottet. An Stelle des Staates ein Völkersumpf, aus dem nur noch die Ukraina als fester Boden herausragt, aber auch schon von allen Seiten durch Bürgerkrieg und Anarchie bedroht. Unter welchen Umständen und wann der Genesungsprozeß in Rußland einsetzen könnte, ist noch gar nicht zu übersehen und ebensowenig ist zu ermessen, wie dann das übrig gebliebene Rußland aussehen wird. Seine dunkelsten Tage hat es noch nicht hinter sich, aber sie scheinen nach der gewaltsamen Auflösung der Konstituante mit politischen Morden eben zu beginnen.

Unsere Eroberungen in Rußland haben dadurch keine andere Bedeutung für die große Politik bekommen, als wie sie sie vor dem Zusammenbruch Rußlands hatten. Die militärisch gestützten Staatengebilde Kurland, Litauen, Polen sind wie die schnell entstandene Sandhaufen, die der vorgehende Schütze in der Schlacht aufwirft, um sich gegen feindliches Infanteriefeuer im Augenblick zu decken. Manche Kugel schlägt zwar durch, aber nur vereinzelte sind tödlich. Unsere Randstaaten gewähren im Augenblick eine gewisse Sicherheit gegen das Übergreifen der Anarchie. Ganz sicher sind sie nicht, wie der jüngste Streik der Straßenbahner in Warschau zeigte, aber im großen und ganzen ist die Gefahr der Verwundung gering.

Es bestand und besteht auch fernerhin die Möglichkeit — die Anerkennung des Selbstbestimmungsrechts der Nationalitäten beseitigt sie durchaus nicht — die besetzten Gebiete für diejenige russische Regierung in Verwahrung zu treuen Händen zu behalten, die einmal geordnete Zustände in Rußland schaffen würde und deren Stellungnahme zu den Weltproblemen der Politik sie an unsere Seite führte. Eingedenk der Bedeutung, die Rußland für uns selbst seit hundert Jahren gehabt hat, scheint mir die Offenhaltung einer solchen Möglichkeit auch für die Zukunft geboten. Aus Herrn von Kühlmanns Aeußerungen geht nicht hervor, daß man sie erwogen habe. Man hat Rußland scheinbar aus den Augen verloren. Unsere Staatsmänner starren wie hypnotisiert auf Polen. Als wenn die Polen selbst nach Befriedigung ihrer weitestgehenden territorialen Wünsche Rußland politisch ersetzen könnten! Von Rußland wird in politischen Zusammenhängen kaum noch gesprochen, sondern nur noch in wirtschaftlichen.

Herr von Kühlmann hat seine Haltung diesen Fragen gegenüber entschuldigt — nicht erklärt — mit dem Hinweis darauf, daß es sich um ein Erbe Bethmann Hollwegs handle, das anzutreten er gezwungen war. Sollte es sich wirklich nur um eine Entschuldigung handeln, dann hätte sie auch unterbleiben können, weil der Herr Staatssekretär durch die Fortführung der Politik im alten Geleise auch die volle Verantwortung dafür übernommen hat, von der ihn kein Hinweis auf mögliche Fehler seiner Vorgänger entlastet. Übt er an der Politik seiner Vorgänger Kritik, so muß er auch die Konsequenzen daraus ziehen und sie besser machen. Der Staatsmann ist darin nun einmal schlechter gestellt wie Abgeordnete und Journalisten. Die Möglichkeit, es zu tun, besteht trotz allem, was geschehen, immer noch, sobald man sich entschließt, die Dinge zu sehen, wie sie tatsächlich sind und demgemäß sich hütet, etwas Fertiges und Unabänderliches zu schaffen. Man begnüge sich vielmehr auch beim Abschluß mit den Russen mit einem Provisorium, das eine ruhige Entwicklung in den eroberten Gebieten gewährleistet und uns freie Hand läßt, mit einer späteren Regierung in Rußland auf freundschaftlichen Fuß zu kommen. Von diesem Standpunkt treten wir auch an die Behandlung der Polenfrage und die Beurteilung der für sie vorgeschlagenen Lösungen heran.

Staatenbildungen, die nicht aus sich selbst heraus geworden sind, als der höchste Ausdruck des menschlichen Kulturtriebes, sind künstliche Gebilde. Sie werden dennoch lebensfähig sein, wenn ihnen eine Aufgabe inmitten ihrer Nachbarn oder pathetischer ausgedrückt, gegenüber der Menschheit zuteil wird, hinter die sich das Volksganze bewußt oder instinktiv stellen und das junge Staatswesen

mit einer Idee ausfüllen kann. Von unseren Randstaaten sind zwei ohne eine solche Idee, — Baltland und Litauen wären bis auf weiteres weiter nichts wie Sandhaufen. Der dritte Randstaat Polen hat aber schon eine Idee, ein Ziel für die gesamte staatliche Betätigung, eine außenpolitische Aufgabe, auf die sich die Kräfte der Gesamtnation vereinigen, für die sie sich bilden und entwickeln lassen können. Jeder polnische Staat, und würde er auch nur als Republik Krakau begründet, hätte Eigenleben und käme darum niemals als eine passive Schutzwehr in Frage, vielleicht aber als selbsttätige aktive, das heißt eine solche, die sich das zu schützende Objekt selbständig wählt.

Jedes polnischen Staates Ziel wird sein: die Vereinigung aller ethnographisch zum Polentum gehörigen Landesteile, und da diese wegen ihrer Meeresferne nicht ausreichen würden, um den Staat auch selbständig lebensfähig zu erhalten fordern die Polen mehr. Die logische Folge dieser polnischen Staatsidee ist, daß kein Entgegenkommen, das die Polen nicht unmittelbar an die Ostsee führte, ausreichen würde, sie mit ihren staatlichen Nachbarn auszusöhnen. Sie sind also aus der Stärke ihrer Staatsidee heraus die erbitterten Feinde auch derer, die ihnen einen Staat errichten helfen, ohne zugleich den Widerstand gegen das natürliche Wollen dieses Staates aufzugeben. Die Polen sind ehrlich genug, dies offen einzugestehen. Die in Aussicht genommenen Lösungen der Polenfrage sind daher in erster Linie von diesem polnischen Gesichtspunkt aus zu beurteilen. Keine wird die Polen je befriedigen können, jede bietet eine mehr oder minder starke Basis zur Bedrohung der den Polen benachbarten Völker.

Die Politik soll nun die Kunst des Erreichbaren sein. Es wird uns von verschiedenen Seiten gelehrt, daß ein mit Österreich durch Galizien verbundenes Polen geeignet sein werde, einen Schutzwall gegen den Osten zu bilden, — die sogenannte austro-polnische Lösung der Frage! Vorauszuschicken ist, daß auf eine ganze Reihe von Jahren eine militärische Gefahr von Rußland her kaum drohen wird, sondern nur eine politische, bedingt durch das Bedürfnis der Sozialisten, die monarchischen Staaten zu stürzen. Die Vertreter jener Lösung wollen die neun Gouvernements von Kongreßpolen, also das Gebiet zwischen Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien einerseits und Weißrußland und der Ukraina andererseits mit Galizien vereinigen und durch einen Wirtschaftsvertrag mit oder ohne Personalunion der monarchischen Spitze an die habsburgische Monarchie anschließen. Sie meinen, die alten Beziehungen zwischen der Donaumonarchie und dem Deutschen Reich, verinnerlicht durch den gemeinsam bestandenen Weltkrieg und gefestigt durch ein mitteleuropäisches Wirtschaftsbündnis, würden ausreichen, um Preußen vor den Folgen des polnischen Strebens zu bewahren. Daß bei der heutigen Leitung der Doppelmonarchie der ernste Wille vorhanden ist, Preußen in seinem heutigen Bestande zu erhalten, daran braucht nicht gezweifelt werden. Wohl aber bestehen ernste und durch die innere Entwicklung Österreichs gestützte Zweifel, ob nach Friedensschluß die Wiener Regierung in der Lage sein wird, ihre Versprechungen einzulösen. Man weist auf alle die österreichischen Staatsmänner polnischer Abkunft hin, die die Dreibundspolitik Österreich-Ungarns gefördert haben, vergißt aber, sich daran zu erinnern, daß die Demokratisierung des politischen Lebens in Galizien kaum geeignet ist, die Hoffnung zu rechtfertigen, in absehbarer Zeit könnten Männer vom Schlage eines Grafen Goluchowski in

leitende Stellungen kommen. Es ist bekannt, daß der Polenklub zu Wien sich vollständig der Führung der demokratischen Träger des großpolnischen Gedankens unterwerfen mußte und daß von diesem Polenklub aus schon 1915 die Parole ausgegeben war, daß nach der Vereinigung Galiziens mit Kongreßpolen die Vereinigung der „übrigen polnischen Landesteile" Ziel der polnischen Politik sein werde. Trotz des besten Willens der heutigen Regierung in Österreich besteht nicht nur die Gefahr, daß sie sich durch Budgetverweigerungen und andern innerpolitischen Druck ins Schlepptau der Polen nehmen läßt, es kann mit einiger Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß Habsburg gezwungen sein wird, sich zum Träger der polnischen Wünsche zu machen und dies um so sicherer, als im Deutschen Reich die Polen, ein Teil der Sozialdemokraten und ein Teil des Zentrums die polnische Politik unterstützen werden. Die austro-polnische Lösung, die die Monarchie in Preußen mitsamt der deutschen Nationalität in Ostelbien bedroht, kann unmöglich von einem uns befreundeten Staatsmanne der Doppelmonarchie gutgeheißen werden.

Herr von Kühlmann hat die Bezeichnung austro-polnische Lösung in einer Entgegnung gegen die Ausführungen des Abgeordneten Naumann abgelehnt und uns auf „Mitteleuropa" verwiesen. Man darf wohl daraus folgern, daß er einem selbständigen Staate Polen zustrebt, der sich wirtschaftlich an die Mittemächte anzuschließen haben würde. Auch militärisch?

Die Schaffung eines völlig selbständigen Polens auf dem Gebiet Kongreßpolens wäre immerhin noch der vorgenannten Lösung vorzuziehen. Aber nicht etwa, weil die Polen alsdann aufhörten, ihre Staatsidee weiter zu verfolgen, sondern weil ihr Druck sich dann in gleicher Weise gegen Österreich richtete wie gegen das Deutsche Reich und die beiden Reiche in der Abwehr der polnischen Ansprüche verbündet wären. Eine erstrebenswerte Lösung wäre aber auch diese nicht. Die Kämpfe, die in Österreich und Preußen geführt werden müßten, um das neue Polen in Schach und die österreichischen und preußischen Polen bei ihren Staaten zu halten, würden einer ewig eiternden Wunde gleich unser beider politisches und staatliches Leben vergiften, ohne jede Aussicht, das polnische Problem durch Eindeutschung wenigstens der preußischen Polen von innen aus aufzulösen.

Sollte eine der beiden Arten der Lösung geeignet sein, der Polenfrage vorläufig und für eine verhältnismäßig kurze Zeit den aktuellen Charakter für die große Politik zu nehmen, so wäre, was ich hier schon vertreten habe, die Schaffung eines breiten deutschen Siedlungsstreifens an unserer Ostgrenze die unvermeidbare Konsequenz. Die wirtschaftliche Verbindung Polens mit Mitteleuropa würde den nationalen Kampf um unsere Ostmark nicht nur nicht unnötig machen, sie würde uns zwingen, ihn in den Mitteln nachdrücklicher und schärfer auszugestalten, und dies um so mehr, als die Herrschaft in Warschau von den radikal-demokratischen Parteien ausgeübt werden dürfte.

Was bleibt zu tun? Das von Herrn von Bethmann Hollweg ausgeklügelte oder von anderer Seite übernommene System krankt daran, daß man den an sich vernünftigen Gedanken, einen Notbehelf für die Übergangszeit zu schaffen, nicht nur dort weiter entwickelte, wo es die Verhältnisse erlaubten, wie im Baltikum und Litauen, sondern auch dort, wo die Verhältnisse dagegen sprechen. Aus dem

politischen Bewegungskrieg geht man zum Stellungskampfe über, indem die leichten staatlichen Sandhaufen zu starken Schützengrabensystemen ausgebaut werden. In Litauen und Baltland sehr am Platze, in Polen ein schwerer Fehler, der sich an der ganzen Front rächen muß.

Das mag Herr von Kühlmann bei seinen Sorgen um die Sicherung unserer Ostgrenzen mehr einsehen und auf Schritt und Tritt unangenehmer empfinden, als jeder andere. Wir sitzen in unseren eigenen Sicherheitsvorrichtungen gefangen, weil wir zuviel sichern wollten! Um so verdienstlicher wäre es, wenn Herr von Kühlmann dennoch einen Weg nachweisen könnte, der uns aus der üblen Lage herauszuführen geeignet wäre. Aus seiner Rede läßt sich nicht entnehmen, daß der Weg schon gefunden ist. Die Frage ist noch nicht zu irgendeinem „mitteilungsreifen" Zustande gediehen.

Soweit sich die Verhältnisse übersehen lassen, beschließen wir also den Krieg im Osten in einer militärisch zwar glänzenden, aber politisch erheblich ungünstigeren Stellung als wir in ihn eintraten. Wir haben Rußland wenigstens für lange Jahre verloren und keinen entsprechend starken Freund dafür unter den „befreiten" Völkern gewonnen. Wohl aber sind wir im Begriff, an unserer Grenze ein zweites Serbien zu schaffen, bei dem scheinbar unsere Provinzen Westpreußen und Posen die Rolle Mazedoniens spielen sollen, als es noch zur Türkei gehörte und Bestrebungen im Gange waren, seine christliche Bevölkerung unter internationalen Schutz zu stellen. Die Parallele wird dem Abgeordneten Herrn von Trompczynski vorgeschwebt haben, als er im preußischen Abgeordnetenhause bei Gelegenheit der Wahlrechtsbesprechung wagte, die Stellung preußischer Provinzen unter internationale Aufsicht zu fordern. Diese Forderung wird, wir sind davon überzeugt, wiederkehren!

Die Streikbewegung in Österreich und die reichsdeutsche Presse

Von Karl Hermann

Die jüngsten Ereignisse in Österreich konnten dem, der die österreichische Entwicklung verfolgt hatte, nicht viel Überraschung bieten. Schon seit dem vorigen Sommer beobachteten besonnene Sozialdemokraten in Österreich, wie der verstorbene Pernerstorfer, der bis zu seinem Ende seinen deutschen Jugendidealen treu geblieben ist, mit wachsender Besorgnis den zunehmenden Einfluß syndikalistischer Elemente innerhalb der österreichischen Sozialdemokratie, die zum größeren Teile weder aus der Arbeiterschaft, noch aus dem eigentlichen Österreich hervorgingen. Jetzt kann man sogar in linksliberalen Zeitungen lesen, daß junge Handlungsgehilfen, Advokaten und sonstige nicht sehr wurzelfeste Existenzen oft sehr östlicher Herkunft mit ihrem Radikalismus die Massen mehr und mehr der Parteileitung abspenstig machen. Die Streiks, die schon im vorigen Sommer, damals vorwiegend in der nichtdeutschen Arbeiterschaft, hie und da aufflammten und damals noch von der Militärgewalt unterdrückt wurden, waren erste Anzeichen für das, was sich folgerecht vorbereitete. Nicht minder freilich auch die immer heftiger werdende Sprache gerade der offiziellen Parteiorgane selbst, voran der „Arbeiterzeitung", die dann selbst einigermaßen erstaunt tat über die Flamme, die sie mit angefacht hat. Natürlich hätten die radikalen Elemente nicht so erstarken können, wenn nicht die Massen so überaus ungeschickt behandelt worden wären. Die aufreizende Ohnmacht der Regierung gegenüber der Disziplinlosigkeit der Bevölkerung in den Ernährungsfragen, namentlich gegenüber dem passiven Widerstand der Tschechen, das vollkommene Versagen der Ernährungsorganisation hat den letzten Rest von Vertrauen auf die Behörden zerstört. Das Fehlen einer positiv wirkenden „großen" Presse und die Enttäuschung, die der Reichsrat auch denen bereiten mußte, die ihn aufs dringlichste gefordert hatten, erzeugten bis zum einfachsten Mann hinunter das Gefühl, in einem gänzlich steuerlosen Schiff zu sitzen. Hatte man es von Anfang an daran fehlen lassen, der Bevölkerung irgendwelche Kriegsziele zu zeigen, die den Opfermut aufrecht erhalten konnten, so wußte man sich jetzt vollends nur dadurch zu helfen, daß man mit allen Mitteln verfrühte und übertriebene Friedenshoffnungen nährte. An sich ist gerade die niederösterreichische Bevölkerung wie die deutsch-österreichische überhaupt weit opferwilliger und ausdauernder, als sich der weiter abseits stehende Beobachter nach den letzten Ereignissen vorstellen mag. Nur wer die ganze lähmende Unsicherheit des österreichischen staatlichen Lebens erlebt hat, kann die moralische Kraft der Schichten ermessen, die trotz des Mangels jeder politischen Führung sich noch Vertrauen auf eine Neugestaltung des Staates und Verständnis für einen Sinn dieses Krieges über die bloße Rettung der Existenz hinaus bewahrt haben. (Wieviel Schuld an dieser Zerrüttung der Stimmung in Österreich die reichsdeutsche Öffentlichkeit trägt, soll noch besprochen werden.) Es hat keinen Zweck, diese ernsten Hemmungen, unter denen unsere gesamte Kriegführung nicht minder wie Österreichs selbst leidet, zu vertuschen. Um so weniger, als der moralische Zustand der

Monarchie keineswegs ein Spiegelbild oder Ausdruck ihrer wirklichen Kräfte ist. In dieser Beziehung hat sich durch den Krieg nicht das mindeste geändert: der österreichische Pessimismus, die österreichische Verneinung des eigenen Wertes hat unsere Gegner nicht zum geringsten Teile zum Kriege ermutigt und dabei doch nur eine Summe von militärischen, wirtschaftlichen und kulturellen Kräften verhüllt, die dann, las sie auf die Probe gestellt wurden, die siegesgewissen Feinde aufs Schmerzlichste enttäuschten. Auch jetzt wieder sind die großen Hoffnungen, welche die feindliche Presse auf die inneren Schwächen der Monarchie setzt, verfrüht, wenn sie etwa mit einem Zerfall der Monarchie rechnen. Nicht freilich, wenn sie bloß auf eine Schwächung der gemeinsamen Kriegführung der Mittemächte zielen. Das ist ja das Eigentümliche einer solchen pessimistischen selbstverneinenden moralischen Verfassung: sie kann wohl schwächen und im Kampf schwer schädigen, muß aber schließlich doch weichen und den wirklichen, in der Tiefe vorhandenen Kräften Kräften Raum geben, wenn es ums Letzte und Ganze geht. Nur so sind auch diese letzten Vorgänge wieder zu verstehen, die man nicht ernst genug nehmen kann, wenn man an die Kriegführung denkt, die man aber auch nicht zu ernst nehmen darf, — wenn man ihre Folgen nicht noch schlimmer gestalten will. Es hat keinen Zweck, solche Erscheinungen etwa vor dem feindlichen Ausland verheimlichen zu wollen: damit werden sie für dieses noch bedeutsamer und tröstlicher. Vielmehr muß man über sie in aller Klarheit, aber mit genauestem Verständnis für jene eigentümliche österreichische moralische Verfassung sprechen und dabei sich auch nicht scheuen, die wirklich drohenden Gefahren beim Namen zu nennen.

Man sieht schon, worauf ich hinaus will. Es ist schwer zu entscheiden, was bei den letzten Vorgängen in Österreich schlimmer war: die Ereignisse selbst oder ihre Behandlung sowohl in Österreich als vor allem in Deutschland. Worum handelte es sich eigentlich? Eine sorgfältig genährte und seit dem Ausbruch der russischen Revolution von einer sehr besorgten Regierung durch ihre Unsicherheit ermutigte allgemeine Unzufriedenheit wird von entschlossenen Agitatoren, die mit maximalistischen Methoden die Welt zu erlösen hoffen, sowie von einigen Parteihäuptlingen, die für ihre Macht fürchten, ausgenützt. Die lange erwartete Gelegenheit ist besonders günstig. Die mit überspannten Erwartungen beobachteten Friedensverhandlungen werden durch die Abwehr eines „preußischen Generals" gegen russische Ungehörigkeiten (von denen natürlich die österreichische Öffentlichkeit nicht unterrichtet worden ist) scheinbar aufgehalten und gleichzeitig wird der Mehlanteil herabgesetzt. Anlaß genug, um die Ungeduld der Massen aufs äußerste zu steigern. Bequeme Schlagworte (Nieder mit dem preußischen Militarismus, mit den Kriegsverlängerern, den Annexionisten), die längst mit allen Mitteln von einer nicht sehr verantwortungsbewußten, ihrem Publikum oder anderen mächtigen Faktoren willigen Presse „volkstümlich" gemacht worden sind, erhalten neue Nahrung. Daß man mit diesem Streik gerade den Forderungen, die man mit ihm angeblich vertrat: Besserung der Ernährungsverhältnisse und Beschleunigung des Friedensschlusses, nicht im mindesten dient, sondern gerade entgegenwirkt, konnte natürlich auch den Anstiftern, den bewußten, wie den mehr oder minder unfreiwilligen, nicht verborgen bleiben. Aber auch die Regierung Seidler nimmt darauf nicht Bezug, so daß sogar ein pazifistisches Blatt, wie das „Prager Tagblatt", das man unter keinen Umständen wird „alldeutsch" nennen können, den

Eindruck hat, daß der Streik „gewissen Kreisen, die sonst durch Welten von einem Streiklager getrennt sind", als Druckmittel gegen „bundesgenössische militärische" Kreise nicht unwillkommen gewesen sei. Jedenfalls zähmt man den entfesselten Leuen mit Liebenswürdigkeiten, die man in geradezu vertraulicher Weise (der Minister des Innern Toggenburg versichert, daß Czernin und Trotzki sich auf ein Haar glichen) austauscht. Die Radikalen sind natürlich unbefriedigt, aber die Parteileitung erklärt stolz: der Kriegswille sei gebrochen. Die Radikalen lassen tiefer blicken: man habe den Streik nicht durchhalten können, weil die Genossen im Reich die österreichischen „im Stiche gelassen" hätten, ebenso wie die Tschechen, die sich von dieser Gelegenheit noch nichts für ihr tschechisch-slowakisches Reich erhofften. Für die Arbeiter ist so gut wie nichts erreicht, für die „Kuriere Trotzkis" (so nennt eine Korrspondenz den aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrten österreichischen Hauptmann Otto Bauer, einen Führer der Radikalen) immerhin einiges: die Staatsautorität ist weiter geschwächt, die maximalistischen Ideen sind gestärkt und ein wenig weiter nach Westen gewandert. Daß sie sich Österreich als Einfallspforte nach Mitteleuropa suchen, kann man vielleicht ebenso sehr Österreich wie denen zuschreiben, die es zu ihrem eigenen Schaden schon vor dem Kriege so wenig kannten. Macht „Mitteleuropa" nicht einen Wall gegen den Osten aus Österreich, so macht der Osten eine Einfallspforte nach „Mitteleuropa" aus ihm. Das war schon vor dem Kriege einigermaßen deutlich.

Diese Grundwahrheit, die aufs innigste mit jener oben erörterten Eigenart dieses in seinen wirklichen Kräften so konstanten, in seinem moralischen Zustand so beeinflußbaren Staates zusammenhängt, äußert sich wie im großen Zuge der politischen Entwicklung, so auch in jedem kleinen Zwischenfalle. Auch bei den letzten Ereignissen kam viel darauf an, was man aus ihnen machte. Die reichsdeutsche Öffentlichkeit (unter Beihilfe der gerade in österreichischen Dingen besonders schlecht unterrichteten und hilflosen Ämter) hat in diesem Falle verdorben, was irgend zu verderben war. Zunächst wurde man natürlich vollkommen überrascht und benahm sich sehr kopflos. Sodann kam aber auch das ganze Elend unseres politischen Lebens, das sich in innerer und Parteipolitik vollkommen erschöpft und dem auch die ernstesten außenpolitischen Vorgänge nur Mittel zu parteipolitischer Agitation sind, zum Vorschein. Die linksliberalen Blätter, voran das „Berliner Tageblatt", aber auch die „Vossische Zeitung", nützten ihre Berichte in so voraussetzungsloser Weise für ihren Kampf gegen die „Annexionisten" aus, daß selbst die „Arbeiterzeitung", in deren Dienst sie sich doch restlos gestellt hatten, ihnen Irrtümer und Entstellungen vorwarf. Aber auch in der übrigen Presse war man zunächst hilflos: da zwei Tage lang nur ein Mitteilungsblatt der „Arbeiterzeitung" erschien, herrschte überall die sozialdemokratische Auffassung der Ereignisse. Das schon am 19. Januar der christlichsoziale Parteivorstand eine scharfe Kundgebung gegen den Streik beschloß und daß es außer sozialdemokratischen Arbeitern auch noch andere, dem Streik widerstrebende Menschen in Wien und in Österreich überhaupt gab, war etwa für einen feindlichen Leser aus der reichsdeutschen Presse nirgend zu entnehmen. In jener Entschließung hieß es: „Die gesamte nichtsozialdemokratische Wiener Presse wurde mundtot gemacht, die Informierung der öffentlichen Meinung für eine politische Partei monopolisiert. Dieser Entwicklung

der Ereignisse hat die Regierung mit verschränkten Armen zugesehen, sie sogar aktiv unterstützt. Die christlichsoziale Partei legt gegen diese terroristische Vergewaltigung der Mehrheit der Wiener Bevölkerung die schärfste und nachdrücklichste Verwahrung ein". Besser als das Ausbleiben aller Nachrichten hätte gewiß die Wiedergabe solcher österreichischen Stimmen gewirkt. Aber es gibt ein unbekanntes Österreich, das in der sehr überschätzten Wiener „großen" Presse nicht zu Worte kommt und deshalb höchstens gelegentlich für die gleichgesinnten Parteiblätter im Reiche, nicht aber für die weitere Öffentlichkeit und auch nicht für unser amtliches Wolff-Bureau vorhanden ist. Gerade die österreichische Berichterstattung der amtlichen Nachrichtenquelle bedarf einer dringenden Reform. Denn gerade dieses unbekannte Österreich, das sich vor allem in den deutschen Provinzblättern spiegelt, ist das bündnistreue. Es heißt, unverantwortlich die eigenen Interessen vernachlässigen, wenn man gerade in der reichsdeutschen Presse, vor allem gegenüber dem Auslande, dieses Österreich nicht so zur Geltung bringt, wie es seinen wirtschaftlichen und kulturellen Kräften nach verdient. Man könnte es sich ersparen, die deutsch-feindlichen Angriffe der tschechischen, polnischen und südslawischen Abgeordneten mit Rücksicht auf das ohnehin sehr gut unterrichtete Ausland zu unterdrücken, wenn man die kräftigen Kundgebungen der deutschen Abgeordneten für das Bündnis genügend beachtete. Das gilt auch für die konservative Presse, die wiederum die österreichischen Dinge fast nur behandelt, wenn sie triftigen Anlaß zu reichsdeutscher Kritik bieten. Man brauchte die sehr beliebten österreichischen Empfindlichkeiten, zu der die allzeit beflissene große Wiener Presse sehr bereit ist, nicht zu befürchten, wenn man immer ganz sachlich und genau über Österreich unterrichtete. Man darf sich aber über diese gekränkten Erwiderungen nicht wundern, wenn man z. B. der „Zeit" die Möglichkeit gibt zu behaupten: rechtsstehende Blätter meinten die Leitung der reichsdeutschen amtlichen Politik, wenn sie Österreich angriffen (benützten also Österreich gewissermaßen nur als Prügelknaben). Damit macht man freilich die Replik sehr leicht. Man könnte mit viel weniger zaghafter Offenheit über die österreichischen und über die gemeinsamen außenpolitischen Fragen, also auch über die innerösterreichischen, soweit sie die gemeinsame Außenpolitik berühren, sprechen, wenn man sich von Reichsdeutschland aus streng davor hütete, alle diese Fragen mit innerpolitisch-reichsdeutschen in Verbindung zu bringen. Daß die österreichische Presse ihrerseits in innerpolitische reichsdeutsche Dinge hineinredet, dürfte an diesem taktischen Grundsatz nicht irre machen. Voraussetzung dazu ist freilich, daß man die österreichischen Dinge besser kennt als bisher. Der Wiener Posten scheint immer noch von den Zeitungen (wie von den Ämtern) als besonders unwichtig betrachtet zu werden; fingerfertige Zeilenkünstler müssen genügen. Dabei ist gerade die Wiener Korrespondenz eines reichsdeutschen Blattes zurzeit die verantwortungsvollste unter den auswärtigen und bedarf gründlicher Vorbildung. Man darf sich nicht wundern, wenn die Verstimmung gegen Reichsdeutschland in Österreich nicht nur in den von Hause aus bündnisfeindlichen Schichten und Völkern ständig wächst, sondern auch bei den bündnisfreundlichen sich einzunisten beginnt. Der Deutsch-Österreicher ist überaus bereit, reichsdeutsche Führung anzuerkennen, wird aber durch die vollkommene Richtungslosigkeit der reichsdeutschen Öffentlichkeit wie der amtlichen Politik in österreichischen Fragen immer wieder aufs schwerste enttäuscht. Die bisher gegen Deutschland gehässig

hetzende „Zeit" hat diesmal Recht, wenn sie erklärt: vieles wäre besser, wenn man in Deutschland nicht so teilnahmslos und ununterrichtet Österreich gegenüber wäre. Die „unerfreulichen Pressevorgänge", die an den Streik anknüpfend von Österreich ausgingen und von denen Kühlmann sprach, das teils hilflose, teils parteipolitisch blinde Verhalten der reichsdeutschen Presse, ihre Liebedienerei gegenüber der nicht sehr bündnisfreundlichen Wiener „großen" Presse auf der einen Seite, ihre zum Teil schlecht zielende, schlecht unterrichtete, wenig vorbereitete Abwehr auf der anderen Seite, dieses ganze haltlose Hin und Wider zwischen Wien und Berlin hat wahrscheinlich den Feinden mehr Freude bereitet als die Wiener Ausstände selber.

Neue Bücher

Diedrich Bischoff: „Vom vaterländischen Beruf der deutschen Freimaurer, ein Wort zum Kampf um Deutschlands Einigkeit." Berlin 1917, Alfred Unger. Geh. 4,80 M., geb. 6,— M.

Deutsche Freimaurer schreiben nicht oft Bücher freimaurerischen Inhaltes für größere Leserkreise, weil das zwecklos ist. Sie machen überhaupt keine Propaganda, sondern überlassen es den Menschen, aus eigenem Antriebe zu kommen. Die so Kommenden erhalten bereitwillig Aufklärung, und zwar so vollständig, als es die Natur der Sache ermöglicht. Wem es darum zu tun ist, Freimaurerei kennen zu lernen, der muß Freimaurer werden; denn Freimaurerei ist kein Wissen, das sich popularisieren, in Lehrsätze fassen und einem Laienpublikum in kurzen Formeln zugängig machen läßt. Nicht durch Wort und Schrift, sondern nur durch ihr Leben und Wirken können Freimaurer für Freimaurerei werben. Jeder Fernstehende wird aber den Kern des Freimaurertumes und die Grundlagen seiner „Geheimnisse" aus der Lebensarbeit und dem Verhalten des Freimaurers seinen Mitmenschen gegenüber erkennen können. Dieses Verhalten der deutschen Freimaurer der Öffentlichkeit gegenüber hat sich bewährt. Es hat aber auch manche unerfreuliche Folgen gehabt. Heftige Angriffe mit vielen falschen Beschuldigungen von seiten der natürlichen Gegner sind von jeher an der Tagesordnung gewesen. Die Versuche, sie zu widerlegen, hätten aber wenig Aussicht auf Erfolg gehabt; denn der gründsätzliche Gegner läßt sich nicht versöhnen und sein gedankenloser Nachbeter ist nimmer zu überzeugen. Solche Angriffe haben in jüngster Zeit in verschärfter Form wieder eingesetzt, und täglich kann man sie in zahllosen Zeitungen lesen. Trotz „Burgfriedens" beschuldigt man auch die deutschen Freimaurer, daß sie im Grunde genommen nicht besser seien, als die romanischen und angelsächsischen; daß sie, wenn auch in anderen Formen und in anderen Maßen, Politik treiben; daß sie den Staat, die Kirchen, die Religion untergraben; daß sie tatsächlich auch auf der Grundlage der Idee einer Weltherrschaft der Freimaurerei stehn oder ihr zustreben; daß sie den Staat von der Kirche trennen, das Schulwesen beherrschen und in ihm religionslose Moral zur Herrschaft bringen wollen; daß sie also staatsgefährlich und kirchenfeindlich seien und deshalb aufs heftigste bekämpft werden müßten. Da fragte man sich in freimaurerischen Kreisen, ob denn die Erörterung freimaurerischer Fragen in der Öffentlichkeit nicht geradezu zur Pflicht werde, um die, welche sich über die Freimaurerei überhaupt noch aufklären lassen wollen, eines Besseren zu belehren. Diese Frage wird aber auch heute noch verschieden beantwortet. Die einen reden der „Außenarbeit" lebhaft das Wort; sie halten es für vaterländische Pflicht

der deutschen Freimaurer, auch über die Grenzen der Loge hinaus unter den Menschen aufklärende Arbeit zu leisten. Die anderen legen nach wie vor das Schwergewicht auf die „Innenarbeit", die Erziehung des einzelnen Menschen zum Freimaurer, und glauben damit auch dem Vaterlande den erfolgreichsten und wichtigsten Dienst zu tun.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, Diedrich Bischoff, gehört zu den ersteren. Seit Jahren hat er durch Wort und Schrift, getreu seinem Programm, auch „Außenarbeit" geleistet, indem er sich bemüht, für die Öffentlichkeit zu wirken, dem Nichtfreimaurer den Inhalt der deutschen Freimaurerei so, wie er ihn auffaßt, verständlich zu machen und nahe zu bringen. Bischoff ist zurzeit auf diesem Gebiete einer der fruchtbarsten deutschen Freimaurerschriftsteller. In zahlreichen Schriften hat er versucht, die verschiedensten Fragen des persönlichen und öffentlichen Lebens von seiner Weltanschauung aus zu beleuchten und von seiner Auffassung auch Nichtfreimaurer zu überzeugen. In der vorliegenden Schrift fesselt ihn der Gedanke, daß die deutsche Freimaurerei befähigt sei, entscheidend da mitzuhelfen, wo es gilt, die sich befehdenden Menschen zu einigen, und damit auch dem Vaterlande die wertvollsten Dienste zu leisten. Den Inhalt des Buches bilden vier Abhandlungen: Der freimaurerische Gedanke, — Um Deutschlands Einigkeit, — Die freimaurerische Missionsarbeit, — Die Missionsschule — und ein Ausblick in die Zukunft —, welche untereinander in aufbauendem Zusammenhange stehen. Wohltuend wirkt das warme vaterländische Gefühl, das der Leser auf jeder Seite verspürt und das ihm dieselbe herzliche Sorge um das Wohl unseres Volkes einflößt, die den Verfasser beseelt. Soweit es überhaupt durch solche schriftliche Darlegungen möglich ist, gestattet die Lektüre dem Nichtfreimaurer einen wertvollen Einblick in die Gedankenreihen jener idealen Weltanschauung, die sich der Verfasser in langjähriger Arbeit auf dem Boden der deutschen Freimaurerei erarbeitet hat. Mit Absicht und Geschick weist er bei jeder passenden Gelegenheit auf die weite Kluft hin, durch die deutsche Freimaurerei von ausländischer, insbesondere von romanischer, getrennt ist, und der nicht voreingenommene Leser erkennt, daß ein durch deutsche Freimaurerei Beeinflußter wohl erzogen ist zu sozialethischer Arbeit unter seinen Mitmenschen, daß aber deutsche Freimaurerei mit Politik nichts zu tun hat. Das Buch wendet sich an die Gebildeten unter den Vaterlandsfreunden, denen es, wie dem Verfasser, Herzenssache ist, an den Aufgaben mitzuarbeiten, die unser Volk in den kommenden Zeiten des vaterländischen Lebenskampfes zu lösen hat. Es soll helfen, den gegenwärtig nur noch mühsam aufrecht zu haltenden „Burgfrieden" zum dauernden Volksfrieden werden zu lassen. Eben dieses Problem der deutschen Zukunft, das alle Kreise unseres Volkes zu ernstem Nachdenken und hilfreicher Teilnahme aufruft, steht im Mittelpunkte der gedankenreichen und formvollendeten Betrachtungen. Möge das treffliche Buch recht viele Leser finden, die seinen Inhalt frei von Vorurteilen prüfen. Sie werden nach seiner Lektüre, soweit sie „guten Willens sind", die Hände nicht in den Schoß legen, die Sorge für die Zukunft dem lieben Nächsten überlassend, sondern bereit sein mitzuhelfen, soweit ihnen Einsicht und Arbeitskraft Arbeitsgelegenheit bieten; denn sie werden erkennen, daß der Verfasser recht hat, wenn er die freimaurerische Missionsarbeit um Deutschlands Einigkeit und Glück sehr hoch einschätzt.

Otto Hesse

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Österreichisch-ungarische Kriegszielpolitik

Von Georg Cleinow

In Brest-Litowsk verhandeln der deutsche und der österreichisch-ungarische Minister in einer Einmütigkeit über die Sicherung unserer Ostgrenze, d. h. über ein in erster Linie reichsdeutsches Kriegsziel, daß man annehmen sollte, es bestehe zwischen beiden auch volle Übereinstimmung über die Gesamtheit der Kriegsziele der Verbündeten überhaupt. Daneben wissen wir bestimmt, daß in einer Frage, die eben hierdurch zu einer Hauptfrage des Friedensabschlusses werden konnte, von einer völligen Übereinstimmung nicht die Rede sein kann: in der Polenfrage. Dieser Zustand ist nicht geeignet, uns in Ruhe über die Gestaltung der Friedensgrundlagen im allgemeinen und der östlichen Grenzsicherungen im besonderen zu wiegen, weil die geschichtliche Entwicklung Deutschlands, die eine Fortsetzung derjenigen Preußens ist, die Bedeutung der Polenfrage für uns ganz anders gestaltet hat, wie für unsere Verbündeten von der Donau. Außerdem sind in den letzten Wochen Verhältnisse zutage getreten, die es schwer machen zu übersehen, wohin eigentlich die Gesamtpolitik unseres größten Verbündeten steuert und in welcher Richtung sowie in welchem Umfange wir aus praktischen Erwägungen heraus gezwungen sein könnten, den Interessen unserer Bundesgenossen den Vortritt vor den unseren lassen zu müssen. Wenn Gustav Stolper die polnische Frage jüngst als die Lebensfrage der Monarchie schlechthin*) bezeichnen zu müssen glaubte und ausführen kann, der Krieg habe für die Monarchie als südslawischer begonnen, habe sich aber zum nordslawischen gewendet**), so sind das Auffassungen, die jenen Gedankengängen entsprechen und uns aufhorchen machen. Nicht eben beruhigend muß auch die immer deutlicher an die politische Oberfläche tretende Tatsache wirken, daß im habsburgischen Lager eine Spaltung zwischen Österreich und Ungarn von einer solchen Tiefe sich aufgetan hat, daß die sonst in ähnlichen Fragen sehr zurückhaltende Presse Wiens offen darauf hinweist und Freiherr von Chlumecky in der „Österreichischen Rundschau“ ***) persönlich sowie durch mehrere

*) „Europäische Staats- und Wirtschafts-Zeitung“ III. Jahrg. Heft 3 S. 46.

**) ebenda Heft 4 S. 64.

***) Heft 6 v. 15. Dez. 1917: „Unteilbar und untrennbar“.

Mitarbeiter*) Alarm schlägt. Dazu hören wir den ungarischen Abgeordneten Heinrich Freiherr von Guttmann über „Mitteleuropa", ein von zahlreichen Österreichern und Reichsdeutschen doch mit großer Wärme vertretenes Kriegsziel, sagen: Dies „sonderbare Projekt" sei ungeachtet der aufrichtigsten Waffenbrüderschaft mit Deutschland in Ungarn ... „nie auch nur einen Augenblick populär" gewesen, „und zwar aus dem Grunde nicht, weil Ungarn infolge des ... von seiten des Verbündeten kommenden stärkeren äußeren Druckes sein gutes Verhältnis zu Österreich gefährdet sähe."**)

Ein solcher Zustand zwingt uns förmlich, uns davon Rechenschaft zu geben, wo die anscheinend doch recht weit auseinanderstrebenden Ziele unserer Bundesgenossen liegen und ob und wie eine Verständigung über sie zu finden ist. Es handelt sich bei den angedeuteten Abweichungen nicht nur um Parteimeinungen, wie sie etwa bei uns bestehen zwischen der Vaterlandspartei und der Sozialdemokratie, sondern um die Ansprüche von Staaten, die durch staatliche Organe vertreten und durchgesetzt werden können. Leicht ist die Arbeit, ein Bild vom angestrebten und erreichbaren zu geben, nicht, da eine eigentliche Kriegszielliteratur, wie sie bei uns im Reich seit Freigabe der Kriegsziele durch die Zensur ins Kraut schoß, in der Donaumonarchie kaum vorhanden ist; man muß sich die Kriegsziele Österreichs und Ungarns aus der Literatur zusammenstellen, die über Einzelprobleme der inneren und äußeren Politik schon aus der Zeit vor dem Kriege vorhanden oder, wie die ganze Literatur über „Mitteleuropa"***), den österreichisch-ungarischen Ausgleich†), das Südslawische Problem††), die Adriafrage†††), das Donauproblem und andere Dinge neu entstanden ist. Heinrich Friedjung, Paul Samassa, Richard Charmatz, Karl Renner, Gustav Stolper, Robert Sieger und andere, sowie die erwähnte „Österreichische Rundschau" (Wien), und H. Ullmanns „Deutsche Arbeit" (Prag) sind dabei zuverlässige Führer.

* * *

*) Heft 8 v. 1. Nov. 1917: „Politische Umgestaltungen in Ungarn" von Reichstagsabgeordneten Emil Neugeboren; Heft 4 vom 15. Nov. 1917: „Der neueste Wekerle" von E. Treumund; Heft 2 v. 15. Jan. 1918: „Viribus unitis" von E. Treumund.

**) „Österreichische Rundschau", Heft 5 vom 1. Dez. 1917 S. 197: „Österreich und Ungarn".

***) Näheres s. Heft 2 vom 9. Jan. 1918 der „Grenzboten" in meinem Leitartikel.

†) Dr. Ivan Zolger, „Der staatsrechtliche Ausgleich zwischen Österreich und Ungarn" Leipzig 1911. Verlag von Duncker u. Humblot. XIII und 354 S. Preis 9 M.

Dr Rudolf Sieghart „Zolltrennung und Zolleinheit, die Geschichte der österreichisch-ungarischen Zwischenzollinie"; nach den Akten dargestellt. Wien 1915. Manzsche, K. u. K. Hof-Verlags- uud Universitäts-Buchhandlung. VII und 413 S. Preis 12 Kronen ö. W.

††) Leopold Mandl. „Die Habsburger und die serbische Frage". Geschichte des staatlichen Gegensatzes Serbiens zu Österreich-Ungarn. Wien 1918. Verlag von Moriz Perles K. und K. Hofbuchhandlung. 197 S.

Slavicus. „Österreich-Ungarn und die südslavische Frage". Verlag von Ferd. Wyß, Bern 1917.

Theodor von Sosnowsky. „Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866." 2 Bde. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1913/14.

†††) L. Freiherr v. Chlumecky, „Österreich-Ungarn und Italien, das westbalkanische Problem und der Kampf um die Adria". II. Auflage. Verlag von Deuticke, Wien 1907.

Als im Sommer 1914 Österreich-Ungarn in den Krieg gegen Serbien gerissen wurde*), aus dem sich der noch immer tobende Weltkrieg entwickelte, schien es kein anderes Kriegsziel zu haben, als die Züchtigung der Serben und die Schaffung von Sicherheiten an seiner Südgrenze. Als dann im September desselben Jahres die Russen vor Krakau standen und ihre Friedensfühler nach Wien ausstreckten, mag es manchen guten Patrioten an der Donau gegeben haben, der sich die Frage vorlegte, ob denn das bescheidene Kriegsziel die Fortsetzung des Krieges an der Seite des inzwischen von Frankreich und England angefallenen Deutschland und die damit verbundenen Opfer an Gut und Menschenleben rechtfertigte. Italien war noch nicht offen auf die Seite der Feinde übergegangen. Die Kriegspartei gewann die Oberhand zum Heile Österreich-Ungarns! Nicht die Treue zum Bundesgenossen, — das klingt sehr hübsch in Zeitungsartikeln und Parlamentsreden, ist aber nur für den Spießer berechnet — sondern die hohe Auffassung von Habsburgs Mission bei den leitenden Männern in Wien hat die Entscheidung finden helfen. Deutschlands Weltgeltung ist die Voraussetzung für die Entscheidung über die Frage ob Österreich-Ungarn selbst durch die Adria und das Mittelmeer zur Teilnahme an der Weltpolitik berufen sein soll oder nicht, was wieder die Vorbedingung dafür ist, daß der Staat eine seiner historischen Mission im Südosten entsprechende Daseinsform findet. Deutschland mußte nur bereit sein, die Durchführung dieser Mission möglich zu machen; um den Preis der Bereitschaft konnte es denn auch Habsburg übernehmen, trotz warnender Stimmen für Deutschlands Weltgeltung einzutreten und Opfer zu bringen. Eine andere Entscheidung hätte vielleicht dem Kriege ein schnelleres Ende bereitet, aber Österreich-Ungarn wäre, seiner Aufgaben beraubt, aus dem Mangel einer Daseinsberechtigung zerfallen. Dies ist der Rahmen für jedes Bild über die österreich-ungarischen Kriegsziele.

Nun klingt es hart, wenn nicht gar anmaßend, von eines Reiches Daseinsberechtigung zu sprechen, das in so schweren Stunden beweisen konnte, wozu es da ist. Aber es sind ja die Österreicher selber, die uns immer wieder durch ihre Gelehrten und Schriftsteller zu dieser Frage führen. Aus dem Unbehagen, das die Unfertigkeit des Staatsbaues verbreitete, entsteht sie.

„Ich lebe, darum bin ich!" Dies stolze Römerwort, das ein polnischer Denker anwandte, als er den Grund für die Daseinsberechtigung seiner Nation angeben wollte, möchte ich unseren Bundesgenossen zurufen, wenn ich die Bemühungen sehe, mit denen Österreicher die Daseinsberechtigung der Habsburgischen Doppelmonarchie glauben nachweisen zu müssen. Es kommen dabei recht wunderlich anmutende Dinge zum Vorschein, die wohl nur dem ohne weiteres verständlich sind, der den ganzen niederdrückenden Pessimismus gesehen hat, der auf Deutsch-Österreich vor dem Kriege lastete und der in Rechnung zu stellen weiß, was Wien als Kultur- und Ausgleichszentrum für die Monarchie und seine Völker bedeutet. So macht der Wiener Geograph Hanslick den Versuch**), die Erdober-

*) Österreich-ungarisches Rotbuch. Volksausgabe, Manzsche K. u. K. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung, Wien 1915.

**) Erwin Hanslik, 1. „Österreich, Erde und Geist", 2. „Österreich als Naturforderung", beides im Verlag des Instituts für Kulturforschung, Wien 1917, 3. „Die neue Weltkulturgemeinschaft, der Weg des Slawentums zur neuen Weltkultur", bei F. Bruckmann, A. G.

fläche mit geographisch bestimmten Kulturgebieten zu überziehen, aus denen dann im Laufe der Jahrtausende sich der Österreichisch-Ungarische Staat, wie er als Groß-Habsburg nach dem Kriege aussehen würde, als modernster Typus des Völkerstaates sich entwickelte. Herr Hanslick führt seine weit hergeholten Gründe für die Notwendigkeit des Bestehens Österreich-Ungarns im neutralen Auslande mit großem Ernst spazieren und wird — mißverstanden. Österreich-Ungarn lebt, darum ist es! Aber der Staat ist weder innerlich noch äußerlich abgeschlossen — es ist ein werdender Staat, in dem die Kräfte nach Gestaltung ringen. Die Frage, die der Politiker und Staatsmann zu stellen hat, ist darum eine andere: wird es sich, so wie es ist, halten können, inmitten des Drucks, der entstanden ist durch den Weltkrieg und die russische Revolution? Welche staatsrechtliche Formen muß es annehmen, um den neuen Verhältnissen gewachsen zu sein? Und schließlich: wie muß sich sein Verhältnis zu den Nachbarn gestalten? Staaten leben und haben Daseinsberechtigung, so lange sie eine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllen, trivialer ausgedrückt: solange sie völkische Rohstoffe kulturell zu verarbeiten vermögen. Polen ist untergegangen, weil es mit der kulturellen Erneuerung des Mittelalters, die ihm über Deutschland gebracht wurde, nichts anderes anzufangen wußte, als die dünne Schicht der Schlachta in ihrem Egoismus zu zivilisieren. Österreich-Ungarn müßte untergehen, wenn es darauf verzichten wollte, die moderne Methode der Arbeit an der Gesellschaftsbildung den sozial unentwickelten Völkern im Südosten Europas zu vermitteln. Es wird vor dem Untergange bewahrt bleiben, nicht weil etwa die geographische Lage der in Frage kommenden Gebiete eine günstige ist, sondern weil Millionen Gebildete in ihm die große weltgeschichtliche Aufgabe richtig erkannt haben und bereit sind, die Gunst der geographischen Verhältnisse nach Kräften zu nützen. Es wird sich die Durchführung seiner Aufgabe erschweren, wenn es Gebiete in seinen Einflußbereich zu ziehen bestrebt sein wird, die bereits eine Eigenentwicklung ausgesprochener Richtung haben oder unter dem Kultureinfluß politisch stärkerer Mächte stehen. Daß wirtschaftlicher und nationaler Egoismus ebenso wie Herrschsucht und Verblendung, alte Neigungen und junger Haß sich dem Wollen entgegenstellen und daß die historisch gewordenen staatsrechtlichen Verhältnisse in der Monarchie gerade die reaktionären Strömungen stärker wirken lassen, als die bewußten Kulturpioniere es wünschen, ist auch kein Grund zum Verzagen. Ihre Widerstände sind historische Notwendigkeiten, die es zu überwinden gilt. An ihnen verfeinert sich in einem gesunden Staatswesen die politische Technik, aus ihnen bildet sich als Resultante aller Kräfte der zielsichere Staatswille, der seinen sichtbaren Ausdruck findet in den Bahnen, die seine auswärtige Politik geht.

Die Bahnen der auswärtigen Politik Habsburgs waren seit seinem Ausscheiden aus dem deutschen Bunde und seiner Verständigung mit dem jungen Deutschen Reich als katholische Vormacht im Südosten des Erdteils bestimmt durch die Notwendigkeit, das Mittelmeer an der Adria zu gewinnen, sowie zur Sicherstellung des Zugangs dazu entsprechende Gebiete auf dem Nordwestteil der

München 1916. Hanslik kommt u. a. zu dem politisch für Habsburg recht erfreulichen Ergebnis, eines „Donaublocks", der, abgesehen vom Donaugebiet selbst, die Balkanhalbinsel ohne Griechenland, sowie Schlesien, Posen, Westpreußen und Kongreßpolen, also das Stromgebiet der Weichsel, umfaßt!

Balkanhalbinsel unter seinen Einfluß zu bringen. Der Schwächezustand der Türkei und die ungesicherten staatlichen Verhältnisse auf dem Balkan reizten darüber hinaus auch gegen Saloniki vorzustoßen und das Ägäische Meer zu erreichen. Solche Zielsetzungen mußten den Gegensatz zu Rußland auch dann neu heraufführen, wenn er nicht schon Erbteil aus früheren Epochen gewesen wäre.*) Der Gegensatz zu Rußland wiederum bedingte Österreich-Ungarns stärkere Anlehnung an das Deutsche Reich, trotz Königgrätz und gegen die Wünsche bestimmter klerikaler und feudaler Kreise am Wiener Hofe, die auch in der Gegenwart noch wirken.**) Ihr Widerstand war dann die Veranlassung, daß das von Rußland in erster Linie bedrohte Ungarn in der Zweibundpolitik die Führung auf Habsburgs Seite übernehmen konnte.

So wenig auch der klerikalfeudale Einfluß der breiten Öffentlichkeit zum Bewußtsein kam, hat er doch große und unheilvolle Wirkungen ausgeübt. Denn ihm ist es wohl im letzten Grunde zuzuschreiben, wenn Österreich nicht gleich Ungarn entschlossen den Weg zum straff zentralisierten Nationalstaat unter der Vorherrschaft des Deutschtums betrat, sondern sich ziemlich eilig zum Nationalitätenstaat mit seinen Schwächen umwandelte. Die den Deutschliberalen zum Vorwurf gemachte Absage an die Balkanpolitik im Jahre 1876 ist für die Krone wohl mehr äußerer als innerer Anlaß gewesen, einer sich auf das Deutschtum stützenden Politik endgültig den Rücken zu kehren. Die abgelaufenen vierzig Jahre können gekennzeichnet werden als die Epoche des Versuchs, ein österreichisches Staatsvolk zu schaffen, das an Stelle der Deutschen Träger der Habsburgischen Ideen werden würde. Der Krieg hat Habsburg auf dem Höhepunkt des aus dem Versuch hervorgegangenen Nationalitätenkampfes überrascht und wenn es trotzdem nicht zu einer Katastrophe gekommen ist, so sollte die Monarchie dafür in erster Linie dem Deutschtum Dank wissen.

Aus der Entwicklungsgeschichte des Habsburgerstaates heraus waren und sind in Österreich die Deutschen die nächsten zum Thron. Sie begannen von dem Augenblick an ins Hintertreffen zu geraten, als nach 1866 die großdeutsche Bewegung das Entstehen einer deutschen Irredenta auf österreichischem Boden möglich werden ließ und Kaiser Franz Josef glaubte, sich im Rahmen der Verfassung nach anderen Stützen für seinen Staat umsehen zu müssen. Damals boten sich in erster Linie die Polen in der konservativen Stanczyken-Partei; ihnen wird das Deutschtum in Galizien in dessen Beamtenschaft geopfert. Vierzig Jahre später nach Errichtung einer bosnischen Landesverwaltung und der Hochschulen in Serajewo müssen die Deutschen, auch dort vorwiegend Beamte, zurücktreten. Mit dem Verschwinden der deutschen Beamten gingen auch gute deutsche Kräfte, die als Kolonisten und Handwerker ins Land gekommen, verloren, wenn nicht noch in letzter Stunde deutsche Schutzvereine eingreifen konnten.

*) Der interessierte Leser wird mit großem Gewinn die ausgezeichnete kleine Studie „Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland" von D. Alexander Redlich (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart) 1915 lesen.

**) Carl von Czerny, „Deutsch-ungarische Beziehungen" mit einem Vorwort von Graf Stefan Tisza. Verlag von Johann Ambrosius Barth, Leipzig 1915.

Austriacus. „Der Thronfolger, Österreich und der Krieg". Internationaler Verlag von Franz Ketner, Zürich.

Die Deutsch-Österreicher, durch die Leistungen des jungen Deutschen Reiches auf allen Gebieten in ihrem Nationalbewußtsein gestärkt, und zum Teil befangen in alldeutschen Gedankengängen, mochten viele Jahre hindurch ihre Aufgabe in der Monarchie nicht darin erschöpft sehen, daß sie als Kulturdünger auf der slawischen Erde dienten. Nur ein Teil in der liberalen Partei fügte sich seinem Schicksal. Die stärksten Elemente lehnten sich gegen die Bestimmung auf und taten dasselbe, was sie Tschechen, Südslawen, Italienern und Rumänen zum Vorwurf machten: sie suchten Anschluß an die Deutschen außerhalb der Monarchie, freilich ohne die rücksichtslose Konsequenz der Slawen, da in ihnen die deutsche Mannentreue zum Fürsten immer wieder siegte über den Mißmut gegen die Bureaukratie. Die alldeutsche Bewegung stellte aber auch sonst keine ernstliche Gefahr für den Staat dar, da sie im Reich keine Gegenliebe oder doch nur die Gegenliebe jener privaten Kreise fand, die die Vollendung des Reichsbaues großdeutsch auf andere Art erstrebten, als die deutsche Reichsregierung. Im Gegenteil erwuchs aus ihr nur Vorteil für den Staat, in dem Maße, wie die Aufrüttelung der Deutschen eine lebhafte Entwicklung der Schulen und in deren Gefolge des Genossenschaftswesens, der Gewerbe und Industrie sowie der Heimatsliebe im Gefolge hatte. Politisch kamen sie immer mehr ins Hintertreffen.

Als Alemannen, Bajuwaren, Franken, Sachsen und Schlesier über die geographisch voneinander sehr abweichenden Gebiete Österreichs verteilt, zudem konfessionell gespalten, haben ihre einzelnen Teile sich sozial verschieden entwickelt und demgemäß auch ein buntes Getriebe voneinander sich bekämpfenden Parteien erzeugt. Sie alle unter ein politisches Schlagwort zu sammeln, das nicht den Gesamtstaat ins Auge faßte, und zu einer machtvollen Stellungnahme für oder gegen die Regierung zusammenzuschmieden, war schlechterdings unmöglich. Eine solche zersplitterte Nationalität hatte wohl durch die starken Seiten ihrer Rasseneigentümlichkeiten, wie Treue und stetige Arbeitskraft als Reservoir für die Ergänzung einer Schicht von ausgesprochenen Staatsdienern Bedeutung, nicht aber durch die Wucht der Massen für die Ausgestaltung der Kräftespannungen innerhalb der Monarchie. Dies gilt auch von der wirtschaftlichen Bedeutung der Deutschen. Sie ist nicht groß genug, um eine Politik zu rechtfertigen, die auf Germanisierung der Slawen hinauslaufen würde, hatte außerdem in der tschechischen Industrie ernste Wettbewerber gefunden. Erst die Entwicklung der sozialdemokratischen Partei in Österreich nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts hat die Verhältnisse wieder ein wenig zugunsten der Deutschen verschoben, freilich nicht in einem national-separatistischen, sondern in einem sozial verschmelzenden Sinne, der sich je länger um so mehr mit den Aufgaben der Habsburger deckt: im Deutschtum vor allem wurzelte das Österreichertum als Staatsidee*).

*) An Literatur zu obigen Ausführungen seien besonders zu empfehlen die gedankenreichen Darlegungen von Professor Dr. Robert Sieger (Graz) im IX. Bande Heft 1/2 der „Zeitschrift für Politik" (Karl Heymanns Verlag, Berlin): „Der österreichische Staatsgedanke und das deutsche Volk". Ferner: Dr. V. Wießner „Einführung in die deutsch-österreichische Politik" (Verlag von Richard Finke, Dresden-Leipzig 1910). Paul Samassa „Der Völkerstreit im Habsburger Staat" (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig 1910). Hermann Ullmann „Die Bestimmung der Deutschen in Mitteleuropa" (Tat-Flugschriften verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1915).

Nun läßt sich nicht leugnen, daß die ausgleichende Kabinettspolitik auch für ganz unbefangene Beobachter aussah wie ein ständiges Zurückweichen vor dem radikalen Drängen der Slawen. Der Eindruck wurde verstärkt durch das Triumphgeschrei der jeweiligen Sieger und durch die unaufhörlichen Klagen der Deutschen. Ihre Konsequenzen lagen indessen viel mehr im Gebiet der äußeren als der inneren Politik. Sie wurden der Anreiz für die Feinde Habsburgs, sich in die inneren Verhältnisse der Monarchie zu mischen, durch Anknüpfung an die zentrifugalen Strömungen bei Italienern, Südslawen, Tschechen, Rumänen und Galiziern. Besonders der russische Panslawismus war stark angeregt auf Kosten der Habsburger, eine Lösung der slawischen und russisch-imperialistischen Probleme in seinem Sinne herbeizuführen. Spionage- und Hochverratsprozesse bezeichneten den Weg, der in Serajewo enden sollte, nachdem die wissenschaftliche Forschung vorgearbeitet hatte. Rußlands Beginnen barg größere Gefahren für Habsburg, als sie vielleicht in dem Verlust einiger Grenzgebiete lagen. Indem Rußland versuchte, Habsburg vom Balkan abzudrängen, Ostgalizien zu erobern und die Herrschaft über die Adria mit Hilfe Italiens, Montenegros und Serbiens selbst auszuüben, griff es an den Lebensnerv der Monarchie, denn es legte Hand an die historische Mission der Habsburger.

* * *

Aus dem vorangegangenen Überblick ist zunächst eins klar: in der praktischen Politik hat Habsburg in Erfüllung seiner Mission damit fortzufahren oder zu beginnen, alle jene Elemente, die schon an den Gedanken gewöhnt waren durch den Weltkrieg von der österreichischen Führung loszukommen, durch eine entsprechende Hebung ihrer sozialen Verhältnisse und staatsrechtlichen Stellung für den in Habsburg verkörperten österreichisch-ungarischen Staatsgedanken zu gewinnen. Damit kann nicht gesagt sein, daß sie deshalb über die andern Volksteile, die ohnehin Verständnis für den Staatsgedanken durch ihre Haltung vor und während des Krieges bewiesen haben, zur Tagesordnung übergeht und sie preisgibt. Bei der immer schneller vorschreitenden Demokratisierung des politischen Lebens in der Donau-Monarchie und den sehr weit auseinanderstrebenden Wünschen der einzelnen Nationalitäten erscheint die Aufgabe fast wie die Quadratur des Zirkels. Sie ist's in der Tat nicht, wäre vielleicht gerade jetzt leichter zu lösen, wenn ein Monarch an der Spitze des Reiches stünde, der bereits als ausgesprochener Führer einer übernationalen Reformpartei anzusprechen wäre, wie es etwa der Märtyrer von Serajewo gewesen. Zu ihm blickte ein im Entstehen begriffenes Staatsvolk mit Vertrauen empor. Als sein politisches Glaubensbekenntnis galt der Satz: „Freiheit und nationales Selbstbestimmungsrecht der Völker einerseits, dauernde Festlegung der das Ganze einschließenden Klammern andererseits"*). Die Persönlichkeit des jungen Kaisers bietet jedoch manche gute Gewähr dafür, daß sie, wenn sie sich von politischen Ratgebern fern zu halten weiß, die außerhalb Österreichs liegende Interessen verfolgen und bei einiger Standhaftigkeit der Regierung inner- und außenpolitischen Forderungen gegenüber gewisse Hemmungen überwindet.

*) Siehe Freiherr von Chlumecki „Österreichische Rundschau" vom 15. November 1917, Seite 148.

Die Dinge in Habsburg lägen gar nicht so verwickelt und hätten kein so verzweifeltes Aussehen, wenn von Wien aus für das Gesamtreich oder wenigstens für Österreich ähnlich mitreißende Parolen ausgegeben werden könnten, wie es von Budapest aus für Ungarn geschieht. Aber während in Ungarn sich die Magyaren als ein hervorragend starker Typus staatsbildender Elemente zusammenschließen konnten, ehe der Krieg ausbrach, wurde Österreich im Zustande der Gährung angetroffen als ein brodelnder Völkerbrei, dessen Einzelteile noch zu sehr mit sich selbst beschäftigt waren, als daß sie schon bereit sein konnten, den Staat „durch eine höhere Sehnsucht an die Höhen des Himmels" zu knüpfen und „ihm eine Beziehung zum Weltall" zu geben. (Novalis.) Im ungarischen Parlament konnte jüngst der Ministerpräsident Wekerle unter starkem Beifall aussprechen: „Ein engeres Verhältnis mit Deutschland ist aus höheren volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten wichtig. Wenn wir Teilhaber des großen wirtschaftlichen Verkehrs sein wollen, der sich von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer und auch darüber hinaus bis nach Kleinasien hinein erstreckt, dann müssen wir uns dementsprechend wirtschaftlich einrichten". Von österreichischer Seite haben wir solch ein zielweisendes Wort von verantwortlicher Stelle noch nicht gehört. Und doch bedarf es auch dort nicht mehr als eines freien Bekenntnisses zur Fortführung der seit fünfzig Jahren betriebenen Politik nur mit zeitgemäßen Mitteln.

Was aber war denn der Sinn dieser Politik? Der Schwede Kjellén erfaßt ihn mit folgenden Sätzen: „Um Europas willen, als Schutzwehr seiner Kultur gegen gefährliche Feinde im Osten wurde ... der österreichische Staat gegründet, und diesen Charakter hat er durch alle Zeiten behalten. Selten ist eine Staatenbildung in der Geschichte mit einer so ausgeprägten politischen Mission hervorgetreten ..... Aber dieses Programm selber hat jetzt seine Front geändert. Die türkische Expansionskraft ist längst gebrochen, von der Balkanhalbinsel wird nunmehr die Kultur Europas nicht mehr bedroht, aber statt dessen hat sich eine größere Gefahr direkt im Osten von der Großmacht der Slawen hervorgehoben. Gegen diese Gefahr deckt Österreich-Ungarn nun Zentraleuropa. Die Frontstellung gegen Rußland, völkerrechtlich sanktioniert durch das Bündnis mit dem neuen Deutschland ... ist jetzt der wichtigste äußere Zug seines Gesichts. Europas Wachtposten im Osten und sein Puffer gegen niedrige Kulturen: das ist die geschichtliche Signatur und das politische Pathos der ältesten Großmacht" *).

Die Entwicklung des Krieges, seine Ausdehnung auf Italien und Rumänien, die Niederwerfung Serbiens und Montenegros, Bulgariens Beitritt und die Verdrängung der Italiener aus österreichischem Gebiete mit deutscher Hilfe, wo nicht unter deutscher Anleitung, haben der habsburgischen Mission dann die näheren praktisch-politischen Ziele gewiesen, freilich auch den bündigen Beweis dafür erbracht, daß diese Ziele nur in engster über den Krieg hinausgehender Verbindung mit dem Deutschen Reiche erreichbar bleiben. Der Krieg hat aber auch unzweideutig bewiesen, daß die Frontstellung Österreich-Ungarns gegen Rußland eine erhöhte Sicherung seiner Stellung auf dem Balkan und in Rumänien bedingt, während der direkte Kampf gegen Rußland Deutschland obliegt. Nicht nur die technische Organisation der Kriegsmittel mit Einschluß der Eisenbahnen weist darauf hin; die könnten nach

*) „Die Großmächte der Gegenwart".

den Erfahrungen des Krieges Österreicher und Ungarn vielleicht auch ohne unsere Mitwirkung den neuen Verhältnissen entsprechend ausgestalten. Schwerer scheint mir der Zustand zu wiegen, in dem die Völker Habsburgs in ihren Beziehungen zueinander sich befinden: die zentrifugalen Strömungen bei Ungarn und Südslawen, die Selbständigkeitsbestrebungen bei den Tschechen, das Mißtrauen der Deutschen sind gegen sie. Alle die hierin zum Ausdruck kommenden Gegensätze sind so wenig im Handumdrehen zu beseitigen so wenig plötzlich sie entstanden sind. Es bedarf schon starker Parolen, um die Völker aus ihren Einzelsorgen aufhorchen zu machen; es bedarf Schonung vieler wunder Stellen, um die gereizten, ja überreizten Nerven nicht schmerzhaft zu berühren und springen zu lassen. Nach solchen Erwägungen wird es verständlich, wenn gerade Graf Czernin, der Tscheche, dessen Volksgenossen doch recht rigoros mit fremden Nationalitäten umspringen, sowohl in seinen Parlamentsreden, wie bei den Friedensverhandlungen mit Rußland die Formel vom Selbstbestimmungsrecht der Völker stärker hervorhebt, wie uns Reichsdeutschen nützlich erscheint. Graf Czernin spricht dennoch weiten Kreisen besonders in Österreich aus der Seele. Dort macht sich nicht nur bei den Slawen, sondern auch bei den Deutschen eine starke Strömung gegen die alten Nationalitätenkämpfe bemerkbar, sicher ein Ergebnis der Erkenntnis von Habsburgs Mission!

* * *

Der Zusammenhang zwischen auswärtiger und innerer Politik mußte in dem Voraufgegangenen etwas stärker betont werden, als es vielleicht die Aufgabenstellung auf den ersten Blick notwendig erscheinen ließ, weil erst daraus klar hervorgeht, welche realen Kräfte Österreich-Ungarn für seine Außenpolitik nach dem Kriege zur Verfügung stehen werden, wodurch sich dann auch die Kraft ermessen läßt, mit der es das eine oder andere Ziel verfolgen kann. Alle Probleme der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns sind durch die Eigenart der Konstruktion des Reichs zugleich in viel höherem Maße Fragen der inneren Politik wie etwa in Deutschland. Die Frage der Gestaltung seiner künftigen Beziehungen zu Serbien und Montenegro ist für Habsburg auf das engste verknüpft mit dem innerpolitischen südslawischen Problem; die Grenzsicherungen gegen Rußland berühren nicht allein militärische Seiten der inneren Politik, sondern auch und in viel höherem Maße den Territorialbestand des Reiches durch die Polen- und Ruthenenfrage, während die Frage eines wirtschaftlichen Zusammenschlusses mit Deutschland geeignet ist, die gesamte sozial-kulturelle Entwicklung der Völker Habsburgs für immer auf das tiefste zu beeinflussen. Dies Ineinandergreifen inner- und außenpolitischen Probleme bedingt es, daß die Neuordnung des staatsrechtlichen Aufbaues der Monarchie und der Beziehungen der einzelnen Nationalitäten zueinander nach jeder Richtung hin ein Punkt erster Ordnung im Kriegszielprogramm Habsburgs sein muß.

Welchen Weg die Regierungen Österreich-Ungarns gehen wollen, um eine praktisch brauchbare Daseinsform zu finden ist angezeigt in der festen Betonung des Selbstbestimmungsrechts der Völker durch den Grafen Czernin in der Delegation. Daß aber die Magyaren in Ungarn sich ebenso leicht diesen angeblichen Anforderungen der Zeit anpassen würden, wie die Deutschen es unter grundverschiedenen Verhältnissen in Österreich zu tun für richtig finden, ist geradezu unwahrscheinlich. Denn gerade der ungarische Staat, in dem die

Magyaren zahlenmäßig eine Minderheit gegenüber Slowenen, Rumänen, Tschechen und Deutschen bilden, müßte die größten, an den Grundlagen ihres zentralistischen Staates rührenden Konzessionen machen, wollte er die Formel Czernins, die diejenige der Russen, Wilsons und der Sozialdemokraten Österreich-Ungarns ist, glatt annehmen. Aber wo schließlich ein Ausgleich gefunden werden muß, wie hier, wo die beiden Staaten aufeinander angewiesen sind, da wird auch ein Weg erkundet werden, wenn wir ihn heute auch noch nicht sehen. Die Gedanken, die in Weckerles schon erwähnten Worten, daß ein engeres Verhältnis mit Deutschland aus höheren volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten wichtig sei, gipfeln, schließen aus diesem Zusammenhange heraus nicht nur weltwirtschaftliche Probleme ein, sondern und in erster Linie meinen sie das innerpolitische Problem der Schaffung eines ungarischen Staatsvolkes durch Industrialisierung des Landes und in dessen Folge soziale Hebung der zurückgebliebenen Völkerschaften. Es ist bekannt, daß die Magyaren sich bisher als staatbildendes Volk außerordentlich bewährt haben; zu untersuchen, ob ihre Kräfte auch in Zukunft ausreichen würden ihren Staatsgedanken den anderen Völkern aufzuzwingen, ist hier nicht der Ort. Augenscheinlich wollen sie ihre Kräfte noch mehr wie bisher zusammenfassen, wenn sie gerade jetzt danach streben ihr Verhältnis zu Österreich auf einer andern Grundlage aufzubauen, als es der Ausgleich von 1867 war. Die im vorigen Jahre eingeleitete Wahlrechtsreform, die ein allgemeines Stimmrecht vorsieht, soll nach Ansicht so tüchtiger Kenner der ungarischen Verhältnisse, wie Emil Neugeboren*) die überragende Stellung der Unabhängigkeitspartei nach sich ziehen, die neben der eigenen Armee, das Sonderzollgebiet und eine eigene Notenbank anstrebt**). Angesichts der großen innerpolitischen Aufgaben, die dergestalt der Ungarn harren, ist es wohl verständlich, daß sie danach trachten zwischen sich und Rußland einen befreundeten Staat zu schieben, wie es ein mit Österreich verbundener Polenstaat sein könnte. Hieraus wird auch der Ungarn Interesse am Zustandekommen der austropolnischen Lösung begreiflich.

Herrscht nun schon in einer so wichtigen Frage, wie der österreichisch-ungarische Ausgleich es ist, unter den regierenden Faktoren keine Übereinstimmung, so darf man auch kaum erwarten, daß man sich in Wien ganz klar darüber ist, was in der auswärtigen Politik erreicht werden kann. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges erlebte eine in politischer Hinsicht recht naive Schrift von Octavus „Groß-Habsburg das Resultat des russisch-österreichischen Krieges 1918" fünf Auflagen, die das österreichisch-ungarische Kriegsziel also umschrieb: „Der Niederbruch der russischen Großmacht verursachte eine wesentliche Neugestaltung der europäischen Machtverhältnisse. Es gab nunmehr Großmächte mit sichtbar aufsteigender Macht- und Kulturentwicklung und solche, welche den Höhepunkt staatlicher Führergeltung bereits überschritten hatten. Zu den Großstaaten mit aufwärts gerichteter Evolutionskurve zählten 1918: Groß-Habsburg mit 99 Millionen Einwohnern, das deutsche Reich mit 71 Millionen ... starken Bevölkerung ..."***) Eine der Schrift beigelegte Karte zeigt die Ukraina in ihrer vollen ethnographischen Ausdehnung als Bestandteil der Habsburgischen Monarchie. Diesem vor vier Jahren aufge-

*) „Österreichische Rundschau" v. 1. Nov. 1917 S. 107.

**) E. Traumund, ebenda v. 15. Jan. 1918 S. 61.

***) Krakau 1914. Druck und Verlag von M. Deutscher. S. 50.

stellten Ziel steht heute ein Wunsch des Sozialdemokraten Karl Renner gegenüber, der aus dem Reich „das Bild einer kleinen Internationale, deren Formen sich dereinst in der Organisation der gesamten Weltwirtschaft wiederholen sollen“*), machen möchte. Beide Ziele deuten ebenso wie Hansliks Nachweis des Habsburgischen Kultureinflusses auf eine recht kräftige Entwicklung imperialistischer Neigungen seien sie bisher auch nur erst im Unterbewußtsein vorhanden. Jene deutschen politischen Kreise, die gleich den Polen von der dualistischen Form zum Trialismus übergehen möchten, denken vielleicht nicht ganz so großhabsburgisch, sondern ebenfalls wie die Polen zuerst an die Sicherung ihres nationalen Einflusses in Westösterreich, wenngleich eins das andere nicht auszuschließen braucht. Ganz großhabsburgisch denken dagegen jene Gruppen, die die Form des Vierbundes vertreten, wobei den zu einem nationalen Staatswesen zusammengefaßten Serben, Kroaten, Slovenen und Dalmatinern die Aufgabe zufiele, die Adria gegen die Italiener zu erobern und für Habsburg im wirtschaftlichen Kampfe zu halten. Schließlich besteht die Forderung, Österreich-Ungarn in einen Bundesstaat der Nationalitäten umzuwandeln. Hiernach würden also auch die Tschechen ein eigenes Staatswesen begründen können und es wäre ein weiter Rahmen geschaffen, noch andere Nationalstaaten, etwa Bulgarien und Rumänien, in den Bund einzubeziehen.

Neben diesen sehr weit auseinanderstrebenden Meinungen scheint sich als einzige von allen Kreisen gleich klar erkannte Aufgabe die Forderung nach sozialer Hebung der Völker Habsburgs durch Industrialisierung eingestellt zu haben. Aber den sichersten Weg dazu — die wirtschaftliche Annäherung an Deutschland — fürchten sich noch weite Kreise zu betreten.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat zur Gesamtheit dieser Fragen bisher nur in sehr vager, meist negativer Form Stellung genommen. Aus ihren Kundgebungen läßt sich zwar entnehmen, daß sie den Staat den durch die Ergebnisse des Weltkrieges gezeitigten Anforderungen anzupassen gedenkt; aber wie, auf welchen Wegen, mit welchen Mitteln es geschehen soll, erkennen wir noch nicht. Nur soviel ist klar erkennbar, daß in Österreich keine Nationalität ein Vorrecht vor der andern haben soll, während in Ungarn das Magyarentum ausdrücklich als vorherrschende Nationalität anerkannt bleiben will. In allen übrigen Fragen scheint die Methode beibehalten werden zu sollen, die schon seit Jahren angewendet wird: nicht die Regierung weist zu großen Zielen den Weg, sondern sie läßt sich von den wechselnden Verhältnissen treiben. Eine solche Politik hindert nicht Einzelfragen auf der Linie des geringsten Widerstandes mit einer gewissen rücksichtslosen Energie im Sinne der Monarchie zur Entscheidung zu bringen, wie wir es bei Behandlung der Polenfrage bemerken. Aber sie ist auch der Ausgangspunkt für Pessimismus und innere Zersetzung, und sie bildet, wie wir gesehen haben, auf die böswilligen Nachbarn den stärksten Anreiz die innerpolitischen Verhältnisse zu beeinflussen. Die Hoffnung Trotzkis auf einen Sieg der Revolution in Österreich-Ungarn ist die beste Illustration dazu. Solche Politik hindert durchaus nicht, Einzelerfolge auf internationalem Gebiet hereinzubringen. Auf solche Einzelerfolge aber scheint besonders Graf Czernin auszugehen. Sein Kriegsziel scheint zu sein, nicht eine organische Ausgestaltung der abgeschlossenen Epoche von Habsburgs

*) Österreichs Erneuerung. S. VII.

Balkanpolitik, was eine Lösung der südslavischen Frage zur Voraussetzung hätte, sondern die Gewinnung von Rechtstiteln von Freund und Feind auf allen Grenzen, mit denen sich unter friedlicheren Verhältnissen Handel treiben ließe.

König Konstantins Sturz

Von Universitätsprofessor Dr. Engelbert Drerup

Im Weltkriege vergißt man schnell, da stets neue gewaltige Ereignisse und politische Sensationen schon die jüngste Vergangenheit verdecken und so auch das, was eben noch als ein allerschmählichstes Unrecht erschien, als etwas Unabänderliches, fast schon Gleichgültiges hinnehmen lassen. Um so wichtiger ist es, von Zeit zu Zeit den Blick rückwärts zu richten und einzelne Geschehnisse, die in dem gewaltigen Völkerringen als Höhepunkt und Abschluß einer Entwicklung aufragen, schärfer ins Auge zu fassen, als das im Strudel der sich überstürzenden alltäglichen Dinge möglich ist. So steht in dem Kampfe, den der Vielverband heute gegen die noch neutralen Staaten führt, um sie an seiner Seite in den Krieg hineinzuzwingen, als warnendes Beispiel aufgerichtet das tragische Schicksal des kleinen Griechenlands, das seine durch fast drei Jahre ängstlich behütete Neutralität schließlich mit vollem Zusammenbruche und Auslieferung auf Gnade und Ungnade an die Willkür der Entente bezahlen mußte. Seinen vorläufigen Abschluß hat dieses Volksdrama, dessen frühere Phasen ich in meinen „Griechen von heute" (M.-Gladbach 1917) kurz geschildert habe, in der Entthronung König Konstantins gefunden, die im Juni des vorigen Jahres nicht nur bei den Mittemächten, sondern auch bei den Neutralen einen Schrei des Entsetzens ausgelöst hat.

Was damals die Zeitungen zu berichten wußten, stammte durchweg aus den gefärbten Mitteilungen feindlicher Telegraphenagenturen, die den flagranten Bruch des Völkerrechtes natürlich auf alle Weise zu beschönigen suchten: unsere unmittelbare Verbindung mit Griechenland war ja bereits seit einem Jahre, seit der Ausbreitung der Sarrail-Armee auf Florina und Kastoria, abgerissen. Nachdem aber König Konstantin mit seinem Gefolge den gastlichen Boden der — noch freien — Schweiz betreten hat, war auch die Möglichkeit authentischer Aufklärung gegeben, die nun in der Tat nicht lange auf sich hat warten lassen. Diese Aufklärung bietet eine kleine Schrift „Le départ du roi Constantin. Vérités inédites. Documents" (Publication de l'„Union hellénique de Suisse". Genève 1917. 48 S.), die ich der Güte von Dr. Streit, Minister des königlichen Hauses von Griechenland, verdanke. In dem vom 15. Juli 1917 datierten Vorworte der Broschüre, die die inhaltsschweren Tage vom 10. bis 14. Juni 1917 schildern will, versichert der ungenannte Verfasser, daß er seine Informationen den authentischsten Quellen entnehme („aux sources les plus autorisées, quant à ce qui concerne notamment le côté diplomatique") und im übrigen nur das erzähle, was er mit eigenen Augen gesehen oder durch detaillierte Berichte griechischer Zeitungen erfahren habe. Kurze Noten, die von der herausgebenden Gesellschaft beigefügt worden sind, verweisen auf wichtige Vorkommnisse der späteren Entwicklung, wodurch die Hinterhältigkeit und Wortbrüchigkeit der „Schutzmächte" in ein helles Licht tritt. —

Als der Oberkommissar der Alliierten, Jonnart, am Sonntag, dem 10. Juni, von Saloniki her im Piräus ankam, war weder seine Eigenschaft, noch seine Absicht der griechischen Regierung bekannt, da selbst der französische Gesandte in Athen, Guillemin, der gerade damals aus „Gesundheitsgründen" in Urlaub gehen mußte, sich darüber nicht genauer unterrichtet zeigte. Guillemin hatte noch tags zuvor dem Ministerpräsidenten Zaïmis gegenüber betont, was diesem schon am 4. Juni von dem Begleiter Jonnarts, dem Abgeordneten David, versichert worden war, daß die „Schutzmächte" nur die Einheit des — von der veniselistischen Bewegung zerrissenen — Griechenlands anstrebten, „ohne jemals seine Verfassung oder Dynastie antasten zu wollen".

Bekannt geworden war der griechischen Regierung nur, daß bei den letzten Verhandlungen zwischen Lloyd George und Ribot von einer Thronentsetzung König Konstantins oder wenigstens seiner zeitweiligen Entfernung gesprochen war, daß diese Absicht aber von einflußreichen englischen Kreisen mißbilligt, von Italien kategorisch verworfen worden war. Überdies waren ihr die Flotten- und Truppenbewegungen der Alliierten nicht verborgen geblieben, vor allem, daß schon am Sonnabend, dem 9. Juni, ein französisches Geschwader im Golf von Korinth erschienen war, das am Sonntagmorgen zahlreiche Truppen in der Nähe von Itea (dem Hafen von Delphi) ausgeschifft hatte. Einige Tage zuvor aber hatte Ministerpräsident Zaïmis, um eine Okkupation Thessaliens durch die Alliierten zu hindern, dem französischen Gesandten „freiwillig" einen Teil der thessalischen Ernte zur Verfügung gestellt, deren „Sicherung" für die notleidende Salonikiarmee ohne Rücksicht auf den eigenen Bedarf des Landes von den Alliierten ins Auge gefaßt worden war.

Auch Jonnart wiederholte in seiner ersten Unterredung mit Zaïmis am Spätnachmittag des 10. Juni an Bord des Panzers „Justice" die Beteuerungen Guillemins, sprach auch von König Konstantin mit vieler Sympathie, fügte aber bei, daß die Schutzmächte über die Person des Königs in Verhandlungen begriffen seien, wogegen Zaïmis natürlich sogleich Protest erhob. Notgedrungen aber mußte er der im Widerspruch mit Guillemins Zusicherungen schriftlich gestellten Forderung sich fügen, er solle die Schutzmächte zu einer Verstärkung ihrer Truppen auf dem Isthmus von Korinth und zu einer Besetzung gewisser thessalischer Städte ermächtigen: durch diese der griechischen Regierung abgezwungene Erlaubnis sollte der griechischen Verfassung Genüge geschehen und den militärischen Maßnahmen zur Entthronung des Königs ein Anschein von Loyalität gegeben werden. Dagegen ließ Jonnart das der Verfassung widersprechende Ansinnen, eine Reihe mißliebiger politischer Persönlichkeiten wie Gunaris, Dusmanis, Metaxas u. a. aus Griechenland zu entfernen, vorläufig fallen; doch sei es zur Beruhigung des Landes notwendig, die wegen Hochverrats verfolgten Veniselisten zu begnadigen und die Frage einer allgemeinen Amnestie für alle an den aufrührerischen Bewegungen Beteiligten in Erwägung zu ziehen. Tatsächlich hatten am 2. Dezember 1916, als schon die französischen Truppen, die nach Ablehnung des Ultimatums vom 24. November gegen Athen marschierten, zum Rückzuge auf die Schiffe gezwungen worden waren, die Veniselisten in Athen einen Putsch versucht, der in blutigen Straßenkämpfen unterdrückt worden war: näheres darüber in der offiziellen Darstellung „Le guet-apens du 1er décembre 1916 à Athènes. Documents" (Publication de l'„Union hellénique de Suisse", Genève 1917). Doch war bereits gemäß dem Ultimatum vom 31. Dezember 1916 die Enthaftung der angeklagten Aufrührer erfolgt, während zahlreiche Bischöfe, Geistliche, Abgeordnete, Richter, Verwaltungsbeamte, Offiziere, Mannschaften, die vom veniselistischen Triumvirat in Saloniki wegen ihrer politischen Haltung eingekerkert waren, im strikten Widerspruch mit den formellen Versprechungen der Gesandten der „Schutzmächte" noch in Haft sich befanden. Endlich erklärte Jonnart, daß die Mächte den Willen des griechischen Volkes, neutral zu bleiben, achteten und daß sie um keinen Preis es in den europäischen Krieg hineinziehen, noch sich in seine innere Politik einmischen wollten: so in Übereinstimmung mit den ausdrücklichen Ver-

sicherungen des Ultimatums vom 21. Juni 1916 (das die volle Demobilisierung des griechischen Heeres verlangt hatte) und desjenigen vom 8. Januar 1917, das in dieser Hinsicht lautete: „D'autre part, les Puissances Alliées affirment à la Grèce leur volonté de respecter entièrement sa volonté de rester définitivement hors de la guerre européenne ... en donnant à la Grèce des assurances précises pour sa neutralité."

Am Morgen des 11. Juni erließ hiernach die griechische Regierung eine zur Ruhe mahnende Proklamation: Der Ministerpräsident habe in seiner gestrigen Unterredung mit dem Vertreter der drei Mächte (Frankreich, England, Rußland) keine Gefahr irgendwelcher Art gefunden, weder für die Unabhängigkeit des Landes, noch für seine Dynastie oder seine Regierungsform; im Gegenteil habe Jonnart den Willen der Mächte bezeugt, Griechenland groß, stark und vollkommen unabhängig zu sehen.

Dies war mehr als optimistisch gewesen. Denn eben, als die Proklamation erschien, hatte Zaïmis auf der „Justice" eine zweite Unterredung mit Jonnart, der jetzt ohne viele Umschweife ein Ultimatum der „Schutzmächte" übergab mit den Erklärungen: da König Konstantin die von den Mächten garantierte Verfassung offenkundig verletzt habe (was geschehen sein sollte bei der zweiten Entlassung von Venizelos und der Auflösung der zweiten Venizelistenkammer Oktober-November 1915), habe der König das Vertrauen der Schutzmächte verloren, die sich dadurch ihm gegenüber ihrer aus den Schutzrechten sich ergebenden Verpflichtung enthoben betrachteten; um nun die konstitutionelle Wahrheit wiederherzustellen, werde die Abdankung König Konstantins verlangt, der selbst im Einvernehmen mit den Schutzmächten unter seinen Nachkommen seinen Nachfolger bezeichnen möge; Antwort binnen 24 Stunden. Ein angefügtes Aide-mémoire schloß noch den Kronprinzen vom Vertrauen der Mächte aus, stellte König Konstantin, wenn er abgedankt und Griechenland verlassen habe, eine persönliche und lebenslängliche Jahresrente im Werte von einer halben Million Franken in Aussicht und verlangte, unter förmlicher Ablehnung aller Repressalien gegen die Angehörigen irgendwelcher Partei und unter dem Versprechen einer alsbaldigen allgemeinen Amnestie, daß alle Unruhen in allen Städten des Königreichs unterdrückt würden, widrigenfalls die militärischen Kräfte der Alliierten energisch intervenieren würden: das bedeutete, wie der Oberkommissar mündlich zu verstehen gab, im Falle der Ablehnung Bombardement Athens und Okkupation des ganzen Landes. Natürlich verfehlte der Oberkommissar auch nicht, von neuem zu wiederholen, daß die Mächte durchaus beabsichtigten, „die griechische Verfassung zu respektieren".

In der anschließenden Unterredung Jonnarts mit dem Ministerpräsidenten war der wesentlichste Punkt die Erklärung des Oberkommissars, daß die Schutzmächte gegen die Rückkehr König Konstantins auf den Thron Griechenlands keinen Einspruch erheben würden, falls später das griechische Volk diesen Wunsch ausdrücken würde; im Falle des Widerstandes gegen das Verlangen der Mächte aber werde die ganze Dynastie für abgesetzt erklärt und in Griechenland mit Gewalt die Republik ausgerufen werden. Die Mächte, fügte er bei, verlangen keineswegs, Venizelos nach Athen zurückzurufen, vielmehr werde die provisorische Regierung in Saloniki als aufgelöst betrachtet werden, sobald die Einheit Griechenlands gesichert sei; erst später werde Venizelos auf gesetzlichem Wege und nach neuen Wahlen zur Macht zurückkehren können, dagegen werde bei Verweigerung des Ultimatums Venizelos sogleich zurückgeführt werden. Eine Ausweisung politischer Persönlichkeiten werde nicht verlangt, nur Gunaris solle sich vielleicht für ein paar Tage nach Patras begeben. Endlich versicherte Jonnart noch einmal kategorisch, daß Griechenland nicht gezwungen werden würde, in den Krieg einzutreten.

Gleich nach dieser Unterredung hatte Zaïmis eine nur viertelstündige Audienz beim Könige, worauf in Eile ein Kronrat berufen wurde, bestehend aus allen früheren Ministerpräsidenten und den Parteiführern der Kammer. Der Kronrat dauerte über zwei Stunden. Fast alle Teilnehmer traten entschieden dafür ein,

der König möge der äußersten Forderung der Entente widerstehen, einzelne rieten sogar, der König möge sich lieber der Entente gefangen geben, als vor ihr zurückweichen: denn schon durch die Ausschiffung alliierter Truppen in Saloniki (Anfang Oktober 1915) und durch die Besetzung der griechischen Inseln sei die Neutralität Griechenlands, der Verfassung zum Trotz, verletzt worden; nachdem man dann die allgemeine Demobilisierung erzwungen, habe man die Kontrolle aller Zweige der Verwaltung an sich gerissen, der griechischen Flotte sich bemächtigt, durch die Blockade seit sechs Monaten bereits das Land dem Hunger preisgegeben, die gesamte Armee mit allem Kriegsmaterial „aus Sorge um die Sicherheit der Armee des Generals Sarrail" in den Peloponnes eingesperrt; jetzt wolle man die Verfassung völlig vernichten. Wie aber könne man nach den fortgesetzten Wortbrüchen der Schutzmächte annehmen, daß mit der Abdankung des Königs dem Lande größere Leiden erspart würden? Welche Garantien gebe denn Jonnart, daß man nicht Venizelos mit Waffengewalt zur Macht zurückführen und Griechenland zur Teilnahme am Kriege gegen die Zentralmächte zwingen wolle? Bisher habe das Land alle Demütigungen über sich ergehen lassen, einzig deshalb, um außerhalb des Konfliktes zu bleiben und seine Kraft für die Zukunft zu sparen, im Vertrauen auf die feierlichen Versprechungen der Verbündeten. Jetzt sei es besser, zugrunde zu gehen, als sich völlig zu entehren.

Dies waren die Gesichtspunkte, die von Gunaris, Dragumis, Lambros, Dimitrakopulos, Kalogeropulos und Skuludis für Widerstand gegen die Forderungen der „Schutzmächte" ins Feld geführt wurden; nur Zaïmis und Stratos sprachen sich zugunsten einer weniger intransigenten Haltung aus. Auch Prinz Alexander, der dem Kronrate beiwohnte, erklärte immer wieder, daß seine Kräfte nicht ausreichten, die schwere Bürde des Königtums auf sich zu nehmen. Aber bald erkannte man, daß der König fest entschlossen war, das Ultimatum anzunehmen und mit dem Kronprinzen das Land zu verlassen. Er blieb auch unerschütterlich gegenüber allen Gegengründen, denen er kurz die leitende Idee seiner seit Kriegsbeginn befolgten Politik entgegenstellte: unter keinen Umständen die Neutralität aufzugeben und darum auch nicht in einen Konflikt mit den Schutzmächten sich zu stürzen; darum betrachte er es als seine Pflicht dem Vaterlande gegenüber, das Opfer zu bringen, um das Land vor größerem Unheil zu bewahren. So wurde die Annahme des Ultimatums beschlossen — am gleichen Tage, an welchem einst der letzte Paläologe auf den Mauern von Konstantinopel fiel.

Während dessen hatten die Alliierten durch die Agentur „Radio" die Mitteilung verbreiten lassen: nach friedlicher Lösung der gegenwärtigen Krise würden die Alliierten sich baldigst der Lebensmittelversorgung des Landes annehmen; die Blockade werde aufgehoben werden; keinerlei Repressalie werde geduldet werden; keinesfalls werde man Griechenland zwingen, die Neutralität aufzugeben; nur die Einigung des Landes und die Festigung des verfassungsmäßigen Regimentes sei das Ziel der Alliierten, die ein einiges, starkes und unabhängiges Griechenland schaffen wollten; jeder Widerstand aber werde mit allen Mitteln unterdrückt werden, Griechenland habe dann die Folgen sich selber zuzuschreiben.

Die Beruhigung der Öffentlichkeit war indessen nur von kurzer Dauer. Bald schon begannen die Forderungen Jonnarts ruchbar zu werden, und eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich des Volkes. Zwar hatte Prinz Alexander im Auftrage des Königs sich zum Kommandanten des ersten Armeekorps begeben, um die in Athen anwesenden Offiziere zu ermahnen, sie sollten absolute Ruhe bewahren und jeder Entscheidung sich unterwerfen. Zwar hatte der Polizeipräsident einflußreiche Persönlichkeiten aus allen Stadtvierteln zu sich beschieden, um sie in gleichem Sinne zu bearbeiten. Aber die Aufregung stieg, als man von der Besetzung des Isthmus durch französische Truppen, in der vergangenen Nacht von der Verstärkung der bei Keratsini (nahe Salamis) versammelten Seestreitkräfte der Alliierten erfuhr. Man kolportierte eine Äußerung Jonnarts, er könne Griechenland das Schicksal seiner unbarmherzig bombardierten Vaterstadt Arras

bereiten. Die Gesandten der drei Schutzmächte waren aus Athen verschwunden, man wußte nicht wohin.

In einem Ministerrate am Nachmittage, in welchem der König noch einmal seinen unwiderruflichen Entschluß kundgab, wurde die Antwort auf das Ultimatum der „Schutzmächte" festgestellt, vom Ministerpräsidenten Zaïmis redigiert und nach Billigung durch den König dem Oberkommissar der Mächte vorgelegt, der sich damit einverstanden erklärte. Sie lautete kurz und würdig: „Seine Majestät der König, wie immer allein auf das Interesse Griechenlands bedacht, hat sich entschlossen, mit dem Erbprinzen das Land zu verlassen und hat als Nachfolger seinen Sohn Alexander bezeichnet." Übergeben wurde die Antwort, in welcher gemäß der mündlichen Erklärung Jonnarts von einer Thronentsagung des Königs nicht die Rede war, erst am 12. Juni, morgens 8 Uhr.

Als das Volk von dieser Entscheidung erfuhr, bemächtigte sich seiner tiefste Niedergeschlagenheit. Alle Glocken der Stadt läuteten zum Zeichen der Trauer. Die Wohnstätte des Königspaares, das sogenannte Kronprinzenpalais, war von einer nach Tausenden zählenden Menge umringt, wie zwei Jahre zuvor in den Tagen der schweren Erkrankung des Königs. Zahlreiche Deputationen begaben sich zum König, um ihn zu bitten, er möge seine Entscheidung zurücknehmen; andere Deputationen bestürmten die Minister. Man läßt den König wissen, daß man seine Abreise mit Gewalt verhindern werde: die Entgegnung des Königs ist unentwegt nur eine Mahnung zur Ruhe und zur Disziplin. Nicht anders antwortet er einer Abordnung der in Athen garnisonierenden Offiziere, nicht anders einer Abordnung, die sich aus den Vorsitzenden der städtischen Korporationen zusammensetzte: „Wenn ich, geboren und erzogen in Athen und Grieche bis auf das Mark der Knochen, mich zur Abreise entschließe, so tue ich es nur, Sie verstehen mich wohl, um mein Volk und mein Land zu retten."

½5 Uhr morgens. Durch eine kleine Seitentüre sucht die königliche Familie das Freie zu gewinnen und ihr Automobil zu besteigen. Aber die Palastwache wirft sich vor die Räder zum Zeichen, daß der Wagen über ihre Körper hinweggehen müsse; die Volksmenge bildet einen undurchdringlichen Wall. Zwei andere Versuche, den Palast zu verlassen, bleiben gleichermaßen vergeblich.

Gegen 10 Uhr erscheint in einer Sonderausgabe des Staatsanzeigers die Proklamation des Königs mit der vom Oberkommissar gebilligten Entscheidung. Sie endigt: „Und damit das Opfer für das Vaterland nicht vergeblich sei, beschwöre ich euch alle, wenn ihr Gott liebt, wenn ihr euer Vaterland liebt, wenn ihr endlich mich selbst liebt, in keiner Weise die Ordnung zu stören und im Gehorsam zu verharren. Die geringste Verfehlung, selbst wenn sie einem gehobenen Gefühl entstammt, kann heute das schlimmste Unheil herbeiführen. In diesem Augenblicke besteht der größte Trost für die Königin und für mich in der Liebe und der Ergebenheit, die ihr uns immer bezeugt habt, in den Tagen des Glückes wie denen des Unglücks. Gott schütze Griechenland!"

Andererseits wird eine offizielle Mitteilung des Oberkommissars kundgegeben, er habe den Ministerpräsidenten um die Ermächtigung gebeten, einige Truppen im Piräus auszuschiffen, weil man sie und die Tiere aus hygienischen Gründen (!) unmöglich länger an Bord lassen könne; im Piräus aber gebe es Trinkwasser und Lebensmittel: „Der Piräus ist der einzig günstige Ort für eine Landung. Ich hoffe, daß unsere Truppen die besten Bedingungen finden werden, um dort die Nacht zu verbringen und Kräfte zu sammeln, um morgen nach Mazedonien abzureisen und den Kampf gegen die Erbfeinde Griechenlands, die Türken und die Bulgaren, wieder aufzunehmen. Unsere Soldaten werden glücklich sein, sich mit der griechischen Bevölkerung zu verbrüdern. Und wenn sie in ihre Schützengräben zurückkehren, überzeugt, daß sie friedlich an der Einheit Griechenlands mitgearbeitet haben, so werden sie, ich bin dessen sicher, ihren kurzen Aufenthalt auf dem glorreichen Boden Attikas in der dankbarsten Erinnerung behalten." Man weiß nicht, ob man über diese phrasenhafte Unehrlichkeit mehr erstaunen oder sich entrüsten soll.

Unterdessen hatte König Alexander ohne irgendwelche Zeremonie, nur vor dem Metropoliten von Athen und einigen Ministern, den Eid auf die Verfassung geleistet. Seine würdig gehaltene Königsproklamation knüpft an das letzte Wort seines Vaters an: er bitte Gott, er möge Griechenland schützen und gestatten, es wieder geeinigt und stark zu sehen: „In dem Schmerze, unter solchen peinvollen Umständen von meinem geliebten Vater getrennt zu sein, habe ich als einzigen Trost, daß ich sein geheiligtes Mandat erfülle." Zugleich erscheint in der Zeitung „Embrós" (Vorwärts) eine offizielle Bekanntmachung, deren Text zwischen der Regierung und Jonnart vereinbart war: „Heute Mittag nach der Eidesleistung des Königs Alexander hat Herr Jonnart durch einen Sondergesandten der griechischen Regierung angekündigt, daß sie sogleich Amtspersonen nach Saloniki entsenden kann, da die provisorische Regierung von nun an aufgelöst ist. Es ist gleichermaßen notorisch, daß Herr Venizelos keinesfalls nach Athen kommen darf und daß die Mächte keinen Hintergedanken haben, ihn zur Macht zu bringen; Griechenland braucht keineswegs der Politik des Triumvirates (in Saloniki) zu folgen, indem es sich als kriegführende Macht betrachtet, sondern es ist frei, seine Politik der Neutralität fortzusetzen ... Schon heute abend wird hoffentlich ein königliches Dekret die allgemeine Amnestie für alle Ausschreitungen, die von beiden Seiten begangen sind, verkünden. Keine Repressalie wird geduldet werden."

Der Eindruck, den die Proklamation König Konstantins auf das Volk machte, war ungeheuer: man hatte alle Haltung verloren. Jonnart, der sich mit dem Ministerpräsidenten geeinigt hatte, daß den Majestäten ein englischer Kreuzer für die Überfahrt nach Italien zur Verfügung gestellt werde, erhob darum unerwartet die Forderung, die Majestäten müßten unverzüglich die Stadt verlassen, da ihre weitere Anwesenheit Gefahren mit sich bringen könne, anderenfalls werde er Truppen — dieselben, die nur aus sanitären Gründen (!) im Piräus ausgeschifft waren und die sich jetzt bereits im Anmarsche auf Athen befanden — mit der Ausführung ihrer Entfernung beauftragen.

Jetzt bediente man sich im Palaste einer Finte. Indem man der harrenden Menge vortäuschte, die Majestäten würden den Palast gegen die Diocharesstraße hin verlassen, gelang es gegen 5 Uhr nachmittags der königlichen Familie, über die Herodesstraße nach dem gegenüberliegenden königlichen Garten durchzukommen. Obwohl auch jetzt die Menge noch einmal den Weg zu versperren versuchte, öffneten doch die väterlichen Bitten des Königs ihm den Weg, und endlich konnte er im Automobil nach seinem Landsitz Tatói (an den Hängen des Parnes, 26 Kilometer nordöstlich von Athen) sich begeben. Die Menge zerstreute sich. Alle Theater und Schaustellungen blieben an diesem Abend geschlossen.

Den Mittwoch über (13. Juni) blieb der König in Tatói, wohin nun von Athen aus eine wahre Pilgerfahrt von Angehörigen und Abordnungen aller Stände erfolgte, die dem Könige und der Königin noch einmal die Gefühle der Ergebenheit ausdrücken wollten. Die Majestäten fanden für jeden ein Wort des Trostes. „Ich habe niemals", erklärte der König, „dynastischen Interessen gedient, sondern immer nur den Interessen der Nation"; und zu einem der Minister, der immer noch Einwendungen erhob, sagte er: „Der Weg, den ich verfolgt habe, war der, den mein Gewissen mir vorschrieb. Indem ich mit zerrissenem Herzen mein liebes Vaterland verlasse, erfülle ich nach meiner Überzeugung meine höchste Pflicht. Ich habe keinen Groll gegen irgend jemanden. Ich wünsche nur, daß das Volk sich über die kritische Lage Rechenschaft gibt und über die Gefahren, die meine Abreise von Griechenland hat beschwören können." Ein Brief des Königs an den Ministerpräsidenten Zaïmis dankte diesem für die treu geleisteten Dienste und sprach ihm den Wunsch aus, er möge auch dem jungen König Alexander weiterhin zur Seite stehen.

In der Nacht zum Donnerstag wurde die kleine Jacht „Sphaktiria", die nach der Beschlagnahmung der griechischen Flotte durch die „Schutzmächte" von dem leichten Geschwader allein noch zur Verfügung der griechischen Regierung geblieben war, in Eile nach Oropos (am Kanal von Euböa) geschickt, um an

diesem weit von Athen und noch ein gutes Stück von Tatói entfernten Punkte die königliche Familie an Bord zu nehmen. Ja der Oberkommissar hatte sich sogar zu der Forderung verstiegen, daß unmittelbar nach der Ankunft der „Sphaktiria", d. h. um 2 Uhr morgens, die Einschiffung vor sich gehen solle, was man aber schon aus Rücksicht auf die kleine, kaum 4 Jahre alte Prinzessin Katharina für unmöglich erklärte. So verließen die Majestäten Tatói erst um 9 Uhr morgens in ihrem Automobil und kamen um ½11 Uhr an der kleinen Reede von Oropos an, wo seit der Morgendämmerung bereits eine große Menge von Offizieren, Politikern usw. aus Athen, Landleuten und Waisenkindern aus der Umgegend sich versammelt hatte. Alle drängten sich an das Königspaar, um noch einmal seine Hände zu berühren.

König Konstantin ist in Admiralsuniform. In dem Augenblick, in welchem die Majestäten der Barkasse der „Sphaktiria" sich nähern und den Ministerpräsidenten begrüßen, knieen alle nieder und strecken die Hände gegen die Majestäten aus. Die Barkasse durchschneidet die blauen Fluten und legt an der „Sphaktiria" an. Auch der Ministerpräsident begibt sich an Bord, um noch ein letztesmal dem König seine Ehrerbietung zu bezeugen und kehrt bald wieder tiefbewegt an Land zurück. Einige Augenblicke später verlassen auch König Alexander und die Brüder König Konstantins, die Prinzen Nikolaus, Andreas und Christoph mit den Prinzessinnen Nikolaus und Andreas, die Jacht und besteigen ihre Automobile, um nach Athen zurückzufahren.

Die Menge hört nicht auf „Hoch" und „Auf Wiedersehen" zu rufen, bis um Mittag die „Sphaktiria" und das kleine Postboot „Spetzai", das die Regierung für das Gefolge des Königs gechartert hat, die Anker lichten und von zwei französischen Torpedobooten begleitet in See stechen. König Konstantin und Königin Sophie, auf der Kommandobrücke stehend, grüßen noch aus der Ferne mit der Hand: Gott schütze Griechenland! —

So war der Abschied des Königspaares. Und wie hat die Entente ihre wiederholten feierlichen Versprechungen gehalten, mit denen sie den König und die Regierung sich gefügig machte?

Obwohl bei der Entfernung König Konstantins die öffentliche Ordnung nicht gestört wurde, besetzten doch den Abmachungen zuwider französische Truppen Thessalien und drangen hier bis Lamia vor; 40 000 Mann unter General Regnault aber besetzten Athen, wo sie auf allen beherrschenden Höhen Kanonen, auf den öffentlichen Plätzen und den Hauptstraßen Maschinengewehre aufstellten, um Regierung und Bevölkerung völlig zu knebeln. Obwohl ferner Repressalien in jeder Hinsicht ausgeschlossen worden waren, forderte Jonnart schon am 18. Juni die Verbannung von 30 hervorragenden Politikern und Militärs, so des früheren Ministerpräsidenten Gunaris, des Generalstabschefs Generals Dusmanis und seines Unterchefs Obersten Metaxas usw.; alle diese wurden mit Gewalt nach Ajaccio auf Corsica übergeführt. Auch alle Brüder des Königs mit ihren Familien wurden aus Griechenland entfernt. Die früheren Ministerpräsidenten Dragumis, Skuludis, Lambros und andere „Verdächtige", insgesamt 103, wurden unter Aufsicht gestellt. Später wurden in der rekonstituierten Veniselistenkammer Erhebungen über das Kabinett Skuludis beschlossen, das „die Gewalt ohne das Vertrauen des Volkes übernommen, durch die Auflösung der Kammer (am 10. November 1915) die Verfassung beseitigt und die persönliche Politik des Königs zur Ausführung gebracht habe usw.": in dem Berichte des Untersuchungsausschusses vom 17. Oktober wurde die Erhebung der Anklage vor dem obersten Gerichtshofe empfohlen, nachdem Skuludis und Lambros, die zum Verhör zu erscheinen sich geweigert hatten, bereits verhaftet waren.

Obwohl ferner die sofortige Rückkehr des Erzrevolutionärs Venizelos ausdrücklich ausgeschlossen worden war, kam dieser bereits am 21. Juni im Piräus an und übernahm, nachdem das Ministerium Zaïmis zur Demission gezwungen worden war, trotz des Widerstrebens König Alexanders schon am 26. Juni die Regierung, indem er die Ämter des Ministerpräsidenten und des Kriegsministers

in seiner Person vereinigte, um erst nach einem Vierteljahr (5. Oktober) das Kriegsministerium an einen seiner Getreuen, den General Danglis, wieder abzugeben. Eine seiner ersten Regierungsmaßnahmen war ein radikaler Bruch der Verfassung, die er selbst als Ministerpräsident im Jahre 1911 durchgesetzt hatte, indem er die Unabsetzbarkeit der Beamten und Richter aufhob und danach ohne weiteres einen großen Teil der Beamtenschaft, insgesamt mehrere Tausend, entließ: das von 1895 an glücklich überwundene Rotationssystem, das ehedem die Beamtenschaft zum Spielball der Parteiwillkür gemacht hatte, ist damit als Mittel des politischen Kampfes wiederaufgelebt. Auch der Rektor und mehrere Würdenträger und Professoren der Universität wurden abgesetzt, ferner fast alle Generale und Admirale und 127 höhere Offiziere zur Disposition gestellt, andere 150 Offiziere verhaftet. Die heilige Synode mußte ihre Arbeiten einstellen; alle Bischöfe des Landes mit Ausnahme von fünf wurden unter Anklage gestellt, der Metropolit von Athen aber wurde durch einen gefügigen geistlichen Gerichtshof seines Amtes entsetzt und zu zwei Jahren Einschließung in ein Kloster verurteilt, weil er sich in die Politik eingemischt und an der öffentlichen Verfluchung von Venizelos (kurz vor Weihnachten 1916) teilgenommen habe. Die Freiheit der Presse wurde unterdrückt, jüngst auch die Präventivzensur eingeführt. Die versprochene „allgemeine" Amnestie wurde freilich erlassen, aber für die Venizelisten allein.

So sehr fühlte sich Venizelos als unumschränkter Diktator des Landes, daß er über den Kopf des jungen Königs hinweg selbst in der Stellenbesetzung des königlichen Hofstaates eingriff. König Alexander ist zum willenlosen Werkzeug jenes Werkzeugs der Entente geworden, dem Jonnart schon in einer Note vom 24. Juni 1917 den Weg gebahnt hatte: darin war unter Hinweis auf die „Verfassungswidrigkeit" der derzeitigen Kammer das Kabinett Zaïmis zur Einberufung der aufgelösten venizelistischen Kammer aufgefordert worden, obwohl die Mächte seinerzeit die Auflösung dieser Kammer ohne Widerspruch hingenommen hatten, ja durch ihre amtlichen Sprachrohre hatten erklären lassen, daß die Auflösung für sie keinen Grund zum Einschreiten biete. Demgemäß wurde Mitte Juli das königstreue Parlament heimgeschickt und am 25. Juli ohne die verfassungsmäßigen Neuwahlen die alte, am 13. Juni 1915 gewählte Venizelistenkammer wieder einberufen, mit deren Hilfe der Diktator seine neutralitätsfeindlichen Pläne leicht weiterverfolgen konnte.

Schon am 29. Juni waren nach Erklärung des Kriegszustandes im ganzen Lande die diplomatischen Beziehungen zu den Zentralmächten abgebrochen worden, obwohl die Schutzmächte dem Lande die Weiterführung der Neutralität garantiert hatten. Die am 30. Juni der deutschen Regierung übermittelte Erklärung lautete: „Infolge der soeben glücklich zustande gekommenen Vereinigung (!) der beiden bisher getrennten Parteien Griechenlands und angesichts der Tatsache, daß mehrere griechische Regimenter an der Balkanfront an den Feindseligkeiten teilnahmen, ist es der griechischen Regierung nicht mehr möglich, weitere amtliche Beziehungen zur deutschen Regierung zu unterhalten." (Der griechische Gesandte in Berlin hatte, um nicht diese Note überreichen zu müssen, vorher telegraphisch seine Entlassung genommen.) Das war an sich noch keine Kriegserklärung des offiziellen Griechenlands; da aber eine Kriegserklärung der provisorischen Regierung in Saloniki an Bulgarien und Deutschland im Namen Griechenlands am 26. November 1916 erfolgt war, so kann auch das offizielle, nun von Venizelos geführte Griechenland als im Kriege mit den Mittemächten befindlich betrachtet werden.

Die nächste Sorge von Venizelos war darum, die desorganisierte und kriegsunlustige griechische Armee zu einem schlagkräftigen Kriegsinstrumente gegen die Mittemächte zu machen. Hatte er doch den Alliierten das Versprechen gegeben, daß die griechische Armee in drei Monaten bereit sein werde, an die mazedonische Front abzugehen; hatte er doch schon, um seinen guten Willen zu zeigen, der Armee sogleich an Stelle der von König Konstantin eingeführten „deutschen Kopfbedeckung" das französische Käppi verliehen. Zu jenem Zwecke wurde darum jetzt in den militärischen Kreisen mit Hochdruck eine Kriegspropaganda betrieben, wurde

im Oktober sogar Sarrail zum Oberbefehlshaber auch der griechischen Armee ernannt, der freilich Mitte Dezember von seinem Oberkommando abberufen und durch General Guillaumet ersetzt wurde. Gegen Ende Dezember erfolgte dann eine Zwangsmobilisierung, da nach dem Zusammenbruch der italienischen Isonzofront (Ende Oktober) und dem Ausscheiden Rußlands aus dem Kriegsverbande der Entente griechische Truppen nicht nur zur Verstärkung der mazedonischen Front, sondern auch zum Ersatze englischer von den ägäischen Inseln zurückgezogener Besatzungstruppen dringend benötigt wurden. Doch scheint nach den bisher vorliegenden Berichten auch die Zwangsmobilisierung ein Fehlschlag gewesen sein, wie bei der von Venizelos selbst herbeigeführten völligen Zerrüttung der Armee kaum anders zu erwarten war. Jedenfalls hat Griechenland als militärischer Faktor im Weltkriege kaum noch eine wirkliche Bedeutung, mag Venizelos auch bei seiner Rundreise zu den Kabinetten der Entente, die er Ende Dezember unternahm, mit tönenden Worten das Gegenteil versichert haben, um die weitgehenden „Ansprüche" Griechenlands zu begründen.

Wo aber ist in Griechenland das „Selbstbestimmungsrecht der kleinen Nationen" geblieben, das von den führenden Staatsmännern der Entente so oft feierlich verkündet worden ist?

Carl Jentsch und die Grenzboten

Von Dr. phil. Anton Heinrich Rose

Der 8. Februar weckt für viele dieses Jahr im besonderen Sinne Gedanken der Trauer. Carl Jentsch, dessen fünfundachtzigsten Geburtstag ein großer Kreis von Verehrern und Freunden mit Wort und Tat der Liebe, Wertschätzung und Anerkennung zu verschönern gewillt gewesen — Carl Jentsch ist seit dem 28. Juli vorigen Jahres tot. Die Leser der „Grenzboten" erinnern sich des Namens und des Mannes, der so außergewöhnlich vielseitiges Wissen besaß und darum so umfassende Kenntnisse zu vermitteln imstande war. Fast dreißig Jahre lang (genau 27 Jahre 5 Monate) ist er Mitarbeiter der „Grenzboten" gewesen. Im Februar 1882 lief bei der Redaktion der „Grünen", die damals in Leipzig unter Assistenz des bekannten Sprachdummheitenbekämpfers Dr. Wustmann vom Verleger Johannes Grunow selbst geführt wurde, ein Manuskript ein über die Lehre vom Staate. Der Verfasser war ein gewisser Jentsch, aus Neiße O.-S., von dem man nichts Näheres wußte. Die Arbeit ging als unverwendbar zurück. Der Einsender aber war hartnäckig; er fragte nach dem Grunde der Ablehnung, den zu wissen für ihn von besonderer Bedeutung wäre, da er vor der Möglichkeit stünde, sein Brot durch literarische Tätigkeit erwerben zu müssen. Es handelte sich darum, ob der Aufsatz gerade nur für die „Grenzboten" nicht paßte, oder ob er nach Form und Inhalt den Anforderungen einer angesehenen Zeitschrift so wenig genügte, daß dem Verfasser die Eignung zum Publizisten abgesprochen werden müßte. Welche Antwort Jentsch auf diesen Brief erhielt, wird leider nie festgestellt werden können; er hat aus verkehrter Rücksicht auf den Ordner seines literarischen Nachlasses alle Korrespondenz verbrannt bis auf wenige amtliche Schreiben der kirch-

lichen Behörden und — übrigens hochinteressante Mitteilungen aus der Kulturkampfzeit von dokumentarischem Wert. Vielleicht hatte man ihm in der Überbürdung des Tagesgeschäftes zu antworten vergessen oder dieses nicht für nötig befunden, denn erst sieben Jahre später, am 26. Februar 1889 wiederholte Jentsch seinen Versuch und sandte eine kleine pädagogische Glosse an die „Grenzboten". Er hatte 1882 das altkatholische Pfarramt definitiv aufgegeben und die Redaktion der „Neißer Presse" gegen 1000 Mark Jahresgehalt übernommen. Seine in kein Parteischema passende Eigenart führte mit Notwendigkeit zu Differenzen, und so sah sich Jentsch 1888 gezwungen, sein Heil als freier Schriftsteller zu versuchen. Er hatte Glück. Das Schweidnitzer „Schlesische Tageblatt" verpflichtete ihn gegen ein Fixum von 800 Mark jährlich als Leitartikler. Der Existenzgrundstock war gelegt. Zudem eröffneten sich auf die verschiedensten Anfragen hin weitere Artikelabsatzgebiete, darunter als wichtigstes: die „Grenzboten". Jentschs lakonische Anfrage mit der Unterschrift: „Carl Jentsch, Schriftsteller (Frei resignierter Pfarrer, was ich nicht der Adresse wegen, sondern nur zur Information anmerke)", erweckte Interesse; seine pädagogische Glosse wurde genommen, ein zweiter Beitrag desgleichen. Ihm folgte die Aufforderung, mehr zu senden, denn er wäre anscheinend der geborene Grenzbotenmitarbeiter. „Diese erste Karte", schrieb Jentsch 1906 in seinen Erinnerungen an Johannes Grunow, „habe ich oft und lange angeschaut, nicht bloß, weil sie mir eine hoffnungsschwere, frohe Botschaft brachte, sondern auch, weil mich die Schriftzüge erfreuten; langgezogene, feine Haarstriche, kräftige kurze, steile Grundstriche, ein edler Schwung sagten mir: das ist ein klarer, fester, zuverlässiger Mann, und dabei ein Mann, der das Schöne liebt." Jentschs Vertrauen zu diesem sympathischen Menschen ging von vornherein sehr weit; er scheute sich nicht, in einem Briefe vom 16. September 1889 unter freimütigster Darlegung seiner bisher vergeblichen Versuche bei dem ihm noch fremden Verleger anzufragen, wo und wie er sein umfangreiches Manuskript „Des letzten Römerzuges welthistorische Bedeutung" anbringen könnte. (Der ihm erteilte Rat, sich an Habel in Berlin zu wenden, ist erfolglos geblieben, desgleichen noch weitere Bemühung. Die Handschrift fand ich im Manuskriptnachlaß unveröffentlicht vor.) Grunow vergalt Gleiches mit Gleichem. Es ist außerordentlich reizvoll, in dem leider nur einseitig vorhandenen Briefwechsel zu verfolgen, wie trotz der Verschiedenheit der Charaktere und vieler Ansichten, die beiden geistreichen, für das Schöne, Gute und Wahre gleicherweise kämpfenden Männer den Weg zur Freundschaft fanden. Grunow erschloß sich zuerst, nach einer Bemerkung von Jentsch, in dessen schon erwähnten Erinnerungsartikel; Jentsch antwortete mit einem humoristischen Selbstporträt und malte ebenso lustig aus, wie er sich Grunow und dessen treuen Mitarbeiter, Dr. Wustmann, in der Phantasie vorgestellt hätte, um schließlich am 22. November 1890 freudig in die ihm von Johannes Grunow dargebotene Freundeshand einzuschlagen. — Diese persönliche Freundschaft zu dem Verlegerredakteur wurde für Jentschs Mitarbeit an den „Grenzboten" maßbestimmend.

Die soziale Frage nimmt in seinen Arbeiten den größten Raum ein. Sozialpolitische Aufsätze aus seiner Feder haben, wie Jentsch selbst in einem Briefe vom 10. August 1891 andeutet, die „Grenzboten" in den Verdacht gebracht, sozialdemokratische Ziele zu verfolgen. So urteilen konnte freilich nur Oberflächlichkeit bzw. böser Wille. Johannes Grunow charakterisierte das Streben seiner Zeitschrift (im Jubiläumsheft, Jahrg. 1891, Nr. 40) als ein Bemühen, „dem Menschen die äußeren Bedingungen eines echt menschlichen Daseins zu sichern und dessen Grundlagen, wo sie zerstört oder abhanden gekommen sind, wiederherzustellen." Christliche Gesinnung der Bruderliebe war das Motiv bei Grunow, der gleichwohl dem Unternehmerstandpunkte nicht untreu wurde; christliche Gesinnung war auch Jentschs Beweggrund, der aus ärmlichen Verhältnissen stammend und als ehemaliger katholischer Geistlicher die Not des Lebens kannte und mit den Bedrückten mitzufühlen vermochte, wie kaum einer. Die Sozialdemokratie galt ihm aber keineswegs als die berufene Retterin aus dem Elend. Wohl sollte, nach ihm, das Heil vom Volke selber kommen, wie der noch kraftvolle kranke Körper nur aus sich selbst zu gesunden vermag, nachdem ihm

der Arzt Mittel und Weg gewiesen, d. h. die Bemühungen des Volkes zum Besseren, die Eigenhilfe durch den Zusammenschluß in Verbänden sind gut und nützlich. Doch das „utopische" Kommunismusziel der Sozialdemokratie galt ihm für verfehlt. Wie das im einzelnen gedacht war, führte eine Artikelreihe aus unter dem Titel „Weder Kommunismus noch Kapitalismus" (Jahrg. 1892, IV). Die Aufsätze erregten großes Aufsehen und wurden darum noch vor dem Abschluß der Serie in der Wochenschrift als Buch ediert (bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1893, erschienen). Eine Ergänzung erfuhren sie durch „Neue Ziele, neue Wege" (Jahrg. 1894 I, als Broschüre im gleichen Jahre veröffentlicht). Jentsch vertrat darin die Ansicht, der kapitalistische Großbetrieb bleibe für alle Zeiten unausschaltbar, nur müsse er sich beschränken und dürfe vor allen Dingen der Landwirtschaft nicht die Wurzeln ihrer Kraft rauben. Des Volkes Wohlsein ruhe auf einem blühenden Bauernstande. Dieser solle geschützt und gefördert werden, insbesondere durch innere Kolonisation, für die Gebiete im Westen des Russenreiches dereinst als notwendiger neuer Boden erworben werden müßten. Da die Russen die Kornkammer Europas verkommen ließen, sei es unsere Pflicht, weltrettend einzugreifen, mit friedlicher Durchdringung oder — Waffengewalt. Feindschaft werde darum möglicherweise entstehen zwischen dem Zarenreich und Deutschland, Freundschaft sei deshalb zu suchen bei dem europäischen Westen, Frankreich und England. Diese seine „Lieblingsschrulle" (so nannte er sie selbst) hat Jentsch wieder und wieder in den „Grenzboten" und anderwärts verbreitet, noch zuletzt im Jahrg. 1915, I: „Der Feind im Osten", 1916, III: „Wo liegt unser Kolonialland?" und endlich, eingestellt auf das nicht mehr zaristische Rußland der Gegenwart, 1917, II: „Friede und Bündnis im Osten". — Neben der vernünftigen binneneuropäischen Kolonisation galt Jentsch als ein weiteres wichtiges Hilfsmittel zur Lösung der sozialen Frage die allgemeine eindeutige Verständigung über die vielsinnigen nationalökonomischen Begriffe. Er suchte sich und anderen Klarheit zu verschaffen, indem er alle ihm nur erreichbare volkswirtschaftliche Literatur durchstudierte und die Grundgedanken seiner Lektüre in sehr lehrreichen Referaten für die „Grenzboten" zusammenfaßte. So erörterte er z. B. im Jahrg. 1893 die Währungsfrage, im Jahrg. 1894 das Eigentum, im Jahrg. 1895 das Kapital. Das Endergebnis dieser Studien war die im besten Sinne des Wortes populäre „Volkswirtschaftslehre". Der Verlag Neubauer, Köln, hatte bei Jentsch angefragt, ob er ihm nicht ein nationalökonomisches Handbüchlein schreiben wollte; Grunow wurde durch den Freund natürlich sofort von der Anfrage benachrichtigt und griff seinerseits die Idee eifrig auf. Gemäß einer Postkarte vom 30. August 1894 sollte das Werkchen Ostern 1895 erscheinen, es dauerte aber bis Jahresschluß. Seitdem sind 32000 Exemplare vertrieben worden, und eine neue (vierte) Auflage, die Jentsch noch selbst vorbereitet und um einen die Kriegsverhältnisse berücksichtigenden Abschnitt vermehrt hat, wird in Kürze zur Ausgabe gelangen. — Jentschs Standpunkt gegenüber Bestrebungen, die die soziale Frage anders als er lösen wollten, näherte sich damals dem des evangelisch-sozialen Kongresses der neunziger Jahre. Ihm war die Sozialdemokratie nicht „ein Gemisch von Verrücktheit und Niedertracht, sondern ein notwendiges Erzeugnis wirtschaftlicher Zustände und weltbeherrschender geistiger Strömungen", wie er bei Gelegenheit selbst schrieb. Und die „Grenzboten" teilten diese seine Ansicht. Als eine Antwort an die Adresse der „Schlesischen Zeitung" führten sie im Leitartikel des 48. Heftes vom Jahre 1895 aus: „Das also ist unsere Stellung zur Sozialdemokratie. Anstatt in das Geschrei einzustimmen: schlagt sie tot!, sagen wir: nein, laßt euch von ihr informieren und lernt, was ihr zu tun habt, um sie durch gründliche Änderung der Lage unseres Volkes verschwinden zu machen." Und darum fanden die „Grenzboten" sich stets bereit, „den Finger auf Wunden im öffentlichen Leben zu legen, auf Mißstände aufmerksam zu machen, heilsame Anregung zu geben", unter dem Gesichtspunkte, daß es an der Zeit wäre, für die Vernünftigen aller Parteien, jegliches Sonderinteresse beiseite zu stellen, und sich ohne Feindschaft, Haß oder Voreingenommenheit zu gemeinsamer Arbeit zusammenzufinden." (Joh. Grunow im Jubiläumsheft.) Das traf Jentschs Art und Wollen. Er charakte-

rifiert sich in dieser Hinsicht treffend in den „Wandlungen" (II. Band S. 181): „Ich leide an einer lebhaften Sympathie mit allen Leidenden, die sich aus meinen Lebenserfahrungen zur Genüge erklärt, und an einem so reizbaren Gerechtigkeitsgefühl, daß mich jede Ungerechtigkeit, die ich erfahre, halb rasend macht." So erhob er denn seine Stimme zur Schulreform (Jahrg. 1890, I), trat in einem längeren Aufsatze für „Die Wünsche des höheren Lehrerstandes in Preußen" ein (1890, IV), äußerte sich in „Gegen den Polizeistaat" über das Vereinsrecht (1890, IV), übte in „Was wir von den Zulukaffern lernen können" herbe Kritik an unserem Volkswirtschaftsbetriebe (1890, IV), brandmarkte den Mißbrauch der hypnotischen Suggestion (1890, I) oder fand endlich kräftige Worte des Tadels für die vernunftwidrige Weise, mit der manche Gerichtshöfe am Buchstaben des Gesetzes festkleben, in den „Betrachtungen eines Laien über unsere Rechtspflege" (1894, II; als Broschüre im gleichen Jahre erschienen). — Die „Grenzboten" waren konservativ und fortschrittlich zugleich. Sie räumten mit unvernünftigem Alten radikal auf, sie ließen aber vernünftige Tradition nicht antasten. Auch das entsprach Jentschs Auffassung, der bekanntlich mit seinen Ansichten zwischen zwei Stühlen zu sitzen pflegte,*) freilich stets mehr links tendierend, worin der konservative Verlegerfreund das zweckmäßige Gegengewicht bildete. Manchmal wurde jener allerdings von dem temperamentvollen Freiheitsmanne mit fortgerissen und druckte Beiträge ab, von denen Jentsch in seiner Grunow-Erinnerung schrieb: „Ich habe in den ‚Grünen' so manches aussprechen dürfen, was kein anderes bürgerliches Organ aufgenommen hätte" („Grenzboten" 1906, Heft 18). Dafür dankte er dem Freunde in seinen Briefen häufig um so inniger, als er wußte, daß dieser um seinetwillen manchen alten Freund verlor (etwa nach Brief vom 31. Januar 1892: Prof. B.), weil man nicht verstand oder nicht wahr haben wollte, daß ihm Vaterlandsliebe die Feder führte. Und doch war es so. Im Leitartikel des 45. Heftes des Jahrgangs 1895, den er zur Abwehr von Angriffen gegen die „Grenzboten" mit Grunow gemeinsam verfaßte, schrieb er: „Deshalb, weil wir die Liebe zum Vaterlande so tief fassen, daß wir für unseres ganzen Volkes Wohl erglühen, ihm in allen seinen Schichten die freie Entwicklung seiner herrlichen Gaben wahren wollen, möchten uns die mit den Vaterlandslosen zusammenwerfen, die nur . . . die Clique lieben, der sie angehören. Weil wir die Deutschen weder mammonistisch entarten, noch proletarisch verkommen lassen wollen, erregt unsere Sprache die Furcht und den Haß derer, die den Patriotismus nur für die Gebildeten und die Reichen in Anspruch nehmen möchten". Die „Grenzboten" waren eben, was sie heute noch sind, national ohne parteiliche Bindung. Daran änderte nichts, daß Jentsch bereits vom Oktober 1891 ab halb und halb Ressortredakteur spielte (Grunow schickte ihm Manuskripte zur Durchsicht und Bearbeitung) und vom 18. August 1894 ab regelmäßig jede Woche sein „Sprüchel", so nannte er es, für die Rubrik „Maßgebliches und Unmaßgebliches" beitrug. Herausgeber und Mitarbeiter einigten sich stets auf das, was ihnen gemeinsam richtig schien. Das war nur in einem einzigen Falle schwierig. Grunow begeisterte sich für Bismarck, Jentsch stand diesem achtungsvoll-kritisch gegenüber. Die „Grenzboten" traten seit 1880 mit Überzeugung für die Politik Bismarcks ein, gerade in jener Zeit, als er den heftigsten Befehdungen ausgesetzt war; sie hatten schwer zu kämpfen und mußten Haß und Hohn ertragen. Sie vertraten natürlich auch Bismarcks Polenpolitik. Da konnte Jentsch nicht mitgehen. Er sah durch Bismarck die Germanisierung scheitern, die unter Ledochowsky, der den Posener Pfarrern das Politisieren austrieb, nach Jentsch, im besten Zuge gewesen war. Ihm galt der Sprachenerlaß nur als unerfreuliche Ursache fremdvölkischen Hasses. Doch erkannte Jentsch das Große

*) Im Briefe vom 8. Oktober 1893 erzählt er von einem bekannten demokratischen Politiker, daß dieser ihn seiner Sympathie versichert habe, obgleich er (J.), als Stockkonservativer im konträrsten Gegensatz zu ihm stünde. Jentsch hat sich darüber halbtot gelacht und dem Herrn postwendend mitgeteilt, daß er, der angeblich stockkonservativ, augenblicklich in Gefahr sei, wegen allzu demokratischer Gesinnung die Mitarbeiterschaft am „Schlesischen Tageblatt" und der „Lübecker Eisenbahnzeitung" zu verlieren.

und Bedeutungsvolle am Altreichskanzler voll und ganz an, ja er hatte sich sogar eine Zeitlang von ihm mit fortreißen lassen, wie er selbst berichtet in den bereits genannten „Wandlungen" (seiner ebenso interessanten wie unterhaltsamen Autobiographie, die unter dem Titel „Wandlungen des Ich im Zeitenstrome" 1894, III bis 1896, I annonym erschien und ab 1897, I weiter geführt wurde in mehreren Teilen: „Jenseits der Mainlinie", „München und Konstanz", „Religionsunterricht", „Endlich den Beruf gefunden". Die Buchausgabe, — bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig 1896 und 1905, — in 2 Bänden, enthält noch zur Ergänzung Aufsätze über Nietzsche aus dem Grenzbotenjahrgang 1898, Ibsen aus dem Jahrg. 1900, sowie über Hilty aus dem gleichen Jahrgang). Jentschs kühlkritische Stellungnahme kam der Objektivität der „Grenzboten" aber doch zugute. Wie hätten sie sonst schreiben können (Jahrg. 1895, IV): „Es ist uns leid als alten Bismarckianern und den treuesten Bismarckianern, es auszusprechen, aber wir sagen es: daß wir uns für bismarckisch halten mehr als jeden, der jetzt auf seinen Namen pocht, wenn wir uns seitab stellen von — seinen Leuten. Eins steht uns eben höher als alles andere, als alte Liebe und altes Vasallentum, das sind Kaiser und Reich". —

Die im vorstehenden geschilderte rege politische und volkswirtschaftliche Mitarbeit erschöpft bei weitem nicht den geistigen Anteil Carl Jentschs an den „Grenzboten". Schon die Themen zeigen — wie bereits angedeutet wurde — den ganzen vielseitigen Jentsch. Geschichte, Philosophie, Psychologie, Kirche und Konfession, Kunst und Literatur wurden nicht weniger als die Politik gepflegt. Die große Aufsatzreihe „Geschichtsphilosophische Gedanken" zog die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die „Grenzboten", freilich hauptsächlich erst durch die Buchausgabe, die Johannes Grunow zu des Verfassers Überraschung zu unternehmen vorschlug. Jentsch — in seiner Bescheidenheit — begriff ihn nicht, wie er sich selbst darum bemühen könnte, „reingelegt" zu werden. Er war sehr skeptisch wegen des Erfolgs und machte aus, falls der Absatz nicht die honorarfreie Zahl überschritte, er doch wenigstens eine (!) Mark erhalten sollte, soviel gedächte er nämlich auf einen guten Schluck zu Ehren seines ersten „Kindes" anzuwenden. (Brief vom 26. Mai 1892.) Das Buch hat 1903 die zweite Auflage erlebt. — Plato, Giordano Bruno, Pascal, Leibniz, Kant, Hegel, Herbart, Spencer, Nietzsche, Eduard von Hartmann, Wundt erfahren mehrfach eine Interpretation durch Jentsch, sowie die naturphilosophischen Systeme etwa Haeckels und anderer. Dabei spielten eine bedeutsame Rolle biologische Fragen, auf die Jentsch durch E. von Hartmanns „Irrtum und Wahrheit im Darwinismus" geführt worden war. Jahrelang hat er philosophische und psychologische Neuerscheinungen in den „Grenzboten" besprochen. Ja, sogar ein philosophisches Märchen hat Jentsch geschrieben: „Homunculus und Herr Nemo" (Jahrg. 1891, III). Es ist dies eine treffliche Satire auf den Materialismus, die Jentschs eigene Meinung von seiner Unfähigkeit, novellistisch schaffen zu können, in etwas Lügen straft. Die kleine Geschichte ist ebenso amüsant, wie fesselnd zu lesen. — Von dem Riesenstoffgebiet der Historie besaß vornehmlich sein Interesse: das römische Reich, das Mittelalter, die florentinische Geschichte und die Zeit der Reformation*). Die Vorliebe für die Reformationszeit gründet sich natürlich auf den Bildungsgang des ehemaligen Pfarrers, der der alten Kirche untreu geworden, Wege zum Besseren suchte. Vom ersten Bande der Mitarbeit an bis 1912 hat er in den „Grenzboten" religiöse, konfessionelle

*) Hier sind unter anderen zu nennen die Abhandlungen: „Der Untergang der antiken Welt" (Jahrg. 1896, I), „Der Römerstaat" (1899, II—IV), „Verwaltung und Polizei im spätrömischen Reich" (1901, I), „Eine Kulturgeschichte des Römerreiches" (1905, IV), „Die Sklaverei bei den antiken Dichtern" (1894, I u. II; enthalten mit dem eben genannten „Römerstaat" in dem 1900 erschienenen Werke: „Drei Spaziergänge eines Laien ins klassische Altertum"), „Geschichtsphilosophische Gedanken", Teil 10 u. 11 (1893, III), „Zur mittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte" (1897, I), „Mittelalterliches Bauernleben" (1898, III), „Eine Geschichte von Florenz" (1897, I).

Fragen vielfach erörtert*). Seine Stellung zu dem Buche der Bücher, dessen wundersamer Entstehung er mehrere Aufsätze des 1898er Jahrganges (I) widmet, kennzeichnen folgende, auch für den Menschen Jentsch charakteristische Worte (Seite 598):

„Aber wenn man, wie ich, allen Autoritäten den Rücken gekehrt, mit den Dogmen gebrochen, alle angelernten Meinungen und alles Anempfundene ausgefegt und beschlossen hat, ein Narr auf eigne Faust zu sein und niemandem zu folgen als der Stimme der eigenen Natur und Vernunft, und wenn man dann beim Bibellesen das Buch weder langweilig noch dumm findet, sondern erst seinen wahren Wert und seine ganze Größe entdeckt, dann hat man den Beweis in den Händen, daß sie nicht ein Buch ist wie andere Bücher". — „Konfession und Wirtschaftsleben" (1907, III) deutet auf das national-ökonomische Interesse von Carl Jentsch zurück. Die Jesuitenfrage, in der er — Gegner aller Ausnahmegesetze — Aufhebung des Ausschlusses der Jesuiten aus Deutschland forderte, erfuhr durch ihn eine vielseitige Erörterung, sowohl in historischer als auch in politischer Beziehung**). Auch für ausgesprochene Catholica fand sich Raum, z. B. „Katholische Belletristik" (1899, I) oder „Die katholische Moral" (1903, I), wie ja die „Grenzboten" dem Katholizismus von jeher objektiv gerecht und keineswegs ablehnend gegenüber gestanden haben. Sie fanden sich in dieser Objektivität mit Jentsch zusammen, der die drei christlichen Konfessionen für völlig gleichberechtigte Ausgestaltungen des einen Christentums hielt. Daß sie sich gegenseitig als solche anerkennen möchten, war sein sehnlichster Wunsch***) Der evangelische Bund wie die Katholikentage wurden, als diesem Gleichberechtigungsstreben abhold, von Jentsch bekämpft, wodurch den „Grenzboten" Gegnerschaft von zwei Seiten erwuchs. Sie haben sie im Bewußtsein des rechten Weges geruhig ertragen.

Die christliche Religion ist im tiefsten Wesen Ethik. Grunow wie Jentsch waren echt christliche Naturen. Die ethischen Fragen besaßen darum ihr volles Interesse; ich nenne einen Beitrag für mehrere: „Gibt es einen sittlichen Fortschritt und worin besteht er?" (1890, III). Moralische Ansichten und Maxime bedingten auch Jentschs Stellungnahme zur Kunst. So bestritt er in „Das Theater als Kirche" (1908, IV) wohl keineswegs die häufige didaktische Wirkung guter dramatischer Dichtung, doch wäre diese niemals vergleichbar mit der des Gottesdienstes, und nie würde das Theater die Kirche ersetzen können. Von berühmten Dichtern fesselte ihn am meisten Ibsen, dessen Lebenswerk er zahlreiche Aufsätze gewidmet hat (vgl. Jahrg. 1900, II—IV; 1906, 1908, 1910), freilich mehr von dem philosophischen als von dem künstlerischen Gehalt angezogen und zur Kritik gereizt. Grunow forderte den Freund gelegentlich auf, auch die Rezension rein belletristischer Sachen zu übernehmen. Beim ersten Male holte er sich eine Absage. Jentsch meinte, seine Stellungnahme würde der der lesenden Köchin gleichen, die sich die Hände reibt, wenn ein Bubenstreich glückt, die jubelt, wenn sie sich kriegen, die weint, wenn der Held allzu Schweres erdulden muß und die die Faust ballt gegen jeden Quälgeist ihres Romanlieblings. Na, und das würde wohl kaum die richtige Einstellung für einen Grenzboten-

*) Historisch bzw. philosophisch geben sich „Hellenentum und Christentum" (1901, IV und 1902, I—IV; in Buchform 1903), „Der Sinn des Christentums" (1900, I), „Die christliche Mystik und die Religion der Zukunft" (1904, III), „Das Heidentum in der römischen Kirche" (1890, III), „Kirche und Staat in Frankreich" (1908, I), „Katholizismus und Kultur" (1912, IV). Das Kirchendogma erfährt eine kritische Würdigung (1902, I) desgl. Zölibat, Brevier, Meßstipendien und Klosterwesen (1905, IV). Reformbestrebungen finden ein verständnisvolles Eingehen (1899, IV; 1906 I usw.).

**) Es seien erwähnt: „Zur Jesuitenfrage" (1893, II u. III), „Die Mission der Jesuiten in Paraguay" (1893, IV), „Jesuitenfrage und konfessionelle Polemik" (1905, I), „Die Jesuiten in Deutschland" (1908, I).

***) In diesem Sinne wirken will die aus dem Manuskriptnachlasse von mir edierte Broschüre: „Wie dem Protestantismus Aufklärung über den Katholizismus nottut und gegeben werden soll" (1917 bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, erschienen).

literaturrichter sein. (Brief vom 22. Februar 1892.) Später hat Jentsch freilich dem Freunde den Willen getan, aber nur selten, wenigstens insofern man die Gesamtzahl der von ihm in den „Grenzboten" besprochenen Bücher, die die 2000 übersteigt, in Betracht zieht. Endlich gehörten zu seiner Grenzbotenbeitragsdomäne die Referate über biographische Werke*).

Wenn auch im vorstehenden nur andeutungsweise mitgeteilt werden konnte, inwieweit Carl Jentsch an dem reichen geistigen Gehalt der „Grenzboten" Anteil hatte — etwa 500 größere und 600 kleinere Abhandlungen stammen aus seiner Feder — so wird man doch nach allem Bisherigen ohne weiteres verstehen, daß Verleger und Mitarbeiter sich wechselseitig zu größtem Dank verpflichtet fühlten. Jentsch sprach das mehrfach öffentlich aus und hob stets hervor, wie hoch er es bewertete, für die „Grenzboten" tätig sein zu dürfen, nicht etwa nur um des materiellen Vorteiles willen (sie boten ihm jahrzehntelang die Hälfte seines Einkommens); er kannte und schätzte sie seit fast 40 Jahren, ehe er selbst für sie schrieb und hatte viel aus ihnen gelernt. Auch erkannte er willig an, durch Dr. Wustmanns Mühewaltung seinen Stil verbessert zu haben. Er war nach eigener Angabe bei Beginn seiner Publizistik recht unbeholfen gewesen im Finden der Worte, die seinen Gedanken treffend entsprachen. Manchmal lag eine Arbeit acht Tage im Schubfach und wurde täglich mehrmals hervorgezogen, um die letzte und immer wieder die „letzte" Fassung zu erhalten. (Brief vom 15. Dezember 1891.) In seiner Grunow-Erinnerung schrieb er: „So hat mir erst Grunow zu einer anständigen und verhältnismäßig gesicherten Existenz verholfen, hat mich durch den Verlag meiner Bücher im Publikum bekannt gemacht, und ohne die reiche Fülle von Rezensionsexemplaren, die mir von den „Grenzboten" in regelmäßigen Abständen zugehen, wäre meine Schriftstellerei in einer aller literarischen Hilfsmittel entbehrenden Kleinstadt gar nicht möglich." — Ähnlich äußerte er sich in den „Wandlungen" (II, S. 171).

Als Johannes Grunow am 1. April 1906 starb, war das natürlich ein schwerer Schlag für Jentsch; er verlor nicht nur den Freund, sondern mußte auch darum bangen, eine liebgewordene Stätte für die Verbreitung seiner Ideen zu verlieren. Jedoch trat keine Änderung ein, wenn auch naturgemäß der persönliche Zusammenhang lockerer wurde. Als 1910 die „Grünen" nach Berlin übersiedelten, hatte Jentsch bereits einen Wirkungskreis gefunden, der seine Arbeitskraft im hohen Maße in Anspruch nahm: im September 1909 erhielt er die Aufforderung des Kommerzienrats Meyer, Leipzig, für dessen Versicherungsblätter „Nach Feierabend" und „Der Volkshort" fortlaufend Beiträge zu liefern. Der Vertrag kam bald zustande und alle Sorge war damit behoben. Diese neue Mitarbeit beanspruchte viel Kraft und Zeit, dazu traten immer häufiger Anforderungen der verschiedensten Wochen- und Monatsschriften, insbesondere nachdem Jentschs achtzigster Geburtstag und die Ehrenpromotion durch die Breslauer Universität seinen Namen in aller Mund gebracht hatte. So konnte der Alte von Neiße den lieben „Grünen", denen er bis zu seinem Tode in unverbrüchlicher Treue anhing, nur noch seltener etwas senden. Er glaubte sich auch überdies (nach einem Briefe vom 21. Oktober) längst zu deren Leserkreis restlos ausgesprochen zu haben. Doch er ward trotzdem bei den „Grünen" nicht vergessen. Sie schrieben zu seinem achtzigsten Geburtstage:

„Wir ehren uns, wenn uns der 8. Februar ein Fest bedeutet, da achtzig Jahre starker Lebensarbeit eines Tapferen sich vollenden." (Jahrg. 1913, I.) Zum jetzigen Herausgeber der Grenzboten, den Jentsch schon seit längeren Jahren persönlich kannte und für dessen Auffassungen über Rußland und Polen er sich ganz besonders interessierte, ist er bis zum Tode in freundschaftlichen Beziehungen geblieben.

Carl Jentsch ist auch heute nicht vergessen, da wir rückschauend Totengedenken begehen, und er wird auch in Zukunft den „Grenzboten" unvergessen bleiben.

*) Als interessanteste dieser kleinen Monographien seien hervorgehoben: „Cicero" (1909, I), „David Friedrich Strauß" (1908, I), „Teresa de Jesus, Johann vom Kreuz" (1908, II), „Overbeck und Nietzsche" (1908, III), „Berta von Suttner" (1909, I), „Der alte Harkot" (1893, II).

Zur Reform des Herrenhauses

as gleiche Wahlrecht ist eine politische Notwendigkeit geworden. Die allzulange aufgestauten Wasser politischer Wünsche haben den Druck außerordentlich verstärkt und der Sturmwind des Krieges tut das Seinige. Nun sieht man kein Halten mehr. Gegen die suggestive Kraft des Wortes „Gleichheit" sind unter diesen Umständen logische und ebenso im tieferen Sinne ethische Erwägungen machtlos, nun gar, wenn die maßgebenden Stellen selber das zündende Schibboleth in die Öffentlichkeit gerufen haben. Erschwerend wirkt auch der Umstand, daß die trotz Literaturbergen doch recht spröde Mechanik der Wahlsysteme einen in jeder Beziehung brauchbaren Ersatz für das Massenrecht nicht darbietet, was man bei den an sich erörterungsfähigen Vorschlägen des Freiherrn von Zedlitz und des nationalliberalen Abgeordneten Schifferer beobachten kann. Da also politische Opportunität die Stunde regiert, müssen Sorgen über die Zukunft hinter den drückenderen der Gegenwart zurücktreten, obwohl eine solche „Augenblickspolitik" wieder eigene schwere Bedenken hervorruft. Auch Vergangenes, wie den Ursprung der Botschaft vom 11. Juli, läßt man jetzt am besten ruhen, der Ausgang wird über Schöpfungen und Schöpfer das Urteil sprechen.

Hier nur das eine: Friedrich Thimme hat vor kurzem in einem vielbeachteten Aufsatz (in den „Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung") die Verkündung des gleichen Wahlrechts in Zusammenhang gestellt mit der für die damalige Regierung sich erhebenden Notwendigkeit, „das Durchhalten der breiten Volksmassen zu befördern, insbesondere die Sozialdemokratie bei der Politik des 4. August festzuhalten." Selbst diese Lesart — man kennt und hört bekanntlich auch andere — läßt das politische Zweckmotiv ganz augenfällig werden und steht im Widerspruch zur „alleinig ethischen Begründung" der Vorlage von seiten der Regierung.

Denn das muß man doch zugeben: ihr „unumschränktes Vertrauen in das Volk", wenn es wirklich berechtigt war — und wir zweifeln nicht daran — brauchte eben kein äußerliches Zeichen während des Krieges oder aber, wenn man schon nicht warten wollte, konnte es andere Formen finden, als jenen krassen Bruch mit der Vergangenheit. Es bedeutet geradezu eine Beleidigung jedes einzelnen Volksgenossen, wenn man annehmen wollte, daß er seine fernere Opferbereitschaft an die Bedingung verfassungsrechtlicher Garantien knüpft. — In den Schützengräben hat man zu solch spekulierendem Kriegsgewinnlertum keine Zeit. Die Regierung selber weist dementsprechend den Gedanken einer „Belohnung" weit von sich, wie das schon Bismarck hinsichtlich der Freiheitskämpfer von 1813 getan hat. Auch von den Linksparteien darf man wohl erwarten, daß sie ihre patriotische Haltung nicht von innerpolitischen Zugeständnissen abhängig machen. Das Spiel mit dem Feuer der drohenden Volksstimmung — das man nach allerneuesten Ereignissen nicht bloß als taktisches Manöver werten kann — will allerdings recht wenig zu jenem Geiste passen, den das viel zitierte Kaiserwort vom 1. August auf der Gegenseite voraussetzte. Was aber zweitens die Form des Vertrauens betrifft, so brauchte die damalige Regierung unseres Erachtens kein so hohes Spiel zu spielen, wenn sie nicht gleich mit radikalen Zugeständnissen begonnen hätte. Noch kurz vor dem 11. Juli war eine Mehrheit für ein Pluralsystem im Abgeordnetenhause vorhanden. Erhitzte man allerdings die öffentliche Meinung mit dem Versprechen des gleichen Wahlrechts — zumal noch in der feierlichen Form eines Thronversprechens —, so haftete sie nach Art eines Maximalthermometers auf der Höchsttemperatur.

Es bleibt also bei der politischen Begründung; man hat ein „Reizmittel" anwenden wollen, wie es der Freiherr vom Stein schon vor hundert Jahren in ähnlicher Lage empfahl. Und nehmen wir die aus politischen Rücksichten geborene Tat als politische Notwendigkeit an, so liegt das Problem nicht mehr darin, daß,

sondern wie unter solchen Bedingungen das gleiche Wahlrecht in Preußen eingeführt wird.

Die hierbei zu beobachtenden „Sicherheitsvorrichtungen, Kautelen und Kompensationen" sind dann, was vor vierzehn Tagen an dieser Stelle bereits angedeutet wurde, der „Kernpunkt der preußischen Wahlrechtsfrage". Der bekannte linksliberale Publizist Hugo Preuß allerdings gebrauchte kürzlich die Wendungen in verneinendem Sinne*). Gerade „Verständigungen und Kompromisse" bergen nach seiner Meinung die „größte Gefahr"; entweder die Reform wird die Einführung des Reichstagswahlrechts schlechthin sein oder sie wird nicht sein.

Dagegen müssen wir mit aller Entschiedenheit betonen, daß für uns jene „Sicherungen" Mindestforderungen bedeuten, die unter allen Umständen in den Rahmen der Vorlage einzubauen sind, wenn er nicht gesprengt werden soll.

Man sieht, der Appetit kommt auch den Wahlrechtsfreunden beim Essen; das außerordentliche prinzipielle Zugeständnis wird sofort zur Plattform, von der aus man allen unliebsamen Einschränkungen abzuwinken versucht. Schon verfehlt die Reformpresse Begriffe wie „Sicherungen" u. a. mit Anführungsstrichen, um sie anrüchig zu machen, die gröbere Tonart wagt sogar von „Verschandelungen" zu sprechen und bestreitet damit dem anderen Teile das Recht, seinen Standpunkt zu wahren. Ein seltsam unbilliges und undankbares Verfahren, wenn man gerade beschäftigt ist, die eigenen Scheuern zu füllen.

Bei der Gelegenheit wird mit Begriffen wahrhaft jongliert. Die „Frankfurter Zeitung" beschuldigt die „Reaktion" einer „immer tolleren Demagogie", ohne bei diesen Worten zu stocken und, wenn die Kommissionsberatungen nicht im D-Zug-Tempo verlaufen, müssen sich die vor dem Wagen mit Fug und Recht erst wägenden Mehrheitsparteien des Abgeordnetenhauses den Vorwurf „parlamentischer Sabotage"**) machen lassen. Kommt den Drängern nie der Gedanke, daß gerade ihre übertriebenen Forderungen eine befriedigende Lösung erschweren und so viel eher Sabotage am gleichen Wahlrecht genannt werden können? Sie sind es in Wirklichkeit, die der auf Ausgleich der verschiedenen Interessen ehrlich bedachten Regierung am störendsten entgegenarbeiten. Daß diese den Trumpf der Möglichkeit eines gewaltsamen Eingriffs in der Hand habe, sollte man ihr nicht immer wieder einflüstern. Gerade ein lebhafter Anhänger der Reform, Professor Anschütz, verneint die staatsrechtliche Zulässigkeit einer „Oktroyierung". Was übrigens die angeblichen Verschleppungsabsichten betrifft, wie reimt es sich damit, daß die Mehrheit das einfachste Mittel, eine Verlängerung der Legislaturperiode abzulehnen, bisher noch nicht angewendet hat? Gerade diese ungeduldige Rücksichtslosigkeit, wo man doch in der Hauptsache den Willen getan bekommen soll, rechtfertigt das Bedürfnis, sich nach Sicherungen umzusehen, die eine „den Staatswagen zerbrechende Geschwindigkeit" (Bismarck) verhüten.

Es kann sich hier nicht darum handeln, sie der Reihe nach zu betrachten, in Heft 4 der „Grenzboten" hat sie Friedrich Thimme ziemlich vollständig zusammengestellt. Wir möchten heute nur eine Frage herausgreifen, deren Beachtung und Vertiefung uns besonders wichtig erscheint, nämlich die jetzt gerade auch die Kommission beschäftigende Reform des Herrenhauses.

Die Ansichten über diesen zweiten Faktor der Gesetzgebung gehen ja weit auseinander. Gegner des Zweikammersystems, z. B. die Sozialdemokraten, halten seine Existenz für überflüssig, indem sie darauf hinweisen, daß man doch auch im Reiche mit einem einzigen Parlament auskomme. Doch hier liegen die Dinge anders, insofern der Bundesrat, wenn er sich auch sonst nicht mit einem Oberhaus vergleichen läßt, bis zu einem gewissen Grade die Stelle eines solchen vertritt, und ein drittes Organ den Betrieb allzusehr komplizieren würde. Andere wollen die erste Kammer zwar beibehalten, weil es, wie Fürst Lichnowsky im „Berliner Tageblatt" sich ausdrückt, immerhin „nützlich" sei, „eine Körperschaft zu erhalten, die für

*) „Europäische Staats- und Wirtschafts-Zeitung" II. Jahrg. Nr. 52 (1917).
**) Von Theodor Heuß in „Deutsche Politik" (1918), Heft 4.

die Zufälligkeiten der Wahlen eine Ergänzung bietet", zumal, wenn sie nicht viel kostet, sind aber der Ansicht, daß sie „einen ausschlaggebenden Einfluß auf die Geschicke des Staates niemals haben könne" und verweisen sie auf den ehrenreichen, aber machtarmen Platz einer „Gerusia", eines „Alte-Herren-Hauses". Eine dritte Auffassung endlich geht dahin, diese Institution so auszubauen, daß sie nicht bloß ein prächtiges, aber im täglichen Leben bedeutungsloses Dekorationsstück, sondern ein wesentliches Glied im konstitutionellen Organismus darstellt.

Diese Wandlung erscheint angesichts der zu erwartenden Umbildung des Abgeordnetenhauses als eine Notwendigkeit, der ja auch von seiten der Regierung Rechnung getragen wird — ob genügend, werden wir noch sehen.

Gedeihliche Entwicklung beruht nun einmal auf der Zusammenfassung von Thesis und Antithesis. Neben die gezählten Stimmen müssen die gewogenen treten und, wenn beide nicht in einer Versammlung vereinigt werden können, gilt es das zweite Element an einer besonderen Stelle heimisch zu machen, von wo es wirken kann, als wäre es mit dem ersten amalgamiert. Wie bitter not einer „demokratischen" Kammer ihr „aristokratisches" (das Wort natürlich im Ursprungssinne genommen) Widerspiel tut, dafür kann uns eine Stimme aus dem Lande der „democratie pure" Zeugnis ablegen.

Das Mitglied der Pariser Akademie Emile Faguet — nicht einer jener Renegaten, die man im Auslande zu zitieren pflegt, weil sie ihre heimischen Zustände durch die Hechel ziehen, sondern ein Patriot, dem es um wirkliche Abstellung der Übel zu tun ist —, schrieb drei Jahre vor dem Kriege im Hinblick auf die französischen Verhältnisse: „Es handelt sich darum, eine lebensfähige Republik zu schaffen, d. h. eine Republik, die wie alle Republiken der Vergangenheit eine demokratische Grundlage hat und ein aristokratisches Element enthält".*) In diesem Sinne verlangt er gegenüber der „konfusen Masse", die einzig und allein Frankreich regiere, die Stärkung alles dessen, was nicht „rein individuell", d. h. nackte Zahl ist, also vor allem der verschiedenen Berufsverbände, der Advokaten, Richter, Ärzte, Handelskammern und Arbeitersyndikate, daneben namentlich der von der französischen Verfassung von 1875 so stiefmütterlich behandelten Städte. Also ganz ähnliche Gedanken wie sie bei uns zurzeit nach Ausdruck ringen. Auf diese Weise hofft Faguet insbesondere dem vor seinen eigenen konstitutionellen Kompetenzen bangenden Senat den „Horror vor der Verantwortlichkeit" auszutreiben.

Wir sehen also, daß im Widerspruch zu dem von der Staatsrechtslehre geprägten Satz: es sei das unentrinnbare Schicksal aller Oberhäuser, sich mit einem suspensiven Veto begnügen zu müssen, gerade da, wo die demokratisierende Entwicklung sich Bahn gebrochen hat, der Ruf nach Gegenkräften ertönt.

Um sie zu entbinden, dafür ist allerdings eine bestimmte Form der ersten Kammern, gewissermaßen eine innere Empfänglichkeit, erforderlich. Für Pairs-, Lords- oder „Herren"häuser, die Requisiten vergangener Verfassungsperioden, ist heutzutage kein Platz mehr, wenigstens nicht in den Brennpunkten des konstitutionellen Lebens — insofern ist die obige Prophezeiung, wenn man den Ton auf das Wort „Oberhaus" legt, richtig. Zeitgemäß umgewandelt jedoch, werden sie immer noch ihren Mann stehen. Wenn wir in der Praxis noch keine Beispiele hatten, müßte angesichts der Neuerungen bei der zweiten Kammer mit der ersten etwas Neues erfunden werden. Aber so liegen die Dinge ja gar nicht. Das nach unserer Ansicht zu erstrebende Gleichgewicht der beiden Parlamente ist bereits in einer Verfassung lex lata, wie der Jurist sagt, nämlich in der schwedischen. Die dortige „Reichstagsordnung" vom Jahre 1866 verkündet gleich in ihrem ersten Paragraphen für beide Kammern „dieselbe Zuständigkeit und Macht", und dieses statische Verhältnis, das man ja für gewöhnlich auch in der politischen Dynamik nur als einen Spezialfall ansieht, hat sich doch nach neuestem einheimischen Urteil in natürlichen Schwankungen bis zur Gegenwart gehalten.**)

*) . . . Et l'horreur des Responsabilités. Paris (1911), p. 181.

**) Kjellén, „Schweden" (1917), S. 150, 139.

Daß eine solche Parität wohl denkbar ist, beweisen gerade auch die besorgten Stimmen der Gegner einer lebenskräftigen ersten Kammer. Erwartet man doch in diesen Kreisen eine „Aushöhlung und Entwertung" des gleichen Wahlrechts durch „Überwucherung der Kautelen und Kompensationen", wozu „insonderheit" die Herrenhausreform gerechnet wird (Preuß), und wirft der anderen Seite vor, durch die hier angebrachten „Sicherungen", eine „demokratisch umgestaltete Volkskammer möglichst unschädlich und einflußlos" machen und den „Haupteinfluß" in die erste Kammer legen zu wollen („Frankfurter Zeitung" vom 19. Januar, zweites Morgenblatt).

Ohne Übertreibung und Verdächtigung geht es dabei natürlich nicht ab. Das letztere besorgt Herr Preuß. Man werde, so schreibt er, bei den Gegnern der Wahlrechtsgleichheit alsbald einen wahren Feuereifer für eine höchst volkstümliche Umgestaltung, sozusagen für eine Radikalisierung des Herrenhauses entbrennen sehen, aber hoffentlich ließe sich niemand über den eigentlichen Zweck der Übung täuschen. Diese Methode der Beweisführung ist bedenklich, denn man kann den Spieß auch umkehren. Wenn jetzt plötzlich der beredte Anwalt des „Volksstaates" eine „volkstümliche Umgestaltung" gerade an dieser Stelle des Verfassungsbaues en bagatelle behandelt, so dürfte der „Zweck dieser Übung" gleichfalls klar sein. Wie unklug noch dazu eine solche zur Schau getragene Geringschätzung der Herrenhausfrage ist, läßt sich daran ermessen, daß alle bei der Wahlkammer erreichten Fortschritte „durch eine Verfestigung des Herrenhauses mehr als ausgeglichen, ja zurückgedämmt" werden können, wie Theodor Heuß, ein Parteikollege von Preuß, ganz richtig erkennt. Die „Frankfurter Zeitung" aber krönt ihre natürlich wohlberechneten Übertreibungen durch die Bemerkung, in Wirklichkeit würde Krone und Regierung einem so gestärkten, unauflösbaren Herrenhause gegenüber einen weit geringeren Einfluß haben, und nur die Stätte der Parlamentarisierung verlegt. Man versteht die Stimmung des betrübten Lohgerbers, dem die Felle wegschwimmen, denn allerdings „schließt" das von uns zur Nachahmung empfohlene schwedische System des interparlamentarischen Gleichgewichts einen „speziellen Unterhausparlamentarismus aus" (Kjellén a. a. O.).

Was in Wirklichkeit erstrebt werden muß und, was wir hier vertreten, ist natürlich keine Lahmlegung der zweiten zugunsten einer übermächtigen ersten Kammer — das liegt ja schon in dem Begriff der „Sicherung", sondern ein Ausgleich der Kräfte von rechts und links, von Massenatom und Persönlichkeit auf dem gerade der sichere Gang der Staatsmaschine beruht. Die „aristokratische" soll der demokratischen Vertretung nicht den Wind aus den Segeln nehmen, sie soll aber auch nicht selber in der Flaute liegen bleiben oder als ein bloßer Ballast des Staatsschiffes ihr Dasein in Dunkel und Vergessenheit führen. Daher sind wir in der Tat für eine „höchst volkstümliche Umgestaltung" dieser Versammlung, was natürlich ganz etwas anderes als ihre „Radikalisierung" bedeutet — weil wir im Gegensatze zu Preuß glauben, daß gerade sie als ein „Rat der Führer die wahrere und bessere Volksvertretung sein möchte und müßte gegenüber dem Massenurteil der Urnen und ihrer Zettelmyriaden", wie Kurt Breysig neulich im „Tag" es ausdrückte. Denn wir setzen voraus, daß auch noch in unserer demokratisierten Zeit die Elite höchster Leistung in Können und Wissen samt Gebiets- und Besitzaristokratie neben dem nivellierten Durchschnitt ihren Platz behauptet, ja auf den unberechenbaren Faktor der „Volks"stimmung zu Zeiten der Übersättigung des Gleichheitsdogmas eine überraschende Anziehungskraft ausüben kann. Daß unser heutiges Herrenhaus jene Auslese nur sehr einseitig darstellt und infolgedessen auch dieser Anziehungskraft ermangelt, können wir nicht leugnen.

Wie aber soll das Ziel erreicht werden, auch dieses Parlament fest „im Volksleben zu verankern" (Reichskanzler Graf Hertling)? Die Schwierigkeit wird deutlich, wenn man bedenkt, daß es hier den Ausgleich sehr verschiedener Kräfte und Rücksichten gilt. Schon jene „Elite" ist ja doch alles andere als ein einheitlicher Begriff. Dies Scheinelement heterogenster Bestandteile soll nun mit

zwei weiteren, Krone und „Volk", die Verbindung eingehen. Wahrlich das Problem des Steins der Weisen!

In der Frage der staatsrechtlichen Entstehung der ersten Kammer — ob Wahl (wie beim Vorbild des schwedischen Senats), Berufung durch die Krone oder eine Art Kooptation — hat sich die Kommission für die zweite Möglichkeit entschieden, gleich ein Beispiel für den Zwang zum Kompromiß in unserem durchaus auf historische Realitäten gestellten Staatswesen. An ihm scheitert auch, obwohl die Methode der Berufung des einen Staatsorgans durch das andere sicher ihre Schattenseiten hat, der an sich ins Schwarze treffende Vorschlag von Breysig, aus einer Urzelle von dreißig Notabeln im Wege des Nobelpreisträgerverfahrens die erste Versammlung zu bilden und diese dann durch Bestallung wahlverwandter Nachfolger aus dem eigenen Schoße heraus sich fortpflanzen zu lassen.

Ferner ihre Zusammensetzung: trotz Spott und Kleinmut gegenüber der Schwierigkeit der Aufgabe wird hier der seit Beginn konstitutionellen Lebens erörterte und empfohlene Gedanke einer berufsständischen Vertretung sich Bahn brechen. In ihm liegt nun einmal die notwendige organische Ergänzung zu dem zahlenmäßig-mechanisch aufgebauten Massenparlament verborgen. Der stichhaltige Einwand lautet hier nicht: „Wie senden wir die in Betracht kommenden Persönlichkeiten an diese Stätte?", sondern „Wie senden wir in den Betreffenden wirkliche Persönlichkeiten dorthin?" Um eine Senkung des politischen Niveaus der Versammlung zu verhüten, genügte es, ihr die „Reize einer politischen Arena, einer von allen politischen Strömungen durchfluteten Körperschaft" (Meinecke) zu geben. Was uns wieder zu der grundsätzlichen Forderung zurückführt, beide Kammern mit gleichen Rechten auszustatten, denn damit wird auch die Anziehungskraft für staatsmännische Talente an beiden Orten gleich stark. Im übrigen — denn das „Politische" ist ja nur ein Bruchteil des Persönlichen — muß man hoffen, daß Monarch und Präsentationskörper die nicht leichte Aufgabe erfüllen, die „durch Anlage und Leistung Berufenen, die in Wahrheit Stärksten und Zeugerischsten" (Breysig) aus der verwirrenden Fülle der Bewerber auszusondern.

Der Idealist wird leider unerfüllte Wünsche sehen. Auch hier hängen eben die Schwergewichte der Tradition und hart im Raume sich stoßender Sachen an seinen Schwingen und nötigen ihn zu niedrigerem Fluge. Aber selbst die Vorfrage einer berufsständischen Vertretung überhaupt ist ja im Regierungsentwurf erst in ihren Anfängen gelöst. Noch gibt es Lücken und Unebenheiten in Menge. Eines sei hervorgehoben, weil es weitere Kreise zieht und im engen Zusammenhang mit dem Grundgedanken dieser Zeilen steht. Die verschwindend geringe Vertretung der rein geistigen Aristokratie neben Adel, Landwirtschaft und Erwerbsständen ist nicht nur an sich bedauerlich und bedenklich, sondern auch wegen der Rückwirkung auf die Öffentlichkeit. Weichen doch gerade von jenem Pol alle Verdächtigungen heimlicher Klasseninteressen zurück, während die in der Masse wurzelnden Gefühle der Achtung und Ehrfurcht vor reinem Können und Wissen als solchem aufs stärkste angezogen werden, wodurch der für ein gesundes Staatsleben erforderliche Machtausgleich der politischen Organe befördert wird.

Sollen die Mitglieder der zukünftigen ersten Kammer auf Lebenszeit oder mit befristeter Amtsdauer berufen werden? In ihrem Interesse muß man das zweite fordern, wie es in der Kommission Nationalliberale, Zentrum und Fortschritt getan haben. Nur durch ständige Blutauffrischung, die ja ein Wiedererscheinen bewährter Mitglieder nicht auszuschließen braucht, kann das Odium der „Vergreisung", der „Berufsfehler aller ersten Kammern der Welt", vermieden, die Institution vor der ihr freundlichst zugedachten Rolle eines „Alte-Herrenhauses" (siehe oben) bewahrt werden.

Wenn wir endlich noch die materiell-gesetzliche Stellung der neuen Schöpfung von unserem Standpunkt ins Auge fassen, so erscheint zweierlei bedeutsam: einmal die Möglichkeit gemeinsamer Abstimmung beider Kammern. Ihr Zweck leuchtet nach dem Vorhergehenden ohne weiteres ein. Schweden kennt diesen Modus schon

seit 1809, die deutschen Südstaaten haben ihn vor hundert Jahren eingeführt, mit Recht wird er jetzt verschiedentlich in der Literatur zum Vorschlag gebracht. Voraussetzung dafür ist strenggenommen eine möglichst gleichmäßige Mitgliederzahl in beiden Häusern, was die jetzt gültigen schwedischen Bestimmungen (1. Kammer 150, 2. Kammer 230 Stimmen) z. B. nicht beobachten. Die bei uns beabsichtigten Stärkeziffern 510 : 445) würden eher in umgekehrter Richtung wirken.

Die Maßregel könnte an sich für verschiedenste Gelegenheiten, sobald es sich um entscheidende Entschlüsse handelt (z. B. Verfassungsänderungen) zur Anwendung kommen. In den oben herangezogenen Ländern gilt sie insbesondere bei der Verabschiedung des Staatshaushalts. Für Preußen lehnte der Finanzminister diese Übung als eine Beeinträchtigung des Budgetrechts des Abgeordnetenhauses, wie sie „durch die Entwicklung der Verhältnisse nach Meinung der Staatsregierung zweifellos nicht geboten" sei, ab. Auch das sogenannte Amendierungsrecht zum Etat wird dem Herrenhause nach wie vor entzogen, zum Teil mit der gleichen Begründung wie 1819 von seiten der württembergischen Regierung. Nur in ganz bestimmten Fällen (Veränderung an Ordinarien der früheren Staatshaushalte) soll ihm „eine gewisse Mitwirkung eingeräumt" werden. Es fragt sich doch sehr, ob das genügt, und ob nicht gerade „durch die Entwicklung der Verhältnisse" wirksamere Maßregeln „geboten" sind. (Vgl. auch A. Hillebrandt im „Tag" vom 18. Dezember 1917.) Wir möchten jedenfalls auch hier an dem Grundsatz gleicher Rechte hüben und drüben festhalten auf die Gefahr hin, einen Sturm der Entrüstung zu erregen, da es sich um das seit alters geheiligte Steuervorrecht der „Unterhäuser" handelt. Andernfalls könnte aus dem „privilegium odiosum", von dem der Minister sprach, leicht ein „privilegium perniciosum" werden!

Die Welt des Verfassungsrechts heischt zu allen Zeiten starke „Opfer des Intellekts", sie hat aber auch von jeher wie zur Entschädigung unbegrenzte Möglichkeiten. Man denke nur an die englischen Konventionalregeln und an das, was ein französischer Historiker die „constitution réale" neben der „constitution légale" genannt hat! Reformen sind überdies eben keine Revolutionen. Freilich die Grundlagen können rationaler Stützen nicht entbehren. Hier bestehen sie, um es nochmal auszusprechen, in der politischen „Verbindungsbahn" beider Kammern, wie unsere skandinavischen Stammesbrüder sagen. Die aber ist vorhanden bei auf Gleichachtung beruhender Synthese des organischen und mechanischen Volkswillens, in der jenem die Rolle haltender Klammern am gleichförmigen Ziegelbau der Demokratie gebührt.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 86/87.

Lehren des Krieges für den kommenden Frieden

Von G. Hoffmann-Dornheim

Der nun im vierten Jahre tobende Weltkrieg hat eine Tatsache ins grellste Licht gestellt: das Deutsche Reich kann sich in der Welt nicht behaupten ohne eine starke Landwirtschaft. Dem denkenden Fachmanne ist diese Wahrheit nicht neu. Aber wir müssen uns klar sein darüber: trotz der Erkenntnis von der ungeheuren Leistung der Landwirtschaft, die heute selbst der böseste Wille nicht ableugnen kann, ist doch in den weitesten Volksschichten — gebildeten wie ungebildeten — nicht die Spur von Verständnis für das Wesen und die Lebensbedingungen einer leistungsfähigen und leistungsfrohen Landwirtschaft vorhanden. Die bisherigen Erfahrungen berechtigen wahrhaftig nicht zu Hoffnungen, sondern zu den schlimmsten Befürchtungen. Ich will von all den Verordnungen schweigen, die jeden Auftrieb der Erzeugungskraft verhindern, denn diese widersinnigsten Verwirrungen unter Kriegsverhältnissen wieder zu lösen, ist wohl keinem menschlichen Verstande gegeben. Hervorheben möchte ich aber die unselige Art, wie die politischen Tagesgrößen in der Friedensfrage unser Volk mit ethischen Phrasen über allgemeine Menschheitsziele und Selbstbestimmungsrecht der — nicht von England beherrschten — Völker füttern, ohne auch nur mit einem Worte unseres eigenen Selbstbestimmungsrechtes zu gedenken, das solange völlig wertlos bleibt, als unsere Landwirtschaft nicht in die Lage versetzt wird, unsere Ernährung unter allen Umständen zu sichern. Diesen Gedanken in weitere Kreise zu tragen und, sie zur Mitarbeit zu veranlassen, soll der Zweck dieses Aufsatzes sein.

Seit drei Jahrzehnten ist die Erkenntnis der grundlegenden Bedeutung der Landwirtschaft für den Bestand unseres Staatswesens die ideale Triebkraft der unablässigen Arbeit unserer Berufsvertretungen gewesen. Sie hat uns hinausgehoben über die Gehässigkeit böswilliger und den Widerstand unwissender Menschen, über die Gleichgültigkeit der großen urteilslosen Masse. Aber diese Gegenwirkungen haben den Erfolg unserer Arbeit doch gewaltig geschmälert. Hätte unsere Berufsarbeit in Regierungskreisen und weitesten Volksschichten volles Verständnis gefunden, so hätte dieser Krieg unser Staatswesen nicht überraschen können bei völligem Mangel eines wirtschaftlichen Mobilmachungsplanes und einer bewußten

Vorratsaufspeicherung. Ich erinnere nur an das Durcheinander der Ernte 1914 und den vor vielen Jahren mit Hohnlachen abgewiesenen „Antrag Kanitz". Bei einem Erntewetter wie im Jahre 1912 wäre durch diese beiden Unterlassungssünden der Krieg glatt zu unseren Ungunsten entschieden worden. Was wir in dieser langen Zeitspanne wirklich an Verbesserungen der Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft erreichten, geschah durchweg in erbitterten Kämpfen. Bei jeder Forderung mußten wir uns große Abstriche gefallen lassen unter der Kennzeichnung „agrarisches Geldbeutelinteresse" und obendrein den systematisch erzeugten und geschürten Haß weitester Kreise in Kauf nehmen, denen bis auf den heutigen Tag gänzlich falsche Vorstellungen von dem Gewinn der Landwirtschaft gemacht werden. Tatsächlich hat sich in der ganzen Zeit dieses mühsamen Aufstieges der Bargewinn nach Überwindung der verlustreichen Caprivizeit im Vergleich zu anderen Berufen in recht mäßigen Grenzen gehalten. Aber wenn er so groß gewesen wäre, wie man die Volksmassen glauben machte, so hätte man doch ehrlich anerkennen sollen, daß in jedem Berufe Leistungssteigerung ohne Gewinnsteigerung undenkbar ist. Wenn man der Bedeutung der Landwirtschaft gerecht werden will, so muß man weiter auch die durch den Krieg bewiesene Tatsache hervorheben, daß die nur durch großen Fleiß, Sorgfalt und durchaus nicht etwa geringe Verstandeskraft zu erreichende Wertsteigerung der bewirtschafteten Gegenstände in keinem anderen Berufe so im Interesse der Volksgesamtheit liegt und ihr wieder zugute kommt wie in der Landwirtschaft. Es ist also diese Wahrheit festzuhalten: der Ausbruch des Krieges fand unseren Staat zwar im Besitze der leistungsfähigsten Landwirtschaft der Welt; durch allgemeinen Verständnismangel für ihre staatliche Bedeutung hatte man aber versäumt, diese Leistungsfähigkeit auch für den Kriegsfall sicherzustellen.

Was geschah nun bei Ausbruch des Krieges, um diese Versäumnis wieder gut zu machen? Die Antwort ist verblüffend, aber richtig: es geschah von der Regierung nichts — wirklich nichts! Eine zu harte oder auch nur genügend harte Kennzeichnung dieses Verhaltens gibt es nicht. Jeder ernsthafte Fachmann verzehrte sich in quälender Sorge, unsere Berufsvertretungen machten Vorschläge über Verbrauchsfestlegung, Düngerbeschaffung usw., das Volk verschwendete in wahnwitziger Weise, die Regierung — schwieg! Für lange, kostbare Zeit blieben die allmählich erscheinenden Mahnungen „Wer Brotgetreide verfüttert, versündigt sich am Vaterlande" die einzige Tat. Zu ihr gesellten sich dann die so wunderbar zu Herzen gehenden Auslassungen des Herrn Reichskanzlers über den herrlichen Geist und die Selbstbesinnung des deutschen Volkes, die ihn von Zwangsmaßregeln in Ernährungsfragen Abstand nehmen ließe, usw. Ja, traf denn diese Rederei den Kern der Sache? Hätte man unseren Beruf nicht genau so mit allen Mitteln fördern müssen wie die Rüstungsindustrie? Und was geschah — resp. geschah nicht? Ich will nur ganz kurz die Tatsachen streifen. Die Landwirtschaft hatte in bewußtem Opferwillen weitgehende Höchstpreisfestsetzung, Beschlagnahme des Getreides, Rationierung und vieles andere mehr vorgeschlagen. Nachdem man drei bis sieben Monate völlig untätig und ratlos zugeschaut hatte, verkehrte man durch planlose Einzelbeschränkungen Vernunft in Unsinn. Man zerriß jeglichen vernünftigen und natürlichen Zusammenhang, hielt in dem großen Wirtschaftsgetriebe einzelne Räder an und ließ die anderen weiterschnurren. Die ganze Düngerbeschaffungsfrage wurde als Nebensache behandelt; wenn ich nicht irre,

wurde bis zum Herbst 1916 jede Geldbewilligung aus Staatsmitteln zu diesem Zwecke für unnötig gehalten. So steuert man seit drei Jahren ins Uferlose hinaus, weil an leitender Stelle in kritischer Zeit das rechte Verständnis gefehlt hat. Auch diese Zeit schrecklicher Prüfung kann gutes bringen, wenn sie die Allgemeinheit und unsere Regierung zu richtiger Erkenntnis erzogen hat. Ob das der Fall ist, wird sich in der Art des Friedens ausdrücken, den wir erreichen.

Gewisse Kreise suchen nun in weiten Volksschichten immer wieder den Glauben zu erwecken, wenn wir nur erst Frieden hätten, so würde das ganze Wirtschaftsleben von selbst bald wieder in die altgewohnten Bahnen von 1914 zurückgleiten. Die Art des Friedens sei nicht allzu wichtig. Arbeitskraft und -willen des deutschen Volkes würden uns bei Erreichung des sogenannten status quo ante schon baldigst wieder einen erträglichen und sicheren Stand in der Welt verbürgen. Dieser Glaube ist ungeheuer leichtsinnig. Schon bei ziemlich oberflächlicher Überlegung wird jedermann zugeben müssen, daß die Rettung unserer alten Grenzen nach diesen gewaltigen Opfern an Gut und Blut nicht schlechthin unseren früheren Stand in der Umwelt bedeutet. Es ist ein großer Unterschied, ob ein kapitalkräftiger Mann in vollster Arbeitskraft auf nahezu schuldenfreiem Hofe sitzt, oder ob er unter den Nachwirkungen schwerer Krankheit leidend vier Jahre später zwar denselben Hof, aber heruntergewirtschaftet, mit einer in vielen Generationen untilgbaren Schuld belastet, wieder übernehmen soll. Wenn er selbst auch mit übermenschlicher Tatkraft und Entbehrungswillen die Sache angeht, seine Arbeitsleute werden über die kargen Zeiten murren und knurren und seine Lage unhaltbar machen, bis er es als eine Befreiung ansieht, sich mit Haus und Hof in die Abhängigkeit von seinem früheren, kräftiger gebliebenen Feinde zu begeben und ihm zu frohnen. Genau so ist beim status quo ante unsere Weltlage, und unser Geschick wird durchaus nicht erträglicher dadurch, daß unsere Feind-Nachbarhöfe Frankreich, Italien, Portugal usw. dem großen Bauernleger England schon etwas früher verfallen sind. Denn eine Tatsache gilt es stets vor Augen zu behalten: England ist Sieger, wenn wir es nicht sind. Was dann unser Schicksal ist, können nach den bisherigen Erlebnissen nur Überharmlose verkennen. Die Wahrheit, daß auch England ungeheure Verluste an Gut und Blut — wie noch nie zuvor — hat erdulden müssen und deshalb recht friedensbedürftig und zum Teil auch -sehnsüchtig ist, ändert daran gar nichts. Sie beweist nur, daß es sich in der Einschätzung unserer wirtschaftlichen und innerpolitischen Verhältnisse diesmal verrechnet hatte. Gerade deswegen können wir überzeugt sein, daß bei der nächsten Gelegenheit solche Rechenfehler nicht wieder unterlaufen werden. Den bisherigen Verlusten Englands steht aber der ungeheure Vorteil völliger russischer und französischer Ohnmacht gegenüber, — von den anderen Völkern gar nicht zu reden. Diese Ohnmacht seiner heutigen Bundesgenossen ist ein hundertjähriges Ziel Englands, das nur seiner Krönung harrt durch unsere Vernichtung. Je schneller diese erreicht wird, desto besser, denn ein recht augenfälliger Erfolg ist immer erwünscht. Ungünstigeren Falles genügt es aber auch, wenn wir in der engen Nordseebucht nach englischem Belieben eingeschlossen werden können. Unser trotz der verhängnisvollen Verspätung doch noch erfolgreiche U-Bootkrieg wäre ohne die Stützpunkte der flandrischen Küste nicht denkbar. Nur um eigene Ziele zu fördern, opferte England in den Flandernschlachten Hunderttausende, nicht etwa um den freund-

lichen Dank des „belgischen Reiches“. Was durch Waffengewalt nicht zu erzwingen ist, soll eine geschickte Feder erreichen. Wer will dann England hindern, jederzeit unseren Seeverkehr wieder einzusperren? Wilsons „Friedens“rede gibt da ganz hübsche Ausblicke. Um Gründe zu solchen Zwangsmaßnahmen wird man nie verlegen sein.

Wer heute noch an eine gerechte internationale Entscheidung irgendeiner unserer Lebensfragen glaubt, der mag ja ein sehr guter Mensch sein, aber ein Volksschicksal soll man doch auf seine Urteilskraft lieber nicht gründen. Die restlose Teilung der ganzen Welt in eine englische und eine amerikanische Interessensphäre ist keine Utopie. Die Möglichkeit, daß diese beiden sich in hundert oder mehr Jahren mal wirtschaftlich oder mit den Waffen erbittert bekämpfen werden, die Sicherheit, daß der dann Obsiegende auch dereinst den Verfall erleben wird, ändert an unserer Not und an unseren Aufgaben gar nichts. Wer darf daran zweifeln, daß zur Aufrichtung der angelsächsischen Weltherrschaft wie jetzt, so auch in Zukunft, jedes Mittel recht sein wird? Dieser Krieg ist keine Affekthandlung, sondern ein zehn Jahre lang kaltblütig vorbereiteter Mord. Zorn kann verrauchen, aber dieser Haß und Mordsinn bleibt bestehen und wird uns anspringen, sobald er uns schwach glaubt. Diese Schwäche ist da und wird ins Ungeheure wachsen, sobald wir irgendeinen Punkt unserer Zukunft einstellen auf den guten Willen unserer heutigen Feinde.

Auch günstigsten Falles wird uns der so heiß ersehnte Frieden vor gewaltige Rätsel stellen. Es muß immer wieder betont werden: in unserer ärgsten Not — in der Ernährungsfrage — bringt uns der Frieden an sich keine durchschlagende Hilfe. Dazu ist die Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft viel zu weit herabgedrückt, und mit einer den Ausfall nur annähernd ausgleichenden Einfuhr kann nicht gerechnet werden. Das verbietet erstens die allgemein entstandene Knappheit, zweitens der allgemeine Frachtraummangel, drittens unser Valutastand. Von dem außerdem noch vorhandenen Willen unserer Feinde, das Deutsche Reich über den Krieg hinaus in jeder Hinsicht — also auch in der Ernährung — knapp zu halten, wollen wir gar nicht reden. Auf dem bisherigen Wege der stets härteren Erfassung und Verteilung der landwirtschaftlichen Erzeugung ohne ihre planvolle Unterstützung steuern wir bei dem wachsenden Unmut der darbenden Bevölkerung in furchtbare Zustände. Bestimmend für alle Maßnahmen auf diesem Gebiet ist bis auf den heutigen Tag die Furcht vor der bedenken- und grenzenlosen Aufreizungsarbeit der Sozialdemokratie und die Gewißheit, daß der bei weitem größte Teil der landwirtschaftlichen Bevölkerung unweigerlich leistet, was in seinen Kräften steht. Aber alles hat seine Begrenzung durch den natürlichen Zusammenhang der Dinge; der läßt sich auf die Dauer nicht ungestraft durchbrechen. Das ist z. B. in verhängnisvollster Weise geschehen durch die Höchstpreisfestsetzungen. Bei kurzer Kriegsdauer und sorgfältigster Durchdenkung hätten sie segensreich wirken können. Durch diese lange Dauer und besonders durch die planlose, willkürliche Art, mit der man in dieser ungeheuer schwierigen Sache die ersten Schritte tat, sind sie der vollendete Totschlag jeder Erzeugung, bei der anfänglich völligen Beschränkung auf die Landwirtschaft natürlich in erster Linie der Totschlag dieser geworden. Über die Bitterkeit dieser Tatsache helfen auch die schönsten Schlagwörter von „agrarischer Begehrlichkeit“, „Geldbeutelpatriotismus“ usw. nicht hinweg. Hier

folgt eben wie überall mit Naturnotwendigkeit der Ursache die Wirkung. Dazu eine Parallele: man denke sich die Wirkung einer Festlegung der Löhne bei unbehinderter Erhöhung der Arbeitsleistung und Lebensbedingungen auf irgendeine Arbeiterschaft, sie sei die pflichteifrigste und entbehrungswilligste der ganzen Welt! Die Erzeugnispreise sind aber nichts anderes als die Entlohnung des Unternehmers. Den Einwand, ohne Festlegung der Erzeugnispreise wären diese ins Unerschwingliche gestiegen, halte ich für unrichtig. Gegen eine in der ersten Zeit solcher Ereignisse denkbare, sich auf irgendeinem Gebiete austobende Kriegspanik wäre ja das Mittel vorübergehender Preisfestlegung recht wohl anwendbar gewesen. Ein Rückblick auf jene Zeit zeigt aber deutlich, daß bei der schwächlichen Ratlosigkeit unserer verantwortlichen Stellen gegenüber der damaligen verschwenderischen Sorglosigkeit des Volkes eine recht beträchtliche Erhöhung der Getreide- und Viehpreise usw. außerordentlich heilsam hätte wirken können. Angebot und Nachfrage — die einzig natürlichen Preisbildungsfaktoren — bewegten sich den Umständen entsprechend in durchaus angemessenen Grenzen. Wucher und Schleichhandel hätten sicherlich auch kein reicheres Betätigungsfeld gefunden, das allgemeine Rechtlichkeitsgefühl hätte aber nicht solchen Zusammenbruch erlebt. Nötig war allein die Sicherstellung der Vorräte, Verbrauchsfestlegung und Förderung der Erzeugung. Diese letztere war dann einerseits gesichert durch das selbstverständliche Ansteigen der Preise, das wiederum in genügender Weise gebremst worden wäre durch die beiden ersteren. Hauptbedingung für die Erzeugung war natürlich die gröblich und unbegreiflicherweise vernachlässigte Stickstoffherstellung, und ferner hätte ein großer Anreiz geschaffen werden können durch eine Abgabefestlegung aller Erzeugnisse auf die Ackereinheit, ähnlich, wie man es jetzt mit Erfolg beim Ölfruchtbau versucht. Überschießende Mengen konnten ja nach Notwendigkeit entweder der Wirtschaft belassen oder unter Zuschlag eines Prämiensatzes herangezogen werden. Auch stärkere Berücksichtigung von Reklamationen auf dieser Grundlage hätte erstrebt werden müssen. Freilich wäre wohl eine Unterstützung des kleinen und mittleren Beamten- und freien Mittelstandes hier und da nötig geworden. Daß es dafür Wege gegeben hätte, zeigen die billigen — und unnützen — Fleischzulagen des vergangenen Sommers. Zu all diesem wäre sicherlich viel Arbeit, Mühe und Geschick nötig gewesen, aber die haben wir ja auch für die unglaublichsten Irrwege nicht gescheut.

Die Entwirrung des durch unsere willkürliche Erstarrung entstandenen Hexenknäuels wird uns schwere Erschütterungen bringen. Ich nenne da nur die Ausgleichung unseres gesamten Wirtschaftslebens mit dem Weltmarkte, wobei man sich zu vergegenwärtigen hat, daß unser Brotgetreidepreis zur Zeit nur etwa 33 Prozent über Friedensstand liegt, trotz unserer völligen Abgeschlossenheit, während der Weltmarktpreis um etwa 200 Prozent gestiegen ist. Der Unterschied wird durch unsern Valutastand noch weiter ins ganz Unfaßbare gesteigert. Dieser Valutastand ist übrigens ein sehr empfindlicher und beachtenswerter Gradmesser für die Beurteilung unserer Haltung durch das neutrale Ausland. Seit dem Eintritt Rumäniens in den Krieg haben alle starken Ereignisse — Eröffnung des wirklichen Ubootkrieges, Siegfriedstellung, Riga usw. — einhaltend auf den Fall unserer Valuta gewirkt, während alle die überreichlichen Gefühls- und Schwächeanwandlungen — sämtliche Auflagen des unwiderruflich einmaligen Friedens-

angebotes, die Friedensresolution, die Haase-, Scheidemann-, Erzberger-, Papst-, Czernin-, Kühlmann-Expektorationen — unsere Valuta rasend sinken lassen. Das enthüllt prächtige Aussichten für unsere Wirtschaftslage im Falle eines Schwächefriedens. Ich nenne ferner als große Friedensschwierigkeit die Industrielohnverhältnisse und die damit zusammenhängende, dringend notwendige Regelung der Arbeiter- und Lohnfrage zwischen Industrie und Landwirtschaft. Bei falscher Lösung ist selbst die heutige, sehr verringerte Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft nicht durchzuhalten. Wohlverstanden: diese Schwierigkeiten und verschiedenes andere mehr werden auch beim denkbar günstigsten Frieden vor uns stehen. Ihre Lösung wird bei einem Verzichtfrieden ganz unmöglich. Deshalb ist auch die dem Ohre allerdings nicht angenehm klingende Bezeichnung „Hungerfrieden" leider — leider durchaus kein hetzerisches Schlagwort, sondern bitterste Wahrheit. Ein nach der Formel „keine Entschädigung, kein Landerwerb" zustandekommender Frieden mit allen unseren Feinden würde uns in die Lohn- und Nahrungsverhältnisse des reinen Agrarstaates zurückzwingen. Was das bedeutet bei unseren Menschenmassen und unserer bisherigen Entwicklung, kann sich jeder denkende Mensch selbst ausmalen. Die Übergangszeit würde an Entbehrungen und inneren Kämpfen die schlimmsten Befürchtungen übertreffen. Ob seine Verwirklichung mit Rußland ein reines Glück bedeutet, ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Vorläufig scheint es jedenfalls, als ob wir irgendwelche praktischen Erfolge überhaupt nicht durchsetzen und uns mit moralischen Eroberungen begnügen wollten. Das klingt bitter, für ganz zart besaitete Seelen vielleicht auch frivol, aber selbst mit den alleredelsten Empfindungen kommt man nicht an der bitterbösen Tatsache vorbei, daß wir wirklich Hunger leiden und durch den Totschlag der landwirtschaftlichen Erzeugung für die nächsten Jahre noch kein Mittel wissen, ihn mit Befriedigung zu stillen. Der Frieden mit Rußland kann bei geschickter Verhandlung in dieser Hinsicht eine große Hilfe sein, bei gleichzeitigem sofortigen Friedensschluß mit den anderen Gegnern wäre das hinfällig, weil Rußland dann wirtschaftlich mit großer Wahrscheinlichkeit im Schlepptau der Westmächte bleiben würde. Im letzteren Falle wäre auch eine sofortige Räumung Rumäniens unvermeidlich gewesen, wofür wir sicherlich papierene Anwartschaft auf einen Teil der rumänischen Ernte, bestimmt aber recht wenig Weizen in natura bekommen hätten. In diesem Zusammenhange einige kurze Worte über den großen Zukunftswechsel „Mitteleuropa", der uns angeblich aus aller Not erlösen und auf ein bedingungslos freies Meer — durch Flanderns Küste — verzichten lassen kann. Da fällt mir immer das Wort des guten Onkels Bräsig ein: „es ginge wohl, aber es geht nicht".

Grundlage dieses Gedankens ist doch wohl ein aufrichtig und unverbrüchlich in allen seinen Völkerteilen zu uns stehendes starkes Österreich und eine befriedigende Lösung der Balkanfragen. Ich glaube, die mancherlei unerfreulichen Geschehnisse der Kriegszeit und die in den letzten Tagen ganz besonders vernehmlichen Schwingungen der bundesbrüderlichen Völker- und Diplomatenseelen lassen unsere Nibelungentreue doch etwas zu einseitig erscheinen und rufen gar zu sehr das Wort vom „Dank des Hauses Österreich" ins Gedächtnis. Mir scheint, die Begeisterung für deutsche Art ist im wallonischsten Wallonien auch nicht viel geringer als bei Tschechen, Ruthenen, Polen usw. Auch die Balkanfragen scheinen durch ihre Mannigfaltigkeit, ihre geographischen Beziehungen und durch den Zusammenhang

mit dem vielgliedrigen und auseinanderstrebenden Österreich nicht gerade leichter lösbar als die Flandernfrage. Um falschen Auslegungen dieser Worte vorzubeugen: sie sollen durchaus nicht etwa den Unwert unseres Bündnisses dartun. Jeder vernünftige Deutsche weiß, daß wir aufeinander angewiesen sind und was wir Österreich zu danken haben. Aber die Gegenseitigkeit unseres Verhältnisses scheint mir doch mal einer etwas deutlichen Betonung zu bedürfen. Wir glauben jedenfalls mit unseren Gegenleistungen nicht gerade im Rückstande zu sein. Die Vorgänge in Österreich zeigen eine große allgemeine Verständnislosigkeit nicht nur für die deutschen, sondern auch für die gemeinsamen Lebensnotwendigkeiten. Ehe das nicht von Grund aus anders wird, kann der überaus wertvolle Gedanke „Mitteleuropa" leider nicht zu ersprießlicher Entfaltung kommen. Aber auch bei seiner — noch in weiter Ferne liegenden — idealsten Verwirklichung kann er uns nicht auf die praktische Freiheit der Meere — d. h. auch im Kriegsfalle — verzichten lassen.

Nun aber eine Betrachtung über die Grundlage unserer Ernährung vom rein landwirtschaftlichen Fachstandpunkte aus.

Die Berufsvertretungen der Landwirtschaft haben stets behauptet, die Landwirtschaft könne das deutsche Volk mit eigenen Erzeugnissen auskömmlich ernähren. Das war durchaus richtig, zumal unsere Erzeugung noch steigerungsfähig war. Es galt jedoch nur für die tatsächlich nötigen Nahrungsstoffe und -Mengen, Luxusverbrauch und Industriebedürfnisse waren davon ausgeschlossen. Voraussetzung war außerdem ein offener Weltmarkt zum Einkauf unseres Düngerbedarfs und hochproteïnhaltiger Futtermittel, die im Deutschen Reiche nicht erzeugt werden können. Richtig war diese Entwickelung auf der Grundlage einer reichlichen Einfuhr durchaus nicht; sie hätte im Hinblick auf einen Kriegsfall sicherer gestaltet werden müssen. Die Möglichkeit lag vor und die Landwirtschaft hat auch stets den Grundsatz eines organischen Aufbaues unserer Ernährung auf eigener Kraft energisch verfochten. Dazu wäre allerdings eine weit einfachere Lebenshaltung in allen Volksschichten Bedingung gewesen. Gerade dieser Gedankengang hat uns immer wieder den Vorwurf unverbesserlicher Rückständigkeit eingetragen. Der Krieg war in dieser Frage ein unerbittlicher Schiedsrichter. Er hat die Berechtigung unserer Sorgen und der „ewigen agrarischen Nörgeleien" über ungenügende Förderung und Anteilnahme leider durch eine lange Reihe bitterer Tatsachen bewiesen. Beachtenswert ist hierbei das Verhalten unserer wirtschaftspolitischen Widersacher. Sie waren in den Friedensjahren redlich bemüht, die ins Ungemessene und Unsinnige steigenden Nahrungs- und Luxusansprüche der Bevölkerung ja nicht einzudämmen. Wir wurden dadurch unerbittlich auf den Weg übertriebener tierischer Erzeugung ohne genügende Grundlage im eigenen Lande gedrängt. Man hätte meinen sollen, mit Kriegsausbruch hätten jene Leute eine der vornehmsten Aufgaben darin erblicken müssen, die nach ihrer Meinung so ungenügende Leistungskraft der Landwirtschaft mit allen Mitteln zu fördern. Das Gegenteil war und ist der Fall. Alleiniges Ziel: restlose Erfassung und Verteilung aller Erzeugung. Der drückende, aber bei gutem Willen und Verständnis recht wohl teilweise zu mildernde Mangel an Kunstdünger, Futter, Gespann- und Leutekraft, der Totschlag der Schaffensfreude und Ehrlichkeit ist ohne Bedeutung. Und nun wollen uns diese kurzsichtigen Gesellen, die seit dreißig Jahren alles daran gesetzt haben, der Landwirtschaft den Hals zu brechen, durch einen Schwächefrieden vor die

Unmöglichkeit stellen, das Reich aus eigener Kraft zu ernähren! Dazu einige Zahlen. Die Ackerfläche des Deutschen Reiches beträgt rund 26 Millionen Hektar. Davon wurden 45 Prozent mit Früchten bebaut, die geradewegs der menschlichen Ernährung dienten. 55 Prozent dienten zur Erhaltung des Viehbestandes — also mittelbar zur menschlichen Ernährung. Zu diesen 55 Prozent kamen noch 8,5 Millionen Hektar Naturwiesen und -Weiden. Die gesamte landwirtschaftlich nutzbare Fläche beträgt also etwa 35 Millionen Hektar. Ausdehnung der Anbaufläche in den bisherigen Grenzen ist nur noch möglich durch die zwar lohnende, aber zunächst Zeit, Geld und großen Arbeitsaufwand erfordernde Urbarmachung von ungefähr 1 Million Hektar Moorland. Die noch übrige Fläche unserer Moore liegt hauptsächlich klimatisch unbrauchbar. Unser Bestand an Forsten darf aus klimatischen Rücksichten nicht verkleinert werden, höchstens kämen kleine, unbedeutende Verschiebungen von Forst- und Ackerkultur in Frage. Für diese Arbeiten hatte man zu Friedenszeiten im Volke keinen Sinn und im Staatshaushalt kein Geld. Es war doch „rationeller", fehlende Erzeugnisse „billiger" im Auslande zu kaufen. Wir hatten dafür die Genugtuung, auch im Fleisch- und Bierverbrauch an erster Stelle unter allen Völkern der Erde zu stehen. So lagen die Verhältnisse 1913. Vergleichen wir damit die nächste Zukunft unter Zugrundelegung unserer alten Grenzen. Unsere Gegner hatten sich in der Leistungsfähigkeit der deutschen Landwirtschaft wohl mit am meisten getäuscht. Jetzt ist diese um 25 bis 30 Prozent herabgesetzt, und diesen Zustand dauernd zu machen, ist bei einem schwächlichen Friedensschluß für sie nicht allzu schwer trotz schönster und feierlichster Verträge.

Unser Verbrauch muß ja freilich nicht sofort wieder die alte Höhe erreichen, denn wir haben auf allen Gebieten sparen gelernt, aber sobald die Sorglosigkeit einiger Friedensjahre erst wieder da ist, wird man diese Sparsamkeit je eher je lieber verabschieden. Ist das nicht möglich, so ist die Unzufriedenheit der Massen da. Diese rege zu halten und zu steigern, wird genau wie früher wieder das Ziel einer gewissen Presse sein.

Hat unser Getreidebau vor dem Kriege gerade noch für das Allernotwendigste ausgereicht, so ist das bei der heutigen Schwächung ganz ausgeschlossen, und die stetige Steigerung, mit der wir damals sicher rechnen konnten, ist für lange Jahre unmöglich.

Bezüglich Stickstoff sind wir zwar unabhängig geworden, unsere Rohphosphate müssen wir aber nach wie vor aus Nordafrika oder sonst über See beziehen. Diese Zufuhr wird man mit allen Mitteln zu erschweren trachten; ihr Mangel schädigt uns je länger je mehr ganz außerordentlich. Die unbedingt nötige Ausdehnung und Ertragssteigerung des Hackfruchtbaues ist unmöglich, wenn wir nicht Mittel und Wege finden, die Arbeiterfrage zu lösen. Durch den Wegfall der polnischen Arbeiterschaft geht namentlich der Zuckerrübenbau sehr ungewissen Zeiten entgegen. Am tollsten steht es mit der tierischen Erzeugung. Die Futtermittel, die wir früher so „billig" aus dem Auslande bezogen, sind heute erstens nicht mehr billig, zweitens braucht man sie zur Hebung der Erzeugung für eine Reihe von Jahren im Auslande selbst, drittens wird man sie — wie alle landwirtschaftlichen Bedürfnisse in Zukunft — so viel wie irgend möglich uns vorenthalten. Wollen wir sie aber selber erzeugen, so fehlen uns dazu mindestens glatte zwei

Millionen Hektar Land. Außerdem haben wir fast unseren ganzen Wollebedarf aus dem Auslande bezogen, zu dessen Erzeugung wir etwa 60 Millionen Schafe halten müßten gegen die jetzige Zahl von 5 Millionen. Woher sollen wir auch die noch füttern? Dazu kommt noch unser Bedarf von Ölfrüchten und Gespinsten, der ungefähr 3 Millionen Hektar Land in Anspruch nehmen würde. Man überdenke diese Tatsachen nun mal recht gewissenhaft und dann ziehe man ehrfürchtig den Hut vor der abgrundtiefen Weisheit gewisser Politiker, die auf der einen Seite die Vergrößerung unserer Anbaufläche um etwa 6 Millionen Hektar, die Vermehrung unserer Schafbestände auf das Zwölffache, eine fünffach stärkere Herstellung von Phosphorsäuredüngemitteln als unbedingt nötig zugeben müssen, auf der anderen Seite aber jede Möglichkeit dazu ausschalten. Wenn diese Leute wirklich glauben sollten, für die Zukunft jeden blutigen Waffenkrieg verhindern zu können, glauben sie auch den unblutigen Wirtschaftskrieg unmöglich machen zu können? Ist nicht jeder Streik ein Wirtschaftskrieg im Kleinen? Und ist das nicht gerade ihre beliebteste und gebilligte Waffe? Welchen anderen Schutz hätten wir als unsere eigene Stärke? Das Schicksal unseres Volkes hängt davon ab, ob uns der Weltkrieg nicht nur die Erkenntnis von der grundlegenden Bedeutung der Landwirtschaft für unser Staatswesen vermittelt hat, sondern auch den Entschluß und die Möglichkeit, diese Landwirtschaft mit allen erdenklichen Mitteln zu fördern.

Dazu ist nötig die denkbar umsichtigste Förderung unserer Berufstechnik und -wissenschaft, weitgehender Schutz unserer Landwirtschaft gegenüber billigeren Erzeugungsbedingungen des Auslandes und als Grundlage — eine größere Landfläche. Wir brauchen Siedlungsland einfach, weil in den alten Grenzen für die Zukunft dem wachsenden Volke nicht genügend Nahrung geschafft werden kann. Das kann nur der Osten geben. Wie weit diese Möglichkeit schon versäumt ist, wird ja die nächste Zukunft zeigen. Wir brauchen im Westen Land mit Erzlagern, weil unsere Erzlager in etwa fünfzig Jahren abgebaut sein werden. Das Erz aber brauchen wir — auch zu unserer Ernährung, denn seine Verhüttung liefert der Landwirtschaft einen großen Teil des Phosphorsäurebedarfes und die Ackerbaumaschinen. Wir brauchen die militärische Beherrschung von Flanderns Küste, denn nur sie sichert uns den ruhigen Besitz unseres Industriegebietes und die Offenhaltung freien Seeweges. Wir brauchen diesen freien Seeweg, denn ohne ihn sind unsere Kolonien, die wir zur Erzeugung unserer Überseebedürfnisse nicht entbehren können, in jedem späteren Kriege genau so wertlos wie in diesem. Kann unsere Landwirtschaft die Aufgabe der Ernährung des Volkes nicht erfüllen, so wird uns die bittere Not in nicht ferner Zeit zur Verzweiflungstat eines neuen Krieges zwingen, wenn wir es nicht vorziehen, ohne Kampf von Englands Gnade zu leben. Und solcher Krieg muß dann enden mit der Deutschen Vernichtung. Deshalb darf uns kein Opfer — weder Hunger noch Tod — an der Erreichung unseres Zieles hindern. Dieser Krieg, dessen Beendigung wir ersehnen mit allen Fasern unseres Herzens, bringt die Entscheidung, ob die Welt deutscher Gerechtigkeit und Ordnung folgen darf oder englischer Geldmacht sich unterwerfen muß.

Wir sind und wollen bleiben ein wachsendes Volk. Friedensbedingungen, die nur Augenblicksforderungen knapp gerecht werden, sind ein Verbrechen an der Volksgemeinschaft, auch wenn diese die Tragweite der Geschehnisse nicht überblicken

kann und deshalb diesen lässig und zum Teil widerstrebend der eigenen Sicherheit gegenübersteht. Eine Ablehnung der obengenannten Forderungen aus sittlichen Beweggründen ist ungerechtfertigt, denn wir waren zufrieden mit den alten Grenzen und mit der Möglichkeit das, was wir nicht selbst besaßen, ehrlich kaufen zu können. Man nenne doch ein anderes Volk der Erde, welches bei gleichem Wachstum und Kulturaufstieg ebenso bedingungslos trotz der längst viel zu engen Grenzen nicht nur vor fremdem Eigentum, sondern auch vor fremden Ansprüchen, die oft keinerlei sittliche Berechtigung aufwiesen, zurückgetreten ist. Denken wir doch zurück an die Augusttage von 1914, da in uns allen die Gewißheit loderte, einen heiligen Krieg zu führen! Was hat uns seelisch so zermürbt, daß es uns unheilig scheint, in Erkenntnis unseres Lebensrechtes zu unserer Lebenssicherheit das behalten zu wollen, was wir mit dem Blute unserer Besten in grimmigster Notwehr tausendfach überzahlt haben? Ist es das Mitleid mit denen, die im Trommelfeuer stehen? — Die standen und fielen und stehen noch heute und siegen morgen, — ohne unser Mitleid zu begehren. Aber unsere Treue fordern sie und einen verschwindend kleinen Bruchteil ihrer eigenen Festigkeit. Nur das kann ihnen den Beweis liefern, daß ihr Opfermut nicht Narrheit war. Oder ist's das Mitleid mit all' denen, die darben müssen? Die einen darben, die anderen bluten und wieder andere sterben. Das ist Volkes Not! Und über all' dem Grausen muß stehen ein heiliger Opferwille und unverbrüchliches Pflichtbewußtsein. Das ist Christentum und höchste Sittlichkeit der Tat. Keinem der todbereiten Männer, die in siegreicher Abwehr Feindesland betraten und die dortigen Zustände schauten, hat das Gefühl gefehlt, daß deutsche Art berufen ist, der Welt Aufstieg zu bringen. Weisen wir diese Berufung von uns, dann sind wir der hohen Aufgabe auch nicht wert; dann sitzt der Wurm in uns trotz unserer Kraft. Haben neunzehnhundert Jahre im Wechsel von deutscher Herrlichkeit und Not noch nicht vermocht den Fluch seit Armins Tagen, den todwürdigen Segestesgeist, zu bannen, dann sind die Helden gefallen für eine Nation von Memmen und Schuften.

Elektrische Kraftübertragungen aus der Schweiz

Von K. Moritz

Im 12. Bericht des Schweizerischen Elektrizitäts-Vereins wird in einem französisch geschriebenen Artikel unter dem Titel: „Réponse aux articles parus dans la presse Suisse au sujet de l'influence allemande dans l'industrie électrotechnique Suisse" vom Verwaltungsrat der Schweizer Bank für Eisenbahnen, Herrn Dr. phil. E. Tissot in Basel, eine Zusammenstellung der in der Schweiz vorhandenen Kraftübertragungsanlagen sowie der Maschinen- und chemischen Fabriken gegeben, in denen angeblich deutsches Kapital dominieren soll. Diese Behauptungen

waren von einem italienischen Blatte, „Vita Italiana", aufgestellt und von der „Tribune de Genève" kritiklos übernommen worden. So war behauptet worden, daß die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft (Rathenau-Konzern) und die mit dieser verbundenen Banken in der Schweiz für sich 276000 PS. Tag und Nacht hindurch arbeiten lassen.

Die Schweizer wünschen nun durchaus neutral zu sein, auch in der Anwendung der in der Schweiz gewonnenen Kräfte, und deshalb bemüht sich Herr Tissot in einer Aufstellung der vorhandenen Elektrizitätswerke, die für diese Angelegenheit in Betracht kommen, und unter Erzählung ihrer Entstehung zu beweisen, daß die Schweiz ihre Wohltaten gleichmäßig an die kriegführenden Mächte verteilt, und daß auch die Leitung durchaus in schweizer Händen liege.

Der von Tissot verfaßte Artikel ist augenscheinlich für eine Verbreitung in den Ententeländern geschrieben. Er wird aber auch bei uns vielen willkommen sein, einmal, weil man aus ihm sehen kann, wie groß die Bemühung der Schweizer ist, ja so neutral als möglich zu sein, und das andere Mal, weil er eine Kenntnis der Anteilnahme deutschen und französischen Kapitals an schweizer Werken gibt, die uns jetzt sehr interessant ist. Daß uns die Mühe der Schweizer um die Aufrechterhaltung der Neutralität, auch hierin, etwas weitgehend erscheint, geht nur uns an. Denn wenn deutsches Kapital es vor dem Kriege für vorteilhafter gehalten hat, sich in schweizerischen Kraftanlagen festzulegen, während das französische Kapital nach Rußland ging zur Vorbereitung der Niederwerfung Deutschlands, so war das eben Spekulation von beiden Teilen, und deshalb ist es nach meiner Ansicht eigentlich nicht so gar nötig gewesen, daß man von schweizer Seite jetzt etwas weitgehende Forderungen bezüglich der Neutralität der Kraftverteilungen aufstellt und beweisen will, daß solche erfüllt werden.

Von französisch-italienischer Seite war auch behauptet worden, schweizerische Banken ständen unter starkem deutschen Einflusse, aber auch dies trifft für die Handelsbanken nicht im geringsten zu. vielmehr ist nicht einmal ein deutscher Vertreter in den verschiedenen Verwaltungsräten dieser Banken vorhanden. Auch die Aktien dieser Banken sind unter dem Einflusse des für die Schweizermünze günstigen Kurses nach der Schweiz aus Deutschland zurückgewandert — was auch in gleich bedeutendem Maße für andere Aktien, also auch für die der elektrischen Unternehmungen gilt.

I. Die elektrischen Kraftzentralen

Die elektrischen Zentralen, bei denen deutsches Geld beteiligt ist oder war, sind:

1. Werk Olten-Aarburg, mit dem Nebenwerk Olten-Goesgen,
2. Beznau-Löntsch,
3. Rheinfelden,
4. Laufenburg.

Das Werk Olten-Aarburg mit 15 Millionen Franken Aktien und ebensoviel Obligationenkapital ist bis auf eine unbedeutende Summe in Schweizerhänden; Ende März 1917 bestand der Aufsichtsrat aus elf Schweizern und zwei Deutschen. Von letzteren ist einer Direktor der Gesellschaft „Motor".

Das Werk besteht aus der Zentrale Ruppoldingen mit 2700 PS. und der Zentrale Goesgen mit etwa 40000 PS., die bald auf 60000 erhöht werden sollen. Von diesen Kräften werden nach Frankreich etwa 15000, später 20000 PS. von der festen und der veränderlichen Kraft abgegeben, während nach Waldshut (Deutschland) im Höchstfalle 22000 PS. abgegeben werden.

Das zweite Werk: Beznau-Löntsch gehört den Nordostschweizerischen Kraftwerken A. G. In ihm sind 18 Millionen Franken Aktien- und 25 Millionen Obligationenkapital festgelegt, die von den benachbarten Kantonen aufgebracht wurden. Selbstverständlich enthält der Aufsichtsrat nur Schweizer. Das Werk übernimmt 16000 PS. von Laufenburg beziehentlich Olten-Goesgen, da es die vertraglich bestimmten 9663 PS., die es nach Deutschland, und die 6000 PS., die es nach Frankreich abgeben soll, aus Mangel an Kraft nicht liefern kann.

Die 6000 PS. können nach Frankreich jetzt wegen des Krieges nicht geliefert werden, da die Leitungen unterbrochen sind.

Das dritte Werk Rheinfelden im Großherzogtum Baden hat deutsche Verwaltung mit Sitz in Deutschland und wird von deutschem Kapital kontrolliert. Etwa ein Viertel = 3 Millionen Mark des Aktienkapitals ist in den Händen der Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, von dem ganzen Kapital ist etwa die Hälfte in schweizerischen und das letzte Viertel in deutschen Bank- und Privathänden. Die Obligationen sind in der Mehrzahl in schweizer Händen. Von den dreizehn Verwaltungsräten waren 1916 elf Deutsche und zwei Schweizer.

Das Werk hat in Rheinfelden selbst eine Zentrale mit etwa 20000 PS. und eine bei Wyhlen in Baden mit 15000 PS. Die Kraft der ersten Zentrale soll laut Konzessionsurkunde zur Hälfte der Dauerkraft nach dem Großherzogtum Baden, die andere nach der Schweiz gesandt werden. Die veränderliche Kraft soll nach Baden gehen.

Die Kraft von Wyhlen kann mit der von Augst, die ebenfalls 15000 PS. beträgt, gekuppelt werden und auch diese Kraft geht zur einen Hälfte nach Baden, zur anderen nach der Schweiz. Das Augster Werk gehört der Stadt Basel.

Das vierte Werk Laufenburg erforderte 15,5 Millionen Franken Aktienkapital, während das Guthaben der Banken und Gläubiger 27952611 Franken beträgt, wovon etwa 60 Prozent deutscher Anteil ist. Sowohl in Laufenburg (Schweiz) wie in Kleinlaufenburg (Deutschland) sind Sitze der Gesellschaft. 1916 waren neun Schweizer und elf Deutsche im Verwaltungsrat, wobei der Vorsitzende stets Schweizer ist.

Nach der Konzessionsurkunde hat Deutschland wie die Schweiz Anrecht auf je die Hälfte der durch das Werk dauernd gelieferten 45000 PS. Von der veränderlichen Kraft erhält die Schweiz einmal vorweg 5000 PS., der Rest geht gleichmäßig an beide Länder. Hier, wie schon beim Werk in Rheinfelden, kann der eine für den andern Abnehmer eintreten, wenn einer die Kraft nicht ausnutzt.

Aus dem Vorhergehenden geht klar hervor, daß die rein schweizerischen Werke zu gleichen Teilen Kraft nach Deutschland und Frankreich liefern und dem Einflusse des A. E. G.- oder des Siemens-Schuckert-Konzerns nicht im geringsten unterliegen, und daß ferner die am Rhein liegenden Grenzzentralen zu gleichen Teilen nach Deutschland und der Schweiz liefern.

Von allen über die Schweizer Grenze gehenden Kräften erhielten Ende 1917 Italien und Frankreich 71306, Deutschland 53617 PS.

II. Die elektro-metallurgischen Unternehmungen.

Von diesen kommen drei in Frage:

1. Aluminiumwerke Neuhausen,
2. Lonza,
3. Bodio.

Die erste Gesellschaft für Aluminium-Industrie in Neuhausen hat 26250000 Franken Aktien- und 8130000 Franken Obligationskapital, das schon vor dem Kriege zu seinem größeren Teil in schweizer Händen war. Seit Beginn des Krieges ist noch ein guter Teil der Aktien in die Schweiz gegangen. Wie das Werk sich seit 1914 vergrößert hat, kann daraus ersehen werden, daß bei Beginn des Krieges das Aktienkapital nur 15 Millionen betrug. Die Dividende betrug in den Kriegsjahren 20 Prozent. Der deutsche Anteil an Aktien betrug 1915 höchstens ein Drittel, während die Obligationen ganz in schweizerischen Händen waren. Im Jahre 1908 waren neun Deutsche und drei Schweizer, dagegen 1916 neun Schweizer und fünf Deutsche im Verwaltungsrat.

Der deutsche Anteil wird in der Hauptsache gehalten von der Deutschen Bank, der Berliner Handelsgesellschaft u. a. Die A. E. G. hat bei der Gründung und Entwicklung der Gesellschaft eine Hauptrolle gespielt.

Das Werk verfügte Juni 1914 über 95840 PS., die aber noch nicht ganz installiert waren. Davon kamen

4 000	PS.	auf	das	Werk	Neuhausen,
5 040	„	„	„	„	Rheinfelden,
7 500	„	„	„	„	Lonza,
4 800	„	„	„	„	Lauris-Gitzloch,
25 000	„	„	„	„	Chippis,
30 000	„	„	„	„	Navisance,
20 000	„	„	„	„	Borgne,
zusammen 95 840	PS.				

Von diesen entfallen auf die Mittemächte höchstens 60000 PS.

Ende 1916 betrug der Wert der Aluminium-Werke . .	62 113 604 Franken,
von denen amortisiert waren	43 650 480 „
sodaß der Bilanzwert betrug	18 463 124 Franken.
Der Anteil der Mittemächte betrug dabei	14 679 220 Franken,
und jener Frankreichs	12 143 222 „

Interessant ist das Anwachsen der Aluminiumausfuhr, da fast alles Metall in den Werken der obigen Firma (abgesehen von einer kleinen Produktionsmenge der Gesellschaft Giulini in Martigny) erzeugt wird:

Aluminium	1916	1915	1914	1913	1912
		in Millionen Franken			
Export	49,46	37,40	14,88	13,46	13,89
Import	0,81	0,52	1,49	1,78	1,57
also Überschuß des Exportes .	48,65	36,88	13,39	11,68	12,32

Von diesen Werken gingen nach

	1916	1915	1914	1913	1912
		in Millionen Franken			
Deutschland	44,02	34,88	11,91	8,99	11,48
Österreich-Ungarn . .	0,63	0,67	0,19	0,22	0,22
Frankreich	2,29	0,98	0,26	0,41	0,22
Italien	1,42	0,18	0,43	0,33	0,59
England	0,15	0,13	0,08	0,07	0,01

2. Die Elektrizitätswerke von Lonza, Basel und Gampel (Waadt) erforderten 18 Millionen Aktien- und 15 Millionen Obligationskapital, wobei der schweizer Anteil stets überwog. 1906 bestand der Verwaltungsrat aus 2 Deutschen und 6 Schweizern, 1917 aus 3 Deutschen und 6 Schweizern, 1910 bis 1916 war ein Franzose im Rate. Der kaufmännische Direktor ist ein Deutscher, während der technische ein Italiener ist, ohne daß die Politik dabei mitspielte. Deutsches Kapital ist stark beteiligt.

Die Lonza hat alle ihre Werke auf schweizer Boden, nämlich in Gampel und Viège im Waadtlande, in Thusis (Graubünden) und in Chèvres (Genf) mit einer Gesamtkraft von etwa 60000 PS., die aber in kurzer Zeit sich stark vermehren werden. In Deutschland ist die Lonza durch eine Filiale in Waldshut mit Werken in Waldshut und Spremberg beteiligt mit einem Kapital der Filiale von 1 Million Mark, das in den Händen der Muttergesellschaft ist. Da die Gesellschaft nichts veröffentlicht, so sind die Werte der Anteile unbestimmbar. Vielleicht befinden sich 5 Millionen in deutschen Händen, aber jedenfalls ist die Lonza weit stärker in Frankreich als in Deutschland interessiert. Von ihren Produkten gehen seit Ausbruch des Krieges 60 bis 65 Prozent an die Mittemächte, der Rest nach Frankreich. Die elektro-metallurgischen Werke exportierten

	1916	1915	1914	1913	1912
		in Millionen Franken			
Kalziumkarbid . . .	17,38	12,48	7,83	7,01	7,35
Ferrosilizium	16,27	10,08	6,72	7,29	6,43

Davon gingen nach

	1916	1915	1914	1913	1912
		in Millionen Franken			
Deutschland	25,06	19,84	11,05	9,55	8,55
Österreich	4,81	1,17	1,48	1,97	1,17
Frankreich	2,87	0,02	0,06	0,19	0,04
Italien	0,02	0,05	0,02	0,02	0,04

Die Lonza ist völlig unabhängig von der Hochfinanz und der deutschen Industrie. Bayerische und österreichische Anteile erklären sich aus der Gründung.

3. Die Gotthardwerke A. G. für elektrochemische Industrie in Bodio, Tessin mit einem Aktienkapital von 2 Millionen Franken.

Hieran ist die Gesellschaft „Motor" interessiert, indem sie die eine Hälfte, und eine deutsche Gruppe die andere Hälfte des Kapitals hergab. Hieraus erklärt sich, daß ein großer Teil der Produktion (Ferrosilizium und Karbid) nach Deutschland geht. Die Werke sind unabhängig von der A. E. G. und S. S. W. Ihre Kraft ist gleich 16500 PS.

4. In Bodio gibt es noch das Werk „Carbures de Day", das 7500 PS. verbraucht. Sowohl diese wie die Kräfte der Gotthardwerke werden von den Tessiner Elektrizitätswerken geliefert. Die Carbures de Day arbeitet nur für die Entente. Ebenso verhält es sich mit mehreren elektro-metallurgischen Werken der romanischen Schweiz. Die Gesamtkraft dieser Werke kann auf 43500 PS. im Mittel geschätzt werden.

Für die Mittemächte arbeiten also etwa 164000 und für die Entente etwa 114500 PS., wozu noch nächstens 3750 PS. und etwas später 20000 PS. hinzukommen, so daß für die Entente schließlich 138250 PS. arbeiten werden.

III. Die Maschinenindustrie

In Frage kommen: Brown, Boveri u. Cie. A. G. in Baden und Escher, Wyß u. Cie. in Zürich.

1. Die A. G. Brown, Boveri u. Cie in Baden (Schweiz) hat ein Aktienkapital von 36 Millionen Franken und ein Obligationskapital von 23540000 Franken.

Ihr Verwaltungsrat war zusammengesetzt

	1913	1915	1916	1917
Deutsche . . .	4	3	—	—
Schweizer . . .	9	10	10	10

Gegründet wurde die Firma mit schweizerischem Gelde, dann vergrößert auch mit französischem Anteil. Die Konzession der Frankfurter Zentrale war für die Firma von großer Bedeutung. Sie wurde von den Kantonen Baden, Zürich, Winterthur und von Frankfurter Seite (der Roedigergruppe) unterstützt. 1900 wurde aus der G. m. b. H. ein A. G. gemacht, deren Verwaltungsrat aus fünf Schweizern und zwei Deutschen bestand.

Die A. E. G. versuchte durch Erwerb von Aktien der B. B. C. im Umtausch gegen A. E. G.-Aktien Einfluß zu gewinnen, da sie die Konkurrenz fühlte, aber es gelang ihr nicht im gewünschten Maße, und nur Dr. Rathenau blieb als Aufsichtsrat. Dieser vertrat bis 1914 die Bank für elektrische Unternehmungen in Zürich, eine Schaffung der A. E. G. Weshalb er das Amt niederlegte, wurde nicht bekannt, wahrscheinlich, weil er nach dem Tode seines Vaters Direktor der A. E. G. wurde.

Am 1. April 1917 betrug die Summe der Anteile der B. B. C. 26 103 889 Franken, die zum größten Teil wohl im Auslande untergebracht sind; etwa 15 Millionen in Deutschland. Von diesen Aktien sind aber seit 1915 viele in die Schweiz gewandert auf Grund des günstigen Wechselkurses. Man kann kaum mit Recht von einer deutschen Herrschaft in dieser Firma sprechen, obwohl die A. E. G. in dieser Richtung große Anstrengungen gemacht hat.

Bekanntlich haben die Badener Werke niemals für die Kriegsindustrie — ausgenommen die schweizerische — gearbeitet und sich nur auf die Erzeugung ihrer laufenden Artikel beschränkt. So haben sie sich vollständige Unabhängigkeit auch für die Zeit nach dem Kriege bewahrt. Natürlich haben die Tochterwerke, die sich in den verschiedenen kriegführenden Ländern befinden, für diese gearbeitet.

2. Escher, Wyß u. Cie., Zürich haben ein Aktienkapital von 6 500 000 und ein Obligationskapital von 6 000 000 Franken. Diese Firma stand seit langem unter dem Einflusse der Lahmeyer-A. E. G.-Gruppe, die über die Mehrzahl

der Aktien und der Verwaltungsräte verfügte. Aber diese Sachlage hat sich im Laufe des letzten Jahres total geändert, wie aus Folgendem zu ersehen ist:

Zahl der Verwaltungsräte	1901	1911	1914	1917
Deutsche	3	5	3	1
Schweizer	6	6	5	11

1916/17 kaufte eine Gruppe von schweizerischen Banken und Privaten fast alle E. W. - Titel auf, die sich in Händen der A. E. G. - Lahmeyer-Gruppe befanden. Seitdem ist die Gesellschaft vollständig unabhängig von jener Gruppe.

Aus dem Aufsatze geht hervor, daß Deutschland zwar der stärkste Abnehmer von elektro-metallurgischen Produkten ist, während die Abnahme an elektrischer Kraft auf feindlicher Seite etwas größer ist, und daß es unter dem Kursdrucke stark an finanziellem Einflusse eingebüßt hat. Die Schweizer sind weit mehr Herren im eigenen Hause geworden, als es früher der Fall war. Die Behauptungen der feindlichen Seite sind — leider — müssen wir sagen — grundlos.

Französische Stimmungen

Von einem französischen Gelehrten*)

Augusterinnerungen 1914

olange ich lebe, werde ich mich mit besonderer Schärfe und Bestimmtheit gewisser Augusttage des Jahres 1914 erinnern. Von Anfang des Krieges an wurden wir in vollständiger Unkenntnis der Ereignisse gehalten. In den ersten Tagen kamen natürlich unvermeidliche aufsehenerregende Nachrichten: die ersten, selbverständlich für unsere Waffen siegreichen Gefechte, die ebenso herrliche wie eingebildete Heldentat von Brindejonc des Moulins, das siegreiche Gefecht im Elsaß, die deutschen Infanteristen vor der „Furia francesse“ unserer unwiderstehlichen Bajonettangriffe davonlaufend und fliehend. „Rosalie“ war in Ehren, und mit ihr ihr großer Bruder, der unvergleichliche „75er“. Ich war damals im Depot einer ruhigen Provinzstadt. Die amtlichen Bekanntmachungen wurden täglich im Quartier angeschlagen. Wir erläuterten sie und berechneten unsere wahrscheinlichen Erfolge. Eines schönen Tages, um den 15. August, verschwanden sie. Diejenigen, welche die Zeitungen weiter veröffentlichten, waren zugleich optimistisch und besorgniserregend. Der Minister Messimy gab sich sichtlich Mühe, uns zu überreden, daß die militärische Lage äußerst zufriedenstellend sei, und daß unser Rückzug einem von unserem Großen Generalstab reiflich studierten Plan entspreche. Es gab wohl einige unter uns, die diese Taktik für verdächtig hielten und denen der unversiegbare amtliche Wortschwall durchaus nicht gefiel. Durch das Lesen einiger franzosenfreundlicher schweizerischer Zeitungen, die uns in die Hände fielen, wurden unsere Zweifel und Befürchtungen bestärkt. Aber die große Masse lebte im glückseligsten Vertrauen,

*) Der Verfasser, ein französischer Universitätslehrer, hat die nachfolgenden Aphorismen in deutscher Gefangenschaft geschrieben aus dem Drange heraus, sich selbst Rechenschaft über die Zustände und Stimmungen in seiner Heimat zu geben. Die Schriftleitung.

weit davon entfernt, die erschreckende Wahrheit zu ahnen. Ich erinnere mich der fast allgemeinen Bestürzung, als wir an einem gewissen Morgen lasen, daß man in der Gegend von Lille Ulanen gesehen habe. Diese Nachricht schlug wie eine Bombe ein. Wir vermuteten die deutschen Truppen weit hinter unserer Grenze. Man hatte uns dermaßen über die Stärke und Dauer des belgischen Widerstandes getäuscht, daß uns die Kaiserlichen überfielen, als wir sie noch immobilisiert vor Namur wähnten. Die folgenden Tage brachten uns die Enthüllung des außerordentlich schnellen feindlichen Marsches durch den Norden Frankreichs. Wir wußten nicht mehr, was wir davon halten sollten, und es verbreiteten sich die wildesten Gerüchte über Verrat, welche die Menge ohne weitere Prüfung aufnahm. Unser Erstaunen wuchs noch bei dem Schauspiel, welches uns während einiger Tage der Marneschlacht die Hauptstraße von X. bot. Soldaten aller Armeen und aller Regimenter, Offiziere und Mannschaften drängten sich dort. Das bunte Gemisch der Uniformen hinterließ einen peinlichen Eindruck. Ich hatte die Empfindung eines Zusammenbruchs. Am Abend irrte ich in der Umgebung des Bahnhofs umher und traf eine Gruppe Zuaven und Turkos, welche, da sie die Hoffnung, ihre Korps wieder zu finden, aufgaben, zu ihrem Depot Sathoney zurückkehrten. Sie erzählten mir von Charleroi, der darauffolgenden Niederlage und Flucht. Ihre Entmutigung war groß und steckte mich an. An jenem Abend dachte ich an Sedan und verzweifelte an der Zukunft. Aber ich dachte nicht im entferntesten, daß das schreckliche Blutbad noch Jahre dauern würde, und daß unser unglückliches Land erst am Anfang seiner Leiden sei. Ich war nicht der einzige Verzweifelnde. Plötzlich aufgeklärt und sehend geworden, gab man sich allen Befürchtungen hin, sah den schlimmsten Katastrophen entgegen. Erst als der deutschen Offensive durch die Wiederherstellung der französischen Ostarmee Einhalt geboten wurde und nach der Marneschlacht schöpften wir wieder Hoffnung und Mut. Und noch glaubten wir zuerst nicht recht daran. Wir befürchteten irgendeinen neuen „Bluff" einer Presse, die seit dieser Zeit das ihr noch in Frankreich gebliebene Vertrauen verloren hatte. Hier sieht man so recht, wie gefährlich diese Lügenregierung ist, von der wir uns nach einer mehr als zweijährigen Kriegsdauer noch nicht frei machen konnten: sie tötet das Vertrauen, entmutigt und macht vor der unerwarteten, grausamen Enthüllung der Wirklichkeit kraftlos und schwach. Sowohl für die Völker als auch für die einzelnen ist nichts wertvoller, als bei allem, was auch kommen mag, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen.

Die religiöse Wiedergeburt?

Nach Ansicht der katholischen Schriftsteller soll der Krieg eine wahre religiöse Wiedergeburt in Frankreich hervorgebracht haben. Die „Älteste Tochter der Kirche" soll zu sich gekommen sein, und die Aufnahme des verlorenen und reumütigen Kindes durch Rom bevorstehen. Ist es nötig, die Hoffnungen, welche die streitenden Katholiken auf diese angebliche Auferstehung gründen, genau zu bezeichnen: Wiederherstellung des Konkordats und Wiedereinsetzung der Autorität, oder besser — der politischen und moralischen Oberherrschaft der französischen Geistlichkeit. Ich sehe von den Besessenen, die vom „Weißen Schrecken" träumen, ab und es fragt sich nur noch, was diese Hoffnungen wert sind, und ob das, was man etwas kühn religiöse Wiedergeburt nennt, nicht vielmehr eine der oberflächlichen Kundgebungen ist, die durch die Umstände geschaffen sind und mit ihnen erlöschen. Über diese Frage ist schon sehr gestritten worden. Im Jahre 1915 hat die „Grande Revue", eine unserer besten, vorkämpfenden Veröffentlichungen, eine ernste, überaus interessante Untersuchung dieser Angelegenheit angestellt, die ich gelesen habe. Es ist klar, daß die Aussagen verschieden sein mußten und sich widersprachen. Sie waren es nach Wunsch. Aber auch viele fanden den Grund dieser Uneinigkeit heraus, der in der beständigen Verwirrung — unbewußt oder vorbedacht — des Gefühls und der Betätigung liegt. Wer wollte bestreiten, daß wir im August 1914 eine Art religiöser Überspanntheit erlebten? Ich wohnte in einer Stadt, wo das

religiöse Gefühl — wie alle anderen Gefühle — sich nur besonnenen und ruhigen Kundgebungen hingibt, einer Stadt gleichgültiger Frömmigkeit, die sich aber, wie es den Anschein hat, trotz ihrer Aristokratie berufen glaubt, mit gutem Beispiel voranzugehen. Die große Erschütterung des Krieges wandelte sie um. Monatelang füllten sich die zu klein gewordenen Kirchen mit einer ängstlichen und flehenden Menge. Werke, Gaben, alle äußeren Kundgebungen einer glühenden Frömmigkeit vermehrten sich. Kurz, alle Anzeichen einer tiefen und überraschenden Seelenerneuerung. Dies war übrigens ganz natürlich. Als die Katastrophe hereinbrach, fühlten sich alle, die sich bisher, ohne dem Gottesdienst feindlich gesinnt zu sein, hinter einer stumpfen Gleichgültigkeit verschanzt hatten, plötzlich wie verlassen. Instinktiv suchten sie einen Stützpunkt, auf den sie ihre letzte Hoffnung gründen könnten, und der sie bei dem allgemeinen Einsturz aufrecht erhielte. Die Kindheitserinnerungen lenkten ihre Schritte — fast unfreiwillig — zu den Heiligtümern, wo ihre Väter gebetet hatten. Sie beteten dort ihrerseits, nicht, weil ihre Überzeugung plötzlich sehr fest geworden war, sondern, man muß gestehen, unter dem Impuls abergläubischer Furcht. Besonders die Frauen, sogar jene, die seit langem nicht mehr nach ihrer Religion gelebt hatten, zeigten wieder die strengste Frömmigkeit. Es schien jedem, auch den vor kurzem noch Gleichgültigen und Skeptischen, daß allein das Anflehen Gottes für die teuren, plötzlich ihrer Liebe entrissenen und den schrecklichsten Gefahren ausgesetzten Wesen für sie der sicherste Schutz sei. Aber genügt all dieses denn, eine religiöse Wiedergeburt zu charakterisieren? Abgesehen von einigen aufrichtigen Bekehrungen, erblicke ich hierin einen neuen Beweis für die unheilbare Schwäche unserer menschlichen Natur, ihres instinktiven Schreckens vor dem Tode, ihres unabweislichen Schutzbedürfnisses. Wenn plötzlich jede menschliche Hilfe versagt, ist es dann nicht unvermeidlich, daß man sich an denjenigen wendet, von dem man — wenn er existiert — den höchsten Schutz erwartet? Rechnung kleinmütiger Herzen, welche die Nähe der Gefahr närrisch macht. Ich sehe hierin nichts von jener inneren, begeisterten und freien Wiedergeburt, welche die Seele in ihren Grundfesten erschüttert. Ebensowenig wie im Innern des Landes könnte man von einer religiösen Wiedergeburt beim Heere sprechen. Sicherlich, ich hatte Gelegenheit, an den Vorabenden großer Offensiven Gottesdiensten beizuwohnen, die mir einen starken und dauernden Eindruck hinterlassen haben. Ich sehe noch den Geistlichen, höre ihn mit rücksichtsloser Offenheit von den Lücken sprechen, die der Tod in unsere Reihen reißen würde, und seine Aufforderung, uns auf den furchtbaren Entscheidungstag vorzubereiten. Während ich ihm zuhörte, empfand ich eine der tiefsten Gemütsbewegungen meines Lebens. Dennoch änderte sich mein innerstes Gefühl durchaus nicht dadurch. Viele meiner Kameraden ließen sich von Bedenken und Besorgnissen, die eher von Aberglauben als von wirklicher Frömmigkeit herrührten, überwältigen. Sie gehorchten auch irgendeiner ererbten, dunklen Eingebung, die ihnen in der Todesgefahr die Hände schloß und sie auf die Knie zwang. Nach bestandener Gefahr wurden sie mühelos wieder, was sie trotz des Anscheines geblieben: neutral oder sogar feindselig. Die meisten übrigens wohnten weiter regelmäßig den Gottesdiensten bei. Zuerst aus Langeweile, und auch weil die Empfehlung des Geistlichen an der Front sehr nützlich sein kann, und schließlich, weil es nicht gleichgültig ist, in der Gunst eines Offiziers zu stehen, der entweder aufrichtig fromm ist, oder sich den Anschein gibt, um selbst einem frommen Obersten zu gefallen. Alles eigennützige Beweggründe, welche schon eine kurze Beobachtung schnell herausfindet, und die nach dem Urteile rechtschaffener Leute die religiöse Betätigung, welche nur ein aufrichtiger Glaube beseelen kann, ganz in Mißkredit bringen und gleichzeitig eine wirkliche Erneuerung des religiösen Gefühls verhindern. Nach dem Kriege wird man sich bald überzeugen, daß die antiklerikale Gesinnung und der Skeptizismus in Frankreich nichts von ihrer Stärke verloren haben. Das heißt, daß es im Verlauf dieses langen Krieges zu keiner Zeit eine dieser Benennung würdige, religiöse Wiedergeburt gegeben hat. Ich glaube nicht einmal, daß die neuerwachte Frömmigkeit, deren Abnahme man

schon jetzt beobachten kann, recht lange die Ereignisse, welche sie bedingt haben, überlebt. Durch den Krieg geschaffen, werden diese Hirngespinste auch mit ihm vergehen.

Die Sackgasse.

Es ist nicht schwer, die Stimmung in Frankreich zu schildern. Es herrscht eine große, hoffnungslose Müdigkeit. Wir haben Enttäuschung über Enttäuschung erfahren. Die erste bemächtigte sich unser nach der verfehlten Offensive im Oberelsaß. Ich erinnere mich der Rufe: „Nach Berlin! Nach Berlin!“ in denen so verhängnisvoll das Gedenken an 1870 klang, und der falschen, aufregenden Nachrichten, mit denen die Presse diese künstliche Begeisterung nährte, auf welche der erbärmliche Streich von Mülhausen wie eine eiskalte Dusche wirkte. Danach kamen immer mehr Enttäuschungen. Der schnelle Einfall in Belgien, Charleroi und die niederschmetternde Nachricht vom Marsch des Feindes auf Paris. Die kurze Rückkehr des Glücks an der Marne weckte kaum neue, fast sogleich wieder vernichtete Hoffnungen. Lange noch gaben wir uns Rußland gegenüber Illusionen hin und blickten erwartungsvoll auf die berühmte „Walze“, die in einigen Wochen Deutschland zermalmen sollte. Der slawische Einfall in Ostpreußen bewirkte, daß unsere allzu willfährige Einbildungskraft sich schon die Kosaken Rennenkampfs „Unter den Linden“ tanzend vorstellte. Jedoch die Schlacht an den Seen und das Unglück von Tannenberg öffnete uns die Augen und wir sahen Hindenburg. Das russische Vorrücken in Galizien und das Überschreiten der Karpathen belebten dann wieder für einen Augenblick unseren sinkenden Optimismus. Es ist bekannt, daß der Hörnerstoß von Tarnow die Russen zu einem ungeordneten Rückzug zwang und sie den Verlust Polens und den Fall großer Festungen kostete. Was soll man nun über das tolle Abenteuer an den Dardanellen sagen, und über die so eifrig durch den „Bluff“ des „Matin“ und der ganzen offiziösen Presse unterstützten Illusionen? Der türkische Zusammenbruch, Eroberung Konstantinopels, Befreiung Rußlands von der Blockade, so viele vermessene Hoffnungen, die im demütigenden Rückzug und im Blute versanken. Währenddessen entzog sich uns die militärische Hilfe Japans, der serbische Widerstand endete in Niederlage und Ausscheidung. Die erwarteten und schon so oft angekündigten Vermittlungen kamen nicht zustande oder richteten sich gegen uns. Wir erlebten die bulgarische Überraschung, die griechische Enttäuschung, die tragische und so schnelle Vernichtung der rumänischen Armeen. In den ersten Tagen des Krieges versicherten uns bedeutende Nationalökonomen, daß der wirtschaftliche und finanzielle Widerstand Deutschlands nicht länger als sechs Wochen dauern könne. Einige Monate später zeigte uns ein Edmond Thery ganz genau, daß Österreich-Ungarn am 1. April 1915 keine Hilfsmittel mehr haben und zu einem Separatfrieden gezwungen sein würde. Ich weiß sehr wohl, daß unsere Nationalökonomen unerschütterliche Leute sind, und daß sie, wenn die Tatsachen ihre Voraussagen Lügen strafen, beinahe glauben, daß die Tatsachen Unrecht haben. Konnte das Zusammentreffen so vieler getäuschter Hoffnungen verhindern, daß die Stimmung allmählich zu einem Skeptizismus neigte, den sie nicht mehr zu überwinden vermochte. Die bedeutungslosen Resultate, die durch das Dazwischentreten Italiens erzielt wurden, bestärkten diese spöttische Ungläubigkeit. Beim Heere wurde das von irgendeinem Journalisten erfundene, und vom General Petain in dem Aufruf an die Truppen von Verdun wiederholte Wort schnell und höhnisch parodiert „Man wird sie kriegen“, sagen die „poilus“ und lachend fügen sie hinzu: . . . . „erfrorene Füße“. Die allerwenigsten glaubten noch an jenen „Endsieg“, in dessen Hoffnung man uns so lange wie mit einem immerwährenden, täglich durch das Lied der Ereignisse Lügen gestraften Kehrreim wiegte. Man hat uns zu früh das Bärenfell verkauft, und das berühmte: „Morgen wird man umsonst rasieren“ täuscht niemand mehr. Wir glauben nicht mehr an die Möglichkeit einer günstigen Entscheidung durch die Waffen. Infolge einer dreifachen Probe, die für uns eine dreifache Enttäuschung war, glauben wir heute an die These von der Unverletzlichkeit der

Fronten. Am 17. Dezember 1914 verdarb eine vom Generalissimus befohlene allgemeine Offensive sofort alles und wurde verleugnet. Am 25. September 1915 widerstanden die deutschen Linien in der Champagne und bei Artois, trotz bedeutender Truppen-Konzentration und heftigem Artilleriefeuer, den wütendsten Angriffen. Wir schrieben diese Schlappe unserer minderwertigen schweren Artillerie zu, und Charles Humbert verlangte: „Kanonen und Munition". Wir machten uns ans Werk und häuften acht Monate lang ein furchtbares Material und eine unerschöpfliche Zahl von Geschossen an. Am 20. Juli 1916 fing unsere dritte Offensive an. Wir hatten alle Mittel in der Hand: die Überlegenheit der Zahl und eine artilleristische Vorbereitung. Aber schon am vierten Tage wurde dem Gefecht, von dem wir ein entscheidendes Ergebnis erhofften, Einhalt getan. Der blutige Mißerfolg unserer Offensive an der Somme steht heute für jeden außer Zweifel. Wofern nicht der deutsche Generalstab einen strategischen Rückzug beschließt, der reich an Überraschungen werden könnte, haben wir höchstens mit kleinen, beschränkten und alles in allem erschöpfenden und nutzlosen örtlichen Erfolgen zu rechnen. An Durchbruch ist nicht mehr zu denken, und wir wissen bestimmt, daß wir den Feind nicht an die Grenzen zurückschlagen werden. Mit noch größerem Rechte haben wir auf das Hirngespinst eines Einfalls in Deutschland verzichtet. Wir wissen sehr wohl, daß wir uns nur mit übermenschlicher Anstrengung und unsere letzten Reserven opfernd, vor Verdun halten konnten, und daß die wenigen Elitetruppen, die wir noch hatten, nacheinander in dem schrecklichen Feuer vernichtet wurden. Wir verhehlen uns nicht, daß die militärische Stellung der Mittelmächte heute stärker als je ist, daß der diplomatische Bruch mit den Vereinigten Staaten dadurch, daß er Deutschland volle Freiheit gab, den für die britische Proviantierung so unheilvollen Ubootkrieg zu verschärfen, unsere Gegner durchaus nicht geschwächt hat. Von all diesem sind unsere Führer vollkommen überzeugt. Ein Briand, ein Poincaré sind viel zu klug, um nicht klar zu empfinden, daß wir uns in einer ganz fürchterlichen Sackgasse verrannt haben. Sie wissen, daß, was auch in Zukunft geschehen mag, Frankreich, welches nach diesem grausamen Kriege vollständig verblutet sein wird, und dessen abnehmende Geburtenzahl ihm keine Aussicht auf ein Wiederaufblühen gewährt, zu Spaniens Stellung herabsinken und verurteilt sein wird, in der politischen und wirtschaftlichen Bahn seiner ausgezeichneten Freunde jenseits des Kanals, die seine Herren geworden sind, herum zu kreisen. Aber sie wissen auch, daß ihr eigenes Ansehen, ihr politisches Glück und das Schicksal der Regierung selbst von dem Ausgang dieses verbrecherischen Krieges abhängen, den ihre Unvorsichtigkeit, ihr Leichtsinn oder ihr wahnsinniger Ehrgeiz in so furchtbarer Weise entfesselt haben. Und trotz allem hoffen sie auf irgendein unmögliches Wunder. Man versteht allerdings, daß sie das kategorische und so geschickte Angebot Deutschlands, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, zurückgewiesen haben. Der auf ihnen lastenden Verantwortung sich bewußt, durch einen unbesonnenen Vertrag und vermessene Versprechungen, deren Erfüllung nichts weniger als die Vernichtung der deutschen Macht voraussetzt, gebunden, ist es ihr einziger Wunsch, die gefürchtete Entscheidung, den unvermeidlichen Bankrott ihrer Versprechungen und Hoffnungen möglichst hinauszuschieben, sollte auch unser Frankreich darüber zugrunde gehen.

Zur inneren Politik

um geistigen Rüstzeug unserer Feinde im Westen gehört die Lehre von den beiden Deutschland, dem friedlichen, kosmopolitischen vor Bismarck und dem verpreußten, nur auf brutale Gewalt gestellten, annexionistischen seit 1864 bis 1871. So glaubte man, den Widerspruch zwischen den „Hunnen" von 1914 und dem einstigen Volk der Dichter und Denker, dessen Leistungen doch nicht geleugnet werden konnten, zu lösen. Das in Frankreich entstandene Schlagwort wurde von einem Franzosen dementiert. Der Philosoph Emile Boutroux („de l'Academie") behauptet, daß gewisse Keime „monstruöser Arroganz" schon vor hundert Jahren bei den Deutschen vorhanden gewesen seien, was u. a. an — Goethes „Faust" sehr einleuchtend bewiesen wird.

Die innere Einheit unseres Wesens, die dieser Ausländer mit Recht, wenn auch in böswillig-verzerrtem Bilde gesehen, fühlt, sie droht im vierten Kriegsjahre verloren zu gehen! Es scheint in der Tat zwei verschiedene Deutschland zu geben, nur nicht in zeitlicher Aufeinanderfolge, wie die Gegner wähnten, sondern nebeneinander im Rahmen desselben Staatsverbandes. Die „Deutsche Zeitung" glaubte sie folgendermaßen scheiden zu müssen: „Das eine völkische wurzelt in der großen alten Vergangenheit . . ., es steht auf Macht, es will Sicherung, es erkennt die deutschen Notwendigkeiten: Auf uns ruht die Last Europas. — Das andere hängt an seinem Volkstum nicht. Es denkt und fühlt übervölkisch. Die harte große Vergangenheit ist ihm ‚Bedrückung', die große reiche Kultur ‚Rückständigkeit' . . . Macht? Nein: Versöhnung. Sicherung? Nein: Verbrüderung. Pflicht, Hingabe an die Allgemeinheit? Nein: Freiheit, ‚Demokratie'".

Dazu bemerkt der „Vorwärts": „Die Alldeutschen betrachten sich also bereits als ein besonderes Volk innerhalb Deutschlands. Ihr Ideal ist die Macht und nackte brutale Gewalt ist das Allheilmittel". Setzt man statt „Deutschland" das Wort „Europa" ein, so könnte dieser Satz ebensogut aus einer französischen oder englischen Zeitschrift stammen.

Allerdings haben wir es hier mit übertrieben zugespitzten Äußerungen von den Flügeln beider Parteirichtungen zu tun. Aber die Tatsache, daß sich zwei Parteien mit fundamentalen Meinungsverschiedenheiten in äußerer und innerer Politik gegenüberstehen, und daß ihre Phalanxen ganz Deutschland spalten, bleibt doch bestehen! Hie „Sicherung" und Macht —, hie Kompromiß und „Verständigung", so tönt das Feldgeschrei an den Grenzen ebenso wie im Lande, nur daß auf dem parlamentarischen Schlachtfelde die Rollen annähernd vertauscht sind. Das Zahlenverhältnis beider Gruppen ist allerdings nicht so überwältigend günstig für die Anhänger des Verständigungsfriedens, wie man es gewöhnlich — so auch von ihrem „geistigen Vater", dem Professor Hans Delbrück in seiner Streitschrift gegen die Vaterlandspartei — zu hören bekommt. Durch die Abwesenheit großer Volksteile an der Front ergibt sich ein schiefes Bild der „öffentlichen Meinung", und besonders die Berliner Luft zeigt in dieser Beziehung nicht die ihr nachgerühmten „stärkenden" Eigenschaften.

Gewiß ist Fortschritt und Entwicklung ohne Gegensätze nicht denkbar. Aber müssen sie so tiefbedauerliche Formen annehmen wie in der deutschen Gegenwart?

Zwischen verschiedenen Völkern kennen wir „notwendige" Mißverständnisse, weil hier auch die ethischen Wertmaßstäbe zweierlei Zungen reden. Man hat mit Recht bemerkt, daß z. B. der Franzose deutsche „Offenheit, Ehrlichkeit, Biederkeit" als „Roheit, Formlosigkeit, Barbarentum" empfindet, umgekehrt der Deutsche für „äffische Eitelkeit" hält, was jenseits des Rheines als Ehre und gloire gilt. Die wütenden Auseinandersetzungen zwischen „Verzichtpolitikern" und „Vaterlandspartei", zwischen „Hungerfriedensmehrheit" und „Annexionisten" überbieten jene internationale Verständnislosigkeit beinahe noch.

Ein scharf beobachtender Ausländer fand: in Frankreich sei der deutsche Ausdruck „Parteiwesen" unbekannt; es gebe da wohl einen „Parteigeist", aber nicht einen solchen der „Parteien" (un esprit de parti, mais pas de partis). Hier kenne man nur Etiketten und die einzelnen Gruppierungen hätten keine enge, bestimmte Form. Alles an ihnen sei unbeständig und unbestimmt; ihr Name, ihr Programm und ihre Mitglieder — sehr im Gegensatz zu dem fest organisierten und disziplinierten deutschen System. Tugenden haben ihre Fehler und umgekehrt. Man möchte den Deutschen manchmal etwas von jener gallischen Formengewandtheit (die im obigen sich wiederum offenbart) wünschen, aufdaß er aus der schweren Rüstung seiner wohlfundierten Dogmen herausfinde und über dem Wellenspiel der politischen Oberfläche den festen Boden nationaler Gemeinsamkeit nicht aus den Augen verliere. Also, statt mit der uns eigenen Gründlichkeit politische Opportunitätsfragen zu Proben der Lebensanschauung und des Charakters zu vertiefen, mehr Verständnis und Beachtung der „Etikette" in doppelter Bedeutung, wodurch dann auch vermieden würde, daß der Gegner — wie jetzt nur zu häufig — als moralisch defekter Mensch verfemt erscheint.

Von den unvermeidlichen trüben Beimischungen der politischen Wässer sehen wir ab, solange und da sie die Farbe des Ganzen nicht bestimmen. Wo sich wie heute die Kräfte der Nation gleichsam in zwei gewaltigen Brennpunkten sammeln, müssen auch Sonderinteressen hier oder dort Anschluß suchen. Wenn man jetzt in vielsagenden Andeutungen oder offen gegen „Geldmächte" mobil macht, die hinter der Vaterlandspartei stehen sollen und sich über ihren „Inseratenfeldzug" im Dienste der Schwerindustrie entrüstet, so fragen wir ruhig, ob auf der Gegenseite nicht auch mit Wasser gekocht wird. Angesichts dieser Vorgänge von einer „Korruption der Presse und des öffentlichen Lebens" zu reden, wie Geheimrat Goetz im „Leipziger Tageblatt" für nötig hält, und die doch recht bedeutende Vaterlandspartei als eine Bewegung abzutun, deren Drahtzieher preußische Konservative, deren Geldgeber rheinische Schwerindustrielle seien, solch Verfahren scheint uns unberechtigterweise den Teil für das Ganze zu nehmen*). Peccatur extra et intra muros! Nicht ohne Grund betont der Freiherr von Zedlitz, daß man von gewisser Seite mit Vorliebe Schwerindustrie und Junkertum als „bêtes noires" behandele, dagegen mit „Schiebern, Kettenhändlern und Kriegsgewinnlern im engsten Sinne" gar sänftiglich verfahre.

Die Vaterlandspartei ist zurzeit „unpopulär" bis in die Kreise geistiger und gebürtiger Elite hinein (ebenso wie eine Polemik gegen das gleiche Wahlrecht)

*) Inzwischen sind die Angriffe des Prof. Goetz von dem Leipziger Historiker Geheimrat Brandenburg und von der Vaterlandspartei selbst zurückgewiesen worden!

und das mag seine Gründe haben —, eines sollte man nie vergessen: wer für sich bona fides verlangt, soll sie auch dem Gegner nicht vorenthalten, und schließlich sind doch „Gewaltpolitiker" oder „Miesmacher" gewissermaßen nur Vornamen in der gemeinsamen deutschen Familie, deren Angehörige (von mißratenen Söhnen immer abgesehen) kein höheres Ziel kennen, als das Wohl ihres Hauses zu wahren, mögen auch die von ihnen eingeschlagenen Wege verschieden sein. Den Ausgang kennt keiner. Aber nicht wir sprechen das Urteil über die Geschehnisse unserer Tage ... An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Eines ist sicher: die maßlose Leidenschaft, mit der zurzeit der Kampf der Meinungen im Lande geführt wird, kann nicht ohne Folgen bleiben. Sie schwächt uns und stärkt unsere Feinde. Aus einer, weiß Gott, bedeutungsschweren Geschichte sollten wir gelernt haben, wohin der unselige Zwist und Zank im deutschen Hause führt. Kann unser Burgfriede wirklich nur auf Frist gehalten werden wie im Mittelalter die „treuga Dei"? Wo bleibt das deutsche „Wir", das sich in den heiligen Augusttagen von 1914 so herrlich offenbarte? „Trotzdem wir unsere innerpolitische Gliederung längst wiedergefunden haben, hört doch noch heute alles Deutschgeborene bei jedem neuen Kriegsdonner, bei jeder neuen Friedensahnung einen alles durchzitternden Unterton: Wir Deutschen". So schrieb jüngst ein Feldgeistlicher. An der Front mag solche Erkenntnis geboren werden. Aber können wir im Lande ohne Erröten die Worte lesen? Wird nicht jener mahnende Orgelpunkt gar oft übertönt von den Dissonanzen unseres öffentlichen Lebens, die anstelle der Melodie treten?

Auch vom Gegner können wir lernen. Selbst wenn man dort „Die falschen Kriegsziele beiseite stoßen" will (wie Gardiner in seinen „Daily News"), hütet man sich wohl, mit dem Revisionismus den Anfang zu machen. Durch Streiks, meint jener Schriftsteller, würden die englischen Arbeiter nur Hindenburg in die Hände spielen. Das weiß die Arbeiterschaft der Ententeländer auch ganz genau und sie handelt danach. Während sie mit einem vollen Tropfen imperialistischen Öles gesalbt ist, spukt bei unseren Sozialdemokraten trotz aller Enttäuschungen und Warnungen (aus den eigenen Reihen) immer noch der Geist der Internationale. Es ist, als wenn die deutsche Erbkrankheit auf die jüngsten Söhne des Hauses übergegangen wäre, nachdem sie die älteren Geschwister überwunden haben. Nach der Würzburger Tagung glaubte man auch bei jenen eine Heilung prophezeien zu können, doch der Bolschewismus hat einen neuen Anfall hervorgerufen.

Die sozialrevolutionären Scharfmacher schritten unter diesen Auspizien zur Propaganda der Tat. Es besteht ja nunmehr kein Zweifel, daß der Streik bei uns von den Unabhängigen Sozialisten in Szene gesetzt wurde. Deutlich genug sind Gewerkschaften und alte Partei von den Unentwegten abgerückt, man vergleiche nur die Erklärung der Generalkommission (Auer) und die neueste Haltung des „Vorwärts" (Nr. 38), der gegenüber den „blöden Schimpfereien und Verdächtigungen" des extremen Flügels energisch Front macht. Aber auch die verständigen Arbeiter und Arbeiterinnen wollten von dem „Rummel" nichts wissen. Es ist erfreulich, daß gerade von links verdächtigte Blätter wie der „Tag" den guten Willen und die loyale Haltung der überwältigenden Arbeitermehrheit anerkennen und sich von der Entrüstung über das „objektiv landesverräterische Treiben" der Demonstranten nicht zu falschen Verallgemeinerungen und Schroffheiten hinreißen

lassen. Rechnet man noch die zahlreichen Mitläufer und Auch-Streikenden ab, aus deren Mitte nachträglich gegen die mit Lüge und Vergewaltigung arbeitenden Drahtzieher protestiert wird, so bleibt als willige „Aktivisten"truppe der Janhagel beiderlei Geschlechts. Bezeichnend dafür ist die Tatsache, daß in den Weltstädten Berlin und Hamburg, wo diese Elemente sich zusammendrängen, die Unruhen einen besonderen Umfang annahmen, während der Westen trotz seines starken Industrieproletariats verhältnismäßig besonnen und ruhig blieb.

Die „Frankfurter Zeitung" sieht „letzten Endes die Ursache der Streikbewegung" in Zweifeln, die anläßlich des innerpolitischen und außerpolitischen Kurses (Wahlreform und Friedenspolitik) „in ganz großen Volksschichten" gehegt wurden. Die Reichstagsmehrheit von Erzberger bis Scheidemann und ihr Anhang können darunter nicht verstanden sein; sie lehnen ja den Streik ab, es würde also die logische und tatsächliche Verbindung zwischen Ursache und Folge fehlen. Bleiben die Extremen links vom obigen Block. Aber auch hier spielte politische und wirtschaftliche Unzufriedenheit nur die Nebenrolle eines bestimmten „Milieu", und erwuchs die Bewegung nicht, wie bei Lohn- und Hungerrevolten, spontan aus der Massenstimmung, was die „Frankfurter Zeitung" behauptet*), sondern der deutsche Bolschewismus wollte, ermuntert durch die geglückte Wiener Generalprobe — allerdings unter Benutzung der augenblicklichen politischen Situation — das suggestiv wirkende russische Vorbild nachahmen. „Die Trotzki-Internationale, von der man im Westen durchaus nichts wissen will, sollte auch eine Parade in Berlin, und eine Parade in Ehren abhalten. Nur aus diesen Gedankengängen erklärt sich das rasche Aufflackern des Brandes". Darin hat R. Nordhausen im „Tag" völlig recht**).

Eine Vernachlässigung dieses „östlichen" Zusammenhanges und zugleich eine ungeheuerliche Aufbauschung und parteiinteressierte Zurechtstutzung gewisser innerpolitischer Vorgänge bedeutet es, wenn sich der Heidelberger Professor Max Weber zu dem Satze versteigt: „... der Streik war ganz selbstverständlich angesichts dessen, was man Mitte Januar in Berlin erlebte und was tatsächlich jeden, der einen rein sachlichen Betrieb der Politik verlangt, zum Rasen bringen konnte: wildeste Demagogie ohne Demokratie, vielmehr wegen fehlender Demokratie. Man muß dort gewesen sein, um das zu verstehen, man glaubte im Irrenhaus zu sein..." Hier haben wir ein Musterbeispiel für den Terror der „Mehrheit" — oder wenigstens bestimmter Richtungen in ihr — gegen jede Meinungsäußerung der Opposition. Jedes Bedenken gegen die Friedenserklärung und die Regierungsvorlagen ist von vornherein verdächtig. Am liebsten möchte man den unbequemen Mahnern überhaupt den Mund verbieten. Erzwingen sie sich trotz aller Widerstände Gehör, wofür ihnen bei dem herrschenden Druck jedes Mittel recht sein muß, so wird auf der andern Seite über „Boulevarddemagogie mit spezifischen Mitteln der Geldmacht" gezetert. Die Zeiten der Demagogenverfolgung scheinen nach hundert Jahren mit vertauschten Rollen wiederzukehren! Herrn Professor Weber aber, dem es „vollständig unmöglich" ist, sich über den Streik „zu entrüsten", obwohl er den unangenehmen Zwischenfall für die Interessen des Krieges

*) Im Widerspruch zu einem später von ihr selbst gebrachten Berliner Privattelegramm

**) Vgl. auch Heuß in „Deutsche Politik" (1918) Heft 6.

wie des Friedens" zugibt, möchten wir fragen, ob ihm seine demokratische Gesinnungstüchtigkeit hier nicht die Wertmaßstäbe etwas in Unordnung bringt. Was ist heute die dringendere und die höhere Aufgabe: seine Parteiinteressen zu wahren oder das Vaterland vor Schaden zu behüten? Daß Herr Professor Weber durch seine moralische Lässigkeit gegenüber den deutschen Bolschewisten, deren Vorstoß nicht nur in Rußland, sondern — nach „Nieuws van den Dag" — auch bei den Versailler Beschlüssen seine Früchte erntet, der zweiten Aufgabe dient, wird er selber nicht behaupten können.

Was die Haltung der Regierung während der Unruhen angeht, so findet sie die gleiche Presse, die den Ausständischen goldene Rückzugsbrücken baut, „unverständlich" und „bedauerlich". Man kann den Spieß umkehren; unverständlich und bedauerlich finden wir es vielmehr, die klaren Scheidelinien zwischen vernünftigen Freiheitsforderungen und dem sinnlosen Gebaren „wilder Begierde" zu verwischen und diesem das Asylrecht jener zu verleihen.

Wenn wir also das energische, zielbewußte Auftreten der verantwortlichen Stellen gerade im Interesse der Gesamtheit — vestigia Russorum terrent! — begrüßen und billigen, so ist damit über ihr ferneres Verhalten in keiner Weise nichts gesagt. Ebenso bedauerlich wie während der Bewegung eine falsche Schwäche, wäre nach ihrem Abebben eine falsche Schärfe. Eine Machtprobe ha stattgefunden, und die staatliche Autorität hat zur Enttäuschung aller hämischen Spekulanten gezeigt, daß sie ihre Position als wahre Führerin der Gesamtheit zu halten versteht. Nichts wäre verkehrter, als Repressalien aus Verärgerung über die törichten bzw. verbrecherischen Handlungen der letzten Wochen. Zeigt die Sozialdemokratie jetzt guten Willen — und wir setzen trotz unliebsamer Nebenerscheinungen auf sie das Vertrauen — so kann gerade die über den beginnenden Terror siegreiche Regierung die Hand zu ehrlicher Wiederaufnahme der gemeinsamen Arbeit am nationalen Staate bieten. Eine Politik der Vergeltung wäre das sicherste Mittel, die hinter der alten Partei stehenden Massen in die Arme der Unabhängigen zu treiben, eine radikale Einigung nach links herbeizuführen.

Von diesem Standpunkte muß man auch die Bestrebungen und Möglichkeiten einer neuen Parteigruppierung betrachten, die selbst innerhalb der Mehrheit (z. B. von der „Freisinnigen Zeitung" und dem Zentrumsabgeordneten Kuckhoff im „Tag") erörtert werden, von der aber die Regierung mit Recht nichts wissen will. (Siehe „Norddeutsche Allgemeine Zeitung".) Denn es handelt sich hier nicht bloß um eine Machtverschiebung unter den Parteien, sondern infolge der gänzlich unentwickelten und unbrauchbaren Gestalt unseres Parlamentarismus um ein völliges Herausspringen einer bestimmten Kräftegruppe aus dem Rahmen des Ganzen. Die Sozialdemokratie würde dann nicht in eine Opposition treten nach Art der unterliegenden Partei in England, sie würde nicht nur zeitweilig aus der Regierungsmaschinerie ausgeschaltet, sondern dauernd aus dem Staate. „Ein Ausscheiden der Sozialdemokratie, so sagt mit Recht die „Berliner Börsen-Zeitung", bedeutet „ein Zurückfallen in den Klassenkampf, wie wir ihn vor dem Kriege gehabt haben, und zwar in verstärktem Umfange". Der unselige Zustand, den ein kluger Franzose 1913 in die Worte faßte: „Le parti socialiste représente pour le Reichstag un poids mort" und dem der 4. August ein Ende machte, wäre wiederhergestellt.

Die hier von uns vertretene Politik der Besonnenheit wird allerdings nicht gefördert, wenn man sich aus taktischen oder sonstigen Gründen in maßlosen Übertreibungen gefällt. Schon vor einer Woche wurde an dieser Stelle darauf hingewiesen, wie schlecht der Demokratie als dem glücklichen Gewinner die betrübte Leichenbittermiene steht, bloß weil andere ihre berechtigten Forderungen nun auch anmelden. „Der Gedanke des gleichen Wahlrechts marschiert" („Norddeutsche Allgemeine Zeitung"), aber auf der Linken herrscht trübe Resignation und düstere Zukunftssorge.

Wenn man im Herrenhause noch nicht sogleich die erwünschte moderne Gestaltung findet, schreibt der „Vorwärts": „So werden jetzt die herrschenden Klassen doppelt bevorzugt, und die heute entrechteten Schichten bleiben so gut wie rechtlos, der Osterbotschaft und dem Julierlaß ist scheinbar Rechnung getragen, in Wirklichkeit bleibt alles ziemlich beim alten". Und der politische Redakteur des „Berliner Tageblatts" stimmt in die Klage ein: „Das künftige Abgeordnetenhaus wird im letzten Grunde nur eine beratende, eine schwatzende Körperschaft sein, und wo es wirklich zu beschließen hat, bestenfalls ein Anhängsel des Herrenhauses." Geradezu tragisch aber lautet die Prophezeiung der „Frankfurter Zeitung". Sie sieht das Ende unserer konstitutionellen Welt heraufdämmern, eine „langsame Aushöhlung unserer politischen und verfassungsmäßigen Zustände". Unmittelbar zuvor ist die Rede von „Kräften, die mit immer stärkerer Demagogie in die Öffentlichkeit drängen." Sie bleiben namenlos; auch wir möchten ihre konkretere Erfassung dem Leser überlassen!

Zum Schluß noch ein paar Worte über ein praktisches Problem der Wahlreform. In England haben sich Ober- und Unterhaus soeben über ein Kompromiß hinsichtlich der Verhältniswahl geeinigt, wonach das Verfahren zunächst in hundert Bezirken versuchsweise zur Anwendung kommen soll. Zu der vielerörterten Frage hat Dr. Fraenkel in Heft 4 der „Grenzboten" einen neuen Vorschlag gemacht, der die Dinge wesentlich vereinfacht und hoffentlich die verdiente Beachtung findet. Ein Nachteil haftet seinem System noch an, auf den schon Friedrich Thimme hingewiesen hat: es ist jener übermäßige Einfluß der Parteileitungen, der wie Meinecke sich mal ausdrückt, zu „einer Art Vertrustung des parlamentarischen Nachwuchses führen" kann. Thimme bemerkt, „es würde nicht leicht sein, dieser Entwicklung bei dem System der Verhältniswahl", in dem er den Stein der Weisen verborgen sieht, „vorzubeugen".

In einer Broschüre, die der Direktor des Statistischen Amts in Kassel Dr. Hugo Riekes im Vorjahre erscheinen ließ („Ein Wahlverfahren mit wirklicher Wahlrechtsgleichheit"), wird da nun ein unseres Erachtens sehr einleuchtender und brauchbarer Ausweg gefunden. Nach Fraenkel soll die Wahl derart vorgenommen werden, daß „der Stimmberechtigte entweder eine Liste oder eine namentlich bezeichnete Person wählt." Riekes vereinigt beide Arten auf ein und demselben Stimmzettel: Auf ihm bestimmt der Wähler zunächst eine Person, die er zum Abgeordneten haben will und erst an zweiter Stelle eine Partei für den Fall, daß der persönlich namhaft gemachte Kandidat kein Mandat erreicht. Dieses vom Verfasser als „Alternativwahl" bezeichnete Verfahren gibt dem Wähler völlige Freiheit in der Wahl seines Vertreters; nur dann, wenn die Stimme sowieso ihren ursprünglichen Zweck nicht erfüllen kann, tritt an die Stelle des Individualwillens

der Parteiwille, d. h. die Ansicht der Parteileitung. Im übrigen decken sich beide Vorschläge. Auch Riekes berücksichtigt den Fall, daß ein Wähler nur Person wählen will, er hat dann den zuzweit vorgedruckten Parteinamen zu durchstreichen und muß es sich gefallen lassen, daß ein bei seinem Kandidaten etwa erzielter Überschuß über die „Stimmensumme" (Wahlzahl, Verhältniszahl) unter den Tisch fällt bzw. die auf diesen entfallenen Stimmen überhaupt, sofern sie den Durchschnitt nicht erreichen. (Genau so wie bei Fraenkel S. 89, 90.) Bei dem von Riekes entwickelten Verfahren gelingt es in der Tat, „aus der Alleinherrschaft der Parteischablone herauszukommen. Es würden mehr Persönlichkeiten und weniger Parteischablonenmänner in die Volksvertretung gewählt werden."

Da das Prinzip der Mehrheitswahl (abgesehen von den sonstigen von Fraenkel erwähnten Schattenseiten) die Gefahr in sich schließt, daß eine große Partei mit zunehmender Kopfstärke — wie bei uns die Sozialdemokratie — mit der Zeit in den Stand gesetzt wird, die anderen zu majorisieren, wie Riekes am Schluß seiner Broschüre in Zahlen überzeugend darlegt, so ist seine Abschaffung eine dringende Forderung, will man nicht die schon sowieso durch die Regierungsvorlage eingeleitete Radikalisierung unseres Parlamentes ins Uferlose weiterschreiten lassen. Über künstliche Hemmungen und Fälschungen des „Volks"willens könnte man sich von seiten der extremen Linken nicht beklagen, denn gerade das Alternativ-Verfahren „würde jeder Partei das ihrige geben", insonderheit der Sozialdemokratie „das Höchstmaß dessen, was sie verlangen kann", so daß sie immer noch im Abgeordnetenhause zur mächtigsten Partei wird. Ausgeschlossen aber wäre wenigstens, daß „an Stelle der politischen Gleichberechtigung eines Tages unversehens die Alleinherrschaft des Proletariats tritt."

Brest-Litowsk, Schlußakt

Von Georg Cleinow

Rückblick

Der Vorhang fiel langsam über dem Schauspiel von Litauisch-Brest, so langsam, daß es noch während seines Herabgehens eine große Überraschung geben konnte: Trotzki, der erste Held des Stückes, entlarvte sich selbst als bösartiger Narr und heimtückischer Erpresser. Es ist kein Heldentum in ihm, von welchem Parteistandpunkt man ihn auch bewerten wollte. Es mangelt ihm Verantwortungsfreudigkeit, das ist die Voraussetzung jeden Heldentums. Kein Freund der Menschheit, auch keine tragische Größe! wohl aber ein engherziger, eigensüchtiger Parteimensch, — brutal in kleinen, ein schwankendes Rohr in den großen Dingen, um die es doch für

Rußland und die Russen ging, auch nachdem es feststand, daß ein allgemeiner Frieden nicht zustande kommen würde. Wir hatten einen dramatischeren Abgang erwartet!

Während die maximalistische Regierung ihre Banden in Finnland und Kijew einfallen ließ, die kaum verkündete Freiheit niederzutreten, während Herr Trotzki in Brest stündlich die Mitteilung vom Sieg einer angeblich in Wien und Berlin ausgebrochenen Revolution, sowie vom Zusammenbruch der deutschen Macht in Warschau erwartete, unterzeichneten die Vertreter der Ukraina am Sonnabend, den 9. Februar 1918, früh 2 Uhr das Friedensprotokoll mit den Mittemächten.

Herr Trotzki hatte sich in eine Sackgasse hineingearbeitet, aus der es kein Entrinnen zu geben schien. Sein Verhängnis ist es gewesen, daß er nach der Ausplünderung Estlands es unternahm, auch die friedliche Entwicklung der Ukraina anzutasten, die sich unter der Leitung der vielköpfigen, aber zielsicheren Rada zu Kijew anzubahnen begann. Das Vorgehen der roten Banden in Estland öffnete den Ukrainern rechtzeitig die Augen darüber, was ihren eigenen Reichtümern drohte. Der Versuch Trotzkis, von Charkow aus — wir müssen wohl fortab ukrainisch Chárkiw und Kyjiw sagen — die Macht der nordrussischen Arbeiter- und Soldatenräte über die der ukrainischen Volksrada zu setzen, zwang den Ukrainern den Entschluß auf, sich vom anarchistischen Nordrußland politisch zu trennen. Daß die verantwortlichen Personen sich zu diesem Schritt nur schwer entschlossen haben konnten, wissen wir aus der jüngst in den „Grenzboten" veröffentlichten Zusammenstellung von Herrn Professor Kaindl. In einer fast zweihundertjährigen gemeinsamen Geschichte spinnen sich zwischen zwei verwandten Völkern doch so viele Fäden hinüber und herüber, daß ihre staatsmännischen Führer darüber nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen können. Sie heischen Berücksichtigung.

Natürlich war der Schritt schließlich nur möglich, wenn die deutschen Unterhändler davon abließen, sich von Herrn Trotzki imponieren zu lassen. Und von diesem Gesichtspunkt aus ist seit dem 12. Januar, das ist seit dem Tage, an dem Herr Trotzki eine Sicherheit dafür forderte, daß die Mittemächte sich nicht in die inneren Verhältnisse Rußlands einmischten („Grenzboten" Heft 3 Seite 80), tatkräftig und geschickt verhandelt worden. Herr von Kühlmann hat, unterstützt von einem Teil der deutschen Presse in den letzten Wochen den Ton gefunden, der dem Feinde Achtung gebietet und Vertrauen bei den Bedrängten weckt. Wäre die deutsche sogenannte annexionistische Presse nicht so freimütig in ihrer Kritik an den anfänglich beliebten Verhandlungsmethoden gewesen, die Kijewer Herren hätten den Weg zu uns kaum gefunden. Diejenigen Organe der deutschen Presse, die allen Anfeindungen zum Trotz ihren ablehnenden Standpunkt gegen Trotzki und Genossen mutig vertreten haben und Herrn von Kühlmann den Rücken stärkten, dürfen sich somit auch einen Teil des Verdienstes am Zustandekommen des Friedens mit der Ukraina gut schreiben. Nachdem die Machtfrage durch Herrn Trotzki aufgeworfen war, mußten wir selbst bereit sein, uns als die mächtigeren zu bekennen. Kraft gebiert Vertrauen!

Umschau

Das Ergebnis der Verhandlungen von Litauisch-Brest bleibt sehr erheblich hinter dem zurück, was viele erhofft hatten, daß es erreicht werden könnte, —

daneben aber wurden neue Tatsachen geschaffen, auf die wir nicht vorbereitet sein konnten. Vergessen wir nicht: wir suchten einen Frieden mit ganz Rußland sowie die Sicherung unserer Ostgrenze. Statt dessen haben wir nur einen Frieden mit einem Teil des ehemaligen Rußland, eben mit der Ukraina, und keine Grenzsicherung.

Eine große Überraschung ist uns die Grenzfestsetzung gegen Polen. Es handelt sich um eine internationale Verewigung jenes von Stolypin 1911 geschaffenen Gesetzes, das den südöstlichen Teil Kongreßpolens, das sogenannte Cholmer Land, aus den alten Gouvernements Lublin und Siedlez herausschnitt. Die Polen haben jene Verwaltungsmaßnahme, die eine intensivere Russifizierung des neu zusammengefaßten Gebietes einleitete, als vierte Teilung Polens gekennzeichnet. Nach dem berühmten Erlaß vom 5. November 1916 haben sie bestimmt damit gerechnet, und besonders die österreichisch-ungarischen Maßnahmen gaben ihnen auch eine gewisse Berechtigung dazu, daß zum mindesten der Bug die östliche Grenze ihres neuen Staates bilden werde; viele von ihnen hofften sogar auf eine noch weiter östlich verlaufende Grenze am Styr. Auch der Verlauf der Grenze nördlich von Brest entspricht durchaus nicht dem, was die Polen glaubten erwarten zu dürfen. Das polnische Problem bekommt durch die Grenze ein ganz neues Gesicht; ob es ein freundlicheres ist, können wir aber erst entscheiden, wenn wir die Konsequenzen kennen, die sich daraus für unsere eigene Ostgrenze ergeben. Die österreichischen Polen haben zunächst dem Ministerium Seidler die Gefolgschaft aufgekündigt.

Das wichtigste positive Ergebnis des Friedens scheinen mir, abgesehen von seiner allgemeinen Wirkung, die wirtschaftlichen Abmachungen zu sein, die den kapitalistischen Unternehmer im zwischenstaatlichen Verkehr zugunsten staatlicher Organe recht erheblich zurücktreten lassen. Wir hoffen, daß dies eine Maßnahme der Übergangswirtschaft bleibt! Von einem Brotfrieden schon heute zu sprechen, scheint mir indessen verfrüht, auch wenn es Herr Graf Czernin tut. Wir hoffen und wünschen, daß es im Laufe der Zeit ein Brotfrieden werde, müssen uns aber doch klar sein, daß der ukrainische Brotkorb noch ziemlich lange recht hoch hängen wird. Selbst wenn die Vorräte der Ukraina im vierten Kriegs- und zweiten Revolutionsjahr noch so große Überschüsse aufspeichern sollten, wie versucht wird uns glauben zu machen, so genügt es auf den Zustand der Transportmittel hinzuweisen, um sich darüber klar zu werden, daß es April werden kann, ehe die Eisenbahnen für die Bewältigung des erforderlichen Warentransportes durchlässig werden. Auf den Donauweg, der berufen ist im deutsch-russischen Massentransport eine große Rolle nach dem Kriege zu spielen, können wir, solange der Friede mit Rumänien nicht zustande gekommen ist, nicht rechnen. Zudem scheinen die Ukrainer sich ein Existenzminimum von nicht unbeträchtlicher Höhe sicherstellen zu wollen, ehe sie Lebensmittel ans Ausland abgeben. Die Ukrainer wollen in erster Linie „satte" Bauern und Arbeiter und erst in zweiter Linie „reiche" Exporteure haben: ein durch Krieg und Revolution verängstigtes Bürgertum läßt sich schon im Zaume halten, nicht aber eine hungrige proletarische Masse! Die Valuta braucht der Rada angesichts der großen Reichtümer des Landes vor der Hand weniger am Herzen zu liegen, als die Zufriedenheit der Bevölkerung. Auch dies Moment wird das Tempo der Lebensmittelausfuhr zunächst verlangsamen! Darum wollen

wir auch ruhig bei unserm bisherigen Sparsystem verbleiben und uns durch noch so schöne Berichte über die Schweineherden und Zuckerschätze der Ukraina nicht verleiten lassen, üppig zu werden. Wir könnten sonst noch zuguterletzt in eine mißliche Lage geraten. Es wäre sehr dankenswert, wenn die Regierung die öffentliche Meinung in diesem Sinne beeinflussen wollte. Solch ein Bremsen gehört auch unter die Maßnahmen einer planvoll durchgeführten „Übergangswirtschaft!"

Diese nüchterne Überlegung braucht uns aber die Freude an dem, was in Brest tatsächlich erreicht worden ist, nicht zu verkümmern. Die politische Bedeutung dieses ersten Friedensschlusses, nachdem wir durch dreieinhalb Jahre nur Kriegserklärungen gehört haben, wäre auch dann nicht zu unterschätzen, wenn er uns im Augenblick gar keine wirtschaftlichen Vorteile brächte. Die Bedeutung des Friedens mit der Ukraina liegt in der Tatsache, daß sich überhaupt ein Anfang gefunden hat, daß eine Pforte aufgestoßen werden konnte, die aus der Barbarei des Krieges hinausführt. Solch ein gutes Beispiel wirkt ansteckend.

Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir in dem Rücktritt des Ministeriums Bratjanu die erste größere Fernwirkung des Brester Friedens erblicken. Bratjanu war der böse Geist der Politik des Königs Ferdinand, der gegenwärtig auf ukrainischem Boden in Askania nowa, der wegen ihrer kunstvollen Berieselungsanlagen weit über Rußlands Grenzen hinaus bekannten Besitzung der Familie Falz-Fein, Hof hält.

Eine weitere Fernwirkung erwarten wir auf Belgien. Tritt zwischen der Ukraina und uns eine wirtschaftliche Annäherung ein, so wird Belgien davon in ganz hervorragendem Maße betroffen. Nicht nur, daß der ukrainische Markt näher an den schlesischen, sächsischen und böhmischen Produktionsstätten liegt wie an den belgischen, — das sind Tatsachen, die weltwirtschaftlich erst nach Eintritt des allgemeinen Friedens fühlbar werden. Belgien ist an dem jetzigen Friedensschluß so besonders interessiert, weil seine Sparer in etwa siebzig Aktiengesellschaften auf ukrainischem Boden rund eine halbe Milliarde Franken angelegt haben. Bei der Kleinheit der belgischen Aktien sind deshalb sehr breite Schichten der belgischen Bevölkerung an der ukrainischen Industrie beteiligt und vielfach sind die Fäden, die seitens unserer Diplomatie zu einem Friedensgarn im Westen versponnen werden können.

Ausblick.

Die Segnungen des Friedens von Brest-Litowsk sind indessen nicht sofort realisierbar. Es hat den Anschein, als müßten sie noch einmal erkämpft werden. Wir stützen unsere Ansicht mit dem Hinweis auf Herrn Trotzki. In Litauisch-Brest hat die ruhige und fast zu vornehme Sachlichkeit unserer Unterhändler über die unverhüllte Demagogie der Herren Trotzki und Radek schließlich doch den Sieg davongetragen, weil die Ukraina sich in ihrem staatlichen und kulturellen Dasein durch die Maximalisten Nordrußlands stärker bedroht fühlen mußte als durch einen selbst nicht so günstigen Frieden, wie er mit den Mittemächten geschlossen worden ist. Die Bedrohung durch Nordrußland ist aber bestehen geblieben. Wenn wir Herrn Trotzki recht verstehen, rechnet er folgendermaßen: Nordrußland steht vor der Hungersnot, falls aus der Ukraina nicht Lebensmittel in großen Mengen hereinkommen; die Transportverhältnisse lassen es fraglich erscheinen,

ob es technisch möglich sein wird, die Lebensmittel aus dem Süden heranzuschaffen. Das verhältnismäßig reiche Livland und Estland ist ausgeplündert; die ukrainische Rada dürfte überdies, sobald in der Ukraina normale Lebensbedingungen mit starkem Verkehr nach Westen Platz greifen, nur unter der Bedingung genauer Grenzfestlegungen und der Zurückziehung aller Arbeiter- und Soldatenräte bereit sein, Lebensmittel zu liefern. Da durch solchen Handel das politische Prinzip der Maximalisten durchbrochen würde, muß die Rada beseitigt werden; also heiliger Krieg wider die feindliche Ukraina, die die Nordrussen durch Hunger besiegen will! Abgesehen von diesem Gedankengange dürften sich Trotzki und Lenin klar darüber sein, daß die Tage ihrer Regierung gezählt sind, sobald sie versuchen wollten das vagabundierende Volk zu friedlicher Beschäftigung zurückzuführen, solange noch ein „Bourgois" auch nur ein Hemde auf dem Leibe hat. Die Füße derer, die die Regierung Lenin-Trotzki abzulösen gedenken, stehen in Gestalt der anarchistischen Organisationen Peter»burgs bereits vor dem Smolny-Institut. Um die Gefahr für sich wenigstens vorübergehend abzubürden, bleibt Trotzki kaum etwas anderes zu tun übrig, als wenigstens den Versuch zu machen, die aufgelöste Armee ebenso wie alle Hungernden Nordrußlands gegen die reiche ukrainische Schwester zu treiben.

Eine wichtige Voraussetzung der Realisierung des Friedensvertrages ist somit, die Ukraina instand zu setzen, sich ihres feindlichen Bruders, der in der Ukraina nicht ohne Anhänger ist, rechtzeitig zu erwehren.

Die Grenze, die gegen einen Einfall der Maximalisten zu sichern wäre, ist annähernd 1600 Kilometer lang. Sie zieht sich im Norden, ausgehend von unseren Stellungen südlich Baranowitschi am Wyganowski-See östlich über Homel, dann in südöstlicher Richtung bis an und über den Don und von Jelansk südlich bis etwa Nowo Rossijsk am Schwarzen Meer. Dabei käme es besonders darauf an, das Industriegebiet des Donezbeckens und die Stadt Charkow zu sichern, wo ein starkes revolutionäres Proletariat vorhanden ist.

Trifft die hier vorgetragene Auffassung zu, so dürfte sich auch für uns eine militärische Aufgabe ergeben, die in der Besetzung der ukrainischen Grenze nördlich des Pripet und in der Säuberung Livlands und Estlands von maximalistischen Banden gipfelte; denn Herrn Trotzkis Einstellung des Krieges bedeutet nicht Herstellung friedlicher Zustände und deren Sicherung durch ein Zusammenwirken der beiderseitigen Staatsorgane. Herrn Trotzkis Verfahren ist durchaus passiv; an uns ist es, festzustellen, wie weit wir die aus solchen Auffassungen erstehende Anarchie kommen und wirken lassen wollen.

Wir müssen also als nächstes Ergebnis des Friedens von Brest ein Wiederaufleben des Krieges im Osten mit in den Kauf nehmen. Er dürfte kaum noch sehr blutig werden, aber manche Strapaze erfordern. Aber die sich eröffnenden Ausblicke sind auch der geforderten Anstrengungen wert. Hier gilt es, ein reiches Land und ein begabtes Volk kulturellem Eigenleben zuzuführen und ihm eine friedliche staatliche Entwicklung zu sichern. Ein Blick auf die physikalische Karte der Ukraina zeigt uns schon die größte der Aufgaben, die zu leisten die Ukrainer durch den Frieden von Brest moralisch verpflichtet werden: die Erschließung des Stromgebiets des Dnjepr. Es scheint der Sinn der Grenzführung im Norden und Westen zu sein, nicht nur ethnographischen Gesichtspunkten gerecht zu werden,

sondern mehr noch dem Volk auch die volle Verantwortung für ein Wasserstraßensystem zu übertragen. Dnjepr und Pripet könnten, einmal schiffbar gemacht, für Osteuropa eine ähnliche Bedeutung gewinnen, wie sie die Donau für Mitteleuropa hat. Die Trockenlegung der Pripetsümpfe und die Beseitigung der Stromschnellen am Unterlauf des Dnjepr sind nächst den vorhandenen Reichtümern die Voraussetzungen für die wirtschaftliche Selbständigkeit des Landes.

Ich muß mir leider versagen, die in diesen Zeilen angeschlagenen Probleme tiefer anzufassen. Die staatbildenden Faktoren der Ukraina habe ich vor drei Jahren an dieser Stelle dargestellt. In Zukunft werden wir uns öfter mit dem jungen Staate zu beschäftigen haben, an dessen gefahrenumbrandeter Wiege wir stehen. Möge der Friede von Brest der Ausgangspunkt eines Zusammenwirkens zwischen Deutschen und Ukrainern werden, das uns befähigte, unsern Friedenswillen der Welt gegenüber glücklicher zu vertreten, wie in den Jahren vor dem Weltkriege. Möge aus dem Friedensschluß ein Bündnis der Arbeit erwachsen.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Annektieren. Es ist in unseren Tagen so viel von Annexionen die Rede, daß es an der Zeit scheint, einmal dem Ursprung des Wortes nachzugehen, das im Deutschen nicht zufällig Fremdwort ist. Aus lateinisch annectere ist das Zeitwort schon im sechzehnten Jahrhundert ins Deutsche gelangt: in der Form annection bucht es sogleich das erste Fremdwörterbuch unserer Sprache, das Simon Roth in Augsburg 1571 hat drucken lassen. Die Bedeutung ist hier, dem Latein entsprechend, „aneinanderknüpfen", und so bleibt es bis ins 19. Jahrhundert, z. B. kennt noch Campes Fremdwörterbuch von 1811 allein diese Bedeutung. Inzwischen hatte bei unseren gegenwärtigen Feinden im Westen eine über das Substantiv (lat. nexus) geleitete Entwicklung zu französisch annexer, englisch to annex geführt. Als im Jahre 1845 die Vereinigten Staaten dem benachbarten Mexiko den Staat Texas abnahmen, da fanden die Yankees für ihren Raub den milden Ausdruck annex, der alsbald europäisches Zeitungswort wurde und in der Form annexieren nach Deutschland gelangte. Amtlich das Wort zu gebrauchen hatte in Europa seit etwa 1860 vor allem die Diplomatie des Empire-la-paix Anlaß, namentlich bei ihrer Politik gegen Sardinien und Savoyen. Das amerikanische Vorbild bleibt dabei lebendig, so urteilt im Jahre 1865 Heinrich von Treitschke, „Historische Aufsätze" S. 536: „Napoleon der Dritte hat sein berufenes Wort Annexion dem ameri-

kanischen annexation nachgebildet". In gleichzeitigen deutschen Blättern spielt das Wort seine Rolle und wird früh verspottet. So spricht der „Kladderadatsch" vom 19. Februar 1860 parodierend von einer „Annexion beider Lippen an Preußen". Im gleichen Jahre verspottet der „Kladderadatsch" König Viktor Emanuel als „Annexander den Großen". Über diesem plötzlich gehäuften Gebrauch besannen sich die Deutschen auf ihr älteres Lehnwort annektieren. Lothar Bucher macht sich in seinen „Bildern aus der Fremde" 1 (1862) 374 darüber lustig: „(Seit 1855) haben die Deutschen mit gewohnter Gründlichkeit bewiesen, daß man von Louis Napoleon nicht sagen müsse: er annexirt, sondern: er annectirt — was ihm ziemlich gleichgültig sein wird, wenn die Deutschen ihn nur nicht hindern zu nehmen, was er haben will". Entsprechend berichten die „Grenzboten" 26 III 144 im Rückblick von 1867: „Savoyen bot das erste Paradigma für das moderne Zeitwort annektieren". Den alten Wortsinn ins Verfängliche zu verschieben und uns erneut damit zu beglücken, blieb nach alledem unseren gegenwärtigen Feinden vorbehalten. Das Spiel scheint sich in unseren Tagen bei Desannexion wiederholen zu sollen.

Alfred Götze

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1918 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 7.50 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Englands Stellungnahme zum Zionismus und der Standpunkt der deutschen Juden

Von Dr. Ernst Emil Schweitzer

Das Versprechen der englischen Regierung, dem jüdischen Volk eine nationale Heimstätte in Palästina zu verschaffen, hat den Zionismus mit einem Schlage zu einem Faktor der Weltpolitik gemacht. Die gesamte englische Presse hat die Erklärung Balfours gebilligt, und zweifellos hofft man hierbei auf englischer Seite jüdische Sympathien im Ausland zu gewinnen. So schreibt „Manchester Guardian“ vom 9. November 1917: „Die Regierung hat sicherlich eine Politik von großer und weittragender Bedeutung proklamiert, aber die letztere kann nur ihre vollen Früchte tragen, wenn die Juden der ganzen Welt ihre Bemühungen vereinen“. In der Tat erklärt z. B. Dr. S. Finkelstein in einem Interview der großen schwedischen Zeitung „Dagens Nyheter“ vom 21. November 1917: „Die Juden der ganzen Welt sagen England für sein Versprechen Dank und hoffen, daß alle anderen zivilisierten Staaten sich England anschließen werden“. Demnach dürfte die Stellungnahme der deutschen Juden von besonderem Interesse sein.

Ich habe mich verschiedene Male in liberalen Blättern scharf gegen eine bestimmte Richtung im Zionismus gewendet; es handelt sich hierbei um jene extreme national-jüdische Propaganda, die in der deutschen Judenheit künstlich eine hebräische Sprachkultur zu züchten sucht, und zu diesem Zwecke die Errichtung von jüdischen Volksschulen betreibt. Unabhängig von diesen gefährlichen nationalistischen Spielereien ist der große Gedanke des Zionismus, wie ihn Theodor Herzl verkündigt hat, dem verfolgten und verachteten jüdischen Volke eine Heimstätte in Palästina zu geben. Dieser Grundgedanke ist es allein, dem die zionistischen Parteien ihre große Zahl von Anhängern verdanken, und ihm können wir, die wir jede jüdisch-nationale Propaganda in Deutschland verwerfen, unsere Sympathie nicht versagen. Es kommt hierbei insbesondere in Betracht, daß es in Rußland, Polen, Rumänien, Tausende und Abertausende von Juden gibt denen kein Unbefangener eigenes, nationales Leben absprechen kann, und denen das „Wenn ich deiner vergesse, Jerusalem, dann verdorre meine Zunge“, keine Phrase, sondern Erleben und Aufgabe bedeutet.

Für überaus bedenklich aber halten wir es, die Zukunft der jüdischen Nation in die Hände Englands zu legen. Dies widerspricht schon dem rein jüdischen Interesse. Wird Palästina ein Judenstaat unter englischem Protektorat, so wird zweifellos bei der großen Geschicklichkeit der Engländer im Kolonisieren (man denke nur an die Burenstaaten) englischer Geist bald das ganze Land beherrschen. Es wird dann jene Kluft zwischen den Generationen entstehen, die wir schon jetzt

in Amerika beobachten können, wo der aus Rußland eingewanderte zionistische Vater bis auf die letzte Förmlichkeit dem jüdischen Stamme treu bleibt, während der Sohn sich inner- und äußerlich dem amerikanischen Geiste anzupassen versteht. Dieser englisch-amerikanische Geist, den man als den Geist des Pragmatismus kennzeichnen kann — so z. B. zutreffend Scholz in seiner empfehlenswerten kleinen Arbeit über „das Wesen des deutschen Geistes"*) — d. h. als die Wertauffassung die das praktische Leben nicht an den Ideen, sondern die Ideen an den Bedürfnissen des praktischen Lebens mißt, steht in schroffstem Gegensatz zu dem religiösen Ethos des Judentums. Wird also das Judentum unter den Einfluß und in den Dienst des englischen Imperialismus gestellt, so siegt das nationale Judentum, aber auf Kosten des Judentums, d. h. auf Kosten alles dessen, was am Judentum wertvoll und wesentlich ist.

Es ist demnach kein Zufall, daß selbst der Vorkämpfer des extremen jüdischen Nationalismus, Martin Buber, in seinem „Geist des Judentums"**) auf die Verwandtschaft von Deutschtum und Judentum hinweist und im Hinblick auf diese gerade bei Deutschland Schutz und Unterstützung erhofft. Noch weit gründlicher aber und tiefer schürfend hat Hermann Cohen in seiner trefflichen Arbeit die innigen Beziehungen von „Deutschtum und Judentum"***) dargestellt. Cohen folgert aus der Einheit, die die ganze bisherige Geschichte zwischen Deutschtum und Judentum angebahnt habe, sogar „daß auch dem Juden in Frankreich, in England und in Rußland Pflichten der Pietät gegen Deutschland obliegen; denn es ist das Mutterland seiner Seele, wenn anders seine Religion seine Seele ist". Demnach kann eine jüdische Autonomie in Palästina schon vom rein jüdischen Gesichtspunkte nur im Anschluß an die Mittelmächte in Betracht kommen. Zumal die von England erstrebte Unterdrückung der muselmännischen Bevölkerung bedeutet eine Ungerechtigkeit, die dem ethischen Charakter des Judentums aufs schroffste widerstreitet und von seinen Bekennern und im wohlverstandenen eigenen Interesse nicht mitgemacht werden kann.

Selbstverständlich ist aber, — denn das Moralische versteht sich immer von selbst — daß wir deutschen Juden, die wir uns national als Deutsche, nur als Deutsche fühlen, als entscheidend lediglich den deutschen Gesichtspunkt anerkennen können. Von diesem müßten wir eine, wie immer verhüllte, englische Vorherrschaft in Palästina als ein Unglück ansehen; wohl zu billigen ist aber auch vom deutschen Standpunkt die Schaffung der von den Zionisten erstrebten jüdisch-autonomen Heimstätte in Palästina, durch welche die Souveränität der Türkei in keiner Weise angetastet werden soll und bei der demnach auch die Interessen der christlichen und der muselmännischen Bevölkerung durchaus zu wahren sind. Bereits mehrfach ist hervorgehoben worden, daß die deutschen Sprachkenntnisse der in Palästina eingewanderten Juden sich für die Handelsbeziehungen zu Deutschland als äußerst vorteilhaft erweisen dürften.

So ergibt eine unbefangene Betrachtung, daß die Interessen des Zionismus mit denen der Mittelmächte Hand in Hand gehen. Die „Jüdische Rundschau" (Januar 1917), das offizielle Organ der deutschen Zionisten, bezeichnet denn auch die Erklärung, die der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes Freiherr von dem Bussche-Haddenhausen namens der deutschen Reichsregierung zu der Judenfrage, insbesondere über die Bestrebungen der Zionisten in Palästina abgegeben hat, als eine ebenso wichtige wie erfreuliche Zustimmung zu den Hauptforderungen, welche die Judenheit der ganzen Welt gegenwärtig erhebt, wobei sie auf die Entschließung der deutschen zionistischen Zentrale vom 23. Dezember 1917 verweist, welche der Reichsregierung ihren Dank für das wohlwollende Interesse ausspricht, das sie während der gesamten Kriegsdauer der jüdischen Siedlung in Palästina zugewandt habe. — In der Erklärung des Auswärtigen Amtes vom

*) Verlag von G. Grote, Berlin (1.—).
**) Verlag von Kurt Wolff, Leipzig (4.50).
***) Verlag von Alfr. Töbelmann, Gießen (1.30).

5. Januar ist die Absicht der kaiserlich osmanischen Regierung begrüßt worden, die aufblühende jüdische Siedlung in Palästina durch Gewährung von freier Einwanderung und Niederlassung, von örtlicher Selbstverwaltung und freier Entwicklung ihrer kulturellen Eigenart zu fördern. Die „Jüdische Rundschau" bezeichnet diesen Schritt als öffentliche Zustimmung der deutschen Regierung zu den zionistischen Bestrebungen und ist überzeugt, daß diese Kundgebung in den weitesten jüdischen Kreisen freudigen Widerhall erwecken wird. Im Zusammenhang mit den Aeußerungen des Grafen Czernin, daß die österreichische Regierung den zionistischen Bestrebungen mit Wohlwollen gegenüberstehe und sie zu fördern bereit sei und der amtlichen Auslassung des Großwesirs Talaat Pascha kann nunmehr von einer einheitlichen Stellungnahme der Zentralmächte zugunsten der zionistischen Frage gesprochen werden*).

Ist somit die Grundlage eines Zusammengehens aller jüdischen Richtungen in den wesentlichsten Fragen gegeben, so erscheint um so gefährlicher eine seit längerer Zeit von extrem-national-jüdischer Seite betriebene Agitation, welche in ihren Forderungen weit über die Grenzen des Nützlichen und Möglichen hinausgeht; ich denke hierbei insbesondere an die maßlosen und ungerechten Angriffe, welche gegen die deutsche Regierung erhoben werden, weil diese sich nicht mit den jüdisch-nationalen Bestrebungen in den besetzten Gebieten Rußlands und Polens identifiziert. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht z. B. der programmatische Artikel, den Theodor Behr über „Deutschlands Judenpolitik" veröffentlicht; diese Arbeit verdient unsere besondere Beachtung, weil sie in Martin Bubers „Juden" (Dezember 1917) an leitender Stelle erschienen ist — einer Zeitschrift, die unbestritten das erste Organ des deutschen Nationaljudentums ist, und die durch den hohen geistigen Gehalt vieler ihrer Beiträge mit Recht eine geachtete Stellung in der jüdischen Presse überhaupt einnimmt, ja von Außenstehenden sogar vielfach als „das" jüdische Organ angesehen wird. Die Arbeit Behrs kann man beinahe als ein Ultimatum an die deutsche Regierung bezeichnen. Behr führt aus:

„Der grundsätzliche Fehler der deutschen Judenpolitik liegt klar zutage; es ist die Verkennung der Stärke der jüdischen Nation. Die Deutschen waren zu sehr daran gewöhnt, jüdische Dinge ausschließlich unter dem Gesichtspunkt einer konfessionellen Angelegenheit zu betrachten. ... Es wäre ein unverzeihlicher Fehler der deutschen Politik, wenn sie es endgültig unterließe, das Wenige zu erfüllen, was die Juden von Deutschland erwarten. Das ist, um es noch einmal kurz zusammenzufassen: die Anerkennung der jüdischen Nation als eines eigenen Volkes mit nationalen Rechten in den Ländern des Ostens, wo die Juden in Massen gesiedelt sind, sowie die Anerkennung der jüdischen Forderung auf Schaffung eines jüdisch-nationalen Zentrums in Palästina." („Der Jude", Seite 586.)

Daß dieser letzteren auf Palästina bezüglichen und vom wohlverstandenen Interesse des Zionismus allein wesentlichen Forderung die deutsche Regierung zu allseitiger Zufriedenheit Rechnung getragen hat, ist oben dargelegt worden. Als gänzlich abwegig müssen wir es aber auch von unserem gutjüdischen und zionistenfreundlichen Standpunkt bezeichnen, wenn Behr es so darstellt, als hätte Deutschland im Weltkriege nicht dringendere Aufgabe und Beruf, denn sich als Schildträger des nationalen Judentums in die Angelegenheiten der anderen Staaten und Nationen zu mischen und sich so den Kampf um die eigene nationale Existenz zur Genugtuung aller Feinde noch selbst zu erschweren.

„Es kann keinem Zweifel unterliegen" — bemerkt Behr, — „daß die jüdische Welt heute immer mehr dazu getrieben wird, an eine ganz andere Entwicklung zu glauben, die sie zwingen würde, ihren Dank nicht bei Deutschland abzustatten. Neben der unbefriedigenden Stellungnahme Deutschlands in der palästinischen Frage trägt hierzu das absolute Stillschweigen der deutschen Regierung in der Frage der rumänischen Juden und in noch stärkerem Maße die

*) Anm. Ich entnehme diese Mitteilung über die Stellungnahme der „Jüdischen Rundschau" der „Breslauer Zeitung" (Nr. 26 vom 25. Januar 1918).

Haltung bei, die Deutschland zu den nationalen Bestrebungen der Juden in dem von den Deutschen besetzten Gebiete in Polen und Litauen einnimmt. Es ist in der Tat schwer zu verstehen, warum die deutsche Regierung so ängstlich zögert, auch nur mit einer Silbe anzudeuten, daß die rechtliche und nationale Gleichstellung der rumänischen Juden ihr als eines ihrer Friedensziele erscheint. Angesichts des Eifers, mit dem sie sich für die Abstellung der Beschwerden der irischen, indischen und Gott weiß welcher exotischen Völker einsetzt, ist ihr Stillschweigen gegenüber der wahrhaftig nicht weniger belegten Unterdrückung der rumänischen Juden höchst sonderbar". (Seite 583.)

Also als Preis für die Sympathie der Nationaljuden wird hier von der deutschen Regierung verlangt, daß sie die rechtliche und nationale Gleichstellung der rumänischen Juden als Friedensziel feststellt. Das ist Amateurpolitik schlimmster Art. Und es ist eine Irreführung, wenn Behr es so darzustellen sucht, als hätte Deutschland auch die Gleichstellung „der irischen, indischen und Gott weiß welcher exotischen Völker" jemals als sein Friedensziel ausgegeben. In Wahrheit hat unsere Regierung lediglich das heuchlerische Gerede der Ententediplomaten von dem Selbstbestimmungsrecht der Völker, in dessen Namen man den Anspruch auf Elsaß-Lothringen zu erheben wagt, sowie die Zerstückelung Österreich-Ungarns verlangt, dadurch entlarvt, daß sie — nach dem Grundsatz Charity begins at home — die Frage aufwarf, wie es denn mit der Selbstbestimmung der unter englischer Zwangsherrschaft schmachtenden Völker stehe*). Im übrigen entbehrt es nicht einer gewissen Pikanterie, zu sehen, daß, während Buber noch in seinem „Geist des Judentums" diesen als den Geist Asiens deklariert und erhalten zu wissen wünscht, ja gerade für ihn den Schutz der deutschen Regierung in Anspruch nimmt, man jetzt in dem Organ Bubers Nationen wie die Inder und Iren als „exotisch" herabzuwürdigen sucht, um so den verantwortlichen deutschen Staatsmännern etwas anhängen zu können. Auch hierin wird die ganze Kurzsichtigkeit und Überheblichkeit dieser jüdisch-nationalistischen Politik offenbar.

Das Verlangen Behrs, Deutschland solle als Friedensziel die Anerkennung der jüdischen Nation in den östlichen Ländern verkünden, ist nicht erörterungsfähig; denn 1. kann sich Deutschland für den steilen Weg zum Frieden nicht mit übermäßigem Gepäck belasten und muß daher seine Forderungen auf deutsche und nicht auf nationaljüdische Interessen einstellen; 2. müßte sich die Forderung der Anerkennung der jüdischen Nation doch sinngemäß auf die in den gleichen sozialen Verhältnissen lebenden Juden Galiziens und der Bukowina erstrecken; nun ist diese aber von den maßgebenden österreichischen Behörden stets mit größter Entschiedenheit abgelehnt worden; insbesondere enthält „das Erkenntnis des Reichsgerichts vom 26. Oktober 1909 eine strikte Dekretierung, die Juden in Österreich bilden keinen Volksstamm (Nationalität), die ganze historische Entwicklung der Juden gehe dahin, die Juden lediglich als Religionsgesellschaft zu betrachten und zu behandeln." So Dr. M. Rosenfeld-Przemysl in den „Neuen Jüdischen Monatsheften" vom 10. bis 25. September 1917.**) Demnach muß die hier zurückgewiesene nationaljüdische Agitation auch in Österreich Mißtrauen erwecken und das Verhältnis zu unserm Bundesgenossen schädigen; 3. wäre aber auch die Klausel eines Friedensvertrages ein ganz ungeeignetes Mittel, um das von nationaljüdischer

*) Allerdings hat die deutsche Regierung — und mit Recht — den Iren auf Rat Sir Roger Casements Unterstützung für ihre nationalen Bestrebungen zugesagt. Aber die Iren sind sich am allerwenigsten zweifelhaft darüber, daß die Befreiung eines Volkes nur sein eignes Werk sein kann.

**) Rosenfeld selbst fordert die Anerkennung der jüdischen Nation auch in Österreich. Es liegt mir fern, die Billigkeit dieser Forderung zu bestreiten, aber die deutsche Regierung hat keinen Anlaß, sich in die inneren Verhältnisse Österreichs zu mischen. — Charakteristisch ist auch, daß in den österreichischen Okkupationsgebieten alle nationalen Bestrebungen der Juden mit weit größerer Schärfe unterdrückt werden, als in den deutschen. Dies gibt auch der dem National-Judentum durchaus wohlwollend gegenüberstehende Zionist Dr. Friedemann ausdrücklich zu. (Vgl. „Neue Jüdische Monatshefte" 1917 Seite 659.)

Seite erstrebte Ziel zu erreichen. Grade das Beispiel Rumäniens sollte doch zeigen, wie wenig damit getan ist, wenn ein Staat wider seinen Willen die Anerkennung der jüdischen Gleichberechtigung auf einem internationalen Kongresse versprechen muß. Er mag sie ruhig versprechen; wer gibt die Sicherheit dafür, daß er das Versprechen auch hält?

Aber für manche jüdischen Nationalisten ist die Geschichte nur dazu da, um nichts daraus zu lernen. Ein völlig weltfremdes Ideologentum erhebt hier allen Ernstes Anspruch darauf, auf die Geschicke des Deutschen Reiches Einfluß zu gewinnen. Nun besteht ja glücklicherweise nicht die Gefahr, daß die sehr achtbaren Literaten um Buber gerade ins deutsche Auswärtige Amt berufen werden; aber wir Juden haben alles Interesse, daran zu denken, daß nicht unsere Gemeinschaft durch solche Amateurpolitiker geschädigt werde. Zurückzuweisen sind daher die Angriffe, die von nationaljüdischer Seite immer wieder gegen die deutsche Verwaltung in Polen und insbesondere auch gegen den jüdischen Reichstagsabgeordneten Ludwig Haas erhoben werden, der dort in verantwortlicher Stellung tätig ist. Es ist gänzlich abwegig, wenn Behr es als ein Kapitalverbrechen der deutschen Judenpolitik bezeichnet, daß man sich in Litauen dem jüdischen Nationalgedanken sympathischer gegenüberstellt als in Polen.

„Es braucht nicht mehr in eine Untersuchung darüber eingetreten zu werden, ob die polnischen Juden eine Nation darstellen oder nicht. Diese Frage ist erledigt, und wenn die deutsche Verwaltung in Ober-Ost mit einem gewissen Nachdruck veröffentlichen läßt, daß sie an dem Begriff der jüdischen Nationalität in Litauen nicht zweifle und ihre Gleichstellung mit den anderen Nationen durchgeführt habe, so beweist das am besten, daß diese Frage von der deutschen Verwaltung nicht als eine prinzipielle, sondern als eine der politischen Taktik betrachtet wird. In Ober-Ost paßt es in das politische System, die jüdische Nation anzuerkennen, in Polen nicht und daher die sich entgegenstehende Auffassung der beiden Verwaltungen. Man begreift, daß es dem jüdischen Volke wie eine Schmach erscheinen muß, seine Existenzrechte lediglich unter dem Gesichtspunkte des politischen Spiels gewertet zu sehen." (S. 584.)

Demgegenüber sind wir allerdings der Auffassung, daß man auswärtige Politik nicht nach prinzipiellen, will sagen: doktrinären, sondern nach politischen Rücksichten betreiben muß. Ich halte — um es noch einmal zu wiederholen — die „nationale Heimstätte in Palästina" für ein Ziel, des Schweißes der Edeln wert. Ich habe auch, so entschieden ich das Bestehen einer jüdischen Nation in Deutschland bestreite, stets den nationalen Charakter des Ostjudentums anerkannt, und ich meine, daß alle Bestrebungen der Ostjuden, diese ihre nationale Sondereristenz zu schützen, unsere größte Sympathie verdienen. Nur in dem kann ich mich mit Herrn Behr nicht einverstanden erklären, daß es die Aufgabe des deutschen Volkes wäre, für die jüdische Autonomie in Polen seine Haut zu Markte zu tragen. Eine deutsche Regierung, die um der nationalen Rechte der Juden willen sich die Polen unnötig verfeinden wollte, würde keine acht Tage im Amte bleiben. Und was wäre denn damit erreicht, wenn die deutsche Verwaltung, gestützt auf ihre militärische Macht, von den Polen die nationale Anerkennung der Juden erzwingen sollte. Die nationale Empfindlichkeit der Polen würde aufs äußerste gereizt werden, und es würde sich diese Erbitterung nach Friedensschluß in furchtbarer Weise gegen die kleine jüdische Minderheit Luft machen.

„Angesichts dieser Situation konnte die deutsche Regierung, wenn sie sich nicht dem Vorwurf der Perfidie aussetzen wollte, unmöglich Maßnahmen im jüdisch-nationalistischen oder zionistischen Sinne treffen. Sie mußte vielmehr sich darauf beschränken, für die Juden diejenige Behandlnng zu erreichen, welche in Westeuropa üblich ist und müßte es einer späteren, okkupationsfreien Zeit überlassen, ob sich Juden und Polen im national-gelinden Sinn auseinandersetzen. Die deutsche Verwaltung hielt es außerdem für unverantwortlich, diese wirtschaftlich deklassierte, moralisch noch nicht ertüchtigte jüdische Masse dem Haß der wirtschaftlichen Vertilgung durch ihre Schuld auszusetzen."

So der Bericht des nach Polen zur Wahrung der religiösen Interessen der polnischen Juden durch die Frankfurter „Freie Vereinigung" entsandten Rabbiners Dr. Kohn aus Ansbach. („Jüd. Rundschau" 1918 S. 3.) Demnach ist es tiefbedauerlich, wenn man von nationalistischer Seite das Wohlwollen der deutschen Regierung, die sich den größten Dank der Judenwelt verdient hat, mit ganz ungerechtfertigten Angriffen vergilt. Hierdurch wirft man der deutschen Verwaltung in ihren Bestrebungen für das Judentum geradezu Knüttel zwischen die Beine; die Folge kann nur eine empfindliche Schädigung der polnischen Juden sein (vgl. hierzu insbesondere den Bericht über die Erklärung des Reichstagsabgeordneten Dr. Haas, „N. Jüd. Monatshefte" 1917 Bd. 2 S. 28). Zugleich aber bringt man Deutschland in unverantwortlicher Weise vor dem Auslande in Verruf. In dem Behrschen Artikel sind diese Angriffe doppelt empörend, weil gerade Behr wiederholt auf die Wichtigkeit der Sympathien der ausländischen Juden hinweist. 99 Prozent der deutschen Juden lehnen für solche Politik jede Verantwortung ab.

Aber auch andere Ausführungen Behrs fordern entschiedenen Widerspruch heraus. So, wenn er von der Türkei die Erfüllung der palästinensischen Forderungen mit der Begründung verlangt:

„Der einheitliche Wille des allweltlichen Judentums, wie er sich in diesem Kriege in seinen gemeinsamen Forderungen verdichtet hat, wird sich nach dem Kriege auch in seiner Macht zeigen. Und daß diese Macht auf dem Gebiete der Finanzen, der öffentlichen Meinung, der Beeinflussung der Politik nicht gering ist, steht heute fest. Man kann nur wünschen, im Interesse der harmonischen Entwicklung des jüdischen Volkes ebenso wie der gedeihlichen Zukunft des Türkischen Reiches, daß die türkischen Staatsmänner noch rechtzeitig sich dieser Möglichkeiten bewußt werden". (S. 580.)

Ähnlich heißt es bei Besprechung der deutschen Judenpolitik: „Es ist offenbar so, daß bei der Abwägung der verschiedenen Interessen die Bedeutung der jüdischen Interessen für die deutsche Außenpolitik in Deutschland unterschätzt wird. Man ist in Deutschland noch zu wenig vertraut mit dem Begriff der jüdischen Nation, des jüdischen Einheitswillens, der jüdischen Volkspolitik". (S. 582.) Demgegenüber muß betont werden, daß es auf politischem Gebiet „einen einheitlichen Willen des allweltlichen Judentums" nicht gibt (oder doch nur in der Phantasie der Antisemiten) und daß wir deutschen Juden die Einreihung in ein politisches Allerweltsjudentum als Beleidigung und Verdächtigung zurückweisen.

Es ist nicht ungefährlich, gegen die Agitation der nationaljüdischen Heißsporne aufzutreten, aber es ist nicht möglich, länger zu schweigen. Planmäßig sucht man auf jener Seite die Grundlagen unserer Gemeinschaft zu unterwühlen. Dahin zielt es, wenn der bekannte jüdische Nationalist Professor Dr. Loewe in den „Neuen Jüd. Monatsheften" vom 10. Oktober 1916 die jüdischen Gemeinden auffordert, jüdisch-nationale Schulen, Volksschulen, Realschulen, Gymnasien zu errichten, dahin, wenn der gleichfalls national-jüdische Rechtsanwalt Dr. Kollenscher, der Gemeindereferent der „Neuen jüdischen Monatshefte" es in diesen (Nr. vom 10. November 1916) als Losung ausgibt, die jüdischen Gemeinden sollten die Fragen des Kultus und Ritus aus ihrer Zuständigkeit ausschalten und diese vielmehr freien, innerhalb der offiziellen Synagogengemeinden zu bildenden religiösen Gemeinden überlassen — was doch auf nichts anderes hinauslaufen kann, als die jüdischen Gemeinden zu nationalen Organen zu machen. Wohin die Reise geht, zeigt am deutlichsten ein Artikel, den Gust. Landauer, wohl der geistvollste Vertreter des Buberschen Gedankenkreises im „Juden" (Oktober 1916) über „Ostjuden und Deutsches Reich" veröffentlicht:

„Denn das sei zum Schluß noch gesagt: bilden wir uns ja nicht ein, daß, wenn wir im rechten Geiste unsere Einheit mit dem gesamten Judentum zur Tat werden lassen, wir Westlichen es seien, die da hülfen und jene Östlichen, denen geholfen würde. In aller hoffnungsvollen Demut vielmehr wollen wir erkennen, daß Rettung, Aufschwung und Erneuerung der gesamten Judenschaft not tut und daß wir dem Schicksal innig zu Dank verpflichtet sind, wenn es uns die Gnade

gewährt, daß die Not der Ostjuden in all ihrer Gräßlichkeit unsere eigene wird. Nichts Besseres könnte uns zuteil werden, als daß wir uns in dieser europäischen Menschheit, wie sie jetzt ist, als ganz Fremde, Verlassene und Verstoßene fühlen."

Es fällt mir nicht ein, das reine Wollen dieser jüdischen Nationalisten zu bezweifeln, aber es ist nicht länger zu dulden, daß sie als die berufenen Vertreter der deutschen Juden angesehen werden. Wir wollen nicht, daß das Elend der russischen Juden das unsere werde, nicht, daß unsere Kinder sich als entrechtete Paria in Deutschland fühlen, sondern wir wollen, daß sie als freie Bürger eines freien Staates ihren Kopf aufrecht tragen — einen Erdenkopf, der der Erde Sinn schafft.*)

Weit von uns weisen aber müssen wir alle Bestrebungen, die darauf hinauslaufen, uns in Gegensatz zu unserem Vaterlande zu bringen. Dahin gehört es, wenn in derselben Nummer des „Juden", die mit dem Behrschen Artikel eröffnet wird, in einem weiteren Aufsatz Egon Rosenberg einen „Kongreß der deutschen Juden" und im Anschluß hieran einen Kongreß der Juden aller Länder fordert.

„Der Friedenskonferenz werden die Kongresse, wird der Kongreß der Juden aller Länder vorangehen. Er wird die Forderungen für das jüdische Volk, denen die Sympathien der Völker gesichert sind, in dessen eigenen Namen aufstellen und wird die Organisation und die Mittel schaffen, diese Forderungen durchzuführen. — Es soll der Kongreß der Juden aller Länder werden. Auch der deutschen Juden. Es ist sicher, daß sich gegen den Gedanken des Kongresses diejenigen Kreise der deutschen Juden wenden werden, denen an einer Erhaltung und Fortentwicklung des Judentums nichts gelegen ist. Aber es muß endlich die scharfe Trennungslinie gezogen werden. Die aus dem Judentum heraus wollen, dürfen nicht länger ihre, das Judentum zerstörenden Absichten hinter dem Schein jüdischer Interessen verstecken. Die deutschen Juden aber, die ihr Eigendasein verteidigen und das Leben ihrer Gemeinschaft sichern wollen, werden sich dem großen Geschehen dieser Zeit nicht entziehen können." (S. 590/91.)

Wir deutschen Juden verwahren uns ganz entschieden gegen die Zumutung, mit Angehörigen feindlicher Staaten zu paktieren. Ein solcher alljüdischer Kongreß könnte sich auch nicht durch den Hinweis auf die internationalen Sozialistenkonferenzen rechtfertigen; denn diese sollten im Interesse aller Länder den Frieden anbahnen, jener aber soll national eigensüchtige Zwecke verfolgen. Wir deutschen Juden können auf dem Friedenskongresse keine andere Vertretung als die unsere anerkennen, denn die unseres Vaterlandes. Und wir weisen es zurück, daß man unsere selbstverständliche, staatsbürgerliche und nationale Stellungnahme zum Anlaß nimmt, unsere Treue zum Judentum in Zweifel zu ziehen, ja daß eine kleine Minderheit den Versuch macht, alle, die ihre Irrungen nicht billigen, geradezu aus dem Judentum herauszudrängen.

Man hat den Patriotismus der deutschen Juden früher oft dadurch zu verdächtigen gesucht, daß man auf ihre Zugehörigkeit zu den Parteien der Linken hinwies; allerdings, die deutschen Juden stehen im allgemeinen zum Liberalismus, dem sie ihre Gleichberechtigung verdanken; aber dann gilt von ihnen auch, was Ziegler einst von den deutschen Demokraten sagte: die Herzen der deutschen Juden sind da, wo Deutschlands Fahnen wehen.

*) Vgl. meine in diesen Tagen in der Geigerschen „Allgem. Ztg. des Judentums" erscheinende Arbeit „Der Jude in der nichtjüdischen Umgebung".

Nationale Besinnungen

Von Dr. Heinrich Otto Meisner

Johann Gottlieb Fichte, nach französischer Anschauung einer der Stammväter des bösen Geschlechtes der Nietzsche, Treitschke, Bernhardi und wie die „Pangermanisten" auf dem Index des Auslandes sonst noch heißen mögen, bemerkt im „Macchiavelli": „Jede Nation will das ihr eigentümlich Gute soweit verbreiten, als sie irgend kann und soviel an ihr liegt, das ganze Menschengeschlecht sich einverleiben, zufolge eines von Gott dem Menschen eingesetzten Triebes, auf welchem die Gemeinschaft der Völker, ihre gegenseitige Reibung aneinander und ihre Fortbildung beruht." Dieser Zeugungstrieb der Völkerindividuen (wenn man es so ausdrücken darf) ist wie beim Einzelmenschen das Zeichen ihrer Lebenskraft. Sie wird hier stärker, dort schwächer auftreten, mitunter wohl auch ganz versiegen; die Geschichte kennt von jeher Beispiele unfruchtbar gewordener ethnischer Organismen. Am deutlichsten offenbaren jene Lebenskraft die Nationen großen Stiles, die in der „planetarischen Situation" eine Rolle spielen. Zwar gibt es kein einzelnes auserwähltes Volk der Erde — zu diesem Grundsatz Herderscher Humanität bekennt sich auch Fichte, der verlästerte Apostel der „Deutschheit" —, wohl aber eine Elite der Völker, aus deren Rivalitätskampf eine Höherzüchtung der Gattung: Mensch als köstliche Frucht hervorgehen soll. Diese deutsche Anschauung ist vielleicht eine herbe Wahrheit für die gentes reprobatae der Weltgeschichte, aber sie ist ehrlicher als die französisch-englische von der formalen Gleichwertigkeit aller auch der kleinsten Nationen, jenem Dogma, mit dem sich so trefflich die Ketzerprobe machen läßt, das aber seine Lippenbekenner selber immer wieder Lügen strafen.

Wir also halten den (geistigen und materiellen) Ausdehnungsdrang eines mächtigen Volkskörpers für eine natürliche und bekannte Erscheinung. Wenn in England Lord Rosebery gegen Ende des verflossenen Jahrhunderts äußerte: „Wir müssen uns bewußt bleiben, daß es ein Teil unserer Pflicht und unseres Erbteils ist, dafür zu sorgen, daß die Welt den Stempel unseres Volkes trage und nicht den eines anderen," so nahm er nur das geflügelte Wort des Oxforder Professors Cramb, jenes „to give all men an English mind" voraus. Und wenn in Frankreich den gelehrten Hanotaux zur Zeit, als er noch die äußere Politik der Republik leitete, die frohe Hoffnung erfüllt, daß die in allen Teilen der Erde ausgesäten Herrschaftskeime seine Nation unter dem Schutze des Himmels gedeihen werden, so liegt ihr das gleiche stolz-verantwortliche Gefühl einer „Mission" zugrunde, wie den Aussprüchen seiner Ententegenossen, mögen diese sie nun im Sinne des prädestinierten Herrenvolkes, die Franzosen mehr als „Führer" und „Erzieher" der Menschheit verstehen.

Analoge Äußerungen jeweils in individueller Färbung, z. B. auch von Rußland, ließen sich mit Leichtigkeit anführen. Eben darum ist es aber so töricht und gleichzeitig so unvorsichtig, wenn die gekennzeichnete Gesinnung von feindlicher Seite den Deutschen allein zugeschrieben wird, als seien sie die Wölfe inmitten einer Lämmerherde. Derselbe Hanotaux, der einst Frankreichs Herrschaft den Erdball beschatten sah, ereifert sich im Kriege über die deutsche „élite-nation", die in der Welt dominieren wolle und einzig das Gesetz der brutalen Macht anerkenne. In der gleichen Tonart begleitet ihn sein philosophischer Kollege von der Akademie, Herr Boutroux, dessen Worte die Unehrlichkeit und doppelte Moral dieser ganzen Denkweise besonders deutlich zum Ausdruck bringen. Die Franzosen, so versichert Boutroux mit hohem Pathos, kämpfen beileibe nicht für „Interessen" oder um „die Macht", sondern „für die Würde und Freiheit der Völker", immerhin, wie er hinzusetzt, „zu gleicher Zeit" auch noch „für ihre eigene Unabhängigkeit". Das ist in kriegerischen Zeiten die selbstverständliche Schlußfolgerung aus der „Erzieher"-funktion dieser Nation. Wie La France, „das freieste Land

der Welt"*) — so steht's in den Schülbüchern eines Lavisse —, im Frieden den kostbaren Schatz der wahren Freiheit verwaltet und den anderen Völkern von je aus der Fülle seines Besitzes gespendet hat, so ist ihre Bewahrung auch im Kampfe das große Ziel. Als aber Boutroux an anderer Stelle die gleichen Ansprüche und Aufgaben von den Deutschen aussagt, schwindet plötzlich der Engelsglanz von ihnen und eine Spottgeburt von Dreck und Feuer, die ruchlose Figur eines Welttyrannen bleibt übrig. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht nur nicht mehr dasselbe, sondern — nach dieser Dialektik — ein kontradiktorischer Gegensatz!

Wir aber gewinnen als erste „nationale Besinnung" die Frucht gerechter „Zusammenschau" in Fichteschem Sinne, die von ausschließlicher Selbstbespiegelung sich frei weiß. „Jede Nation will das ihr eigentümlich Gute soweit verbreiten als sie irgend kann," und sie wird das versuchen mit dem Einsatz ihrer ganzen Kraft, auch gelegentlich mit übertreibender Geste. Das Übermaß theoretischer Ansprüche findet an der harten Wirklichkeit der Dinge, an der Konkurrenz ebenbürtiger Bewerber, von selbst seine Schranken. Den Grund dieses nach außen wirkenden nationalen Souveränitätsgefühls berührten wir schon: er liegt in der Überzeugung von inneren Werte der heimischen Einrichtungen. Hierbei wird auch den kleinen Volksgemeinschaften ihr Recht, indem sie — nach jenem Königsworte — durch moralische Kräfte ersetzen können, was ihnen an äußerlicher Macht gebricht. Eine gewisse Idealisierung und Ausschließlichkeit wird dieser Betrachtungsweise, wie begreiflich, stets anhaften. „Der Genius der deutschen Menschen-Naturgeschichte lebt in und mit jedem Volke, als ob es das Einzige auf Erden wäre" (Herder). Wo dieser naive Egoismus, dieses in jugendlicher Überschwenglichkeit an seinen Stern Glauben fehlt, wo die an sich überall und ihrerseits auch wieder mit Recht vorhandene Kritik und Zweifelsucht am eigenen Herd überhand nimmt, da hat sich die Nation selber ihr Urteil gesprochen, da dämmert ihr Ende herauf. Die negative Seite dieses Nationalstolzes aber ist ganz allgemein eine Unterschätzung und Erniedrigung „der anderen", die im Kriege bei unseren Feinden tiefbedauerliche Formen angenommen haben. Hauptinhalt und Maßstab der schiefen Urteile bietet der Freiheitsbegriff, jener Proteus unter den Abstraktionen, der gerade wegen seiner Wandelbarkeit und Gefälligkeit — „Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde" — ein so bequemes Kampfmittel darstellt.

Es entbehrt nachgerade trotz der tragischen Blindheit, die über den Völkern gebreitet liegt, nicht des komischen Eindrucks, wenn man beobachtet, wie sie sich untereinander als schlechte Haushälter und ehrgeizige Tyrannen verdächtigen. Zöge man die Summe dieser Wertungen, sie bliebe noch weit zurück hinter dem pessimistischen Wort des Schwedenkanzlers Oxenstjerna von der geringen Weisheit, mit der die Welt regiert wird. Sollte nicht auch hier nationale Besinnung „Jedem das Seine" gönnen und sichern können? Freilich müßte dann die Methode Lavisse aus dem Unterricht der Jugend verbannt bleiben, obwohl ihre gespreizte Eitelkeit und Selbstvergötterung noch nicht das Schlimmste ist. Denn weit verderblicher als sie wirkt die Methode Boutroux, die zur Verherrlichung der eigenen Art nicht vor einem Plagiat an fremdem Geistesgut zurückschreckt. Denn was ist es anderes, wenn der französische Philosoph zu unterstellen wagt, der Ausspruch Alexanders von Humboldt, es gebe keine Rasse, von der man sagen könne, daß sie edler als die anderen sei, stelle für die jetzt herrschende deutsche Gemütsverfassung nichts weiter dar als eine „falsche, unter französischem Einfluß ersonnene Lehre". Die Probe auf die „Echtheit" dieser Lehre in ihrem angeblichen Ursprungslande liefert oben Herr Lavisse!

Wie schwer nun aber dieses „écraser l'infâme" — hier paßt das Wort! — bei der psychologischen Anlage unserer westlichen Nachbarn sein wird, mag man am Beispiel eines ihrer willigsten ermessen. Der Dichter Romain Rolland, der

*) Die Auseinandersetzung mit den „Bundesgenossen" angesichts dieser „sittlichen Forderung" ist ein interessantes, aber schwieriges Kapitel, das wir dem Scharfsinn ihrer Vertreter zur Lösung gern überlassen.

um seiner „größeren" Objektivität willen — mehr ist es nicht — die wütendsten Anwürfe der Pariser Hetzpresse über sich ergehen lassen mußte, schreibt Ende 1914 zunächst ganz im Geiste der hier vertretenen nationalen Besinnung: „Wer wird die Idole zerbrechen? Wer ihren fanatischen Anhängern die Augen öffnen? Wer wird sie verstehen heißen, daß keine Gottheit ihres Geistes das Recht hat, sich anderen Menschen mit Gewalt aufzudrängen, selbst wenn sie die beste scheint, noch sie zu verachten." „Zugegeben, so wendet er sich an die Deutschen, daß Eure ‚Kultur' unter Eurem deutschen Dünger die Menschenpflanze fetter und üppiger treiben läßt, wer gibt Euch das Recht, ihr Gärtner zu sein? Kultiviert Ihr Euren Garten, wir kultivieren den unsrigen." Dann aber heißt es weiter: „Es gibt eine heilige Blume, für die ich alle Erzeugnisse Eurer Hausflora hingeben würde. Das wilde Veilchen der Freiheit. Ihr kümmert Euch nicht darum, Ihr tretet es unter die Füße. Aber es wird nicht sterben, es wird länger dauern als Eure großartigen Kasernen und Treibhäuser ...." Wie sehr straft dieser Prediger seine eigenen Worte Lügen, wie bringt er sich und den Leser um den reinen Genuß seines gleich darauf folgenden Aufrufs an die „Intellektuellen Deutschlands und Frankreichs", die Acker ihres Geistes zu bestellen, aber die der anderen zu achten, einander ins Auge zu blicken und das Bruderherz im gleichen Leiden und Hoffen, im gleichen „Egoismus" und „Heroismus" schlagen zu hören!? War es dem, der solche Worte fand, nicht möglich, den germanischen „Streitern der Kultur" das gleiche ideale Streben zuzubilligen, wie den romanischen der Zivilisation und nur die Formen in beiden Fällen zu unterscheiden? Nun wohl, ergreifen wir das Banner, das seine Hand nicht bis zum Ende hochgehalten hat. Es ist ein schweres Beginnen, in diesem Kampfe um Tod und Leben an etwas Höheres zu denken, als die eigenen Interessen, aber wenn unser Anpassungsvermögen an fremde Völker zu einem Nationalfehler geworden ist, so haben wir auch von jeher die Tugend jenes Fehlers besessen, nämlich das „Verständnis für die Mentalität anderer Völker", das nach ausländischem Urteil in der Vergangenheit ein Vorrecht des deutschen Geistes und einer seiner Ansprüche auf Anerkennung der Welt gewesen ist.

Man darf nicht verkennen, daß auch wir uns im Eifer des Gefechts Blößen gegeben haben. Die Literatur des gutgemeinten „patriotischen" Schwarzweißmalens scheidet hierbei natürlich von vornherein aus, aber auch bei anspruchsvolleren Schriftstellern, ja bis in die Kreise unserer geistigen Elite hinein, begegnen Entgleisungen und Einseitigkeiten, die wegen des Ansehens ihrer Urheber nicht nur dem Gegner bequeme Handhaben bieten, sondern das eigene Volk nur verwirren können. Ein paar Beispiele: Kurz vor der oben zitierten Stelle erwähnt Rolland Äußerungen Wilhelm Ostwalds, die dieser gegenüber einem Redakteur der schwedischen Zeitung „Dagen" getan haben soll. Danach sagte der berühmte deutsche Gelehrte u. a.: „Ich will Ihnen jetzt das große Geheimnis Deutschlands erklären. Wir, oder vielmehr die deutsche Rasse haben den Faktor der Organisation entdeckt. Die anderen Völker leben unter der Herrschaft des Individualismus, wir unter derjenigen der Organisation. Die Stufe der Organisation ist eine höhere Stufe der Zivilisation. Deutschland will Europa organisieren, denn bis jetzt ist Europa noch nicht organisiert. Bei uns strebt alles danach, aus jedem Individuum ein Maximum von Hingebung in dem für die Gesellschaft günstigsten Sinne zu erzielen. Darin besteht für uns ihre höhere Form. Der Krieg wird sie (die anderen Völker) in der Form dieser Organisation unserer höheren Zivilisation teilhaftig machen." Kann man es einem Ausländer verargen, wenn er aus solchen Reden die schiefsten Schlüsse zieht? Was nützt es, daß sie sicherlich nicht so gemeint sind, daß ihnen eine wahre Erkenntnis zugrunde liegt*) — Rolland bemerkt von ihnen und ähnlichen: „l'Allemagne ne pouvait offrir d'arme plus terrible contre elle", und er hat leider Recht.

*) Siehe weiter unten.

Eine andere hierher gehörige Methode verdeutlicht sich an den bekannten „patriotischen Besinnungen" Werner Sombarts: „Händler und Helden" über den englisch-deutschen Gegensatz.*) Wir sind die letzten, die dem mutig-freien Bekenntnis zur eigenen Art einen Kappzaum angelegt, Wesensunterschiede zu solchen des Grades verwischt sehen möchten, aber eben, weil wir von einer qualitativen Anschauung der Dinge richtige Erkenntnis gewannen und erwarten, möchten wir unnötige Schärfen vermieden wissen. Ausdrücke wie „Schamlosigkeit", „Pöbelart des englischen Gedankens," „hundsgemeines Ideal" Benthams, die bei Sombart leider nicht ganz selten sind, Sätze wie „Was weiß der Engländer von Freiheit", oder „Kein geistiger Kulturwert kann aus Händlertum (= englische Weltanschauung) erwachsen" verderben durch ihren schroffen Radikalismus die Wirkung der an sich durchaus berechtigten Scheidung zwischen englischem und deutschem Ethos. Diese Kampfesweise, am Gegner überhaupt kein gutes Haar zu lassen, ist ebenso anfechtbar wie das Verfahren des Franzosen Hanotaux, der unter Verschweigung des bekannten hohen Lobes tadelnde Bemerkungen des Tacitus über die Germanen anführt, um sie als unmoralische Barbaren vor der Weltgeschichte zu brandmarken. Gewiß, auch Treitschke hat die Insularen ein „Krämervolk" gescholten — der Vergleich ist alt — aber derselbe Mann bekennt doch an einer schönen Stelle seines Aufsatzes über die „Freiheit": „Es ist möglich festzustehen und um sich zu schlagen in dem schweren Kampfe der Männer und dennoch das Geschehende wie ein Geschehenes zu betrachten, jede Erscheinung der Zeit in ihrer Notwendigkeit zu begreifen und mit liebevollem Blicke auch unter der wunderlichsten Hülle der Torheit das liebe traute Menschenangesicht aufzusuchen." Und wem diese Tonart zu sehr nach dem Moll des Friedens klingt, der wird doch auch im kriegerisch veränderten Dur ihre Melodie beibehalten können.

In der Tat, man darf die Engländer nicht „als Utilitarier in dem Sinne hinstellen, als ob sie, keiner idealen Gedankengänge fähig, nicht bereit seien, dem Individuum Opfer zugunsten des Ganzen zuzumuten". Man darf ihnen das Verständnis für die Begriffe Freiheit, Staat und Vaterland nicht absprechen. Hinsichtlich der beiden letzteren ist das gegenüber einseitigen Negierungen, von denen sich z. B. auch das Englandbuch Eduard Meyers nicht frei hält, von berufener Seite betont werden.**) Freilich, jene Begriffe sehen drüben anders aus, als der Deutsche sie von der Heimat gewöhnt ist. Und das führt uns zu einer weiteren Frage nationaler Besinnung.

Der Wahlspruch des „Suum cuique", d. h. also in unserem Zusammenhange „Jedem seinen eigentümlichen Freiheitsbegriff", verlangt Klarheit über die Natur des individuellen Anteils. Nicht nur darum handelt es sich, daß jedem sein Teil werde, sondern was als solcher zu gelten habe.

Der Streit über den nationalen Freiheitsgedanken diesseits und jenseits der Schützengräben kann nie zu befriedigendem Abschluß kommen, so lange das fremde Ethos jeweils ins Prokrustesbett einer bestimmten nationalen Schablone gezwungen wird. Es ist ein Verdienst Max Schelers, gegenüber der antithetisch zugespitzten Betrachtungsweise, bei der Licht und Schatten polar gehäuft werden, auf die gemeinsamen, sagen wir schlicht, menschlichen Grundlagen, die auch bei noch so unterschiedlichen Volkspsychen vorhanden sind, hingewiesen zu haben. „Ich möchte vermuten, so sagt er in „Krieg und Aufbau", daß alle Völker ungefähr dasselbe Maß von Freiheitssinn überhaupt und dasselbe Maß von Gebundenheit überhaupt besitzen und der Unterschied mehr darin gelegen ist, was sie in sich frei haben wollen und worin und wovon sie frei zu sein wünschen und welche Kräfte es jeweilig sind, welche die für alles gesellige Dasein not-

*) Man vergleiche Sombarts Äußerungen a. a. O. Seite 19, 21, 22, 50.

**) Hatschek, „Die Staatsauffassung der Engländer"; Liebermann, „Histor. Zeitschr." 1917. 327 ff. Zur Sache vgl. auch F. W. Foerster, „England in H. St. Chamberlains Beleuchtung" (1917), ohne daß damit sonst für Foerster gegen Chamberlain Partei ergriffen sein soll! Ferner Äußerungen, wie die des Abg. v. der Osten: „Amerika, das Land der fürchterlichsten und stinkendsten Korruption".

wendigen Gebundenheiten erzeugen." Die in diesen Worten liegende wertvolle Erkenntnis hat nichts mit verwaschener Internationalität und Humanitätsdusel im landläufigen Sinne zu tun, führt vielmehr gerade zu vertiefter Einsicht in das Individuelle der verschiedenen Kulturen. Versuchen wir, soweit das in Kürze möglich ist, dem Schelerschen Leitsatz und zugleich unserer dritten nationalen Besinnung Farbe zu geben!

Beliebt in der Kriegsliteratur ist die Formel: Freiheit vom Staate bei Engländern und Franzosen, Freiheit im Staate bei uns. Sie gibt aber nur die eine Hälfte des Problems, denn, da neben dem Staat auch die Gesellschaft ein „Zustand ist, in welchem Freiheit verwirklicht wird", muß man fragen, ob „gesellschaftlich" frei ist, wer seiner „staatlichen" Ketten spottet. Und da zeigt sich bekanntlich in den westlichen Ländern eine so weitgehende Abhängigkeit des einzelnen von Sitte und Konvention, von dem Faktor der öffentlichen Meinung, daß ein etwaiges Mindermaß behördlich ausgewirkten Zwanges völlig ausgeglichen wird. Bezeichnend dafür jene Äußerung gelegentlich der Verfassungsberatungen von Massachusetts (1853): „Ein Bürger kann wohl Untertan einer Partei sein oder einer tatsächlichen Gewalt (!), aber niemals Untertan des Staates."

Auf die historischen Gründe dieser verschiedenen Wertschätzung des Staates hüben und drüben einzugehen, ist hier nicht der Ort.*) Bei Frankreich mag die seinem Absolutismus ebenso wie der Restauration und dem Bonapartismus eigene Übersteigerung des bureaukratisch-obrigkeitlichen Zwangsgedankens die Staatsidee in Mißkredit gebracht haben, obwohl ihr von Haus aus jenes Land ebensoviel und mehr Dank schuldet als z. B. unser solange der Prüfung auf seine „staatsfreie Haltbarkeitsgrenze" (Scheler) unterworfenes Nationalbewußtsein. Möglich, daß gerade diese schmerzliche Entbehrung den Deutschen den Blick für die Würde des Staates geschärft hat, wie Treitschke sagt. Der psychologische Grund liegt doch wohl in der verschiedenen Auffassung, die Deutsche und Westeuropäer von dem Verhältnis des Individuums zur Gesamtheit überhaupt vertreten. In einem früheren Hefte dieser Zeitschrift wurde auf den Gegensatz kollektivistisch-universalistischer und individualistisch-nominalistischer Weltanschauung in seiner Anwendung auf das Problem des Staates hingewiesen.**) Es darf im Anschluß an die dortigen Äußerungen daran erinnert werden, daß der Franzose ebenso wie der Angelsachse im Durchschnitt überzeugter Nominalist ist, d. h. also zwischen den einzelnen und ihrer Summe, der Menschheit, keine Gemeinschaften selbständiger, vom Willen ihrer Teile verschiedener Wesenheit bejaht. „Die Deutschen verehren den Staat, wo wir den Mann verehren", schreibt Sidney Brooks, dasselbe, was der typisch-englische Philosoph Spencer ausschließlich im Hinblick auf seine Heimat in die Formel: „Der Mann gegen den Staat" kleidet. In Frankreich anderseits ist z. B. gegen die auch in die dortige allgemeine Staatslehre eingedrungene deutsche Auffassung vom Staate als einer juristischen Person alsbald von heimischen Fachgrößen lebhaft protestiert worden. Besonders deutlich offenbart die französische Unfähigkeit zum kollektivistischen Denken „konkreter Allgemeinheit" der oben genannte Boutroux, obwohl ihm aus bestimmten Gründen jene Anschauungsweise sehr gelegen kommen muß. Im Interesse seines Dogmas vom angeblichen Kampfe Frankreichs für die Kleinstaaten verleiht er nämlich dem Begriff „Nation" die Würde einer Persönlichkeit. Wer aber vermuten wollte, daß hier der Nominalist den Glauben an die selbständige Wirklichkeit überindividueller Bildungen gewonnen habe, sähe sich im weiteren Verlauf arg enttäuscht. Denn als Zeichen dieser „Persönlichkeit" der Nation gilt die „freie Zustimmung der Bürger", das nationale Bewußtsein ist eine „Realität", insofern es den „bewußten und gewollten Zusammenklang der individuellen Bewußtseine" darstellt. Wir plätschern also munter am sicheren und „klaren" Strande des Individualismus und haben die Klippen und „dunklen" Tiefen

*) Vgl. meinen Aufsatz „Deutsche und westeuropäische Staatsauffassung", „Deutsche Rundschau", 1916, Oktober und November.

**) Vgl. „Staat als Lebensform", „Grenzboten" 1917, Nr. 48, S. 250 ff.

kollektivistischer Denkungsart glücklich umschifft. Auch Boutroux würde wie der Staatsrechtler Duguit in einer selbständigen Kollektivpersönlichkeit nur „Hypothese" oder „Fiktion" sehen und in der staatlichen Zwangsgewalt nur den Willen der gerade an der Regierung befindlichen Individuen. Aus solch abweichender Weltanschauung heraus wird unseres Erachtens eine verschiedene Stellung zu dem Problem des Staates mit Notwendigkeit geboren, so entsteht auf der einen Seite die Neigung zur Staatsverachtung „vom Anarchisten bis zum Universitätsprofessor" infolge der überklaren und rationellen Betrachtung der Dinge im Lichte des Allzumenschlichen, auf der anderen die innere Empfänglichkeit der Geister zur Verehrung der höheren Gemeinschaft — in der von uns bekämpften Sprache nationaler Borniertheit: Staatsknechtschaft oder Staatsmystik genannt. Auf dem so gestimmten Instrumente der nationalen Psyche spielt dann die jeweilige Geschichte ihre besondere Melodie. Doch betrachten wir diese „Stimmung" noch ein wenig.

Ein Satz wie der Treitschkes, politische Freiheit sei politisch beschränkte Freiheit, entspringt unverkennbar kollektivistischem Denken. Die Freiheit der sittlichen Autonomie mit ihrer Hingabe aller Einzelkräfte in den Dienst der Gesamtheit, das Gefühl des freien Gehorsams, die im Staate und nicht außerhalb gefundene Freiheit oder wie man sonst das eigentümlich Deutsche der Problemstellung zum Ausdruck bringen will, wird im Glauben an überindividuelle Bindungen, an konkrete Allgemeinheit einen günstigeren Nährboden finden als da, wo diese zu blutleeren Schemen, Hypothesen und Fiktionen herabsinken und bestenfalls durch die banale Figur der jeweils am Staatsruder befindlichen Machthaber verkörpert werden. Wir sagen mit Absicht nur „einen besseren Nährboden finden", denn fehlen darf diese geistige Einstellung auch bei individualistisch gerichteten Völkern nicht. Wo wären wohl unsere Gegner heute, wenn ihnen Opfersinn, Dienst an der Gesamtheit, Begeisterung für überindividuelle Ideen nicht mehr als leere Abstraktion, Kultus metaphysischer Idole bedeutete?! Ganz sicher ist diese Denkungsart, namentlich wenn es sich um die technische Form obrigkeitlicher Anforderungen handelt, dem Engländer im Laufe des Krieges nur sauer eingegangen und auch dem Franzosen schwerer verständlich als dem Deutschen, gefehlt hat sie bei beiden auch vor dem August 1914 nicht, wohl aber andere Wege zu ihrer Verwirklichung eingeschlagen. Wir dürfen bei dieser Überlegung nicht vergessen, daß auch bei uns zu Lande vor dem August 1914 manches anders war als es die durch den Krieg wiedergefundene nationale Selbstbestimmung Wort haben möchte. Wie schrieb doch Meinecke kurz vor dem Kriege? „Es hat sich ein weichliches Ästhetentum entwickelt, das sich in den Kultus der eigenen Subjektivität versenkt und es für selbstverständliche Vornehmheit hält, den Staat zu ignorieren."*) Solche Rückerinnerung tut gerade in Epochejahren not, um das richtige Augenmaß zu bewahren. Jetzt, wo wir im Blute unserer Besten dem hundertjährigen Gedächtnis der Freiheitskriege ein nachträgliches Malzeichen errichtet haben, wie es bei der eigentlichen Wiederkehr des Tages keiner ahnen konnte, ahnen wollte, brauchen wir nicht mehr die schemenhafte Feier von 1913 mit Gerhart Hauptmanns „Festspiel" — aber gerade darum sollten wir nie vergessen, wie nahe daran wir waren, das von den Vätern errungene Gut nationalstaatlicher Einheit zu verlieren, indem wir aufhörten, es innerlich zu erwerben.

Aber im wesentlichen wäre also der Franzose und Angelsachse „Individualist", der Deutsche „Kollektivist"?! Eine voreilige Festlegung in den Schranken starrer Begriffe, die die Sprache mit unzulänglichen Mitteln formt! Denn mit demselben Rechte könnte man die Prädikate in obigem Gegensatze vertauschen. Ja würde dann nicht viel eher die Vergangenheit für sie zeugen? Lehrt nicht alles, was wir von unserem an eigenwilligen Formen so reichen Mittelalter, von den Zeiten „teutscher Libertät", von jenem unseligen „Partikularismus" der „Dynastien und Stämme" und dem ganzen Elend der Kleinstaaterei wissen, das Gegenteil williger Unterordnung unter das Ganze? Und galten nicht unsere westlichen Nachbarn zu

*) „Die deutsche Erhebung von 1914." (1914), S. 90.

den verschiedensten Zeiten — unter dem Lilienbanner, der Jakobinermütze und den Adlern Bonapartes — als Mustervolk im Dienste zentralistisch-obrigkeitlicher Bestrebungen, wo bezeichnenderweise die Kommissare des Konvents und Napoleons Präfekten unmittelbare Rechtsnachfolger der Intendanten des ancien régime werden konnten!? Wenn man sich diese Dinge vergegenwärtigt, nimmt es einen nicht Wunder, daß Gervinus den Individualismus germanisch, die Idee des omnipotenten Staates romanisch nannte und, daß selbst der wägende Blick eines Ranke an dieser Gegenüberstellung festhielt. Völker verändern im Laufe eines Jahrhunderts nicht so völlig ihren Charakter. Wie also löst sich der Widerspruch? Meinecke, der über das Problem des „germanischen und romanischen Geistes im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung" vor zwei Jahren einen überaus reizvollen Akademievortrag hielt, deckt denselben Riß zwischen Gegenwart und Vergangenheit auf und sucht ihn durch folgenden Gedanken zu überwölben. „Man gehe diesen Wandlungen nur ernsthaft nach und man wird entdecken, daß alle Keime dessen, was heute als französischer Individualismus und als deutsche Staatsgesinnung gilt, schon damals (vor hundert Jahren) vorhanden und ausgestreut waren, und daß wiederum alles das, was uns damals auf die Höhen individueller Freiheit führte, noch heute in uns lebendig ist." Jener Riß klafft also nur scheinbar, veranlaßt durch den Doppelsinn des Wortes „Individualismus". Scheler — und damit kehren wir zum Ausgangspunkt dieses Abschnittes zurück — scheidet wiederholt die Freiheit der Individualität, „das hohe Gut der geistigen Freiheit des eigenartigen Individuums", von der politischen Freiheit der einzelnen Person, die sich im „traditionellen Mißtrauen gegen Eingriffe der Staatsgewalt" äußert. In dieser sieht er die unabhängige Provinz des englischen (und wie wir hinzufügen können französischen), in jener die des deutschen Denkens. Im ersteren Falle ist die „Persönlichkeit" des Individuums das aller Bindungen grundsätzlich bare politisch-soziale Atom, im zweiten ein Mikrokosmus im Sinne Goethes und des deutschen Idealismus. Wir „wollen also ganz andere Dinge in uns frei haben" als jene, das zu erkennen und danach die Wertung des Freiheitsbegriffes zu gestalten, fordert eine gerechte nationale Besinnung. Über diesen allgemeinen Orientierungspunkt erst einmal im klaren, erkennt der Blick bald die übrigen Höhen und Tiefen, die zur richtigen Aufnahme des Bildes erforderlich sind. Es sind die Tugenden der Fehler und die Fehler der Tugenden. Bei jenen glänzend isolierten home is castle-Individuen der angelsächsischen Welt die imponierende Gabe der „privaten Initiative", der Fähigkeit, „durch freie spontane Vereinbarung Gesamtzwecke zu fördern" (Scheler), aber auch „Borniertheit" und Abhängigkeit von Sitte und Konvention. Bei dem das höchste Glück der Menschenkinder im Heiligtum der Persönlichkeit findenden Volk der Dichter und Denker, ein hoffnungslos apolitischer Zug (Luther, Goethe!), der sowohl in anarchischen liberum veto-Gelüsten wie in allzu leichter Unterordnung vor „gottgegebenen Abhängigkeiten" sich äußert.

Beginnt nicht schon bei diesen wenigen Noten die Musik des „ewigen Wechsels" zu klingen, von der Meinecke in seiner kongenialen Sprache sagt, daß man sich ihr einmal ganz hingeben müsse, und daß sie zwar alle künstlich geschaffenen Einheiten, aber nicht die „wahre Individualität der historischen Erscheinungen" auflöse?

Wir können im deutschen Schrifttum neuerdings an verschiedenen Stellen beobachten, wie die einseitig schroffe Formulierung nationaler Werte und fremder Unwerte einer gerechteren Beurteilung Platz macht. Hier sei auf die gedankenreiche Studie Wolzendorffs: „Vom deutschen Staat und seinem Recht" aufmerksam gemacht, die sich gerade ein schärferes Herausarbeiten der „eigenen deutschen Werte in der Entwicklungsgeschichte der Grundprinzipien des modernen Staates" — eine bislang gerade von der Fachwissenschaft noch wenig geförderte Aufgabe! — zum Ziel setzt und trotzdem am Ende betont, daß der „Gegensatz zwischen dem lateinischen und angelsächsischen Staatsgedanken einerseits und dem deutschen andererseits" nicht sowohl als ein „solcher des politisch-dynamischen Ideengehalts, als der politisch-theoretischen Ideenform" erkannt werden müsse. Der grundsätzliche Wertgehalt des Staatsgedankens sei trotz verschiedener formaler Ausprägungen

„überall (bei den genannten Völkern) der gleiche", also das Schelersche Axiom von dem konstanten Maß an Freiheit, bzw. Gebundenheitin der modernen Welt!

Aus derselben nationalen Besinnung heraus, die diese Zeilen vertreten, hat neuerdings der Leipziger Philosoph Eduard Spranger gegen die These Christian Friedrich Weisers Einspruch erhoben, die den Grafen Shaftesbury zum Träger einer spezifisch germanisch-deutschen Weltanschauung stempeln will und den Absolutismus als romanisches Produkt, statt als allgemeine verfassungsrechtliche Durchgangsstufe der europäischen Völker betrachtet*), den Liberalismus dagegen als germanisch, aber in seiner staatsbewußten Vollendung nicht als englisch, sondern als spezifisch deutsch.

Wir dürfen den Gegnern auf geistigem Gebiete in stolzer Ehrlichkeit Waffenruhe ansagen, ohne darum „der wahren Individualität unserer historischen Erscheinung" das geringste zu vergeben. Allerdings fordern wir von ihnen die gleiche Bereitwilligkeit, sich auf dem Boden einer gerechten Beurteilung der auch beim jeweilig „anderen" vorhandenen positiven Werte mit uns zusammenzufinden. Geschieht das nicht, wird auch in Zukunft die Stimme der Vernunft von hysterisch-kreischender Leidenschaft überschrien, dann könnte allerdings jenes traurige Ereignis eintreten, das der Schwede Kjellén**) so gern beschwören möchte: daß sich nämlich Deutschlands bis zur Grenze des Menschlichen geprüftes Herz gegenüber seinen Feinden verhärtet und jene Versöhnung, die an sich schon nicht nur „einen Sieg über den preußischen Machtinstinkt, sondern auch über das Beste im eigenen Wesen, über den die Bestrafung des Verbrechens verlangenden Rechtsinstinkt" bedeutet, auf lange Zeit unmöglich macht. Dann wäre nationaler Besinnung die Möglichkeit der Auswirkung aufs stärkste erschwert.

Katholiken und Sozialisten in Frankreich

Von einem französischen Gelehrten***)

Wir zählen nicht mehr die Schiffbrüche dieses Krieges: Schiffbruch der Ideen, Schiffbruch der Menschen, Schiffbruch der Parteien. Ich spreche hier von den extremen Parteien. Auf Grund ihres unbestimmten Programms und ihrer mannigfaltigen Grundsätze gehen die vermittelnden Parteien weniger bloßgestellt aus der Probe hervor. Aber kann man bei den Katholiken und Sozialisten von Schiffbruch reden? Ist das nicht Bankrott, und zwar betrügerischer Bankrott? Ich war vor dem Kriege weder Sozialist noch Antiklerikaler, und ich kann ganz frei vom Katholizismus sprechen. Nun, ich bin überzeugt, daß er sich als soziale Kraft nach diesem Kriege in Frankreich schwerlich wieder erheben wird. Er wird erscheinen müssen — er erscheint schon — vor dem doppelten Gericht der öffentlichen

*) Spranger „Shaftesbury und wir" („Internationale Monatsschr." [1917] Sp. 1477 ff.), eine kritische Besprechung des Weiserschen Buches: „Shaftesbury und das deutsche Geistesleben", dessen sonstige Werte von obiger Einschränkung nicht berührt werden.

**) „Studien zur Weltkrise" (1917), S. 128.

***) Die nachfolgenden Ausführungen stammen aus der Feder desselben Franzosen, der uns im vorigen Heft seine Augusterinnerungen von 1914 vermittelte.

Meinung und der aufgeklärten Geister. Mit seinem einfältigen, gesunden Menschenverstand, der aber besonders in entscheidenden Zeiten die Ungerechtigkeiten gewisser Vorteile lebhaft empfindet, hat das Volk niemals verstanden und wird niemals verstehen, daß die Priester sich der Militärpflicht, die so schwer auf jedem lastet, entzogen haben. Nachdem sie im August und September gekämpft hatten, hörten sie später auf. Umsonst wird angeführt, daß sie nur den Vorteil neuer gesetzlicher Bestimmungen genießen. Haben sie diese nicht selbst erbeten und herausgefordert? Und durch welches gesetzgebende Taschenspielerkunststück hat man es fertig gebracht, allein einer ganzen gesellschaftlichen Klasse, für die das Trennungsgesetz gerade das allgemeine Recht gültig zu machen beabsichtigte, weiter eine Vergünstigung zu gewähren? Was spielt bei all diesem das Gesetz von 1889 für eine Rolle, das 1905 aufgehoben und durch die Weigerung der Kirche, kulturelle Vereine zu gründen, doppelt aufgehoben wurde? In den Augen des Gesetzes ist der Priester kein Priester mehr: er ist ein Bürger und den Pflichten eines jeden Bürgers unterworfen. Man hüte sich, die hohe Kompetenz eines Millerand anzurufen, dessen strafbare Willfährigkeit ihn bei dieser Gelegenheit mit Recht in Mißkredit gebracht hat. Man wende ferner nicht ein, daß das Zirkular Millerand aufgehoben wurde, und daß die kämpfenden Priester, die sich für den Sanitätsdienst entschieden hatten, ihren Platz an der Front wieder einnehmen mußten oder werden müssen. Der Schlag hat getroffen. So erklärt sich die tiefe und sich sogar noch verschärfende Unzufriedenheit mit der französischen Geistlichkeit. Alle Bemühungen der Zensur haben das Bekanntwerden der Tatsache nicht verhindern können, daß — hauptsächlich im Zentrum und im Südwesten — die Feindseligkeiten eine für die Kirche besondere agressive und beunruhigende Form angenommen hat. Die mächtige „Depêche de Toulouse" hat sich natürlich zur Seele dieser Bewegung gemacht. Es vergeht fast kein Tag, an dem die katholischen Blätter nicht entrüstet und zornig das „infame Gerücht" denunzieren. Katholische Abgeordnete machten dies sogar verschiedentlich zum Gegenstand von Interpellationen und forderten die Regierung auf, gegen eine Geistesverfassung und eine Propaganda, aus denen, wie sie versicherten, eine neue Jacquerie hervorgehen könnte, energische Maßregeln zu ergreifen. Vergebliche Proteste und unausführbare Maßnahmen. Das hieße Öl aufs Feuer gießen. Man kämpft nicht gegen eine Überzeugung, die bis in die kleinsten Hütten entlegener Dörfer gedrungen ist. Eine große Zahl der Bauern bleibt überzeugt, daß die der Militärpflicht entschlüpfte Geistlichkeit die wesentliche Ursache des Krieges ist — daß sie in diesem nationalen Unglück nur ein von der göttlichen Vorsehung gewolltes Mittel erblickt hat, sich die moralische und materielle Stellung, die ihr durch eine mehr als dreißigjährige antiklerikale Politik verloren gegangen war, zurückzuerobern. Aber ist es immerhin nicht seltsam, daß dieses Volksempfinden beinahe mit dem authentischen Wort übereinstimmt, welches Jaurès entschlüpfte, als er am Vorabend seiner meuchlerischen Ermordung aus dem Ministerium kam, wo er einen langen und äußersten Versuch zur Erhaltung des Friedens unternommen hatte. Als er seine Freunde erblickte, die ängstlich sein Herauskommen erwarteten, rief er mit entmutigter Gebärde aus: „Meine armen Freunde, es ist nichts zu machen; Jesuiten sind drinnen". Ich sehe übrigens nicht, daß die katholische Geistlichkeit von den aufgeklärten Geistern besser beurteilt wird. Ich verwechsle gewiß nicht Katholizismus und Christentum. Ich weiß, was die Zeit und die Menschen aus der erhabenen, unabänderlichen Lehre desjenigen gemacht haben, der befohlen hat: Du sollst nicht töten. Ich erwarte daher von den katholischen Priestern nicht, daß sie sich weigern würden, die Waffen zu tragen — selbst wenn ihr Eigensinn sie zum Martyrium führen sollte! Aber ich bekenne, daß ich die Katholiken nicht verstehe, welche mit Vorbedacht die geistige Führung des Oberhauptes der katholischen Christenheit übergingen. Denn wir haben das seltsame Schauspiel und das Ärgernis erlebt, daß Katholiken beleidigenderweise die hohe Unparteilichkeit des Papstes bezweifelten und ihn sogar der Deutschfreundlichkeit beschuldigten. Wenn treue vom Chauvinismus verblendete Patrioten diese losen Reden führen,

so ist es noch verzeihlich! Aber wie viele Bischöfe haben sich nicht gescheut, diese Haltung zu bestärken und den religiösen Nationalismus anzufeuern, was gerade sehr geeignet ist, ein redliches Gewissen in Aufruhr zu bringen. Ich erinnere mich der Gottesdienste in den ersten Monaten des Jahres 1914, sehe den mit Fahnen geschmückten Chor, höre das Schellen bei Erhebung der Hostie, die haßerfüllten Predigten, die kriegerischen und chauvinistischen Gesänge. Erst viel später und gewissermaßen mit Unlust, entschließt man sich, diese ganze verdächtige Andacht durch das bewunderungswürdige päpstliche Gebet um den Frieden zu ersetzen. Die französischen Bischöfe glaubten, durch Niederlegung ihrer gleichzeitig katholischen und christlichen Stellung, trotz des deutlich zum Ausdruck gebrachten päpstlichen Willens, eine Tat des geschickten Opportunismus zu vollbringen. In Wirklichkeit haben sie sich dadurch nur noch mehr bloßgestellt und vielleicht sogar bewirkt, daß für lange Zeit der Teil von Zutrauen, Einfluß und moralischer Autorität vernichtet wurde, den ihnen die Trennung nicht hatte rauben können.

In ähnlicher Weise und aus denselben Gründen hat die Haltung der französischen Sozialisten die Ideen, auf welche die Partei sich beruft, sehr in Mißkredit gebracht. Offen gesagt, gibt es in Frankreich keine sozialistische Partei mehr. Mit dem tragischen Jaurès wurde sie enthauptet. Zweifellos hätte es der mächtige Volksredner verstanden, den Fallen auszuweichen, in die seine Jünger blindlings gegangen sind. Er hätte sich nicht zynisch widersprechen und verleugnen lassen. Wo ist die Zeit, wo sich mit unzweideutiger Klarheit und Großsprecherei der sozialistische Standpunkt in der Kriegsfrage bildete? Wie kann man wissen, rief damals Hervé aus — zu einer Zeit, wo wir seinen sicheren Verstand und seinen grimmigen und geistreichen Humor bewunderten — wie kann man wissen, ob der Euch bereitete Krieg ein Angriffskrieg ist oder nicht? Im Anfang des Konfliktes schon die Verantwortlichkeit feststellen zu wollen, ist trügerisch und töricht. Wir sind unbedingte Gegner eines jeden Krieges, wie er auch sei. Lieber allgemeiner Streik und Aufstand als Krieg! Und dieselben Männer, welche diese Reden führten oder billigten, lassen sich heute von den mächtigen bürgerlichen Parteien ins Schlepptau nehmen, wetteifern mit ihnen in militärischer Begeisterung, werden zum Echo ihrer Verleumdungen, und aus politischem Ehrgeiz, der eitlen Befriedigung, eine Rolle zu spielen, wegen sind sie bereit, sich in der Regierungsgaleere einzuschiffen. Ich weiß, daß einige sozialistische Parlamentarier mutig gegen den Selbstmord einer großen Partei protestiert und gekämpft haben. Gestern Anhänger Zimmerwalds, Kienthaliens heute. Sie werden verhöhnt, beschimpft, bedroht. Die Verwirrung der Geister ist so groß, daß ein Brizon, ein Raffin-Dugens und einige andere „Dissidenten", deren einziges Verbrechen ist, inmitten der Abtrünnigen, Sozialisten geblieben zu sein, sich in den Staub gezogen und des Hochverrats beschuldigt sehen. Was sie übrigens auch tun mögen, und wie auch der Ausgang des Krieges sei, sie werden es nicht verhindern können, daß die sozialistische Partei, ganz wie die katholische Partei, politisch entehrt sei. So wenig aufgeklärt die öffentliche Meinung auch sein mag, wird sie sich doch immer bewußt, daß Katholiken und Sozialisten in denselben Sack zu stecken sind. Die einen wie die andern haben auf ihre Grundsätze verzichtet, und das Ideal, welches ihre Kraft und den Grund ihres Bestehens bildete, verraten. Es ist zu befürchten, daß dieser doppelte Bankrott nach dem Kriege der äußersten Rechten und Linken das Feld freigeben wird. Und vielleicht werden wir dann der revolutionären und anarchistischen Gefahr entgehen, aber die eiserne Faust der Diktatur auf uns lasten fühlen.

Nach dem ersten Friedensschluß des Weltkrieges

Von Georg Cleinow

Wenn nach Sturm die Stille träumt,
Reines Licht die Höhen säumt,
Rage über Sturm und Stille,
Tief gewurzelt, gipfelklar,
Unverrückt, unwandelbar,
Wie ein Fels der deutsche Wille!

Karl Berner

Die neue Front

Dem Friedensschluß von Litauisch-Brest ist im vorigen Heft bereits die Bedeutung zugewiesen worden, die ihm gebührt: nicht das, was angestrebt wurde, ist erreicht, sondern etwas anderes. Aber nicht darauf kommt es an, sondern darauf, was wir aus dem tatsächlich Zustandegekommenen machen. Und — der große Augenblick findet ein großes Geschlecht! findet uns geeint in den militärischen und politischen Führern sowohl wie in den Parteien; wir haben eine feste innere Front, die bereit ist, die dem deutschen Volke im Osten gegebene Freiheit des Handelns im deutschen Sinne zu nutzen. Nur einige wenige stehen abseits. Es sind, abgesehen von den Unabhängigen Sozialisten, im wesentlichen dieselben, die stets zusammenzucken, wenn einer unserer Hiebe den Gegner besonders hart trifft und die stets unsere militärischen Führer verantwortlich machen, wenn die Gegner einen diplomatischen Erfolg erringen, ohne zu berücksichtigen, daß die Einkreisung, in der wir uns nun einmal befinden, diplomatische Erfolge auf unserer Seite doch nur auf sehr eng begrenzten Gebieten zuläßt. Man soll auch in der großen Politik nicht versuchen, Epochen und Anschlüsse zu überspringen, um eine fernere Zukunft zu sichern. Der Verlauf der Verhandlungen in Brest-Litowsk hat uns bewiesen, daß die dort behandelten Fragen für eine Verwertung in der großen Politik noch nicht reif sind. Darum ist uns durch den Ausgang jener Verhandlungen nicht die große politische Aufgabe nachgelassen, unsere künftigen Beziehungen zu einem in seiner staatlichen Form noch ganz unbekannten Rußland vorzuentscheiden, sondern die sehr viel näher liegende, einfach militärische und verwaltungstechnische, gewisse uns aus den verschiedensten Gründen wertvolle Gebiete des zarischen Rußland vor dem Wüten der Maximalisten zu schützen. Vor dieser Aufgabe des Tages tritt auch die Frage zurück, ob Mitteleuropa mit oder ohne Polen zusammengesetzt wird. Mitteleuropa kommt nicht wegen oder durch Polen, sondern ganz unabhängig davon aus dem inneren Bedürfnis der beiden zunächst beteiligten Staaten. Die Gebiete, die es zunächst zu fassen gilt, sind, abgesehen von der Ukraina, der schon im vorigen Heft gedacht worden war, bis zu gewissen Grenzen Weißrußland, aber vor allen Dingen Livland und Estland. Ob in den eben genannten Ländern 10 Prozent Deutsche sitzen oder gar nur drei, ist durchaus gegenstandslos geworden, seit jenes Rußland, das uns in unseren weltpolitischen Kämpfen Bundesgenosse gegen England sein konnte, von der Erde verschwunden ist und wir somit auch sein Wohlwollen nicht durch Konzessionen erkaufen können. Wir können jetzt den nord- und westeuropäischen Gebieten gegenüber alle Gesichtspunkte der großen Politik zurücktreten lassen und uns darauf beschränken, im Osten zunächst eine durch nichts beengte

deutsche Kulturpolitik zu treiben. Livland und Estland sind ihrer Kultur nach deutsches Land. Der Glauben ihrer Bevölkerung ist lutherisch! Würden wir sie den Horden der Lenin-Trotzki ausliefern, so würde niemand in der Welt einen Nutzen davon haben, auch Rußland, England, Schweden nicht. Die deutsche Kultur würde nutzlos auf dem Scheiterhaufen der russischen Revolution verbrennen. Wir aber würden in der Welt und bei uns im Innern an Achtung und Ansehen einbüßen und dadurch den Krieg um Jahre verlängern. Man würde uns für zu schwach halten, unsere eigenen Belänge wahrzunehmen, die deutsche Kultur als eine dem Niedergang geweihte ansprechen und dadurch auf gegnerischer Seite um so mehr angespornt werden, uns niederzuwerfen. Die Sicherung der baltischen Provinzen, ihr Wiederaufbau, die Schaffung von Rechtsgrundlagen in ihnen für persönliche Freiheit und reiche Arbeitsgelegenheit kann unsere politische Lage nur heben. Bei der Größe Rußlands können wir ruhig damit rechnen, daß der revolutionäre Brand in ihm so lange schwelen wird, als sich Brennstoff vorfindet. Das kann noch Jahre währen! Jahrelang würden die Grenznachbarn von der russischen Anarchie bedroht sein. Schaffen wir einen sicheren Wall dagegen, so werden den Nutzen daraus nicht nur wir und die baltischen Deutschen ziehen, sondern auch die Letten, Esten, Russen, die angezogen werden, sich unter unsern Schutz zu stellen, und schließlich auch die von der Ostsee bespülten Staatengebiete: Schweden, Dänemark, Finnland.

Mutatis mutandis treffen dieselben Erwägungen für Weißrußland, Litauen und die Ukraina zu. In den Gebieten von Nordwestrußland, wo sich ein volkstümlicher Zusammenschluß noch nicht in dem Maße vollzogen hat, wie in den Ostseeprovinzen und der Ukraina, sind wir die natürlichen Bundesgenossen der katholischen Kirche, die dort seit rund hundertfünfundsiebzig Jahren um die Seelen der Menschen gegen die russische Staatskirche ringt. Wenn heute die deutsche Zentrumspartei geschlossen für unseren weiteren Vormarsch in Rußland eintritt und sich nicht mehr scheut, für eine mehr oder minder gewaltsame Abtrennung der fraglichen Gebiete von Moskowien zu stimmen, so dürften die katholischen Belänge sehr viel stärker wirken als die wirtschaftlichen. Es ist eine Art Kreuzzug, den wir im Osten führen, möglich geworden durch den Zusammenfluß der Interessen beider Bekenntnisse, des protestantischen und des römischen. Möge dies ein glückliches Vorzeichen auch für eine volle, klare Verständigung auf den Gebieten der inneren Politik sein, wo wir nach dem Kriege demselben Geist der Zersetzung werden entgegenzutreten haben, den wir im Osten von unseren Grenzen zurückzuweisen entschlossen sind.

Ich möchte glauben, daß die Übereinstimmung der mitteleuropäisch-staatlichen und katholisch-kirchlichen Interessen, die aus kontinental- und weltpolitischen Gründen dem Zarenreich gegenüber nicht zu erzielen war, den Friedensschluß mit der Ukraina insofern beschleunigt hat, als sie auch nicht ohne tiefen Einfluß auf die Beurteilung des polnischen Problems und der Mittel zu seiner Lösung bleiben konnte. Vor allen Dingen ist festzustellen, daß die Auffassung der katholischen Rechtslehrer vom Nationalitätenprinzip eine der Auffassung der sogenannten Reichstagsmehrheit durchaus entgegengesetzte ist. So schreibt der katholische Universitätsprofessor Joseph Biederlack S. J. in der hochklerikalen „Wiener Reichspost" über die christliche Staatslehre und das völkische Selbstbestimmungsrecht:

„Aus dem Gesagten ergibt sich, daß die christliche Staats- und Rechtslehre für die bisher rechtmäßig bestehenden Staaten ein Selbstbestimmungsrecht der Völker und Nationen gänzlich verneint; sie lehrt vielmehr die rechtliche Gebundenheit aller Teile des Staates an das Staatsganze. —

Daher schließt die christliche Staatslehre auch ein Selbstbestimmungsrecht der Nationen gänzlich aus. Wenn Angehörige einer und derselben Nation mehreren verschiedenen Staaten rechtmäßig angehören, so gibt ihnen die Aussicht, im Falle ihrer Vereinigung zu einem Staate ihre nationalen Interessen wirksamer schützen und fördern zu können, noch keinerlei Recht, diese Vereinigung zu einem Staate zu beanspruchen. —

Sonach darf niemand, dem es mit einer christlichen Staats- und Menschheitsordnung Ernst ist, für das Selbstbestimmungsrecht der Völker und Nationen, so wie es von sozialdemokratischer Seite verbreitet wird, theoretisch oder praktisch eintreten, und die Friedensunterhändler in Brest-Litowsk haben ganz im Geiste der christlichen Staats- und Gesellschaftsordnung gehandelt, als sie für sich und ihre Länder dieses Selbstbestimmungsrecht einfachhin ablehnen. —"

Für unsern innerpolitischen Zusammenhang ist diese Feststellung von besonderem Wert, da sie von dem dem bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Dandl nahestehenden „Regensburger Anzeiger" ohne Einschränkung übernommen wird.

Die Polen waren von jeher ein Sorgenkind des Heiligen Vaters! Das Kapitel der Weltgeschichte Polen und Rom ist sicher eines der interessantesten der Geschichte der katholischen Kirche. Der polnische Individualismus bedurfte stets die weitestgehende Duldung und Schonung, wollte die römische Kirche in Polen mächtig bleiben. Keine Warnung vermochte König Kasimir davon abhalten, die Juden ins Land zu rufen, die aus Westdeutschland vertrieben waren, und später mußte die Kirche es sich gefallen lassen, daß Edelleute die Kircheneinkünfte an ihre Hofjuden verpachteten. Die Einwirkungen der deutschen Reformation waren so gewaltig in Polen, daß Rom sich entschließen mußte, mit Scheiterhaufen und Schaffot vorzugehen, um das polnische Volk nicht zu verlieren. Jetzt ist es der eigenartige russische Sozialismus gegen den die katholische Kirche zu kämpfen hat, nachdem sie schon durch Jahrzehnte den demokratischen Nationalismus der niederen polnischen Geistlichkeit fürchten gelernt hatte. Es sei hier daran erinnert, wie die Zentrumspartei und mit ihr der kirchenfreundliche Adam Napieralski in Oberschlesien sich gegen die Nationaldemokraten zu wehren hatten, als sie dem Polentum mit kirchlichen Mitteln, allerdings auch unter der Devise „gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist" zu Hilfe kommen wollten. Aus der jüngsten Geschichte der preußischen Polenpolitik ist bekannt, wie auch in der Provinz Posen die höhere Geistlichkeit in Widerspruch zur niederen trat, wenn sie der Aussöhnung mit dem preußischen Staatsgedanken das Wort redete. Alle die Kämpfe, die innerhalb der preußischen Grenzen ausgefochten wurden, fanden sich bis zum äußersten gesteigert in Russisch-Polen wieder. In den Kämpfen um die Erhaltung der polnischen nationalen Kultur bildete sich, den Ereignissen vorauseilend, so etwas wie eine äußerlich allerdings nicht ohne weiteres erkennbare polnische Staatskirche, die eifersüchtig an ihren Sonderheiten festhielt und in der eine fanatische niedere Geistlichkeit von hoher Intelligenz den Ton angab. Es ist kein Zufall, wenn es in Russisch-Polen seit etwa zehn Jahren eigentlich keine oder doch nur eine völlig ohnmächtige klerikale Partei gab. Der letzte einflußreiche Vertreter dieser Richtung war Ludwig Gorski, der um die Jahrhundertwende hochbetagt starb. Demgemäß war auch die Bedeutung der klerikalen Presse nur sehr gering. Die national-

polnische Geistlichkeit ist in ihren extremen Vertretern sozialistisch bis zum Kommunismus einschließlich und, ist dadurch mit zu einer Vorfrucht des russischen Sozialismus geworden, den Juden und russische Beamte seit den 1870er Jahren im Weichselgebiet unter Bauern und Arbeitern verbreiteten.

Die hohe Geistlichkeit trug solcher Stimmung durchaus Rechnung, wenn sie noch nach der Besitznahme von ganz Polen durch die verbündeten Heere den deutschen Behörden gegenüber eine bis zur Feindseligkeit entartete Zurückhaltung bewahrte. Solange in Rußland der Zar regierte, wurde das Verhalten der Geistlichkeit von andern Polen durch den Hinweis auf die zahlreichen in Rußland lebenden Polen und die an ihnen hängenden kirchlichen Interessen zu erklären versucht. Seit der Zar gestürzt ist und die bürgerliche Demokratie durch die proletarische Anarchie abgelöst wurde, tritt aber die hilflose Abhängigkeit der polnischen Geistlichkeit von den radikaldemokratischen Bestrebungen immer stärker zutage. Ein solcher Zustand, der vielen deutschen Katholiken in führenden Stellungen erst in allerletzter Zeit voll zum Bewußtsein gekommen sein mag, bedeutet naturgemäß für die katholische Kirche in Polen eine nicht zu unterschätzende Gefahr. Es ist heute klar, daß ein polnischer Staat, der demnächst ins Leben treten würde, eine von Rom um so unabhängigere Entwicklung suchen würde, je stärker in seinem Aufbau demokratische Grundsätze Anwendung fänden. Auf den Adel und die Gebildeten unter den Polen könnte die Kirche in Zukunft ebensowenig rechnen, wie sie es in der Vergangenheit tun konnte. Die Gelehrten sind liberal oder sozialistisch, der Adel, wie in früheren Zeiten abhängig von den ihn umgebenden Stimmungen, ohne inneren Halt. Überdies ist das Leben derart auf Gelderwerb eingerichtet, daß der Einfluß derer, die den ungebildeten Massen in Stadt und Land goldne Berge vorspiegeln, ins ungeheuerliche gewachsen ist. Und das sind Juden und Sozialisten. Der Sozialismus aber, der hierdurch nach dem Zusammenbruch der russischen Staatskirche zum Hauptfeind des Katholizismus im Osten geworden ist, ist in seiner radikalen Form auch der Feind der bürgerlichen Staaten Mitteleuropas, während umgekehrt die deutsche Staatsgewalt mit ihrer großen moralischen Kraft als die beste Stütze für die Kulturarbeit der katholischen Kirche erscheint. So sind auch die deutschen politischen Interessen in Polen mit denen der katholischen Kirche zusammengeflossen.

Mit dem Friedensschluß vom 9. Februar ist eine Politik zusammengebrochen, die wir von Anfang an als fehlerhaft bekämpft haben. Es war eine Politik der theoretischen Spekulation, die weitab von den Wegen der natürlichen, in den Tatsachen begründeten Entwicklung wandelte. Sie war eine der stärksten Quellen, aus denen der Hader bei uns gespeist wurde und der an der Einheit der inneren Front nagte. Ihre Beseitigung wiegt schon die Verschiebung des Friedens im Osten um einige Monate auf; ein Friede mit den Maximalisten Lenin-Trotzki hätte ein unnatürliches Verhältnis geschaffen, das unsere künftige Entwicklung nach jeder Richtung hin schwer belasten mußte. — In welcher Form die oberste Heeresleitung die ihr gewordenen neuen Aufgaben durchführen könnte, entzieht sich der Erörterung, — wir wären auch auf Rätselraten angewiesen. Soviel aber ist jedermann klar: in wenigen Wochen werden die baltischen Provinzen die Segnungen einer geordneten, auf Recht begründeten Verwaltung genießen.

Neue Bücher

Walther Rathenau „Von kommenden Dingen". S. Fischer Verlag, Berlin 1917.

Als Fichte an einem Punkte der Wende in den aufrüttelnden Reden, die er „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters" nannte, seinerzeit den Weg in eine unahnbar neue Zukunft wies, deutete er diesen Umschwung aller Dinge als einen Akt wechsel eines großen geschichtsphilosophischen Dramas. Mit vernichtenden Worten brandmarkte er das Zeitalter der vollendeten Sündhaftigkeit, zu dessen anschaulicher Ausmalung ihm die überstandene Epoche des schalgewordenen Aufklärichts die Farben lieh, und die Tathandlung seiner Gedankensetzung empfand er mit wahrhaft prophetischem Selbstbewußtsein als den Schlüssel eines neuen Weltalters: des Weltalters der anhebenden Rechtfertigung. Von dieser makrokosmischen Betrachtungsweise, die das Zeitlichste unmittelbar in den Entfaltungsprozeß des Ewigsten einstellt, ist etwas in dem aufrührenden Buch „Von kommenden Dingen", das uns ein führender Geist unserer Tage, ein Großorganisator dieses technischen Zeitalters, Walther Rathenau, geschenkt hat.

Es ist nicht absolut neu in seinen Grundgedanken. Die Verzweiflung an der Zeit als einem Weltalter zersetzender, atomisierender Mechanisierung, dieser gemeinsame Gefühlshintergrund der Doktrinen des George-Kreises, Sombarts, Schelers und vieler jüngeren Geistigen, ist uns vor allem auch an den eindrucksvollen früheren Schriften Rathenaus zum Erlebnis geworden. Neuer aber und in der gegebenen Fassung durchaus ursprünglich anmutend ist die starkmütige Hoffnung, diesen immer mehr ins Leere laufenden Prozeß einer wuchernden Zivilisation herumzureißen, das Relative doch wieder am Absoluten zu orientieren und so das in diesem Krieg sich auseiternde Zeitalter verworfener Abgötterei von innen her zu durchgeistigen und zu beseelen: „das blinde Spiel der Kräfte zum vollbewußten, freien und menschenwürdigen Kosmos zu gestalten." Diese Schrift bricht mit bloßer „Kritik der Zeit", sie schreitet zum entschlossenen Bau an der Zukunft; sie analysiert nicht mehr bloß die „Mechanik des Geistes", sondern will eine Technik der Durchseelung unserer Zivilisation bieten. Vom Ausgangspunkt wendet sie sich zum Ziel und weist in den Sondersphären der Wirtschaft, der Sitte und des Willens die Wege, die zu diesem Ziele führen.

Weniger als je kann die Besprechung eines solchen prophetischen Zeitbuches den Leser von seiner Lektüre entbinden wollen. Dieses Buch packt die zentralen Nöte der Gegenwart derart an der Wurzel, daß jeder, der sich für die Zukunft unseres Volkes, Europas, der Welt in dieser Schicksalsstunde irgendwie mitverantwortlich fühlt, an einer innerlichen und persönlichen Auseinandersetzung mit diesen Gedanken in der Tat nicht vorbeigehen darf. Dabei ist diese Erörterung so reich an Ideen verschiedenster Dimension, daß ebensowohl der Philosoph wie der Empiriker, der Synthetiker wie der Techniker und Spezialist, der Ideologe wie der Pragmatiker das Seine findet. Sie alle sollen an die Quelle unmittelbar gewiesen sein. Hier sei nur eine Beleuchtung einiger herausgegriffener Grundfragen versucht.

Der Siegeslauf der Lebensmechanisierung, dessen wir alle Zeuge sind, ist durch die Gegenbewegung der Romantik, die sich seit hundert Jahren ihm ent-

gegenstemmt, kaum aufgehalten, geschweige denn überwunden worden. Einzig in der Form des Nationalismus hat sich die Romantik wirklich durchzusetzen verstanden, hat aber da — durch die allzu enge Verschwisterung von Nationalismus und Staatlichkeit — in der europäischen Geschichte der letzten hundert Jahre derartige Verheerungen angerichtet, daß es heute eine unserer schwersten Aufgaben ist, gerade an diesem Punkte die fortschwärende Romantik in unserem politischen Leben zu überwinden. Im Nationalismus hat die Romantik, ohne es selber zu wissen und zu wollen, den machtpolitischen und großwirtschaftlichen Strebungen der neuen Zeit Vorspanndienste geleistet. Die echt romantischen Versuche dagegen, durch Zurückgreifen auf mittelalterlich-feudale Überlieferungen der Zukunft ihr Gepräge zu geben, haben auf die Dauer versagt. Der Konservativismus unserer Zeit hat sich in der Tat einerseits verstohlen modernisiert und damit vor allem kapitalisiert, er hat andererseits wesentliche Versuche zu einer Reaktion des frühneuzeitlichen Absolutismus unternommen. Weiter als bis zur Reformation reichen seine Traditionen kaum zurück, vielfach sind sie sogar noch viel jüngeren Ursprungs.

Nach diesem Versagen der Romantik ist es ein begreiflicher Versuch, wenn Rathenau hier ein Zurückgreifen auf vormechanistische Epochen streng verwirft und alle ihre noch vorhandenen Rudimente von Grund aus beseitigt, ehe er auf dem homogenen Grunde einer zu Ende geführten Mechanisierung die Überwindung der Mechanisierung aus ihrem eigenen Schoß heraus vollziehen will. Der stärkste in unser Leben hineinragende Felsblock aus patriarchalischem Urgestein ist die Erblichkeit. An ihr hängt der letzte Rest von stabiler Schichtung von Geburtsständen, der sich noch erhalten hat. An diesem Punkt setzt denn auch Rathenau entschlossen die Axt an: stabile Schichtung scheint ihm mit dem Wesen des von ihm geforderten Volksstaates der Zukunft unvereinbar. An einem derart kritischen Punkte erkennt man nun aber auch, worum es geht: um den radikalen Bruch mit jenen irrationalen Faktoren unseres europäischen Lebens, an denen die Gemütswerte nicht nur von Jahrhunderten, sondern fast von Jahrtausenden haften. Rathenau kennt die Abwehrwaffen, die sich gegen ihn richten müssen. Und so sucht er sie von vornherein abzustumpfen, indem er Konservativismus als rein negatives Retardierungsmoment bestimmt und einschätzt. Es ist nicht schwer zu beweisen, daß dies negative Vorzeichen sich in ein positives verkehrt, wenn man in der Willkür einer reißenden Revolutionierung für das politische und geschichtliche Leben die Gefahr schlechthin erkannt hat. Und so bleibt trotz allen bestechenden Argumenten, die uns übrigens aus dem Ideenschatz des Frühliberalismus wohl vertraut sind, der Verzicht auf Schichtung und die völlige Zersetzung der Familie und der Geburtsstände ein kommunistisches Experiment, dem wir den überkommenen Bestand unseres nationalen Lebens nicht aussetzen wollen. Die Lockerung der sozialen Schichtung ist bereits im Gange, nicht seit gestern und vorgestern, sondern seit dem Aufkommen der bürgerlichen Stadtkultur im vierzehnten Jahrhundert. Der organische Fortschritt wird uns auch hier einen wesentlichen Schritt weiterführen, die Spannung zwischen Berufs- und Geburtsstand wie zwischen Beharrungssinn und Neutönertum möchten wir darum nicht zugunsten des einen Pols völlig aus unserem sozialen Leben verschwinden sehen.

Was hier für einen Punkt, die Einschätzung der Erblichkeit, etwas breiter ausgeführt wurde, ließe sich in ähnlicher Weise auch an einem anderen Punkte,

der Entthronung des Individuums aus seiner wirtschaftlichen Autonomie und seiner völligen Versklavung an übergreifende Gesamtorganisationen entwickeln. Hier wie auch sonst scheint uns Rathenau nicht sowohl neue Ziele zu verkündigen, als vielmehr längst vorhandene Tendenzen des mechanistischen Zeitalters einseitig zu betonen und gewissermaßen methodisch glücklich auszuprägen. Überall bleibt er tiefer als er selber weiß in dem Geist befangen, den er revolutionieren will. Insbesondere ist es der überspannte Aktivismus und Leistungsabsolutismus unserer Zeit, von dem er nicht loskommt.

Daß unser moderner Technizismus gerade in seinen führenden Vertretern zur Selbstbesinnung erwacht, ist lebhaft zu begrüßen. In diesem Sinne können wir uns auch des durchschlagenden buchhändlerischen Erfolges dieses Buches durchaus freuen. Das Aufkommen eines neuen Hungers in unserem übersatten Großbürgerum, der Bruch mit der Selbstzufriedenheit der modernen Zivilisation ist in der Tat die wesentlichste Voraussetzung für das Erwachsen einer deutschen Zukunft, in der das Seelische wieder zu seinem ewigen Recht kommen soll, nachdem die Reizung der Sinne so lange den Hauptinhalt großstädtischen Kulturmachertums gebildet hat. Es steht außer Frage, daß die Entwicklung der kommenden Dinge auf weite Strecken die Wege gehen wird, die Rathenau vorzeichnet. Daß die Gefahren seines Radikalismus überwunden werden, dafür wird schon der natürliche Traditionalismus des geschichtlichen Lebens Sorge tragen. Daß wir von der hemmungslosen Durchführung der Mechanisierung nicht ohne weiteres wie durch ein Wunder ihre Überwindung erhoffen, darf er uns am wenigsten verargen. Es ist im Grunde genommen dieselbe Reflexion, die bei ihm in Zutrauen, bei uns in abwartenden Zweifel ausmündet. Und diese auf irrationalen Vorbehalten fußende Skepsis ist nicht die gegebene Grundlage, um im selben Maße, wie Rathenau das tut, mit allen Überlieferungen zu brechen, um uns einer fragwürdigen Zukunft vertrauensselig in die Arme zu werfen.

Dr. M. H. Boehm

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 28/29.

Die Polenpolitik der Deutſchen und Polen

Von Georg Cleinow

Das Weſen der modernen polniſchen Politik hat kürzlich W. Kosiakiewicz gekennzeichnet, als er von der Erklärung der polniſchen Regierung wegen der Friedensverhandlungen in Litauiſch-Breſt ſagte: „Dieſe polniſche Stimme an die Völker ſcheint uns mannhaft und rein zu ſein. Die öffentliche, amtliche, anerkannte polniſche Regierung ſchlägt hier keinen andern Ton an, als denjenigen in welchem unſere großen Dichter, die Leiter der Emigration, unſere Regierungen und geheimen Behörden während der Aufſtände zu den Völkern im Namen Polens ſprachen. Wir hören in ihr die Stimme unſerer ehrwürdigſten Vergangenheit . . .“*) „die Erklärung der polniſchen Regierung iſt . . . ein Dokument von geſchichtlicher Tragweite . . .“**) Freilich auch von einem Geſichtspunkte aus, der „die Hakatiſten und Alldeutſchen“ nicht nur nicht „raſen“, wie das Graudenzer Polenblatt***) ſchreibt, ſondern ſie ſehr vergnügt ſchmunzeln machen wird, da es ihnen ein geradezu glänzendes Material zur Begründung einer ſcharfen antipolniſchen Politik in die Hände ſpielt. Sie können nämlich mit der polniſchen Regierungserklärung, „die von den Völkern Europas und von der öffentlichen Meinung der ziviliſierten Welt vernommen werden“ ſoll†), in der Hand nachweiſen, daß die polniſchen Realpolitiker von heute genau dieſelben für ihre Nachbarn gefährlichen Romantiker geblieben ſind, die ſie 1861 waren, als Graf Zamoyſki unter dem Druck der Demokratie die kluge Politik des Marquis Wielopolſki zum Scheitern brachte. Unter dem Druck „der großen Dichter, der Leiter der Emigration, der geheimen Behörden“ mußte Wielopolſki — zu unſerem Glück — ſein kühn und groß angelegtes Werk, das die Polen zur Vormacht unter den Slawen und zur Hauptſtütze der zariſchen Politik machen ſollte, aufgeben. Herr Kucharzewſki ſcheint die Rolle jenes Zamoyſki nur mit der Front gegen Deutſchland übernommen zu haben.

*) „Kurier Polſki“ Nr. 30, Warſchau, den 31. Januar.

**) „Prawda“ Nr. 29, Poſen, den 5. Februar.

***) „Gazeta Grudziadska“ Nr. 14, Graudenz, den 5. Februar.

†) „Gazeta Narodowa“ Nr. 28, Poſen, den 5. Februar.

Die polnische Politik, getragen von einem romantischen Optimismus ohne Grenzen und von dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg der Ententewaffen über die deutschen Heere, gipfelte bis in die letzten Tage — ziehen wir nur ihre praktischen Erfolge in Betracht — in dem Bestreben, den polnischen Staat, noch ehe er eigentlich mehr war als ein Stück Papier in den Händen der Mittemächte, schon so unabhängig von eben diesen Mittemächten hinzustellen, daß er durch seine Regierung befähigt sein sollte, die Polenfrage in allen ihren Ausstrahlungen vor das internationale Forum eines Weltfriedenskongresses zu bringen und in dessen Folge unter den Schutz internationaler Aufsicht zu stellen. Um die Mittel zur Erreichung dieses Zieles war man nicht verlegen: die Gestellung von hunderttausenden Freiwilligen, die gegen Rußland kämpfen würden, wurde versprochen; freilich sollte diese polnische Armee von Herrn Pilsudski ausgebildet werden, der in den Jahren 1905 bis 1907 als sozialer Revolutionär die deutschen Unternehmer im Weichselgebiet gebrandschatzt hatte; gekämpft haben polnische Legionäre in geringer Zahl nur gegen die Ukraina! Als Wilson vor etwa einem Jahr seine nach Inhalt und Form gleich unerhörten Forderungen an die Mittemächte richtete, scheute sich die Warschauer polnische Regierung nicht, ihm ihre Zustimmung direkt zum Ausdruck zu bringen. Am 30. Januar d. J. wendete sich die Warschauer Regierung durchaus nach maximalistischem Vorbilde mit einer Erklärung an die ganze Welt, in der es unter anderem heißt: „die polnische Regierung ist von dem Bestreben durchdrungen, daß der polnische Staat, seinen geschichtlichen Traditionen folgend und sie dem neuzeitlichen Geiste gemäß entwickelnd, sich in seiner politischen und sozialen Verfassung und in seinen internationalen Beziehungen auf demokratische Grundlagen stütze ...“ Damit neben dem Erhabenen auch das Lächerliche nicht fehle, lehnte der Regentschaftsrat am letzten Geburtstag des Deutschen Kaisers die Einladung des Generalgouverneurs, der Galavorstellung in dessen Loge beizuwohnen, zunächst mit der Begründung ab, daß ihm als Oberhaupt des souveränen Staates Polen eigentlich das Recht auf die vornehmste Loge zustehe! Der anmaßlichen Reden von Herrn Korfanty und Trampczynski wurde schon früher in den „Grenzboten“ gedacht; ihnen ist eine nicht weniger kecke Rede des Herrn Seyda im Deutschen Reichstage und eine noch wildere des Herrn Daszynski im Wiener Reichsrat gefolgt. Alle diese Bekundungen und zahlreichen Zeitungsartikel und Propagandaschriften zielen auf das Recht, sich diejenigen Bundesgenossen in der Welt zu wählen, die den Polen helfen würden, ihr Einigungswerk auf Kosten der Mittemächte fortzusetzen und zu einem glücklichen Ende zu führen. Für die politische Praxis heißt das: Freundschaft und Bündnis mit den Mächten der Entente gegen das Deutsche Reich!

Es hat von jeher zahlreiche Deutsche gegeben, die behaupteten, den Polen ginge jede Fähigkeit ab, sich selbst zu regieren. Für sie war damit die Notwendigkeit der Teilungen des achtzehnten Jahrhunderts gegeben; aus der Unfähigkeit der Polen leiteten sie auch das Recht her, daß es bei der Aufteilung des einst mächtigen Staates bleiben müsse. Aber noch mehr: für viele ergab sich aus der Untauglichkeit der Polen zu eigenem Staatsleben auch die moralische Verpflichtung der Deutschen und Moskowiter, die polnische Nationalität von der Erdoberfläche verschwinden zu machen, wo sie sich in Widerspruch zur Entwicklung der beteiligten Nationalstaaten setzte. Doch schon lange vor dem Ausbruch des Weltkrieges begann die Erkenntnis

zu dämmern, daß in dieser Logik irgendetwas nicht stimmte: die zu eigener Staatlichkeit unfähigen Polen erwiesen sich nicht nur als unausrottbar, sondern auch als durchaus befähigt, sich innerhalb der Teilungsgebiete mehr oder minder unabhängig zu organisieren und zusammenzuschließen, so zusammenzuschließen, daß der Berliner Nationalökonom Ludwig Bernhard mit Recht von einem polnischen Gemeinwesen im preußischen Staate sprechen konnte, während ich selbst unter Hinweis auf ihre Entwicklung in Rußland nachwies, daß sich ein Volk von zwanzig Millionen Seelen nicht vom Erdboden fortwischen ließe und wohl berechtigt sei, eine national-staatliche Organisation anzustreben. Damit war natürlich nicht gesagt, daß die Polen nun auch befähigt wären, einen eigenen nationalen Staat selbständig zu führen, das mußten sie erst beweisen. Dazu gehört mehr als der gute Wille und wirtschaftliches Können, um so mehr als die Welt seit der letzten Teilung nicht stille stand und die äußeren Bedingungen für die Lebensfähigkeit eines polnischen Staatswesens eher schwieriger als leichter geworden sind. Ein langjähriges Studium aller einschlägigen Verhältnisse hat mich zu der Auffassung geführt, daß die Polen zwar zu einer vollen Selbständigkeit nicht befähigt seien, daß sie aber an der Seite Deutschlands und in engster Anlehnung an Preußen unter gewissen territorialen Voraussetzungen einen eigenen, nicht unwohnlichen Staatsbau würden einrichten können, der ihrer Eigenart entspräche und die Belänge des Deutschen Reiches nicht stören würde. Und ich bin noch einen Schritt weitergegangen: ich hielt die Schaffung eines polnischen Staates auf ehemals russischem Boden mit weit nach Osten ausladenden Grenzen für eine Aufgabe der deutschen Politik, sofern sich die Polen auch als ehrliche Parteigänger und Bundesgenossen der Deutschen erweisen sollten.

Andere Kreise gingen in ihrem Entgegenkommen an die Polen noch weiter. Aus dem wirtschaftlichen Aufschwung, den die Polen sowohl in Rußland wie in Preußen vor dem Kriege genommen hatten, folgerten sie, daß die Polen zu völliger Selbständigkeit reif seien, wenn man sie nur gewähren lassen wollte. Dabei blieb aber unbeachtet, daß hüben und drüben die Polen doch vor allen Dingen passiv an der wirtschaftlichen Aufwärtsbewegung der Wirtschaftsgebiete, denen sie eingegliedert waren, teilnahmen, daß in Russisch-Polen der polnische Aufstieg in erster Linie getragen wurde von Deutschen und Juden, deren Belänge eng mit einem liberalen deutschfeindlichen Rußland verknüpft waren, während in Preußen das Ihrige die Millionen der Ansiedlungskommission bewirkt hatten. Genug, es wurde unter der Verantwortung des Herrn von Bethmann Hollweg jene Ära eingeleitet, die den Polen es ermöglichen sollte, sich einen selbständigen Staat zu zimmern. Dabei wurde trotz ernster Warnungen von der Voraussetzung ausgegangen, daß der Polen kluger politischer Sinn sie zu unentwegten Verbündeten und Mitgliedern der mitteleuropäischen Staatengesellschaft machen würde. Die Verteidiger dieser Politik erlebten, wie vorauszusehen, eine herbe Enttäuschung. Nun richtet sich ihr ganzer Grimm gegen die Polen, die sie Undankbare und Verräter nennen. Solche Vorwürfe sind ungerechtfertigt: Dankbarkeit erwartet kein Staatsmann von den Objekten seiner Politik, und Verräter können wir die Polen schon aus dem einfachen Grunde nicht nennen, weil sie mit einer an Naivität grenzenden Offenheit ihre uns abträgliche Politik verfolgten; daß die verantwortlichen Stellen in Deutschland nicht erkennen wollten,

wohin angesichts der Eigenart des polnischen Materials ihre eigene Politik mit eiserner Notwendigkeit führen mußte, können wir doch gerechterweise nur diesen und nicht den Polen zur Last legen. Umgekehrt sind die Polen nicht berechtigt, von Verrat und Hinterlist auf unserer Seite zu sprechen, wie es der Agent der austropolnischen Propaganda in Berlin, Herr Wilhelm Feldmann, in einem offenen Briefe an Friedrich Naumann tut, wenn die erste reale Anforderung unserer Daseinsinteressen, wie sie beim Friedensschluß mit der Ukraina zutage trat, schon genügend starke Spannungen erzeugen konnte, um den fundamentlosen Lattenbau der deutsch-polnischen Versöhnungspolitik in Warschau auseinanderzureißen. Nicht Mißverständnisse sind es in erster Linie, wie ein geistreicher deutscher Diplomat gelegentlich in Warschau die Presse glauben machen wollte, sondern die Interessen und ihre Gegensätze, die die Beziehungen der Völker bestimmen! Mit vollem Recht sagte Herr von Kühlmann kürzlich im Reichstage, daß die Diplomaten der Mittemächte doch das Zustandekommen des Friedens mit der Ukraina mit einem Volk von dreißig Millionen nicht wegen der polnischen Ansprüche auf das Cholmer Land scheitern lassen durften. Daß solche reale Ansprüche an uns in dem Augenblick herantreten mußten, wo die Frage des Friedens mit Rußland auftauchen würde, stand bereits bei Ausbruch des Krieges fest. Infolgedessen war auch jede Politik, die darauf ausging, die Polenfrage nach irgendeiner Richtung festlegen zu wollen bevor wir mit einem neuen Rußland zur Verständigung kamen, zum Scheitern verurteilt, solange sich die Polen nicht freiwillig und als Volksganzes in unsere Reihen eingliederten und den Russen den Krieg erklärten. Daran, daß die Erfüllung dieser Voraussetzung nicht abgewartet worden ist, ist auch die Politik vom 5. November 1916 gescheitert.

Erst im Dezember 1917, das ist, als sich die begründete Aussicht bot mit Teilen von Rußland zu einem Sonderfrieden zu kommen, trat die Aufgabe an die Diplomatie der Mittemächte heran, das ihnen von den Regierungen überwiesene Programm zur Lösung oder Auflösung oder auch nur zur Fortentwicklung des polnischen Problems auszuführen. Es ist kein Ruhmestitel der Reichsregierung, daß ihre Diplomaten es nicht vermocht haben Österreich-Ungarn vom polnischen Druck zu befreien und sich infolgedessen den polnischen Ansprüchen so vollständig zu unterwerfen, wie es geschehen ist. Doch muß anerkannt bleiben, daß diese Fehloperation auf einem andern Konto der deutsch-österreichisch-ungarischen Beziehungen ausgeglichen sein würde. Im Augenblick aber, wo die polnische Frage wirklich aktuell geworden ist, mußten die verbündeten Regierungen auch ganz genau wissen, wie dieses schwierigste aller östlichen Grenzprobleme angefaßt werden sollte. Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß die Regierungen schließlich vom Auftauchen der polnischen Frage vollständig überrumpelt wurden und darum zunächst den Kopf in den Sand steckten und die „Lösung" vertagten, indem die polnischen Interessen völlig beiseite geschoben wurden. Bedeutete dies den Beginn einer bestimmten Arbeit am Probleme selbst, so wäre nichts dagegen zu sagen. Tatsächlich hat man nur versucht dem Probleme aus dem Wege zu gehen, andernfalls wäre es nicht zu dem Zusatzvertrag zwischen Österreich-Ungarn mit der Ukraina gekommen, der darauf zielt die eben erst festgesetzte westliche Grenze der jungen Republik zugunsten der Polen zu vermindern. Dies Vorgehen zeigt, daß unsere Regierung anscheinend noch keinen Entschluß darüber gefaßt hat, was mit

den Polen geschehen soll. Will sie die Polen zu einem Staatsvolk heranwachsen lassen, wie es die verschiedensten Akte und Maßnahmen von der Gründung der Warschauer Universität an in Aussicht stellten, oder will sie die Polenfrage von innen heraus zur Auflösung bringen? Im ersten Falle mußten die Mittemächte entschlossen einen durch die Größe seines Gebiets Achtung gebietenden polnischen Staate erbauen helfen, unbekümmert um die möglichen politischen Folgen; im zweiten Falle scheint es unabwendbar den großpolnischen Gedanken mit allen zu Gebote stehenden als wirksam erkannten Mitteln auszurotten, was natürlich zur Voraussetzung hat, daß eine jetzt zu fällende Entscheidung in der Polenfrage nicht solche Verhältnisse schafft, die jeden Versuch an Einflußnahme in der gedachten Richtung von vornherein zum Scheitern verurteilen würde. Hier sich wieder mit einem Kompromiß begnügen zu wollen, der versuchte allen Forderungen, woher sie auch kommen mögen, kurzfristig gerecht zu werden, würde die schwerwiegendsten Folgen gerade für Deutschland und seine gesamte Kontinentalpolitik haben.

Wenn ich wieder zu einer solchen Fragestellung gegenüber dem polnischen Problem gekommen bin, so fühle ich mich durchaus frei von irgendeiner Voreingenommenheit gegen die Polen, wie sie mir Herr Wilhelm Feldmann und andere auch deutsche Agenten des austropolnischen Gedankens andichten. Nur nehme ich für mich das Recht in Anspruch die Polenfrage vom deutschen Standpunkte aus zu beurteilen und zu beeinflussen. Im übrigen legen mir die Tatsachen die Pflicht auf, öffentlich festzustellen, daß die Gesundung des politischen Denkens der Polen, deren Beginn ich selbst als einer der ersten meinen Landsleuten vor zehn Jahren und früher nachgewiesen habe, die Feuerprobe des Weltkrieges nicht überstanden hat. Die Polen sind, nachdem ihnen durch die Mittemächte eine erhebliche Freiheit zu politischer Betätigung eingeräumt worden war, zurückgefallen in ihre alten Fehler, die schon vor den Teilungen zur Auflösung ihres Reiches geführt haben.

Heben wir die Polenfrage als Einzelproblem aus der Masse politischer Fragen, die durch den Ausbruch des Weltkrieges wieder in Fluß getreten oder neu entstanden sind, so haben wir Deutsche keinen Anlaß, über die neue Wendung, die der Entwicklung des polnischen Problems durch den Frieden mit der Ukraina gegeben ist, zu frohlocken und dies um so weniger, als wir uns noch auf manche Überraschung von österreichischer Seite gefaßt machen müssen. Das Problem als Ganzes ist, wie schon gesagt, weder gelöst, noch bisher zu lösen versucht worden; es ist lediglich in eine neue Phase getreten, bei der neue, unerprobte Faktoren eine große Rolle spielen werden. Die ganze Tragweite des Friedensschlusses vermögen wir noch nicht zu übersehn, da wir weder die Grenzlinie kennen, die das ethnographische Polen gegen Litauen trennen soll noch auch wissen, in welcher Form die Sicherungen gedacht sind, deren es unbedingt für Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen bedarf. Die Polen haben die Abtrennung des Cholmer Landes ohne Ausnahme als eine Kampfansage aufgenommen. In Wien und Warschau haben die polnischen Minister ihre Entlassung aus den Ämtern nachgesucht. In allen drei Gebieten sind die polnischen Parteien geschlossen zur Opposition übergegangen. Im Weichselgebiet ebenso wie in Galizien führen die radikalsten Elemente das Wort. Aber der Haß der Polen richtet sich nicht gegen die drei Teilungsmächte, sondern ist vereinigt auf die

Deutschen und das Deutsche Reich. Er wird mit seiner vollen Wucht auf unsrer Ostmark lasten, dank den Fehlern unserer Diplomaten.

Wir müssen damit rechnen, daß wenn auf dem ehemals russischem Reichsgebiet nicht genügende Sicherheiten geschaffen werden, in Posen, Westpreußen, Oberschlesien und Ostpreußen (Masuren) nach dem Kriege ein Kampf des polnischen Elements gegen das Deutschtum in Stadt und Land einsetzen wird, der in seiner Erbitterung und Rücksichtslosigkeit kaum zurückstehen dürfte hinter dem, was die Tschechen sich in Österreich geleistet haben.

Angesichts dieser Lage und Aussichten erhebt sich für uns auch die Frage nach den inneren Sicherungen, die wir dem polnischen Streben, über unsre Ostmark zu herrschen, entgegensetzen könnten.

Soviel scheint festzustehen: die bis zum Kriege befolgte Ostmarkenpolitik wird sich nach dem Kriege ohne gewisse Ergänzungen und Anpassung an die neuen Verhältnisse nicht mehr aufrecht erhalten lassen. Die preußische Staatsregierung hat dem auch schon Rechnung getragen, indem sie einige unbrauchbar gewordene Maßnahmen teils aufhob, teils milderte: das Enteignungsgesetz, das bekanntlich nur bei zwei Grundstücken zur Anwendung gekommen ist, soll wieder in Fortfall kommen, gewisse Beschränkungen, die den Polen beim Landerwerb und bei der Bebauung auferlegt waren, sind gleichfalls gefallen; beim Religionsunterricht in den Schulen soll der polnischen Sprache größere Verwendungsfreiheit zugesichert sein. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß die Ostmark den Polen ausgeliefert werden wird. Was angestrebt wird, ist vielmehr die Entkleidung der Ostmarkenpolitik von alle dem, was ihr einen Angriffscharakter gibt. Aus dem mir zugänglichen, sehr verstreuten Material läßt sich von der teils schon eingeleiteten, teils in Aussicht genommenen Ostmarkenpolitik folgendes Bild entwerfen:

Der Kampf um den Boden wird auf das Maß zurückgeführt, das notwendig ist, um einer Polonisierung deutscher Kreise vorzubeugen; er wird also nicht mehr auf die in Frage kommenden Provinzen als Ganzes ausgedehnt, sondern soll beschränkt bleiben auf einige Ortschaften. Die Ansiedlungskommission bleibt bestehen. Aber die ergänzenden gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften sollen berechtigt sein, neben deutschen Bauern und Landarbeitern auch solche polnischer Nationalität anzusetzen und mit staatlichen Mitteln zu fördern.

Die Ansiedlung deutscher Bauern und Landarbeiter wird in der bisherigen Weise, also in der Form des Rentenguts mit nationalem Wiederkaufsrecht durch die Ansiedlungskommission und durch staatlich unterstützte gemeinnützige Siedlungsgesellschaften mit deutschnationaler Tendenz fortgesetzt. Ebenso wird fortgefahren in der Besitzbefestigung des deutschen ländlichen Grundbesitzes durch die Regierungsbanken in Posen und Westpreußen, sowie durch die gemeinnützigen Siedlungsgesellschaften in Ostpreußen, Pommern und Schlesien; diese Besitzbefestigung erfolgt mit Hilfe von Hypothekenregulierung und Sicherung für die deutsche Hand in Form des nationalen Wiederkaufsrechtes. — Neu hinzu tritt die Zulassung der Polen zur Ansiedlung unter staatlicher Beihilfe auch außerhalb geschlossener Ortschaften. Das bedeutet eine außerordentlich weitgehende Milderung des § 13b des Gesetzes von 1904, der die Genehmigung zur Ansiedlung von Polen außerhalb geschlossener Ortschaften abhängig machte von der

Bedingung, daß sie den seitens der Ansiedlungskommission verfolgten Zielen nicht widersprach. Zunächst war die Erleichterung in erster Linie für Kriegsbeschädigte gedacht, aber es ergab sich eigentlich von selbst, sie auch auf alle Kriegsteilnehmer auszudehnen, was in der Praxis soviel bedeutet, daß alle Polen überhaupt zur Ansiedlung zugelassen werden; wenigstens würde ein Entgegenkommen in dieser Richtung die Zahl der polnischen Ansiedler kaum erhöhen.

Um der nahe liegenden Gefahr vorzubeugen, daß die Polen das Entgegenkommen ausnutzen, nunmehr das deutsche Ansiedlungswerk planmäßig zu durchkreuzen oder zum Angriff auf deutschen Besitz übergehen, wird bestimmt, daß Polen nur angesiedelt werden können, wo schon Polen in geschlossener Masse beisammen sitzen und wo deutsche Besiedlung noch nicht in Angriff genommen ist. Nur bei Ansiedlung polnischer Kriegsbeschädigter scheint man noch etwas weiter gehen zu wollen. Jedenfalls hat die Regierung dem Reichstag (!) zugesagt, daß polnischen Kriegsbeschädigten nur insoweit die Ansiedlung an bestimmten Orten versagt bleiben soll, wo durch eine Mehrheit polnischer Ansiedlungen der Zweck des deutschen Ansiedlungswerks durchkreuzt werden könnte.

Die Folge solchen Vorgehens wird praktisch im wesentlichen darin zum Ausdruck kommen, daß künftig in der Ostmark eine regionale Teilung nach Gebieten mit einseitig deutschnationaler Siedlung des Staates und seiner Hilfsinstitute und nach solcher mit paritätischer Siedlung durch gemeinnützige Siedlungsgesellschaften Platz greifen wird. Gebiete mit ausschließlich polnischer Siedlung wird es im deutschen Nationalstaate aber auch dann nicht geben, weil der Deutsche überall zur Ansiedlung zugelassen ist.

Für die Städte der Ostmark ist eine Änderung des bisherigen Zustandes nicht vorgesehen. Nach wie vor bleiben die nationalen Institute für Realkredit, nämlich die Pfandbriefanstalt in Posen für Posen und Westpreußen und die Kreditanstalt für städtische Hausbesitzer in diesen beiden Provinzen ausschließlich den Deutschen zugänglich. Im übrigen hilft der bestehende Deutschtumsfonds, der alljährlich über 2 250 000 Mark verfügen kann, deutschen Handwerkern, Ärzten, Tierärzten, Apothekern, sowie den deutschen Kulturvereinen.

Aber es will mir scheinen, als könnten die großen Milderungen in der Ostmarkenpolitik doch nur, ohne Schaden für das Deutschtum zu stiften, hingenommen werden, wenn die Deutschen in Stadt und Land sich ohne Rücksicht auf ihre Parteizugehörigkeit zu Kultur- und Unterstützungsvereinen zusammenschließen wollten, wie sie es z. B. in Österreich in den nationalgemischten Landesteilen mit so großem Erfolg getan haben. Wie dieser Zusammenschluß zu erfolgen hätte, mag heute unerörtert bleiben, ebenso wer ihn betreiben soll. Nur dies scheint mir schon erwähnenswert: es könnte sich nicht um einen Verein handeln, der seinen Sitz außerhalb der Ostmark hätte und sich begnügte, Ortsgruppen in Posen, Westpreußen und Oberschlesien einzurichten. Was mir vorschwebt, sind lokale Vereine, die, aus dem Bedürfnis des betreffenden Ortes hervorgegangen, Anschluß an ähnliche Organisationen in den Nachbarorten suchen und sich schließlich zu Kreis- und Provinzialverbänden zusammenfügen, die ihrerseits eine Art gemeinsamen deutschen Volksrats für die Ostmark zu bilden hätten. Die Ortsgruppen des Ostmarkenvereins, aber auch jede deutsche Genossenschaft, Sparkasse und sonstige Organisation, sie möge gewerblicher oder kultureller Natur sein, könnte den Ausgangspunkt schaffen

zum Zuſammenſchluß der Deutſchen. Aber alle dieſe Vereine, wie ſie hier genannt ſind, hätten nur Ausſicht auf Erfolge, wenn ſie ſich grundſätzlich der negativen Parole „Kampf gegen das Polentum“ entſchlügen und dafür die Loſung wählten: „Förderung des Deutſchtums“, Förderung wirtſchaftlich, kulturell, aber im übrigen unpolitiſch! Derart, daß auch jeder Beamte und Offizier, Pfarrer, Lehrer und Gewerbetreibende in die Organiſation eintreten könnte.

Eine ſolche Neubegründung der preußiſch-deutſchen Oſtmarkenpolitik auf den Schultern des geſamten Deutſchtums in den bedrohten Provinzen unter gleichzeitiger Aufhebung der Ausnahmebeſtimmungen ſollte um ſo größere Ausſicht auf Erfolg haben, je mehr die Demokratiſierung des Wahlrechts das deutſche Element zum Zuſammenſchluß zwingt. Das politiſche Vereinsweſen wird ſich in der Oſtmark beſonders bei den Polen beleben. Die Mittel der Propaganda gegen das Deutſchtum werden daher zahlreicher und wirkſamer werden. Es muß daher als ein glücklicher Gedanke bezeichnet werden, daß die preußiſche Regierung durch Zulaſſung der Kriegsteilnehmer polniſcher Nationalität zur Anſiedlung in ihrer Heimat gerade dieſe der Propaganda entzogen hat. Was wir in der Oſtmark vor allen Dingen brauchen, nach allen den Jahren des äußern und innern Kampfes iſt friedliche innere Entwicklung. Der innere Friede wird aller Vorausſicht nach häufig genug angegriffen werden durch die Agitation der Polen aus dem Weichſelgebiet. Deshalb iſt beſonders unſre Oſtmark daran intereſſiert, daß die Verhältniſſe dort eine Geſtaltung erfahren, die den Druck auf unſre Grenze nicht gar zu fühlbar werden laſſen. Die letzten Erfahrungen lehren uns, welche Macht ſchon heute die Polen in Wien haben. Die polniſchen Offenherzigkeiten zeigen uns, wie und in welcher Richtung ſie die Macht zu gebrauchen gedenken. Eine Vereinigung ruſſiſchen Gebiets mit Galizien würde eine weitere Stärkung der politiſchen Macht der Polen in Wien und damit eine große Gefährdung unſeres Bündniſſes bedeuten. Der in Breſt-Litowſk betretene Weg zum Frieden darf daher nicht über die ſogenannte auſtropolniſche Löſung weiterführen.

Lateiniſch oder Katholiſch!

Von Dr. Karl Buchheim

Seit dem Beginn des Weltkrieges fühlen ſich die deutſchen Katholiken innerhalb ihrer Kirche ſtark vereinſamt. Die weſteuropäiſchen, insbeſondere die franzöſiſchen Glaubensgenoſſen haben den Kampf der Waffen ſofort auf das geiſtige Gebiet übertragen und die Deutſchen als ſchlechte und mißratene Söhne der Kirche verdächtigt. Man ſtellt ſie als halbe Proteſtanten hin, oder gar als Heiden, denen der alte Wotan teuerer ſei als Chriſtus, was doch höchſtens für einzelne, beſonders öſterreichiſche, Alldeutſche zutrifft, die nach ihrem Taufſchein ja allerdings Katholiken ſein mögen.

Das vom Rektor der Pariser katholischen Universität Baudrillart herausgegebene Sammelwerk „La guerre allemande et le Catholicisme" (1915) bemüht sich krampfhaft, den Krieg als einen Kreuzzug der echten Katholiken gegen die ketzerisch verseuchten Deutschen hinzustellen: angesichts der Tatsache, daß in allen romanischen Ländern das antikatholische Freimaurertum im Regimente sitzt und notorisch den Krieg im Namen der „Völkerfreiheit und Demokratie" entfesselt hat, ein mehr als kühnes Unternehmen! Das wissenschaftliche katholische Deutschland fand sich seinerseits in dem Sammelband „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg" (1916) zu einer würdigen Abwehr zusammen. Aber drüben verstummten die Angriffe nicht. Leider ist Georges Goyau, der französische Geschichtsschreiber des „religiösen Deutschland", dem man eine wirklich gute Kenntnis der geistigen Zustände unseres Vaterlandes nicht wohl abstreiten kann, einer der lautesten Rufer im Streit und einer der geschäftigsten Verleumder des deutschen Katholizismus geworden. Der Franzose benutzt das verkehrte Schlagwort vom „evangelischen Kaisertum", um die deutschen Katholiken als abtrünnig von der angeblich allein echt katholischen politischen Stellungnahme in der Kulturkampfzeit und als Schrittmacher jener protestantisch-deutschen Gewaltpolitik hinzustellen, die das Kaisertum nach französischer Einbildung betreibt. Der Abwehr dieser Verdächtigungen dient das jüngste Buch des im Kampfe gegen derartige französische Angriffe schon bewährten Bonner katholischen Theologen Heinrich Schrörs*). Der Verfasser führt die Verteidigung sehr gründlich und wirksam durch einen vergleichenden geschichtlichen Überblick über die Entwicklung des deutschen und französischen Katholizismus, auf Grund dessen ihm die Rechtfertigung der kirchlichen Treue der Deutschen und der Nachweis ihrer bewährten glaubensbrüderlichen Gesinnung gegen andere Glieder der Gesamtkirche nicht schwer fällt. Für den nichtkatholischen Teil der deutschen Öffentlichkeit ist dieser Nachweis im einzelnen natürlich nicht so wichtig, wie für den Verfasser. Auf ihn kommt es mir darum auch nicht weiter an. Dagegen hat Anspruch auf das volle Interesse jedes politisch denkenden Deutschen ohne Unterschied der Konfession ein Hinweis darauf, was unsere Politik vom Katholizismus zu erwarten hat, ob freundliche oder feindliche Strömungen, gefährliche oder günstige Stimmungen sich in ihm regen. Die katholische Kirche ist nach wie vor eine politisch-kulturelle Großmacht in Europa, mit der jeder Staat unseres Erdteiles rechnen muß, einer aber, der sich anschickt, eine ganz neue Ära europäischer Politik anzufangen, wie jetzt eben unser deutscher, natürlich ganz besonders. Jene protestantische politische Betrachtungsweise, die sich um katholische Dinge nicht kümmerte, unter dem bequemen, schnell fertigen Vorwande, konfessionelle Mächte seien keine berechtigten Faktoren moderner nationaler Politik, muß überwunden werden. Freilich haben wir eine spezifisch kleindeutsche Zeit hinter uns, eine Zeit, die die Ziele deutscher Politik weit jenseits der Meere suchte, weil sie sich an die Lösung der europäischen Fragen um des geheiligten Status quo willen nicht heranwagte. Um das Schicksal der deutschen Millionen in Österreich-Ungarn glaubten wir uns nicht kümmern zu dürfen, die Wege der östlichen Kolonisation, die unsere Vorfahren gebahnt, ließen wir mit Gestrüpp verwachsen, und von den politischen Bahnen unseres alten heiligen Reiches nach dem blauen Mittelmeer im Süden, dem Herzen der alten Welt, sagten unsere Historiker: Vestigia terrent! Aber der Krieg zwingt uns, die Augen wieder aufzumachen, er gestattet uns nicht mehr, Deutschlands Zukunft lediglich jenseits des Ozeans zu suchen, wir müssen wieder mit den politischen Problemen ringen, mit denen die Jahrhunderte unserer Geschichte gerungen haben. Wir müssen eine Lösung der Frage finden, wie die Existenz und Selbstbestimmung der Völker des Ostens mit der Erhaltung deutscher Macht und Kultur in Einklang zu bringen sei. Wir begreifen auch wieder, daß es nicht gleichgültig ist, ob ein feindseliges Italien

*) „Deutscher und französischer Katholizismus in den letzten Jahrzehnten." Von Dr. Heinrich Schrörs, Professor der kath. Theologie an der Universität Bonn. 8° (XVI und 228 S.). Freiburg 1917, Herder. M. 4, in Pappband M. 4,60.

uns den Ausweg durch die Adria abschnürt. Und wer sollte gar heute noch unter national fühlenden deutschen Herzen es wagen, irgendeine Politik zu befürworten, in der nicht die Erhaltung des Bundesverhältnisses zu Österreich-Ungarn der Eckstein wäre! Eine Politik, der es irgendwie denkbar erschiene, den Bund zwischen uns und der Donaumonarchie zu einer Episode zu machen, die ebensogut durch irgendwelche andere Kombinationen abgelöst werden könnte, setzt uns der Gefahr aus, daß zwölf Millionen Volksgenossen für immer einem politischen Sonderbewußtsein verfallen, wie die Schweizer oder die Niederländer. Das wäre der größte Verlust, den unser Volkstum erleiden könnte. Keine noch so glänzenden weltwirtschaftlichen Erfolge, keine noch so große Erwerbung in Afrika könnte ihn ausgleichen. Wir haben schon nicht mehr die Wahl, ob wir uns um die Schaffung einer mitteleuropäischen Einheit bemühen wollen. Wir müssen es tun, wenn uns an der Einheit und Gesundheit unseres Volkstums etwas liegt, und wenn wir die alten Fragen europäischer Politik im bisher russischen Westgebiet, am Balkan und der Adria einer Lösung entgegenführen wollen, die uns endlich einmal Ruhe vor ihnen verheißt. Was wir an Kraft übrig behalten, das mögen wir wieder in Kolonialpolitik stecken, aber unsere Hauptaufgaben liegen in Europa. Ist das nun der Fall, so ist die Kenntnis einer so alteingewurzelten, so spezifisch gesamteuropäischen Macht wie der katholischen Kirche für die deutsche Politik ganz besonders wichtig.

Es bedurfte eines solchen kleinen grundsätzlichen Ausblicks auf die Aufgaben unserer Politik, um dem Leser zu zeigen, unter welchem Gesichtswinkel wir die Angelegenheiten der katholischen Kirche ansehen müssen. Ein Volk, das eben helfen will, aus eigenen nationalen Notwendigkeiten heraus helfen muß, Mitteleuropa zu ordnen, ein Volk also, das vor einer Aufgabe europäischer Politik allergrößten Stiles steht, kann nicht gleichgültig vorübergehen an den Lebenserscheinungen einer so hervorragend in Europa wurzelnden Kulturmacht, wie der katholischen Kirche. Unser Erfolg bei unseren mitteleuropäischen und europäischen Aufgaben wird sehr maßgeblich beeinflußt sein von dem Wohl- oder Übelwollen der katholischen Kirche. Es dürfte keinem Urteilsfähigen schwer fallen, sich klar zu machen, daß die Feindschaft des internationalen Katholizismus ein böses Sprengpulver für unsere mitteleuropäische Einheit wäre. Schon das Deutsche Reich hat es im eigenen Innern erfahren, daß es gegen die katholische Kirche nicht regiert werden kann, und es ist ein Zeichen der Zeit, daß heute ein ausgesprochen katholischer Politiker das Reich lenkt. Es wäre kein geringer Triumph unserer Staatskunst, wenn es gelänge, den Katholizismus für den mitteleuropäischen Gedanken zu interessieren. Die Aussicht darauf ist nicht schlecht, doch darf man sie noch nicht für allzu sicher halten. Abgesehen davon, daß in Deutschlands nichtkatholischen Kreisen Stimmungen auftauchen könnten, die nicht scharf genug denken, um der einfachen politischen Notwendigkeit Rechnung zu tragen, so wäre es ja auch möglich, daß in der katholischen Kirche ausgesprochen deutschfeindliche Strömungen zur Macht kämen. Die über alles Maß feindselige Haltung, die ein großer Teil des romanischen, namentlich der französische Katholizismus im Kriege gegen Deutschland eingenommen hat, läßt Befürchtungen dieser Art durchaus nicht als absurd erscheinen Ein doch zweifellos guter Kenner der Verhältnisse, wie Professor Schrörs in seinem zitierten Buche, macht sich auch nach Friedensschluß auf eine fortdauernde Vereinzelung der deutschen Katholiken innerhalb der Kirche infolge der französischen Verleumdungen gefaßt. Wir müssen damit rechnen, daß ein recht bedeutender Teil des gesamten Katholizismus gegen uns verhetzt ist, vielleicht sogar hier und da auf mitteleuropäischem Boden. Der französische Katholizismus hat es im Kriege geradezu darauf angelegt, die gesamte Kirche in Gegensatz zu Deutschland zu bringen, dem Katholizismns ein spezifisch lateinisches, antideutsches Wesen nachzusagen und unser Vaterland einschließlich unserer eigenen Katholiken als kirchenfeindlich zu verleumden. Diese feindlichen Versuche und die Gegenwehr unserer Katholiken sind keine lediglich katholischen Angelegenheiten, sondern verdienen die Aufmerksamkeit unserer ganzen politischen Öffentlichkeit.

Der französische Katholizismus hat sich seit 1871 stets äußerst nationalistisch aufgeführt. Er fühlte sich geradezu zum Pfleger der Revanchestimmung berufen. Von den innersten Gründen dieser Haltung wird weiter unten noch in kurzen Worten die Rede sein. Sie sind an sich ehrenwert und hauptsächlich innerpolitischer Natur. Die Katholiken waren nach dem Kriege von 1870 in Frankreich nur kurze Zeit an der Macht, sonst in schärfster und nicht eben erfolgreicher Opposition gegen die ganze republikanisch-radikale Entwicklung des inneren Staatslebens, deren Grundsätze ihnen verderblich für ihr Volk erscheinen mußten. Der Glaube an einen spezifisch katholischen Beruf Frankreichs, der „ältesten Tochter der Kirche", ist alt. Es ist nicht wunderbar, wenn er sich in den durch das unaufhaltsame Vordringen des Radikalismus auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens der Nation bekümmerten Herzen der französischen Katholiken umkehrte in den Glauben an einen spezifisch französischen Beruf des Katholizismus. „Dieu et la France!" — in dieser alten Formel vermag sich die ganze Stimmung des Revanchekatholizismus auszudrücken. Die Katholiken glaubten, daß Frankreich geistiger und sittlicher Kräfte bedürfte, um seinen alten Rang gegenüber dem aufsteigenden Germanentum zu behaupten. Diese Kräfte sollte und konnte ihrer Meinung nach nur der Katholizismus liefern. Was wunder, wenn in entschlossenen Gallierköpfen und leidenschaftlichen Franzosenherzen der Katholizismus geradezu einen deutschfeindlichen Beruf bekam! Der französische Monarchist Charles Maurras, der nicht einmal ein echter Gläubiger war, aber als geistiges Haupt des nationalistisch-klerikalen Bundes der „Action française" einen tiefgehenden Einfluß auf die französischen Katholiken ausübte, konnte ungestraft so weit gehen, den „katholischen", d. h. allgemeinen Charakter der Kirche anzutasten, und sie als ausgesprochen „lateinische" Institution gegen das germanische Prinzip auszuspielen. Nicht erst während des Weltkriegs, sondern schon lange vorher sucht man in diesem Lager, die katholische Kirche zu einer antigermanischen Macht zu stempeln und die deutschen Katholiken als Parteigänger eines barbarischen und protestantisch-kirchenfeindlichen Teutonismus um jeden katholischen Kredit zu bringen. Daß eine derartige Propaganda in der Welt leicht einen gewissen Eindruck machen kann, wird man ohne weiteres zugeben, wenn man daran denkt, daß doch auch bei uns und zwar von entgegengesetzter protestantischer Seite mit der Unterstellung, die katholische Kirche sei undeutsch, sei lateinisch, nicht ohne Erfolg gearbeitet worden ist. Man hat im Kulturkampf das Schlagwort vom „evangelischen" romfeindlichen Kaisertum geprägt, das jetzt die Franzosen prompt gegen uns ausnutzen. Man hat die katholischen Politiker als national unzuverlässige „Römlinge" hingestellt und die Auseinandersetzung der liberalen Gedankenwelt mit der katholischen als eine Phase des nationalen Kampfes der Germanen gegen die Römer erscheinen lassen. Angesichts der Tatsache, daß das deutsche Volk alles in allem zur Hälfte katholisch ist, war das eine ungeheuerliche Gedankenlosigkeit, die leider nicht ungestraft bleibt. Nach meiner Kenntnis gab es bis zum Ausbruch des Krieges noch genug, glücklicherweise allerdings meist nicht allzu maßgebliche evangelische Kreise, die nur den Glauben der Reformation als echt deutsch gelten lassen wollten. Manche Nationalisten bei uns waren also nicht frei von der gleichen Kurzsichtigkeit, die die katholischen in Frankreich jetzt in der deutschfeindlichen Propaganda betätigen. Bei der ungeheuren Wichtigkeit, die die zukünftige Stimmung der Katholiken in ganz Europa besonders für unsere auf Schaffung eines dauernden mitteleuropäischen Bundes hinzielende Politik hat, besteht absolut kein wahres Interesse daran, wider den tatsächlichen Befund die katholische Kirche als deutschfeindlich und lateinisch erscheinen zu lassen. Jeder, der heute noch an einem solchen, sich antiultramontan gebärdenden deutschen Nationalismus festhalten wollte, würde in Wahrheit seinem Vaterlande wider seinen Willen einen schlechten Dienst erweisen: Die Abwehr, in der die deutschen Katholiken sich heute gegen die Franzosen um Anerkennung ihres echt katholischen Geistes befinden, ist zugleich ein Kampf im Dienste der vaterländischen Politik, und ein Buch, wie das von Schrörs, muß auch vom nationalen Standpunkte

ausdrücklich Zustimmung finden. Es hat uns politisch viel Schaden gemacht, daß das griechische Christentum von den Russen mit einem Scheine des Rechts als slawische Rassenreligion hingestellt werden konnte. Der Schaden für die kommenden europäischen Aufgaben der Deutschen als des führenden Kulturvolkes von Mitteleuropa wäre noch unendlich viel größer, wenn es gelänge, den Katholizismus als deutschfeindliche romanische Rassenreligion erscheinen zu lassen. Gewisse Anspielungen wegen unerwünschter Einflüsse der romanischen Leitung der katholischen Kirche auf die deutsche Politik auf seiten jener Kriegszielpartei, der unsere Antwort auf den Friedensvorschlag des Papstes ein Dorn im Auge war, waren, wenn man an die Notwendigkeiten der mitteleuropäischen Zukunft denkt, unverständig und bleiben bedauerlich. Der Papst wäre nicht so neutral in dem jetzigen Weltkriege, wenn die deutschen Katholiken weniger loyal gegen ihr kirchliches Oberhaupt wären. Die Kurie muß auch im eigenen Interesse stets daran denken, daß die von ihr geleitete Kirche „katholisch" und nicht „lateinisch" sein will, aber es ist gut, wenn die deutschen Katholiken die nationalistischen Tendenzen der französischen Klerikalen als unkatholisch kennzeichnen und sich selbst als frei von solchen Bestrebungen erweisen können; und es ist klug, wenn die gesamte öffentliche Meinung bei uns begreift, was diese innerkatholische Auseinandersetzung für unsere europäische Politik bedeutet.

Eine gut beratene deutsche Politik wird leicht erkennen, daß wir in sehr vielen Gegenden Europas mit der katholischen Kirche sehr gut ein Stück Weges gemeinsam gehen können. In allen romanischen Ländern war es in erster Linie das antikatholische politische Freimaurertum, das zum Kriege gegen uns gehetzt hat. In Italien ist der Bruch mit uns mehr oder weniger gegen den Willen der dem Katholizismus näher stehenden konservativen Elemente beschlossen worden. Aber sogar in Frankreich fällt die eigentliche Schuld am Kriege gar nicht auf die Katholiken trotz ihres zur Schau getragenen Revanchenationalismus, sondern auf die herrschenden Radikalen, die es vorher liebten, mit pazifistischen und sozialistischen Redensarten um sich zu werfen. Poincaré und Clémenceau, Viviani und Briand, und alle die Männer, auf die in Frankreich die Verantwortung von 1914 fällt, sind ja doch keine Katholiken, sondern rote Radikale und Freimaurer. Soweit wir die Ursachen der Entfesselung des Krieges nicht überhaupt in grob-materiellen Beweggründen der herrschenden Männer suchen wollen, kann jedenfalls für sie der katholische Nationalismus nicht in Frage kommen, sondern nur der Jakobinerhaß gegen das unjakobinische Deutschland, und das Vermächtnis von 1792, die Errungenschaften der Revolution auch über den Rhein nach Deutschland zu tragen. Die nationalistische Haltung der französischen Katholiken verdient in diesem Zusammenhange noch eine besondere Erklärung. Diese Erklärung wird uns dann ein Urteil darüber ermöglichen, ob Frankreich in bezug auf die Behauptung, daß die deutsche Politik fast allgemein in Europa ein Stück Weges mit dem Katholizismus zusammengehen könne, eine Ausnahme bildet oder nicht. Wenn wir die ganze merkwürdige Kriegswut der Franzosen überhaupt verstehen wollen, dürfen wir nicht vergessen, daß sich die ganze Weltlage vor dem Kriege in französischen Köpfen anders malte als in unseren. Die Franzosen haben seit alter Zeit nicht Land und Leute, nicht Reichtum und Kultur an sich als wertvollsten nationalen Besitz betrachtet, sondern jenes besondere Ansehen der „grande nation" unter den Völkern, das sie als ihr Prestige bezeichnen. Dieses Prestige war in den Augen der Franzosen seit ihrer Niederlage von 1870 geschmälert. Weniger der Verlust von Elsaß-Lothringen an sich, als vielmehr die Minderung des Prestiges war die ewige Quelle des Revanchebedürfnisses. Das Prestige ist, wie Max Scheler sehr richtig sagt*), eine Differenzkategorie. Jedes Aufsteigen einer anderen Macht vermindert an sich schon den Vorsprung, den die Franzosen vor allen anderen Völkern in Europa behaupten wollen, auch wenn dieses Aufsteigen gar nicht auf

*) In dem Aufsatz „Das Nationale im Denken Frankreichs" (Krieg und Aufbau, Leipzig 1916, Seite 77 ff.)

Kosten Frankreichs sich vollzieht. Unser Emporkommen nach dem Sieg von 1870 war nach französischer Auffassung ein fortgesetzter Raub an dem Prestigebesitz, den der Franzose seinem Volke von Rechts wegen zuschreibt. Daher fühlte sich Frankreich fortwährend von uns angegriffen, mochten wir uns auch noch so viel Mühe geben, jeden Schein eines tatsächlichen Angriffs zu vermeiden. Sieht man die Dinge so an, so wird auch klar, wie es möglich ist, daß jedermann in Frankreich einen Verteidigungskrieg gegen die barbarischen Angriffe Deutschlands zu führen glaubt. Wir sehen ja, daß die Gebildetsten und Gelehrtesten, Leute, die recht wohl den wahren Sachverhalt wissen könnten, und von denen wir nicht annehmen dürfen, daß sie bewußt die Unwahrheit reden, nicht weniger als die breite Masse und die führenden Politiker sich einbilden, von uns herausgefordert und angegriffen zu sein. Die ganze französische Volksseele war von quälender Ungewißheit erfüllt, ob sich der als am wertvollsten angesehene Prestigebesitz nach dem Verlust von Elsaß-Lothringen gegenüber dem immer weiteren Aufsteigen Deutschlands behaupten lassen werde. Bei solcher Seelenverfassung erschien Deutschland als immer erneut anstürmender Angreifer, und jede eigne Offensive erschien als reine Verteidigung. Unter diesen Umständen entgeht die hitzige Revanchestimmung der französischen Katholiken in höherem Maße, als man auf den ersten Blick denken sollte, dem begründeten Vorwurf, am tatsächlichen Ausbruch des Krieges unmittelbar mit schuld zu sein. Die Revancheidee sollte zunächst der Erziehung des eigenen Volkes dienen, daran zu arbeiten, daß der Prestigevorsprung Frankreichs gegenüber Deutschland nicht immer negativer würde. Das aber fürchteten die Katholiken von der fortdauernden Radikalisierung der Republik. Diese Entwicklung war in ihren Augen die Zerstörung alles dessen, was Frankreich früher unter monarchischer Führung groß gemacht hatte. Der Angriff der Revanchepatrioten richtete sich gegen die plutokratische Korruption und sozialistisch-radikale Auflösung im eigenen Lande, weil sie fühlten, daß diese Entwicklung Frankreich unfähig mache, mit Deutschland Schritt zu halten, und damit unfähig zur Revanche. Einen Angriff auf Deutschland beabsichtigte man in diesen konservativen Kreisen fürs erste einfach deshalb nicht, weil man, wenigstens soweit man folgerichtig dachte, an keinen Erfolg glauben konnte, solange Frankreich nicht innerlich wieder konservativ und katholisch geworden sei. Es konnten nur die Radikalen selber sein, die der Republik zutrauten, über Deutschland siegen zu können. Nur die Männer der herrschenden Plutokratie waren imstande zu glauben, daß sie mit ihrem Goldregen Rußland befähigen könnten, den Franzosen die ersehnte Revanche zu verschaffen. Und nur sie konnten sich der angenehmen Einbildung hingeben, daß es möglich sei, durch Unterstützung der englischen Weltpolitik den deutschen Prestigeräuber auf dem trockenen Wege wirtschaftlicher Erdrosselung zur Strecke zu bringen. Natürlich hat es auch unter den herrschenden Radikalen Leute gegeben, die von der Kriegspolitik wenig Gutes erwarteten. Den Sozialisten Jaurès hatte man bald beseitigt; Caillaux unschädlich zu machen ist bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz gelungen. Ein innerpolitischer Umschwung zugunsten dieser Richtung kann eines Tages die Kriegspolitik Frankreichs einmal sehr rasch von der blinden Gefolgschaftstreue gegenüber England und Amerika bekehren. Aber eine dauerndere Beruhigung würde jenseits der Vogesen vermutlich doch eintreten wenn die radikale Republik, nachdem sie diesen Krieg verloren hat, überhaupt ausspielte, und der Katholizismus wieder politischen Einfluß gewönne. Ich sage das, obwohl die Revanchewut der französischen Katholiken sich laut genug geäußert hat. Sie werden auch nach einem innerpolitischen Umschwunge wieder in die nationalistische Trompete stoßen, aber sie würden mit der inneren Umbildung der französischen Volksseele und der politischen Reaktion gegen die freimaurerische Vergangenheit zunächst Arbeit genug haben und auf lange Zeit hinaus keine Kraft finden, aufs neue mit Deutschland Händel zu suchen. Frankreich würde unter klerikaler Herrschaft auch dem Einfluß der internationalen Demokratie, die sich als ein notorisch deutschfeindlicher Bundesgenosse der angelsächsischen Weltmächte entpuppt hat, wenigstens soweit entzogen

sein, wie heute Spanien, wo es der antikatholischen Demokratie bis heute noch nicht gelungen ist, die Neutralität aufzuheben. Indessen mag infolge der zu erwartenden militärischen Niederlage der Republik der Katholizismus in Frankreich zur politischen Macht gelangen oder nicht: die Haltung des gallischen Nachbars bleibt ein heute unberechenbarer Faktor, über den sich nichts prophezeien läßt. Nur soll man nicht denken, daß ein katholisch beherrschtes Frankreich für uns besonders ungünstig sei. Feindseliger als die radikale Republik kann es nicht werden, und ohne eine gewisse innerpolitische Annäherung an das konservativere Deutschland ist eine katholische Restauration in Frankreich nicht denkbar. Das wäre schon etwas!

Der heute von Frankreich genährte Gegensatz zwischen Deutschland und den romanischen Nationen wird hoffentlich nicht ewig dauern. Wenn der Friede auf der Basis einer einigermaßen billigen, beiderseits annehmbaren Verständigung zustande kommt, wird man wieder nebeneinander leben können. Der Katholizismus als eine Größe, die in beiden Lagern mächtig ist, wird vor allem berufen sein, dahin zu wirken, daß das Lateinertum und Germanentum sich der Gemeinschaft der europäischen Kultur, aus der man sich die Angelsachsen und erst recht die Russen weit leichter wegdenken kann, als gerade eine dieser beiden Völkergruppen, wieder bewußt werden. Die Stellung des Katholizismus im Deutschen Reiche muß derart sein, daß kein romanisches Volk Vorwände geliefert bekommt, die katholische Kirche für eine lateinische auszugeben. Sie soll verbinden helfen, aber nicht trennen. Was die Haltung der deutschen Katholiken innerhalb der Gesamtkirche anlangt, so rät Schrörs, jede Herausforderung der Franzosen zu vermeiden und sich zunächst niemandem unter den außerdeutschen Glaubensgenossen aufzudrängen (S. 209 f.). Allmählich, hofft er, würden sich Vermittler zwischen deutschem und französischem Katholizismus finden und eine neue Annäherung herbeiführen. Die Schweiz, das Elsaß und Rom hält er für besonders geeignet für derartige Aufgaben. Daß Schrörs engen Anschluß an Rom und unverbrüchlichen Gehorsam gegen den Papst empfiehlt, ist folgerichtig, weil es gilt, den Lateinern jeden Vorwand zur Verdächtigung der kirchlichen Treue der Deutschen zu nehmen. Mit solcher Treue hofft er, die internationalen Beziehungen des Katholizismus fester zu knüpfen, damit sie nicht etwa durch die im Kriege allerdings als sehr wirksam erwiesenen internationalen Beziehungen der angelsächsischen Demokratie oder die des Sozialismus an Festigkeit übertroffen werden. Dieser internationale Ehrgeiz wird immer ein wirksamer Ansporn sein, daß die Kirche „katholisch" bleibt und nicht „lateinisch" wird. In der inneren Politik des Deutschen Reiches kündigt Schrörs an, wird die Kirche wie bisher den alldeutschen Nationalismus bekämpfen, dem Ausbau der mitteleuropäischen Beziehungen zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn aber wird sie ihre Hilfe leihen. Das klingt sehr verheißungsvoll. Denn gelänge es, ein besonderes Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen den Katholiken Deutschlands, Österreichs und Ungarns großzuziehen, so wäre für den mitteleuropäischen Bund ein sehr zuverlässiges Band geknüpft. Innerhalb des Reiches erwartet Schrörs mit dem Falle des preußischen Wahlrechts ein Zurücktreten des bisher führenden altpreußischen Nordostens und ein Aufsteigen des katholischen Westens und Südens zur politischen Macht. Mit der Regierung Hertling—Payer—Kühlmann hat ja diese Umwälzung anscheinend schon eingesetzt. „Wir haben dem Vaterlande etwas zu bieten", ruft Schrörs zuversichtlich. „Wir besitzen eine sichere, auf das Wort Gottes gestützte und nach ihrem Werte durch die Jahrhunderte erprobte Sittenlehre, die einen festen Halt geben kann gegenüber der Verwirrung der sittlichen Begriffe, die eine gleißende Philosophie erzeugt hat, gegenüber der nackten Politik des Erwerbens, gegenüber der schrankenlosen Jagd nach dem Genusse, gegenüber der Herrenmoral, die jenseits von Gut und Böse stehen zu dürfen glaubt. Nicht allein dem einzelnen ist die christliche Moral die leitende Hand, die ihn zu einem wertvollen Gliede des Staates erzieht, sie ist auch Sozialethik im großen*)." Die Mitarbeit der positiv

*) A. a. O. S. 225.

Evangelischen für die Verchristlichung des ganzen Staats- und Wirtschaftslebens wird ausdrücklich in Anspruch genommen, so daß die andere Konfession den Raum behaupten kann, der ihr grundsätzlich zugesprochen werden muß.

Das Buch von Schrörs bekundet wiederum, was ich früher schon zu erweisen suchte*), daß der deutsche Katholizismus sich den großen Aufgaben vaterländischer Politik nach innen und außen nicht nur nicht entziehen will, sondern sie grundsätzlich für sich in Anspruch nimmt. Er will von der Macht im deutschen Staate ein so gutes Stück erobern, daß ein Hand-in-Handgehen der deutschen Politik mit der Kirche in Europa gewährleistet erscheint. Die politischen Kräfte des Katholizismus sollen überall zu Verbündeten der Reichspolitik werden, und andererseits durch das Gewicht ihrer im Reiche und in ganz Mitteleuropa erhofften Stellung innerhalb der Kirche derartig an Bedeutung gewinnen, daß die lateinischen Nationen in Zukunft noch weniger als heute daran denken können, sich als die Bannerträger des echten Katholizismus hinzustellen. Die Kurie hat den Bestrebungen der deutschen Katholiken in der schweren Krise dieses Krieges insofern vorgearbeitet, als Papst Benedikt der Fünfzehnte jede ausgesprochene Parteinahme für die romanischen Völker vermieden hat. Die Aussicht, den Papst für die Anerkennung einer Führerstellung der Deutschen unter den mitteleuropäischen katholischen Nationen zu gewinnen, die der Führerstellung der Franzosen unter den romanischen Katholiken gleich käme, ist also vielleicht gegeben.

Wir brauchen Volkswirte!

Von Dr. E. Jenny

Der gegenwärtige Weltkrieg wird Deutschland für alle Zukunft die grundlegende Lehre hinterlassen: Voraussicht ist nahezu alles. — Eine Lehre aus bitterster Erfahrung. Zu gleicher Zeit ein unversiegbarer Quell seiner künftigen Kraft, wenn diese Einsicht sich durchringt. Denn es hat sich herausgestellt, wie dank Deutschlands schöpferischer Macht und seiner Organisationsbegabung überall dort, wo rechtzeitig sein zäher Wille und seine Gewissenhaftigkeit Vorbereitungen getroffen hatten, ihm die herrlichsten, sieghaftesten Erfolge erblühten; wo es hingegen durch die Ereignisse überrascht ward, ihm trotz heroischer Aufopferung schwere Leiden erwuchsen. Das erstere war der Fall bezüglich seiner militärischen Rüstungen. Die ganze Welt konnte ihm nichts anhaben. Ebenso fest gewappnet war es bezüglich des Eisenbahnwesens und der Finanzmobilisierung. Da war alles vorgesehen; da gab es auch kein Straucheln, kein technisches Versagen und ungewisses Tappen, — mit festen Schritten trat Deutschland in den Kriegszustand über. Übles widerfuhr ihm dagegen auf wirtschaftlichem Gebiet. Da mußte alles improvisiert werden; denn nichts war vorbereitet! Die schlimmsten Mißgriffe in bezug auf Menschen und Maßnahmen mußten bei der Hast mit unterlaufen. Noch im Mai 1914 hatte der Staatssekretär Delbrück von oben herab eine Anregung, zu der sich jahrelange Mahnungen zur Schaffung eines „wirtschaftlichen Generalstabes" verdichtet hatten, abgewiesen: es würde vorkommendenfalls sich alles finden. Es hat sich ... nichts gefunden; vielmehr mußte alles erst mühsam gesucht werden. Unendliche Kräftevergeudung, schwere Reibungsverluste waren die Folge. Denn

*) „Grenzboten" 1917 Nr. 27, „Kräfte von innen".

auf wirtschaftlichem Gebiet mußte alles neu geschaffen werden, — nichts war vorbereitet, nichts auch nur vorbedacht.

Erst zu spät ward man gewahr, bis zu welchem Grade heute ein Völkerkrieg ein Kampf der Volkswirtschaften ist. Und dieses Gebiet gerade war, was Zusammensetzung und zentrale Leitung der verfügbaren Kräfte betrifft, völlig vernachlässigt worden! Heute, da das Ringen um den Sieg auf den Kartoffeläckern, in den chemischen Laboratorien, den Werkstätten, Werften, Warenlägern und deren plangemäßer Verteilung, ja bis hinab in die Hauswirtschaften vor sich geht, da wußte niemand über die Zusammenhänge der Allgemeinwirtschaft Bescheid. Während jeder Knopf, jede Schnalle beim Militär eine vorgesehene Bestimmung hatte, war man selbst über die Grundzüge der wirtschaftlichen Rüstung im unklaren. Man griff wohl eiligst nach tüchtigen Fachleuten für einzelne Zweige der Gewerbe; vielfach ist großes dabei geleistet worden. Aber man konnte nicht zurückgreifen auf einen Stamm von Leuten, die, wirtschaftlich geschult, das Ineinandergreifen der Wirtschaftsgruppen übersahen und die Gesamtaufgabe zu meistern verstanden. Wohl lieferten Handel und Gewerbe an Umsicht hervorragende Organisationen, der Juristenstand steuerte eine Reihe tatkräftiger und umsichtiger Verwaltungsmänner bei; doch jedem einzelnen, der über sein enges Spezialgebiet hinaus zu walten berufen war, blieb es vorbehalten, sich rein intuitiv auf dem fremden Boden zurechtzufinden. Was nützen einem Heere die besten Frontoffiziere, die tüchtigsten Waffenkonstrukteure, die findigsten Pioniere, wenn kein einheitlicher Wille, keine Stäbe ihre Arbeit zu einheitlichem Wirken zusammenfassen? Zwar suchte man nach Leuten, die mit dem Organismus des Wirtschaftslebens, mit den Wechselbeziehungen aller Teilkräfte desselben vertraut gewesen wären. Man rief nach Volkswirten. Man hatte nicht vorgesorgt: jetzt gebrach es daran. Zum mindesten waren sie nicht greifbar zur Hand.

Es fehlte eben nicht nur die rechtzeitige Organisation; es fehlten auch die Menschen. Man hatte versäumt, sie heranzubilden! Das Studium der Volkswirtschaft war seit langem schwer vernachlässigt worden. Zwar hörten auf den Hochschulen viele junge Leute die trefflichen Lehrer, aber überwiegend aus eigenem Antrieb und zudem meist als Nebenfach. Der Staat hatte in seinem Routinentrott übersehen, seinerseits den unerläßlichen Anreiz zu geben, Leute, deren er eines Tages so dringend notwendig bedurfte und die er längst sehr gut hätte gebrauchen können, heranzuziehen. So hatte er es unterlassen, den Volkswirten irgendwelche Laufbahn in seinen Diensten zu öffnen. Das verknöcherte Juristenprivileg hielt sie fern. Selbst da, wo der Nationalökonom mit dem ganzen Rüstzeug seiner Wissenschaft die segensreichste Tätigkeit hätte entfalten können, der Jurist dagegen sich erst mühsam in seine Aufgabe hineinfinden und sein formaljuristisches Gedankenkleid oft zuvor abstreifen mußte, um zum Verständnis der ihm obliegenden Pflichten durchzudringen, selbst da blieben die Türen der Behörden dem Volkswirt eifersüchtig verschlossen. Weder in der Steuerverwaltung, noch im Schatzamt, weder im Handelsministerium, noch in der Landwirtschaftsverwaltung oder in der Sozialversicherung bot sich auch nur der bescheidenste Posten, auf dem ein Volkswirt seine Tätigkeit hätte entfalten dürfen. Das Eisenbahnministerium wie die handelspolitische Abteilung des Auswärtigen Amtes waren gegenüber dem Nationalökonomen gleich „exklusiv". Höchstens durfte er sich, wenn man ihn schon gar nicht entbehren konnte, wie in den statistischen Ämtern, als Hilfsarbeiter herumdrücken. Als so eine Art wissenschaftlicher Offizierstellvertreter: der jüngste Leutnant, will sagen Regierungsrat oder gar Assessor, blieb stets sein Vorgesetzter. Während sich die Techniker und Baufachleute allmählich eine Bresche in die undurchdringlich gekittete Phalanx der Juristen hatten schaffen können, um wenigstens im Patentamt, im Eisenbahnministerium usw., wo sie unerläßlich waren, auch einige Aussicht auf Fortbewegungsfreiheit — zu deutsch: Karriere — zu erlangen, stieß der Volkswirt überall auf verschlossene Türen.

So gründlich wie er war überhaupt kein akademischer Berufszweig vom Staatsdienst (außerhalb des Lehrbetriebes auf den Hochschulen selbst) ausgeschlossen.

Indem man ihm nicht einmal die Möglichkeit zur Ablegung eines Staatsexamens bot, hielt man sich ihn von vornherein vom Halse. Während jeder andere Hörer der philosophischen Fakultät, jeder brotsuchende Student der alten Sprachen, jeder Botaniker sein Staatsexamen als Oberlehrer machen kann, blieb den Jüngern dieses modernsten Faches jeder Erwerb einer Berechtigung zum Staatsdienst versagt. In die Wissenschaft als solche mochte wohl jeder nach eigenem Belieben eindringen; doch der Staat verschmähte irgendetwas dazu zu tun, daß man sich der Disziplin widmete. Wer betrieb da noch das Studium der Volkswirtschaft? Außer den Juristen, die meist vor dem Examen flüchtig dieses „Nebenfach" paukten, und Leuten, die von echtem Wissensdrang dem Fach zugeführt wurden, waren es entweder künftige Dozenten oder solche, die ihre Ausbildung zu Syndici der wirtschaftlichen Körperschaften (Handelskammern usw.) erlangen wollten. Endlich noch Geister höheren Fluges, die sich für leitende Stellungen großer Unternehmungen ausersehen glaubten, wo weiter Überblick über das gesamte Wirtschaftsleben erforderlich oder doch förderlich erschien, wie z. B. im höheren Bankfach usw. Doch auch diesen verschmähte der Staat irgendeine „Approbation" als Gewähr und Erleichterung mit auf den Lebensweg zu geben, wie er sie doch jedem Zahnarzt oder Fleischbeschauer gönnte. Man würdigte den geschulten Nationalökonomen keines Befähigungsnachweises. Nun braucht man die Bedeutung abgelegter Examina durchaus nicht zu überschätzen; allein es liegt in des Staates eigenstem Interesse, Leute zu nützlichen Fächern heranzuziehen und ihre Ausbildung in ausgiebiger Zahl zu veranlassen. Zu Prüfungen lag übrigens vom Standpunkte des Staates kein Anlaß vor, da er doch keine Ämter den Volkswirten anzuvertrauen gesonnen war. Diese Vernachlässigung der Heranbildung und Verwendung eines zahlreichen volkswirtschaftlich durchgebildeten Personals seitens der Regierungen ist eine schlimme Unterlassungssünde aus Kurzsichtigkeit gewesen.

So geschah es denn, daß, als der Krieg plötzlich die höchsten Anforderungen an nationalökonomisch geschulte Kräfte stellte, solche nicht in ausreichender Anzahl aufzutreiben waren. Und soweit es solche gab, hatten sie sich in allerhand Privatstellungen verloren. Man mußte sie erst wieder ausgraben: der Staat hatte erst recht keine zur Hand! Er behalf sich, indem er zu seinen meist ahnungslosen Juristen seine Zuflucht nahm oder, auf die Gefahr der Interessentenwirtschaft hin, praktische Fachleute heranzog, denen jedoch meist ein erweiterter Gesichtskreis über ihr Erwerbsfeld hinaus ebenso abging, wie jeder Schimmer von staatlicher Verwaltungskunst. In letzterer Hinsicht sei nur auf die bitteren Erfahrungen in einigen Kriegsgesellschaften mit ihren Umständen, Übelständen und Mißbräuchen erinnert. Aus den Reihen der Juristen aber erschienen jene komischen Käuze, wie jener juristische Kanaldirektor, der zum Oberbefehlshaber der Kartoffeln ernannt wurde, zum Unheil des deutschen Volks. Oder solche Juristen, die Ernährungsfragen zu lösen hatten, ohne die geringste Ahnung von Physiologie, Technologie und Landwirtschaft zu haben; die Einfuhrgesuche zu genehmigen bekamen, ohne sich ein Bild vom Handelsbetrieb oder von der technischen Verwendbarkeit der Waren, vom Ineinandergreifen der Industrien machen zu können; die bisher die Ansicht hatten, ein Zwanzigmarkstück sei eine „Valuta", und sich nun unverhofft vor die verzwickteften Aufgaben der Devisenpolitik und der Zahlungsbilanz gestellt sahen.

Kein Zweifel kann bestehen: Deutschland ist schlecht gerüstet für Bewältigung der großzügigen wirtschaftlichen Aufgaben, die die Neuzeit in ungeheurem Schwall auf die Staatsverwaltung und auf jenen privatwirtschaftlichen Wettstreit wälzt, unter dem sich letztlich doch wieder draußen auf dem Weltmarkt die nationale Durchsetzung vollzieht. Im inneren Verwaltungsdienst, der in rein juristischer Beziehung so gründlich durchgebildete Beamte aufweist, bleibt das Verständnis für wirtschaftliche Dinge völlig dem persönlichen Talent des einzelnen, also dem Zufall, überlassen. Im Auslandsdienst bleibt gleichfalls die Aneignung volkswirtschaftlicher Kenntnisse mehr oder weniger Privatsache. Vom Botschafter bis herab zu den einzelnen Konsuln begegnet man krassen Profanen in Fragen ökonomischer Zu-

sammenhänge. Sie bringen ja nach ihrer Dienstausbildung nicht den geringsten Betrag derartiger Kenntnisse mit in ihr Amt, manche der Herren wähnen sich nur zur würdigen Repräsentation berufen und fühlen sich hoch erhaben über so schäbige Dinge wie Frachtengestaltung, Tarifschacher, Handelskammern usw. Als man die Lücke gar zu bitter empfand, da legte man sich endlich Volkswirte als „Sachverständige" zu, hütete sich jedoch, sie den Botschaften anzugliedern — wie es andere Staaten taten, um ihren Agenten überall die beste Einführung und schärfste Einsicht zu sichern — oder sie gar in die Konsulatslaufbahn einzugliedern, sondern ließ sie sich in kleinen Nebenposten herumdrücken. Es war kein Platz für sie im Haushalt der „hochherrschaftlichen" Auslandsvertretung; nur als Aushilfspersonal ließ man sie zur Not gelten. Und das in einer Zeit, da das Wirtschaftsleben immer stärker das Dasein der Völker durchdringt, ihnen den Platz im Weltgetriebe anweist und im Frieden wie im Krieg ihre Schicksale bestimmt! In einer Zeit, da die wirtschaftstechnischen Vorgänge immer verwickelter, ihre Verflechtungen mit der Volkswohlfahrt immer engmaschiger werden und das Wirtschaftsleben immer greller in die politischen Gestaltungen ausstrahlt! Diese mangelhafte Rüstung hat nichts zu tun mit ungenügender Entwicklung der Wirtschaftswissenschaften, die etwa die erforderlichen Vorkenntnisse zu beschaffen nicht befähigt gewesen wäre. Wohl aber hängt sie zusammen mit den bereits erwähnten Mißständen. Einmal ist zu wenig oder eigentlich nichts geschehen, um ihren Ergebnissen die erwünschte Verbreitung zu verschaffen und Gelegenheit zur Anwendung zu gewährleisten. Zweitens war ihre Stellung innerhalb des Hochschulbetriebes und der akademischen Studienordnung eine unglückliche. In ersterer Hinsicht wäre zu fordern, daß jeder Verwaltungsjurist sich eine wirklich gründliche Kenntnis volkswirtschaftlicher Disziplinen aneigne und solche durch eine Prüfung nachweise, die nicht wie heute als nebensächlich angesehen würde. Weiterhin wäre es ratsam, ein Staatsexamen einzuführen (etwa als Wirtschaftsreferendar), und diesen zu praktischer Verwaltungstätigkeit bestimmten Leuten eine weitgesteckte Laufbahn vorzubehalten überall dort, wo innerhalb der Staatsverwaltung wirtschaftliche Kenntnisse und Erfahrungen in erster Linie und vor formal-juristischer Ausbildung erwünscht scheinen. Es kämen vornehmlich hierbei in Frage etwa alle Finanzverwaltungen, die Sozialversicherung, die Ministerien für Handel, Landwirtschaft, Eisenbahnen, sowie einige Abteilungen der inneren Verwaltung, wie z. B. die Statistischen Ämter; ferner die Handelsabteilung des Auswärtigen Amtes und dessen gesamter Auslandsdienst. Alle diese Stellen würden ungeheuere Förderung ziehen aus einer starken Durchsetzung ihres so einseitig juristischen Personals durch erprobte Volkswirte. Und die völlige Gleichberechtigung der letzteren, die die natürliche Voraussetzung sein müßte, könnte der Würde der Juristen gewiß keinen Abbruch tun, vielleicht eher durch fruchtbringende gemeinsame Arbeit zu deren durch den Ruf der Weltfremdheit ins Wanken geratenem Ansehen beitragen.

Nun noch ein Wort zur falschen Eingliederung der Volkswirtschaftslehre in den deutschen Hochschulbetrieb. Fast durchweg waren einst die „Kameralwissenschaften" den philosophischen Fakultäten zugewiesen worden, was gewiß der Weitung ihres Forschungsbereiches förderlich gewesen ist, vornehmlich durch die enge Berührung mit der Philosophie und Geschichtswissenschaft. Später wurden sie in Preußen vielfach an die juristische Fakultät verwiesen; in Süddeutschland hauptsächlich errichteten viele Universitäten eigene staatswissenschaftliche Fakultäten, oder doch besondere Abteilungen an ihrer juristischen Fakultät. Schon diese unbestimmte Buntheit der Lage zeugt deutlich dafür, daß man nicht recht wußte, was damit anzufangen war. Zweifellos wäre die geeignetste Lösung eine eigene Fakultät, vorausgesetzt, daß diese planmäßig dazu ausgebaut würde, um für den praktischen Verwaltungsdienst tüchtige Fachmänner heranzubilden. Hierzu bedürfte sie der Heranziehung juristischer Disziplinen, wie Staats- und Verwaltungsrecht, Völkerrecht, Verfassungskunde. Diese Verknüpfung wäre wieder ihrerseits bedingt durch die Zusicherung einer mit den Juristen gleichberechtigten Laufbahn im Staatsdienst. Zu welchem Zweck würde man sonst die Leute mit weitem Gesichtskreis für den reinen Verwaltungs-

dienst züchten, wenn man sie bestenfalls in engen Winkeln herumhocken ließe? Würde aber diese Reform durchgeführt, dann würde sich auch eine eigene Fakultät, oder doch eine gesonderte Abzweigung der juristischen wohl lohnen. Bis sich diese Erkenntnis Bahn gebrochen hat, jedoch in Vorbereitung einer solchen, wäre der Platz der Nationalökonomie möglichst dicht bei den Juristen. Doch dann, wohlgemerkt, als gleichberechtigtes und vollgültiges Fach, das durch die Studienordnung so gestellt wird, daß jeder spätere Verwaltungsjurist es als ein Hauptfach bestehen muß! Wohl mögen sich mannigfachere Anregungen aus den engen Beziehungen zu den historisch-philosophischen Fächern für die stille Forschungstätigkeit ergeben; und die Volkswirtschaftslehre ist, wie gesagt, in dieser Hinsicht nicht schlecht gefahren unter dem Dach der Philosophen. Allein zur Vorbereitung ihrer Jünger für die praktische Betätigung im heiß pulsierenden Leben draußen wäre die Annäherung an juristische Fachbildung ungleich zuträglicher. Insoweit deshalb die Errichtung von Sonderfakultäten noch untunlich erscheint, ist die gegebene Unterkunft der Wirtschaftswissenschaften die juristische Fakultät. Beide Teile würden, bei völlig paritätischem Ausgleich in der Prüfungs- und Studienordnung für angehende Verwaltungsleute, in gleicher Weise Nutzen voneinander ziehen.

Die Staatswissenschaften, vornehmlich die Volkswirtschaftslehre gehört zunächst zur Juristerei, wie die Kontrapunktlehre zur Musik, wie Anatomie und Physiologie zur Medizin. Die bisherige Trennung ist für beide Teile vom Übel. Der Volkswirt bedarf, sobald ihn die Erkenntnis von der Notwendigkeit irgendwelcher Eingriffe in das Wirtschaftsleben zum Vorgehen veranlaßt, stets des Rechts als des Werkzeuges zur Herbeiführung solcher Neugestaltung; daher eine gehörige Vertrautheit mit der Handhabung des Rechts ihm unumgänglich ist. Andernfalls stände er, ungeachtet seiner erleuchtetsten Erkenntnis, hilflos den diagnostizierten Schäden, ohnmächtig den kühn konzipierten Neuschöpfungen gegenüber. In der Tat macht sich auch heute die bisherige Entlegenheit von der Rechtswissenschaft bei den meisten Volkswirten hindernd bemerkbar. — Der Jurist dagegen, und möge er das Werkzeug seiner Einwirkung noch so virtuos handhaben, ermißt meist die wirtschaftliche Tragweite seiner noch so schön formulierten Erlasse, noch so sauber subsummierten Begriffe nicht. So wenig wie der tüchtigste Schiffsbauer etwa ein tüchtiger Seefahrer ist, wenn er das Element nicht kennt, das seine Werke trägt. Die engste Wechselwirkung besteht eben zwischen Rechtswissenschaft und den Staatswissenschaften im weiteren Sinne, in erster Linie der Volkswirtschaftslehre. Und daher gehören beide zusammengerückt zu einheitlichem Studium. Daraus ergäben sich erst wirklich vollwertige Verwaltungsbeamte — vielleicht gar Staatsmänner. Dem Juristen würden die Ereignisse des praktischen Lebens, das er im Interesse des Gemeinwohls zu meistern berufen ist, erläutert, während jetzt der Strom der Ereignisse fernab von ihm vorbeiflutet. Dem Volkswirt aber würde bei seiner regulierenden Tätigkeit ein Zugreifen erleichtert; nicht mehr würde er, wie heute so oft, trotz klarer Erkenntnis der Bedürfnisse, mit einer gewissen Unbeholfenheit den Dingen gegenüberstehen. Beide Wissenschaften ergänzen sich; sie gehören nebeneinander gelehrt, zusammen ausgeübt.

Heute dagegen finden wir, wie gesagt, die Wirtschaftswissenschaft stiefmütterlich in eine entlegene Ecke gerückt, und nur gelegentlich als Aschenbrödel zu solchen Arbeiten herangezogen, die andere nicht erfüllen mögen oder nicht zu bewältigen verstehen. Auf der Hochschule ist sie nur ein Nebengleis. Der Jurist befährt es kaum und nur so weit, als es notdürftig erforderlich ist, um nicht im Examen durchzufallen. Die Mehrzahl derer, die mit wirklicher Hingebung die Bahn verfolgen, sind Leute mit bereits anderweit erwähltem Lebensberuf, denen es ernsthaft um ihre eigene Vervollkommnung zu tun ist und eine Prüfung als leere Formalität gilt. Mit der ganzen Frische und dem unmittelbaren Schwung unternehmender Jugend wenden sich verhältnismäßig wenig zahlreiche Leute dieser Wissenschaft zu mit der Absicht, sich ihr ganz zu widmen. Eben weil dem Gleis eine Endstation, der Übertritt in einen festen Beruf und schönen Wirkungskreis

fehlt. Die lebendige Wissenschaft der Sozialökonomie ist durch ihre Lage zum toten Strang gemacht ...

Indessen braucht der Staat immer dringender tüchtige Wirtschaftsbeamte. Seine moderne Organisation greift immer tiefer ins wirtschaftliche Gebiet über. Die Außeninteressen der Staaten sehen sich je länger je stärker von wirtschaftlichen Beziehungen durchsetzt, ja bestimmend beeinflußt. Die Privatwirtschaften wachsen sich immer mehr zu gewaltigen Verbänden aus, die weitsichtiger, ökonomisch geschulter Leiter und Angestellter bedürfen. Unter der wachsenden Einsicht — die Not des Krieges hat den Scharfblick gesteigert — rufen Staat und Verbände aller Art laut nach Volkswirten; tausend Probleme harren fachmännischer Lösung. — Man richte daher rechtzeitig Studium und Laufbahn zweckentsprechend her — und die tüchtigen Fachleute werden binnen kurzem bereit stehen.

Parlamentarische Regierung und gleiches Wahlrecht

Im Leitartikel der „Frankfurter Zeitung" („Die Pflicht der Mehrheit") vom 10. Februar heißt es:

„. . Die Zeiten haben sich geändert. Der Reichstag ist nicht mehr nur zum Reden, er ist zum Handeln berufen. Seine Mehrheit entscheidet über die Richtung der Politik und über das Schicksal der Regierung."

Ferner erklärt die „Liberale Korrespondenz", der Parteioffiziosus der Fortschrittler, im Anschluß an die bekannten Äußerungen des Grafen Hertling und des Ministers Friedberg zur Wahlreform:

„Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß Graf Hertling, Dr. Friedberg und Dr. Drews mit dem gleichen Wahlrecht stehen und fallen."

Zunächst ein Wort der Quellenkritik. Der Satz der „Liberalen Korrespondenz" ist uns noch einmal überliefert. In der „Sozialen Praxis" schreibt Professor Francke „aus unanfechtbarer Quelle", der Reichskanzler habe „keinen Zweifel darüber gelassen, daß er mit der preußischen Wahlrechtsreform stehe und falle". Nur ein Wechsel von der dritten zur ersten Person und doch ein völlig veränderter Sinn! Denn daß ein konstitutioneller Minister von sich aus seinen Abschied einreicht, wenn er wie Graf Hertling im vorliegenden Falle sein gegebenes Wort auch „mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln"*) nicht zu halten vermag, ist durchaus loyal. Die letzte Entscheidung über sein Stehen oder Fallen hätte dann aber immer noch die Krone. Wir wissen nicht, ob die „Liberale Korrespondenz" denselben Gewährsmann wie Professor Francke hat, ihre Fassung läßt zum mindesten eine Deutung zu, die sich mit dem Satz der „Frankfurter Zeitung" deckt.

*) Vgl. Graf Hertlings Mitteilung an den Präsidenten des Abgeordnetenhauses.

Was besagt der nun aber? Parlamentarisches System in Deutschland? Ja und Nein! Zu einer näheren Antwort gehört die Verständigung über diesen heute im Brennpunkt des Interesses stehenden Begriff.

Dreierlei gilt es bei ihm klarzustellen:

1. Das System setzt einen monarchischen Faktor im Staate voraus, es kann gleichsam nur an diesem seinem Widerpart rein in die Erscheinung treten.

2. Dieser monarchische Faktor ist verfassungsrechtlich und stets, nicht bloß politisch und gelegentlich gezwungen, das Ministerium nach dem Wunsche der parlamentarischen Mehrheit zu bilden, bzw. diese Relation dauernd zu erhalten. Die Bindung ist auch eine persönliche, indem das Kabinett in seinen maßgebenden Bestandteilen aus Parlamentariern bestehen muß.

3. Solche „Regierungsform" setzt die Republik als „Staatsform" voraus. Alle Versuche, das parlamentarische Königtum noch als „Monarchie" begreifen zu wollen, sind — bona oder mala fide begangene — Irrtümer.

Die scharfe Hervorhebung dieser in- und ausländischer Fachwissenschaft vertrauten Kernpunkte und vieles andere Wertvolle zur Erkenntnis des Problems findet man in der soeben in zweiter Auflage herausgekommenen Schrift des Würzburger Staatsrechtslehrers Piloty*). Er erklärt dementsprechend die parlamentarische Regierung als „dasjenige System der repräsentativen Republik, wonach das Parlament durch sein Kabinett und nach seinem Programm regiert, die formelle Bildung des Kabinetts aber dem König überlassen bleibt", wobei sämtliche obigen Merkmale zur Erscheinung kommen.

Die „Frankfurter Zeitung" bringt also das Programm der parlamentarischen Regierung nur unvollständig zum Ausdruck (in welchem Umfange sie sich tatsächlich zu ihm bekennt, ist eine andere Frage). Doch nehmen wir die Worte einmal so, wie sie geschrieben stehen.

Da darf man nun die „Änderung" gegen früher nicht so auffassen, als ob die sogenannte „konstitutionelle" Regierungsform (also das bisherige spezifisch preußische und deutsche System) keinerlei Rücksicht auf Strömungen und Meinungen der parlamentarischen Faktoren gekannt habe. Gegen das Parlament konnte auch bei uns auf die Dauer nicht regiert werden. Das hat sich bei Berufung und Entlassung der „Diener der Krone" gezeigt, wenn auch die Bindungen und Lösungen mehr durch Fühlungnahme unter der Hand, als im vollen Lichte verfassungsrechtlicher Notwendigkeiten geschahen. Wie war es denn beim Fürsten Bülow? „Privé de la confiance du souverain, il resta huit mois au pouvoir, de novembre 1908 à juillet 1909, en s'appuyant uniquement sur les représentants du peuple. Enfin, mis en minorité sur la question financière, il se retira." So glaubt man selbst im Ausland die Dinge sehen zu müssen, wo doch eine Verunglimpfung der deutschen autokratischen Regierungsmethoden auf der Tagesordnung steht. Wie abhängig selbst der geniale Schöpfer des Reichs von dem zu dieser Schöpfung gehörenden Parlamente gewesen ist, bleibt bestehen, auch wenn man nicht so weit gehen will, seinen Sturz in unmittelbaren Zusammenhang mit der Haltung des Reichstags zu bringen, wie das Hans Delbrück behauptet hat.

*) „Das parlamentarische System. Eine Untersuchung seines Wesens und Wertes." Rothschild, Berlin und Leipzig.

Im allgemeinen sind die Parlamente bei uns nie auf die Stufe bloßer Debattierklubs und Redehallen herabgesunken. Mittels der Ausschüsse und Parteiorganisationen haben sie von jeher „gehandelt", d. h. praktische Arbeit geleistet, und ihr Einfluß auf die Exekutive ist so beträchtlich gewesen, daß die betrachtende Staatsrechtslehre (Rehm) von einer „Mitherrschaft in der Verwaltung" reden konnte.

Trotz dieser „Präzedenzien" ist natürlich der Unterschied zwischen dem Heute und dem Einst nicht zu verkennen. Um noch bei den Worten der „Frankfurter Zeitung" zu bleiben — jetzt begnügt sich die Reichstagsmehrheit nicht mit der „Entscheidung über das Schicksal" zweier Regierungen, sondern weist der darauf folgenden von vornherein die „politische Richtung" an.

Der Ausgangspunkt liegt bekanntlich in dem Verhalten des interfraktionellen Reichstagsausschusses kurz vor der Ernennung des Grafen Hertling. Jener ließ durch Herrn von Valentini beim Kaiser ein Schreiben übergeben, worin der Monarch gebeten wurde, vor der „von ihm zu treffenden Entschließung die zur Leitung der Reichsgeschäfte in Aussicht genommene Persönlichkeit zu beauftragen, sich mit dem Reichstag zu besprechen". Der Bitte ist willfahrt worden, indem der gegenwärtige Kanzler in einer „vertrauensvollen Verständigung über die innere und äußere Politik" die Möglichkeit eines gedeihlichen Zusammenarbeitens mit dem Reichstage vor Antritt seines Amtes feststellte.

Man könnte hier den Ausgangspunkt eines Gewohnheitsrechtes sehen, und in der Tat haben die sogenannten Mehrheitsparteien erklärt, daß von dem einmal geübten Brauche nicht wieder abgegangen werden solle. Auf seiten der Regierung denkt man darüber anders; Graf Hertling bemerkte im Abgeordnetenhause, daß die Art und Weise seiner Berufung gewissermaßen nur eine Kriegssitte darstelle und für kommende Friedenszeiten nicht als Präzedenzfall herangezogen werden dürfe*). Für die Gegenwart könnte man allerdings daraus immer noch folgern, daß die Ausnahmebedingungen des Entstehens auch für das Bestehen wenigstens dieses Ministeriums in Geltung bleiben.

Ein Zufall fügt es, daß der Name Hertling schon einmal in der Geschichte des parlamentarischen Regierungssystems bei uns eine Rolle gespielt hat. Das geschah in Bayern, noch unter der Regentschaft, als die dort herrschende Zentrumspartei nach einem Konflikt mit dem Minister von Frauendorffer Budgetverweigerung beschloß, die zweite Kammer aufgelöst wurde und, nachdem die Wahlen die Stellung der Mehrheitspartei bestätigt hatten, deren Führer — eben der damalige Freiherr von Hertling — an die Spitze des neuen Ministeriums berufen wurde. Auch hier glaubte man die Grundzüge parlamentarischer Regierungsweise — trotz des charakteristischen deutschrechtlichen Schnörkels der Kammerauflösung — erblicken zu können, für das Ausland trug die Krise jedenfalls den „akzentuierten Charakter des Parlamentarismus". Aber auch hier hat die Regierung jede Festlegung für die Zukunft abgelehnt, und daß sie im Kriege ihre Ansicht nicht änderte, scheint aus einem Artikel der „Bayerischen Staatszeitung" (vom 12. Juli 1917) hervorzugehen, in dem es unter anderem heißt: „Jeder vorurteilslose Kenner der Geschichte unseres Verfassungslebens und unserer Parteiverhältnisse wird zugeben müssen, daß die Übertragung des parlamentarischen

*) Vgl. Frhr. von Zedlitz im „Roten Tag" vom 22. Dezember 1917.

Systems auf Deutschland eine Unmöglichkeit ist, daß sie eine Maßnahme wäre, die den Bestand des Deutschen Reiches aufs allerschwerste gefährden würde. Sie muß daher als unannehmbar von vornherein abgelehnt werden".

Der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. Friedberg hat sich gelegentlich der Beratung der Herrenhausvorlage im Verfassungsausschuß weniger bestimmt ausgedrückt und immerhin die Möglichkeit eines Eintritts des Ereignisses angenommen.

Und in der Tat ist es mit abwehrenden Gesten vom Regierungstische, ja selbst mit dem Hinweis auf die verfassungsrechtlichen Hindernisse und Gefahren nicht getan. Wir leben in einer Zeit, wo man vor beiden nicht mehr zurückscheut. Jene Vorgänge bei der Ernennung des heutigen Kanzlers sind ja nur eine Teilerscheinung der unleugbaren Tatsache, daß die Machtstellung des Parlaments infolge der milliardenschlingenden Kriegszeit sich wesentlich gewandelt hat. Und das nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ. Man ist auf dem Wege, die gleichsam elastisch von Fall zu Fall und freiwillig geübte Rücksichtnahme von seiten der Regierung in die tyrannischen Formen der Gewohnheit und Konventionalregel zu bannen. Die bisherigen Verhältnisse sollen im Sinne des erstrebten Zieles umgestaltet werden. Dazu gehört z. B. die Artikel 15 der R. V. widersprechende „Vorsanktion" des Parlaments bei Bestallung des höchsten Reichsbeamten, das Verlangen nach Parlamentarisierung seines Kabinetts im Reich und Preußen, die Forderung verantwortlicher Reichsministerien, die unter dem Schutze von Art. 78 R. V. (Kompetenz-Kompetenz des Reiches!) gegen einzelstaatliche Rechte, gemeint sind die preußischen, unternommene Offensive, die berühmte Attacke auf den Art. 9 R. V., der parlamentarische Siebenerausschuß zur Beratung der Papstnote u. a. m. Überall sind die Vorarbeiten sichtbar, die dem großen Brückenschlag ans Ufer des Parlamentarismus dienen sollen. Das eine Jahr 1917 hat uns da mehr Überraschungen gebracht als die gesamte Periode der Reichsverfassung seit ihrem Bestehen, und nur die durch die Demokratie so sehr in den Vordergrund geschobene Frage der preußischen Wahlreform hat das Interesse vorübergehend von dem springenden Punkte unserer inneren Politik abzulenken vermocht.

Der Kampf zwischen „Junkern" und „Demokratie" um die Macht in Preußen gehört auch zum Bilde, aber gleichsam nur als Vorentscheidung für die eigentliche Auseinandersetzung, bei der letzten Endes die Regierungs- und Staatsform in Reich und Einzelstaaten, sowie die äußere Struktur unserer Reichsverfassung auf dem Spiele steht.

Es handelt sich nicht um die Vorzüge von monarchischer oder republikanischer Staatsform, von konstitutioneller oder parlamentarischer Regierung. Worauf die Anhänger beider Lager loyalerweise Rücksicht nehmen müssen, das ist die richtige politische Perspektive der Dinge, ihr notwendiger Zusammenhang und Abstand. Bei ausschließlicher Betrachtung des preußischen Wahlrechtskampfes scheint es eigentlich nur zwei handelnde Personen oder Personengruppen zu geben: die glücklichen Besitzer und die begehrlichen Anwärter der Staatsgewalt. Zieht der eine Teil die angeblich gefährdeten Interessen der Krone ins Spiel, so sieht die Gegenseite darin einen „auf Täuschung berechneten Versuch, den Monarchen zum Mitinteressenten der konservativ-bureaukratischen Herrenschicht zu machen." (Naumann.)

Und doch braucht kein Täuschungsversuch vorzuliegen, denn zur Verteidigung des überlieferten Besitzstandes gehört auch die traditionelle Stellung der Monarchie, deren Interessen sich gleichsam automatisch mit jenem decken.

Da aber Preußen nicht auf einer Insel im Weltmeer gebettet liegt, sondern inmitten und als Glied eines komplizierten Staatsgebildes, Deutsches Reich genannt, so wird jede dort vorgenommene Machtverschiebung in allen Teilen des Gesamtorganismus fühlbar. Die Verschiedenheit der Wahlrechte und als Folge davon der Mehrheitsverhältnisse in Preußen und dem Reich schloß es aus, daß die von ein und derselben Persönlichkeit (Kanzler, bzw. Ministerpräsident) vertretene Regierung einen parlamentarischen Charakter gewann. Werden nunmehr die beiden Parlamente nach gleichen Grundsätzen gebildet, so ist eine wichtige Voraussetzung für die Parteiregierung vor allem im Reiche geschaffen, die, wie wir wissen, nur auf eine Verneinung der im Bundesrate verkörperten Einzelmonarchien hinauslaufen kann.

Hand in Hand mit diesen demokratisch-republikanischen Folgerungen geht drittens eine Strukturveränderung unserer Reichsverfassung. „Die Identifikation der beiden Parlamente würde ein Riesenschritt auf dem Wege zur Einheit sein", urteilte ein ausländischer Autor, W. Martin, vor dem Kriege. „Einheit", hier nicht im Sinne des Attinghausenwortes, sondern des Einheitsstaates im Gegensatz zum bisherigen Bundesstaat. In dieser Richtung würde die Machtvermehrung des Reichstages, als des rein unitarischen Organs unserer Gesamtverfassung, wirksam werden. Das bedeutete aber eine Bedrohung aller föderalistischen Elemente, insbesondere der außerpreußischen Staaten. Der oben erwähnte Ausländer hat gut beobachtet, wenn er in dem „preußischen Egoismus, gegen den die übrigen Staaten unaufhörlich protestieren, eine Garantie ihrer eigenen Unabhängigkeit" sieht. Der „Egoismus" der Wahlrechtsgegner verliert darum nicht seine Eigenschaft, aber er erfüllt eben zugleich noch andere Zwecke.

So sehen wir, wie die Herausnahme eines Steines (Preußenwahlrecht) nach und nach das ganze Gefüge unseres Staatsbaues ins Wanken und Gleiten bringt. Wenn es schließlich zum Einsturz kommt, ist noch nicht gesagt, daß aus den einzelnen Elementen nicht ein neues Gebäude entstehen könne — aber der Wunsch wird begreiflich, wenn irgend möglich, das von genialen Meisterhänden errichtete Werk vor solchen Gefahren zu behüten. Ob und wie das möglich ist, darauf soll diesmal nicht eingegangen werden. Die Antwort würde zugleich die Schwierigkeiten und Aussichten parlamentarischer Regierungsweise bei uns zu Lande näher betrachten müssen.

Noch zwar ist jener Stein nicht aus dem Mauerwerk gelöst; die erste Abstimmung über den § 3 des Regierungsentwurfs hat eine nicht unbedeutende Mehrheit gegen die Vorlage gebracht, indem sich $^2/_3$ der Nationalliberalen dem Votum der konservativen Parteien anschlossen. Die vier Abgeordneten, insbesondere ihr Führer Lohmann, haben jetzt den gesammelten Zorn der reformfreundlichen Linken auf sich geladen, ihre Namen werden gleichsam an den Pranger gestellt. Der „Vorwärts" fällt in seine alte Tonart zurück, wenn er die „Antinationalen und Antiliberalen" der „schlimmsten Tat gegen Deutschlands Ruhm und Ehre" bezichtigt und ihnen als Motiv „lediglich Mandatsrettung" unterschiebt. Zwei Seiten später wird der Vorschlag einer Wahlpflicht als „Mittel, das höchste Recht

des Volkes zu verkümmern", entrüstet abgelehnt. Dabei spielt natürlich der Gesichtspunkt der sozialdemokratischen Mandate beileibe keine Rolle!! Aber selbst das Organ des linken Flügels der Nationalliberalen, die „Berliner Börsenzeitung", redet von einem „dies ater" in der Geschichte der Partei, und die „Kölnische Zeitung" sucht den preußischen Genossen das „deutsche" Gewissen zu schärfen.

Die nervöse Gereiztheit der Zeit schadet dem Gedächtnis. Was haben denn jene Männer eigentlich Hochnotpeinliches begangen? Sie hielten an einer Vereinbarung fest, deren Partner die Regierung seinerzeit selbst gewesen war. Denn was ist der vorläufig angenommene Pluralvorschlag anderes als jener Kompromiß, für dessen Durchführung zwischen Ostererlaß und Julibotschaft eine überwältigende Mehrheit des Abgeordnetenhauses (Konservative, Freikonservative, Nationalliberale und Zentrum) gewonnen worden war. Daß die Regierung des Herrn von Bethmann dann plötzlich aus gewissen Gründen umschwenkte und im Sinne der Minderheit das gleiche Wahlrecht auf die Tagesordnung setzte, mußte den Teilnehmern der ersten Verabredung mindestens „unerwartet" kommen, und man sollte sich ehrlicherweise nicht wundern, wenn ein großer Teil von ihnen seine Ansicht nicht wie einen Handschuh wechselt, am wenigsten angesichts des Terrors der Presse und Straße.

Das Zentrum hat ja bei der Kommissionsabstimmung die Parteien verlassen, mit denen es noch im Frühsommer zu gemeinsamem Handeln verbunden war; ist es aber deshalb bereits in das gegnerische Lager übergegangen? Auch hier vergaß man, die Dinge klar und ruhig zu sehen. Unter der Führung von Dr. Porsch — so schreibt die „Vossische Zeitung" — habe es die Partei fertig gebracht, „ihr ganzes Stimmgewicht einheitlich für die Vorlage in die Wagschale zu werfen", ein Verhalten, wie es die „Berliner Börsenzeitung" von der „weitausschauenden derzeitigen Politik des Zentrums" auch gar nicht anders erwartet. Und doch ist über den § 3 der Vorlage überhaupt nicht, sondern nur über den konservativen Pluralantrag abgestimmt worden! Das Zentrum trat also de iure und de facto zwischen beide Extreme, nachdem ein Teil seiner Mitglieder hinsichtlich des gleichen Wahlrechts „die endgültige Stellungnahme" sich vorbehalten hatte. Auch dies gewiß eine „weitausschauende Politik"!

Solche historischen Feststellungen sind nicht überflüssig, auch wenn man gewissen Orts tauben Ohren predigt. Der stille Beobachter macht noch sonst seine eigenartigen Bemerkungen.

Es hat nicht an Stimmen gefehlt, die das ablehnende Ergebnis in der Kommission voraussagten. Je näher der erste Kommissionsbeschluß der Plenardebatte lag — so meinten diese — desto ungünstiger waren die Aussichten der Beratungen in ihrem entscheidenden Punkte. Die Zeit hätte für die Reform gearbeitet. Mag dem sein, wie ihm wolle. Hätte hier ruhiges Abwarten vielleicht nützlich sein können, so darf man jedenfalls bestimmt aussprechen, daß ein geduldigeres Benehmen der Öffentlichkeit überhaupt nicht mehr als recht und billig sein sollte. Aber wie hier Organe der sozialdemokratischen Minderheit — daneben darf man wohl das „Berliner Tageblatt" jetzt stellen, nachdem die Fortschrittler in der Kommission gegen die bekannten Feststellungen Dr. Lohmanns*) keinen Widerspruch

*) Dr. Lohmann kennzeichnete die Berichterstattung des Blattes über das Verhalten der Nationalliberalen als „gröblich unwahr" und verzichtete „über den Begriff der Würde" mit dem B. T. zu „diskutieren". (Nationalliberale Korrespondenz.)

erhoben haben — beinahe vom ersten Tage der Beratungen an „Petroleum ins Feuer" der aufgeregten Volksstimmung gossen, so brachen von dieser Seite und auf der gesamten Linken die Versuche nicht ab, den ruhigen Gang der Verhandlungen durch fortgesetzte Anrempeleien über Verschleppungsmanöver usw. zu stören. Eigentlich sollte man von jenen Parteien etwas mehr Respekt vor dem loyalen Gange parlamentarischer Verhandlungen erwarten; allerdings belehrt ihr sonstiges Verhalten eines Besseren, wird doch von ihnen mit einer naiven Selbstverständlichkeit der Regierung Verfassungsbruch in Form der Oktroyierung nahegelegt. Der traditionelle Kultus der „Konstitution" scheint Ausnahmen zu kennen, wenn es um die eigenen Interessen geht. Auch hier darf der König absolut sein, „wenn er unsern Willen tut".

Alle die mit und ohne Hintergedanken angestellten Erwägungen, was die Regierung zu tun gedenke, kommen recht verfrüht, denn erst spricht noch einmal die Kommission und dann gibt es noch zwei Machtproben im Plenum, bevor die Regierung „handeln" muß. Was man bisher sagen kann, ist nur — um mit einer Ketzerei zu schließen — daß die einschneidende legislatorische Maßnahme das § 3 der Regierungsvorlage, die wichtigste seit es überhaupt konstitutionelle Gesetze gibt, in verhältnismäßig rascher Zeit in erster Instanz erledigt wurde. Aber unsere „Demokratie" will heutzutage nicht zugeben, daß alles mit rechten Dingen zugeht.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Cholmer Frage. Um die Aufregung der Polen über die im ersten Frieden von Litauisch-Brest gefundenen Grenzen gegen die Ukraina in den österreichischen Parlamenten zu beschwichtigen, ist zwischen den beteiligten Mächten und den Polen ein Zusatzabkommen zum Frieden mit der Ukraina abgeschlossen worden, daß die Einsetzung einer auch von den Polen zu beschickenden Kommission zur endgültigen Festlegung der Grenze vorsieht. Die Polen behaupten, ihnen sei durch die Grenzfestsetzung vom 9. Februar furchtbares Unrecht zugefügt; die Ukrainer vertreten demgegenüber den auch von den Mittemächten anerkannten Standpunkt, daß sie nur das bekommen hätten, was ihnen ethnographisch zukäme.

Wie liegen nun die Dinge tatsächlich?

Erinnern wir uns zunächst, daß das Cholmer Land zu jenem großen Zwischengebiet gehört, das zwischen dem orthodoxen Moskauer und dem katholischen Staate der Polen gelegen, seit fast zweihundert Jahren Tummelplatz des Kampfes um die Seelen der Bevölkerung zwischen Rom und Moskau gewesen ist. Dies Zwischengebiet umfaßte im wesentlichen die Gouvernements des alten russischen Nordwest- und Südwestgebietes (Litauen, Weißrußland, Ukraina, Südrußland). Der Kampf wird in den Geschichtsbüchern beschrieben unter dem Titel „Unionsbestrebungen". Damit wird der staatspolitische Kern des Kampfes verschleiert, aber der Kampf selbst ungeheuer verschärft, weil

er sich der religiösen Leidenschaften der Bevölkerung ebenso bedient, wie ihrer Habsucht. Im achtzehnten Jahrhundert wurden die Unionsbestrebungen, das sind die Versuche, die Bevölkerung des Zwischengebietes mit der orthodoxen Kirche zu vereinigen (unieren), im Südwestgebiet mit Erfolg durch Katharina die Große betrieben. Im Nordwestgebiet besorgte der Uniatenbischof Sjemaschko unter Nikolaus dem Ersten die entsprechende Arbeit, während Murawjew das Werk der Union politisch vollendete.

Im Cholmer Lande war es dem Bischof Markell Popiel am 25. März 1875 vorbehalten „mit seiner Diözöse" den Anschluß an die orthodoxe Kirche zu gewinnen. Damit waren die ethnographisch vom Russentum für sich in Anspruch genommenen Gebiete, die seit dem siebzehnten Jahrhundert vom polnisch-litauischen Staate in Besitz genommen waren, wieder mit der russischen Kirche vereinigt „reuniert". Diese Wiedervereinigungen erfolgten immer in einem Moment, wo bereits der polnisch-katholische Einfluß so stark geworden war, daß die eingeborene nichtpolnische Bevölkerung durch Vermittlung der katholischen Geistlichkeit und die polnische Herrenschicht schon im Begriff stand, dem Polentum zu verfallen und seine ursprüngliche Eigenart zu vergessen. Infolgedessen folgte dem formellen Übertritt einer Diözöse gewöhnlich erst ein erbarmungsloser Kampf der Verwaltungsbehörden, um die Bevölkerung auch zur Nachfolge zu zwingen. Im Cholmer Land, das die östlichen Kreise der Gouvernements Lublin und Sjedlec umfaßt, haben die Oberprokurore des Heiligsten Synod Tolstoi und Pobjedonoszew durch den Publizisten Katkow, den Generalgouverneur Gurko und zuletzt durch den Bischof Eulogius im Sinne dieser Aufgabe gewirkt, mit unmenschlicher Grausamkeit, wie hinzugefügt werden kann, die aber doch übertroffen wurde von den Grausamkeiten, die sich die polnischen Agitatoren zuschulden kommen ließen, als am 17. April 1905 ein zarischer Ukas die Glaubensfreiheit verkündete. Damals traten etwa 250000 „Kleinrussen" zur katholischen Kirche über.

Wurde scheinbar um den Glauben der Uniaten Cholms gekämpft, so ging es tatsächlich in allen den Jahren um die Gewinnung der Ukrainer für den großrussischen Volksstamm oder für die Polen. Die Bezeichnung „katholisch" oder „orthodox" als Synonyma für „polnisch" und „ukrainisch" ist daher willkürlich. In den Kampfjahren besonders nach 1904 hat sich zwar das katholische Bekenntnis ausbreiten können; daneben aber ist allmählich ein „ruthenisches" ukrainisches Bewußtsein, nicht etwa ein polnisches aufgewachsen. Die Kämpfe bei den Dumawahlen wurden schon auf völkischer Grundlage, vor allen Dingen gegen die Polen geführt und die ukrainische Bevölkerung ging trotz ihrer Zugehörigkeit zum Katholizismus hinter den Losungen des sogenannten „schwarzen Hunderts" des Bischofs Eulogius, nachdem sich dieses gegenüber dem polnischen Grundbesitz das Agrarprogramm der südrussischen Sozialrevolutionäre angeeignet hatte. — Die Ukrainer können somit mit einiger Ruhe den Kommissionsentscheidungen entgegensehen: für sie haben Polen und Moskowiter und die Zeit gearbeitet. (Näheres vergl. Cleinow, „Die Zukunft Polens", Verlag Friedr. Wilh. Grunow, Leipzig, Band II, Seite 170 bis 198.) G. Cleinow

Zurück zum alten Bodenrecht! Die Forderungen nach einer Wohnungsfürsorge, als der wichtigsten Aufgabe des Staates (Reich, Bundesstaaten und kommunale Körperschaften) in der Übergangswirtschaft, müssen immer dringender erhoben werden, da Grund zu den schwersten Besorgnissen vorliegt. Denn wenn man bedenkt, daß in vergangener Friedenswirtschaft alljährlich rund 198000 Kleinwohnungen und in jetziger Kriegszeit fast gar keine gebaut worden sind, so wird man der Tragweite einer Hintenansetzung der Kleinwohnungspolitik voll und ganz bewußt.

Schauen wir rückwärts: Was brachte uns der Friede von 1871? Neben der Aufrichtung des deutschen Kaisertums, das im Volke die höchste Potenz nationaler Gefühle, nationaler Zusammengehörigkeit hervorrief und allerseits Jubel und Hoffnungen auf eine bessere soziale Zukunft auslöste, die Wohnungsnot in des Wortes vollster und schärfster Bedeutung, den Umschlag der optimistischen Gefühlsregungen zu Zweifel und Verzweiflung.

„Gerade in den Jahren 1871 bis 1873 schnellten die Mietpreise und schnellten die Preise der Baustellen, der unbebauten Grundstücke und Häuser gar kolossal empor. — Ich sollte meinen, die einfache Tatsache, daß einem zurückkehrenden Krieger die Miete gesteigert, oder, weil er mit einer großen Familie gesegnet ist, die Wohnung gekündigt wird, hat zehnmal mehr aufhetzend gewirkt, als irgend etwas, was die Sozialdemokratie theoretisch oder praktisch vertreten hat." So unser allbekannte, kürzlich verstorbene, Volkswirtschaftler, Exzellenz Adolph Wagner in seiner Schrift: „Wohnungsnot und städtische Bodenfrage".

Welche Wirkungen diese allgemeine Wohnungsnot, dieser offensichtliche Mißbrauch mit dem Boden auf das — namentlich großstädtische — Volk ausübte, zeigt, neben der Tatsache des Berliner Barrikadenbaues, der Umstand, daß der damalige Berliner sozialdemokratische Kandidat 2523 Stimmen erhielt (Januar 1874), gegen 82 Stimmen im März 1871. Aber nicht nur in Berlin, auch in anderen Industriezentren waren die Verhältnisse ähnliche. Der Sieg, den wir errungen hatten, barg allzuviel Gefahren in sich, zumal man nicht der sich ergebenden inneren Zwiespältigkeiten Herr werden konnte. Machtlos stand man den eingetretenen anormal-sozialen Verhältnissen gegenüber.

Wie stellte sich die Wissenschaft zu diesen Schäden? Laisser faire, laisser aller, le monde va de lui-même, das war das Heilmittel, das die Volkswirtschaftler dem zerklüfteten, kranken sozialen Körper verschrieben, in dem starken Glauben an die Unumstößlichkeit dieses vor ihr erzeugten Naturrechtdogmas und die kraftaussöhnende Wirkung des (zu stark) verabreichten Gesundungsmittels. Und konnte dieses Prinzip der Freiheit, des ungehinderten Geschehenlassens als Organisationsprinzip dienen, wo doch radikalster Subjektivismus proklamiert wurde? So herrschte nicht Harmonie der wirtschaftlich-sozialen Interessen, sondern ein wahres Chaos radikal-doktrinärer Tendenzen, die im Kapitalismus mit seiner Aufstapelung kapitalisierter Mengen, mit seiner Spekulationswut gegenüber „dem Fleiß der Solidität des Schaffens", ihren würdigen Vertreter fanden.

Hand in Hand mit der Wohnungsnot der siebziger Jahre war eine unverdiente Wertsteigerung des Grund und Bodens gegangen. Wertsteigerungen von 33⅓ bis 100 Prozent waren an der Tagesordnung. So war es gar nicht wunders, wenn sich in der Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung sozialdemokratische Prinzipien einbürgerten, die die oben erwähnte rapide Stimmensteigerung bewirkten. „Ist auch nur ein Taler der französischen Milliarden verwandt worden, um die auf die Straße geworfenen Berliner Arbeiterfamilien unter Dach zu bringen!" (Engel.) Alle diese inneren Zerwürfnisse nahmen schließlich noch schärfere Formen an und lösten Tendenzen aus, die in der Auflösung der absoluten Monarchie, des feudalen Grundeigentums gipfelten. Noch ist es lebhaft in jedermanns Gedächtnis, als Liebknecht den Krieg mit dem Zwischenruf: „Kapitalinteressen!" verwarf und den Boden der „Unabhängigen Sozialdemokratie" schuf, die aus den Zweifeln und Verzweiflungen (an den staatlich unzulänglichen Fürsorgemaßnahmen) unserer nach dem Kriege heimkehrenden Vaterlandsverteidiger eine staatsverneinende Mehrheit emporsprießen sieht.

Diese „unabhängigen sozialdemokratischen" Gedankengänge müssen in das Reich der Fabel versetzt werden! Lassen wir an den Bildern der siebziger Jahre genug sein und die Wohnungskrise unmittelbar nach dem Friedensschluß, wenn unsere Millionen und aber Millionen Feldgrauer in ihre bürgerlichen Verhältnisse zurückströmen, nicht eintreten.

Nun einige Betrachtungen mehr psychologischer Art: Schon vor dem „In Szene treten" dieses Weltendramas waren in der Bevölkerung Bewegungen bemerkbar, die von der Stadt, von dem Elend der Großstadt-Mietskaserne, nach dem Land, den bescheidenen mit Garten versehenen Eigenheimen drängten. Eine Bewegung, die nur freudig zu begrüßen war. Unsere Krieger nunmehr, die den Anschluß mit der Natur wiedergefunden, schließlich auch in der Etappe mit Garten- und Feldarbeiten beschäftigt wurden, auch sie werden ein freies Leben inmitten

ursprünglicher Verhältnisse führen und der schon vor dem Kriege eingesetzten Bewegung sein volles Recht wahren wollen. Kann man ihnen verübeln, wenn sie das „Heraus aus dem sozialen Elend in all' den unter dem Drucke spekulativer Machenschaften erbauten Wohnungssystemen mit ihren feuchten und lichtlosen Zimmern, dunklen und finsteren Höfen" kategorisch zur Richtschnur ihres Lebens machen? Derartige Wünsche hat das Vaterland genährt, und das Eigenheim des Kriegers wurde zum Schlagwort, da nur in ihm des Daseins Ruhe und Kraft ersprießt und dem Staatskörper diejenigen Kräfte zuführt, die ihn erhalten und stärken. So versucht der Krieger im Hinblick auf eine gesegnetere, bessere Zukunft die augenblicklich rauhe Schale der Gegenwart zu vergessen.

Derweilen sitzen die Angehörigen daheim und behelfen sich in oft sehr eng zusammengedrängten Wohnverhältnissen und harren, gleich den kriegsgetrauten Frauen, die noch bei den Eltern geblieben sind, und den ihrer Ernährer beraubten Familien der Zeit, die ihnen allen Gelegenheit geben soll, in eigene, auch bescheidenere Behausungen überzusiedeln.

Reichen schon heute die verfügbaren Kleinwohnungen nicht aus, um die augenblicklichen Bedürfnisse auch nur annähernd zu befriedigen, was soll daraus erst nach dem Kriege werden?

Die siebziger Jahre haben uns die Unzulänglichkeit und Erfolglosigkeit der Steuerung der Wohnungsnot auf Basis vom freien Spiel der Kräfte gezeigt. Wir dürfen uns auf diesen selbsttätigen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage, auf die Lösung wirtschaftlicher Problemstellungen durch den wirtschaftlichen Liberalismus nicht länger verlassen! Haben wir doch bereits dieselben Erfahrungen in der Lebensmittelversorgung machen müssen, wo wir nur durch das — wenn auch späte — Eingreifen von Staats wegen vor dem wirtschaftlichen und somit politischen Zusammenbruch verschont geblieben und dadurch der Gedanke der staatsmonopolistischen und staatssozialistischen Wirtschaft Kraft und Perspektive gewann.

So bleibt uns keine andere Wahl, als, auch in bezug auf Wohnverhältnisse, dem freien Getriebe des wirtschaftlichen Lebens, dem wirtschaftlichen Individualismus, mit staatlichen Zwangsmaßregeln Grenzen zu ziehen, unter rücksichtsloser Beseitigung schwerfälliger Bedenken, zeitraubender Hemmungen und eigennütziger Widerstände. „Wir müssen zurück zum alten Bodenrecht, oder vielmehr nicht zurück, sondern wir müssen vorwärts, damit wir den alten Grundgedanken des deutschen Bodenrechtes in neuer Form lebendig machen!" (Damaschke.) Denn „auf der gesicherten eigenen heimatlichen Scholle wächst nicht nur am sichersten die leibliche Gesundheit, die Kraft und das irdische Wohlsein unseres Volkes, sondern auch die idealen Güter: Liebe und Treue zu König und Vaterland, zu Kaiser und Reich, ein glückliches Familienleben und auch ein gesundes Christentum. Eile aber tut not, wenn man dem rollenden Rad des Verderbens noch in die Speichen greifen will". (v. Bodelschwingh.)

Hanns Czekalla

Neue Bücher

1. **„Die Grundbegriffe der Volkswirtschaftslehre."** 2. **„Der Aufstieg der Begabten und die Einheitsschule, ein Problem der praktischen Volkswirtschaftslehre."** Von Dr. Jakob Hacks, Stadtschulrat in Breslau. Breslau 1917, Priebatsch's Verlagsbuchhandlung. Preis 1,40 Mark und 1,25 Mark.

Der Weltkrieg, diese größte Katastrophe, welche die geschichtliche Menschheit jemals erlebte, hat uns Deutschen eine Reihe von Problemen in den Vordergrund des öffentlichen Interesses gerückt, deren Lösung keinen Aufschub duldet. Der Inhalt der vorliegenden Schriften ist ein wertvoller Beitrag zur Lösung eines Teiles dieser Probleme. Durch mancherlei Begleiterscheinungen des Krieges ist unter anderen offenbar geworden, daß unter allen Wissenschaften die Volkswirtschaftslehre am unbekanntesten ist. Bis tief in die Kreise der Gebildeten hinein herrschen über die einfachsten volkswirtschaftlichen Dinge meist die verworrensten Vorstellungen. Wie bedauerlich diese Unklarheit aber ist, das hat sich während des Krieges oft und deutlich genug gezeigt. Und noch eine andere Erkenntnis hat uns der Krieg mit brutaler Konsequenz zum Bewußtsein gebracht, das ist die Tatsache, daß wir keinen Raubbau mehr treiben dürfen mit den menschlichen Arbeitskräften, die unser Volk enthält, daß wir Ersatz schaffen müssen für die Arbeitskräfte, welche mit der vernichteten oder schwer geschädigten Generation unserer aufblühenden hoffnungsvollen und arbeitsfrohen Jugend auf immer verloren gingen. Es wird eine klaffende Lücke auszufüllen sein; denn der Krieg hat einen Aderlaß an der Menschheit Europas angerichtet, dessen volle Schwere man heute kaum schon richtig einschätzt. Ein großer Teil unseres Volksvermögens ist in Gestalt von Arbeitskraft dahin; und es ist der wertvollste Teil dieser Arbeitskraft, denn es ist die jugendkräftige Generation, die in den Grabhügeln der Fremde liegt. Vor allem wird es an Qualitätsarbeitern auf allen Gebieten fehlen; denn zu den besten zählten viele, welche nicht wieder heimkehren werden. Sie alle müssen ersetzt werden, möglichst bald und tunlichst vollkommen. Deshalb beschäftigt denn auch seit dem Anfange des Weltkrieges kein Problem Schulmänner wie Laien so stark, als die Frage von der Auslese der Tüchtigen und dem Aufstieg der Begabten; und es gibt zurzeit keine pädagogische Frage — eine solche ist sie ja vorwiegend —, die für die Zukunft unseres Volkes von größerer Bedeutung wäre. Mit Recht hat das Reichskanzlerwort: „Freie Bahn für den Tüchtigen" so einmütige Zustimmung gefunden.

Das erste der vorliegenden Bücher will nun dem tatsächlichen Mangel an Hilfsmitteln abhelfen, die geeignet sind, die Gebildeten über die Grundlagen der Volkswirtschaftslehre zu unterrichten. Es soll zur Beseitigung der Unklarheiten und Verworrenheiten beitragen, die auch unter den Gebildeten jeden Standes und Berufes über diese Dinge bestehen. Die Schrift sucht also ihren Leserkreis vornehmlich unter diesen Gebildeten; denn die Grundlagen der Volkswirtschaftslehre müssen notwendig Allgemeingut des ganzen deutschen Volkes werden, und dabei sollen die Gebildeten vorangehen. Nun ist aber auch nicht jeder Gebildete ohne weitere Vorbereitung imstande, zu seiner Belehrung über diese Dinge mit Nutzen sofort die umfangreichen grundlegenden Werke über Volkswirtschaftslehre zu Rate zu ziehen. Es fehlt ihm zuviel fundamentales Wissen. Deshalb wirkt das unvermittelte Studium jener Werke schon durch die Art ihres Vortrages eher erdrückend oder verwirrend auf den Anfänger, statt ihn aufzuklären. Die Verfasser dieser Werke können und wollen gar nicht Rücksicht auf den Mangel an Vorkenntnissen bei ihren Lesern nehmen. Sie verfolgen ganz andere Zwecke und wollen vor allem ihr System wissenschaftlich lückenlos darstellen. Ihre Werke können daher mit Nutzen nur nach propädeutischen Vorstudien durchgearbeitet werden. Und dafür ist unser Buch geschrieben. Es will ebenso dem gebildeten Leser bei seinem Vorstudium dienen, wie es sich die verwandte Aufgabe stellt, den volkswirtschaftlichen Belehrungen an den höheren Lehranstalten zur Unterlage zu dienen. Die Einfügung der Volkswirtschaftslehre als Pflichtunterricht in die Lehrpläne aller höheren Lehranstalten ist nämlich eine Forderung, die der Verfasser mit Rücksicht auf die Bedeutung des Gegenstandes für die staatsbürgerliche Erziehung der deutschen Jugend stellt. Von jedem Deutschen, der eine höhere Schule besucht hat, ist zu fordern, daß ihm die Grundlagen der Wissenschaft, die ihre Wurzeln so tief in das Wirtschaftsleben unseres Volkes senkt, nicht fernerhin „böhmische Dörfer" sind. Durch diesen Zweck ist

Anlage und Stoffauswahl der Schrift bedingt, und der aufmerksame Leser erkennt auf jeder Seite, daß pädagogische Erfahrung die Hand des Verfassers sicher geführt hat. In knapper, klarer und übersichtlicher Darstellung werden die grundlegenden Begriffe der Volkswirtschaftslehre in kurzen Abschnitten erörtert. Güter, Arbeits- und Bodenverbrauch, Nahrungs- und Kulturmittel, Produktivität und Rentabilität, Kapital, Produktion und Fabrikation, Fortschritt im volkswirtschaftlichen Sinne, Einkommen, Sparsamkeit u. a. werden erläutert und durch sinnfällige Beispiele klar gemacht. Die Bevölkerungslehre nimmt einen breiteren Raum ein und das Bevölkerungsgesetz wird zusammengefaßt: Übervölkerung kann Nahrungsmittelmangel, aber keinen Kulturmittelmangel und keinen übermäßigen Arbeitstag hervorrufen. Die weit verbreitete Meinung, daß wir an Übervölkerung leiden, ist also falsch. Die gegenwärtigen Verhältnisse werden besonders in den Abschnitten über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Alkohols, über die Kosten des Heeres in Friedenszeiten und über die Kosten des Weltkrieges berücksichtigt. Die Berechnung der Heereskosten in Arbeit und Boden liefert ein viel treffenderes und klareres Bild, als die durch Geld ausgedrückte Rechnung. Wenn man erfährt, daß das Heer den zwanzigsten Teil der Volksarbeit und den achtzigsten Teil des Volksbodens erfordert, so erfährt man mehr, als wenn man hört, daß die Kosten des Heeres jährlich 1200 Millionen Mark betragen. Denn man will nicht wissen, wieviel Geld durch das Heer seinen Besitzer wechselt, sondern um wieviel der Lebensunterhalt der Bewohner des Deutschen Reiches sich durch das Heer verschlechtert oder verbessert. Dagegen lassen die Arbeits- und Bodenkosten des Heeres das Opfer erkennen, welches das deutsche Volk für sein Heer bringen muß. Dieses Opfer besteht darin, daß durch das Heer der zwanzigste Teil der Volksarbeit und der achtzigste Teil des Volksbodens der nationalen Produktion entzogen werden. Das ist aber keine unerschwingliche Belastung des deutschen Volkes. Eine Verminderung des Alkoholverbrauches um die Hälfte würde die gesamten Arbeitskosten und mehr als die gesamten Bodenkosten des Heeres decken. Dabei ist noch nicht einmal berücksichtigt, daß das Heer die Menschen zur Arbeit erzieht, also produktionsfähiger macht, während der Alkohol das Gegenteil bewirkt. Die volkswirtschaftliche Kostenberechnung des Weltkrieges führt zu dem Ergebnis, daß das Wort: „Zum Kriegführen gehören drei Dinge, nämlich Geld, Geld und nochmals Geld," zwar früher genau so oberflächlich war, wie es heute ist, aber in dem Sinne, wie es früher richtig war, auch heute noch richtig ist. Das Geld stellt eben nur die scheinbaren Kriegskosten dar, die wirklichen bestehen in Nahrungs- und Kulturmitteln oder in Boden und Arbeit. Sie werden den Wohlstand des Deutschen Reiches nicht schädigen.

Das Opfer an Arbeitsausfall für die nationale Produktion durch den Krieg zwingt uns nun, das in der zweiten Schrift behandelte Problem des Aufstieges der Begabten zum Range der Teilaufgabe eines viel umfassenderen Problems zu erheben. Dieser Aufstieg ist nämlich nicht etwa nur eine Forderung der sozialen Gerechtigkeit zugunsten einzelner Menschen, sondern ein volkswirtschaftliches Problem von größter Wichtigkeit. Aus Gründen der Wohlfahrt des ganzen Volkes muß den Begabten der Aufstieg ermöglicht werden. Durch ihn soll im letzten Grunde der Wohlstand des ganzen Volkes, sein Reichtum und seine Kultur mächtig gefördert werden. Und deshalb handelt es sich nicht nur um ein pädagogisches oder um ein soziales, sondern um ein praktisch-volkswirtschaftliches Problem. Das gibt der Schule aber auch eine wesentlich neue Aufgabe, nämlich die Steigerung des nationalen Einkommens, des Nationalvermögens und der nationalen Kultur. Wie die Psychologie längst eine Hilfswissenschaft der Erziehungslehre geworden ist, so muß das auch die Volkswirtschaftslehre werden. Jeder Lehrer muß mit ihren Elementen ebenso vertraut sein, wie mit den Elementen der Psychologie. Wenn der Lehrer die Auslese der Begabten treffen soll, so muß er bekannt sein mit den verschiedenen Arten und Graden der Begabung, sowie mit der Verteilung der Begabung auf die einzelnen Bevölkerungsklassen. Soll er auch mitwirken bei der Verteilung der Ausgelesenen auf die verschiedenen Berufe, damit jeder Begabte

den Weg zu dem Berufe findet, in dem er am meisten leisten kann, so muß er auch die für jeden Beruf erforderliche Begabung kennen. Aus dieser verwickelten und verantwortungsvollen Aufgabe ergibt sich, daß der Lehrer allein sie nicht lösen kann, er muß dabei vom „Schulpsychologen" unterstützt werden. Nach der Auslese müssen die Widerstände gegen den Aufstieg der Begabten überwunden werden. Einen Hauptwiderstand findet der Verfasser in dem sozialen Vorurteil, in dem „Vorurteil der guten Familie", nach dem die, welche die niederen Stände nicht oder nur mangelhaft kennen, eine Abneigung gegen die Angehörigen einer niederen Volksklasse haben. Das „Vorurteil der guten Familie" unterstützt die Meinung, daß der Abkömmling einer sozial höher stehenden Familie schon deshalb eine höhere Art Mensch sei, der einen Anspruch darauf hat, gut zu leben und eine angesehene Stellung im Leben zu bekleiden; der Sprößling einer Arbeiterfamilie dagegen hat kein Anrecht auf eine höhere Daseinsform. Von diesem Vorurteile aber verschieden ist die Anerkennung der Tatsache, daß die „gute Kinderstube" von allergrößtem Werte für das Leben sei. Die soziale Erkenntnis besteht nun in der Überwindung des sozialen Vorurteiles. Diese Erkenntnis erleichtert uns aber auch das Auffinden der Hilfsmittel, durch die jedes Kind seinen Fähigkeiten entsprechend ausgebildet werden kann in einer reformierten Schule. Die Hilfsmittel für die Auslese durch die Schule sind sehr mannigfach, aber viele der vorgeschlagenen sind auch noch stark umstritten. Dagegen empfiehlt der Verfasser aus volkswirtschaftlichen Gründen mit besonderem Nachdrucke die durch Gesetz erzwungene Verlängerung der Volksschulpflicht um ein Jahr. Nicht mit Unrecht nennt er es Raubbau an der Volksarbeitskraft, wenn man vierzehnjährige Kinder zu acht- bis zehnstündiger Arbeit heranzieht. Durch Verlängerung der Schulpflicht soll einerseits diese Schädigung unmöglich gemacht und andererseits das für die geistige Entwicklung des Kindes so wichtige Lebensjahr im Schulunterrichte besser ausgenutzt werden. Er empfiehlt weiter die Gründung besonderer Schulen für die verschiedenen Arten der Begabung und das Ausscheiden der Unbegabten aus den höheren Schulen. Zur Erleichterung des Aufstieges der begabten Volksschüler ist die Vermehrung der Freistellen an mittleren und höheren Schulen nötig. Auch muß der Übergang von der Volksschule zur Mittel- oder höheren Schule wesentlich erleichtert werden. Aber die „Einheitsschule" ist nicht die notwendige Vorbedingung für die Auslese und den Aufstieg der Begabten.

Sollen nun alle die notwendigen Verbesserungen im Schulwesen durchgeführt werden, so wird das Schulwesen mehr kosten, als heute. Aber besorgte Stadtväter beruhigt der Verfasser durch den Hinweis, daß die Geldaufwendungen keineswegs unerschwinglich sind, daß es sich vielmehr um Geldbeträge handelt, die durchaus mäßig genannt werden können. Ihnen stehen als Vorteile gegenüber eine hohe Steigerung der Produktion von Kulturmitteln und eine mächtige Förderung der Kultur. Der in Arbeit umgerechnete Gewinn der neuen Einrichtungen dürfte die Arbeitskosten vielleicht hundertmal übertreffen.

Otto Hesse

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Englands weltpolitiſche Lage

Von Profeſſor Dr. Conrad Bornhak

Englands Bundesgenoſſen haben zum größten Teile ein trauriges Schickſal gehabt. Belgien wurde gleich im Anfange des Weltkrieges erobert, die Balkanſtaaten ſanken dahin, das ruſſiſche Weltreich wurde zertrümmert, Frankreich befindet ſich in einem Erſchöpfungszuſtande, aus dem es ſich nie wieder erholen kann, Italien hält ſich nur allenfalls noch vorläufig mit fremder Hilfe aufrecht. Angeſichts dieſes jetzt ſchon feſtſtehenden Ergebniſſes des Weltkrieges iſt immer wieder die Frage aufgeworfen worden: Trifft dieſes Schickſal ſeiner Bundesgenoſſen nicht auch England? Wird ſich England infolge dieſer Niederlagen ſeiner Bundesgenoſſen, die es mittelbar doch auch ſelbſt treffen, nicht zum Frieden bereit finden laſſen?

Gegenüber einer ſolchen Frage muß immer wieder darauf hingewieſen werden, daß die Stellung Englands zu ſeinen Bundesgenoſſen eine ganz andere iſt, als die Deutſchlands zu den ſeinigen. Selbſtverſtändlich wird weder die engliſche noch die deutſche Politik durch Gefühlsmomente beſtimmt. Für die geſunde Politik eines Staates kann nie etwas anderes maßgebend ſein als ſein eigenes Intereſſe. Aber dieſes Band des wechſelſeitigen Intereſſes iſt eben für die beiden Staaten verſchieden. So widerſinnig es auf den erſten Blick ſcheinen mag, ſo bedeuten doch die kriegeriſchen Erfolge Deutſchlands gegen Englands Bundesgenoſſen zum Teil geradezu weltpolitiſche Erfolge Englands, die Englands Machtſtellung nicht ſchwächen, ſondern vielmehr verſtärken, ihm unliebſame Wettbewerber vom Halſe ſchaffen, alſo nimmermehr eine Friedensneigung hervorrufen können. Es wurde bei einer anderen Gelegenheit darauf hingewieſen, wie es England während des Krieges gelungen iſt, ſein weltumſpannendes Kolonialreich weiter auszubauen*). Die Entwicklung ſeiner weltpolitiſchen Stellung gegenüber anderen Mächten geht damit Hand in Hand.

Deutſchland war von Anfang an durch die feſteſte Intereſſengemeinſchaft auf Gedeih und Verderb mit ſeinen Bundesgenoſſen verbunden. Ihre Niederlage wäre gleichzeitig eine deutſche Niederlage. Deutſchland und Öſterreich bilden mit wechſelſeitiger Rückendeckung die mitteleuropäiſche Geſamtmacht. Bulgarien und die Türkei

*) Vgl. den Aufſatz „Englands Kriegserfolge“ in den Grenzboten“ 1917 Nr. 29.

eröffnen beiden Mächten den Weg nach dem Osten und bewahren sie dadurch vor vollständiger Abschnürung.

Ganz anders das Verhältnis Englands zu seinen Bundesgenossen. England hat allerdings nach dem bekannten Ausspruche immer einen dummen Kerl auf dem Festlande gebraucht — noch besser mehrere —, um für englische Interessen die Haut zu Markte zu tragen. Aber wenn es diesem Genossen schlecht geht, so berührt das England in seiner inselmäßigen Vereinzelung an sich herzlich wenig. Im Gegenteile wird es der englischen Politik vielfach nur angenehm sein, wenn mögliche Wettbewerber von der Weltbühne verschwinden.

Vielleicht nur zu einem einzigen seiner Bundesgenossen nimmt England eine andere Stellung ein, zu Belgien. Selbstverständlich ist es nicht das angeblich gekränkte Völkerrecht und die uneigennützige Vorliebe für die kleinen Nationen, das die englischen Staatsmänner so gern im Munde führen, sondern das eigenste Lebensinteresse Englands. Belgien war der englische Brückenkopf nach dem Festlande, der Besitz von Antwerpen und der flandrischen Küste durch eine große Festlandsmacht bedroht die inselmäßige Sicherheit Englands militärisch und wirtschaftlich. Der Unterseebootkrieg wäre in diesem Umfange nicht möglich, wenn England die flandrische Küste beherrschte. Deshalb ist es nicht leeres Wortgeklingel, sondern voller Ernst, daß England alle militärischen und politischen Anstrengungen machen wird, um Belgien wieder zu befreien. Wer nach dem Friedensschlusse Belgien beherrschen wird, der hat den Krieg gewonnen, wie auch immer die Friedensbedingungen lauten werden.

Aber die übrigen Bundesgenossen Englands?!

Da ist zunächst Rußland.

Menschenalter hindurch, bis der deutsch-englische Gegensatz alles überschattete, war die große Politik beherrscht von dem Gegensatze zwischen England und Rußland. Als drohende Wolke stand der Krieg zwischen beiden am politischen Horizonte, und man erwartete mit Gewißheit den Kampf zwischen Walfisch und Eisbären. Von natürlicher Bundesgenossenschaft, bedingt durch Gemeinsamkeit der Interessen, waren beide Mächte so entfernt wie möglich.

Die auswärtige Politik Rußlands strebte mindestens seit den Zeiten Peters des Großen nach dem offenen Meere. Überall, wo man das Meer erreicht hatte, war man nur an Sackmeere gekommen und mußte weiter. Nach Süden gab es drei Auswege, über die türkischen Meerengen ins Mittelmeer, über Zentralasien nach Indien oder über die Mandschurei nach dem eisfreien Stillen Ozean. Aber auf allen drei Wegen stieß man auf widerstrebende englische Interessen. Um den Weg ins Mittelmeer zu versperren, hatte England im Krimkriege mit Frankreich verbündet zu den Waffen gegriffen und war 1878 nach dem Frieden von San Stephano bereit, dies noch einmal zu tun. Als Rußland um die Jahrhundertwende den entlegensten Ausweg am Stillen Ozean suchte, hatte ihm England die kleinen Japaner auf den Hals gehetzt und durch sie die Straße versperren lassen. Aber am gefährlichsten war doch der mittlere Durchbruch nach Indien. Er bot für Rußland die glänzendsten Aussichten. Mit dem Erwerbe des reichen Indien lag ganz Asien zu seinen Füßen, und der Weg nach dem Indischen Ozean war in einer weiten Bresche eröffnet. Gleichzeitig wurde gerade hier England in seinen eigensten Lebensinteressen getroffen. Und dabei rückte Rußland über Zentralasien

von Jahr zu Jahr den indischen Grenzen immer näher. Der Kampf der beiden Weltmächte um die Beherrschung Asiens schien unabwendbar.

Nach seiner beliebten Politik hätte England sich für den Kampf gegen Rußland zu gern der deutschen Bundesgenossenschaft versichert, stieß dabei aber immer deutscherseits auf entschiedene Ablehnung, da tatsächlich keine ernstlichen deutsch-russischen Gegensätze bestanden. Nun mußte es umgekehrt versucht werden.

Wie die russische Politik sich immer, wenn ihr der Ausweg nach der einen Meeresseite versperrt war, nach der anderen gewandt hat, so nahm sie nach dem Scheitern des Versuches im äußersten Osten ihre Balkanpolitik wieder auf, mußte sich aber sehr bald davon überzeugen, daß der Weg nach Konstantinopel nicht nur über Wien, sondern auch über Berlin führe. Das verschlang sich mit dem inzwischen immer schärfer ausgeprägten deutsch-englischen Gegensatze und führte zum englisch-russischen Bündnisse. England gab dabei scheinbar den Weg durch die türkischen Meerengen frei, da ohne dies Rußland nicht zu haben war, versperrte ihn aber gleich wieder durch Besetzung der davor gelegenen Inseln.

Während des Krieges blieb für Rußland nichts anderes übrig, als diesen hinterlistigen Streich Englands über sich ergehen zu lassen und das Zugeständnis der Meerengen dankbar anzunehmen. Nach einem für die Entente siegreichen Frieden hätte aber in Rußland das Bewußtsein Ausdruck finden müssen, daß man das erstrebte offene Meer mit den Meerengen doch nicht erreicht hatte, sondern wieder in der Sackgasse saß. Dann hätte sich die gewaltige Macht des siegreichen Rußlands nach der bisherigen Gepflogenheit seiner auswärtigen Politik wieder einem anderen möglichen Auswege zugewandt. Und das war diesmal voraussichtlich Indien.

Die indische Gefahr wäre für England nie größer gewesen, als nach einem für die Entente siegreichen Ausgange des Weltkrieges. Diese Gefahr ist jetzt vorüber. Indem das deutsche Schwert das russische Weltreich zertrümmerte, besorgte es auch Englands Geschäfte. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir im Sinne von Hoetzsch und anderen das russische Reich möglichst hätten erhalten sollen, um in ihm einen künftigen Bundesgenossen gegen England zu gewinnen. Die Menschenmassen Indiens unter Rußlands Herrschaft wären uns noch viel gefährlicher geworden als unter derjenigen Englands. Das Zersplittern Rußlands ist auch für uns einer der größten Erfolge des Weltkrieges. Aber es ist begreiflich, daß man dem Untergange Rußlands in England keine Träne nachweint, sondern erleichtert aufatmet. Die Niederlage Rußlands ist nicht auch eine Niederlage seines englischen Bundesgenossen, sondern eher das Gegenteil davon. Jedenfalls kann sie auf die englische Friedensneigung nicht bestimmend einwirken.

Nicht viel anders ist es mit Italien.

Italien trug sich mit gewaltigen Weltmachtsplänen. Das Adriatische Meer sollte mit dem Erwerbe Istriens, Dalmatiens und Albaniens ein geschlossenes italienisches Binnenmeer werden, wie einst in den besten Zeiten der venetianischen Republik. In Tripolis hatte Italien eine Landgrenze mit Ägypten, einer der empfindlichsten Stellen des englischen Weltreiches. Im östlichen Mittelmeer hatten die Italiener den griechischen Dodekanes besetzt und strebten nach weiteren Erwerbungen in Klein-Asien. Das ganze östliche Becken des Mittelmeeres sollte unter italienischen Einfluß kommen. Bei der Beherrschung aller wichtigen Ein-

und Ausgänge des Mittelmeeres durch England und bei dem bedeutenden Übergewichte der englischen Flotte wäre die Verwirklichung dieser Bestrebungen für England wenigstens vorläufig kaum gefährlich geworden. Aber lästig konnte eine solche Vormachtstellung Italiens im östlichen Mittelmeere doch werden, zumal wenn sie sich mit der russischen Politik verband.

Auch damit ist es jetzt vorüber. Im allergünstigsten Falle behauptet Italien sein bisheriges Gebiet. Selbst wenn es den Dodekanes und Tripolis verliert, fallen diese an Griechenland und die Türkei, die für England nie gefährlich werden können. Mögen die italienischen Staatsmänner sich jetzt noch mit den Südslawen unterhalten über die beiderseitigen Besitzungen an der östlichen Adriaküste, so täuscht man damit kaum noch große Kinder. Italien wird keinen Fußbreit neue Küste und keine weitere Meeresherrschaft gewinnen.

Für England ist diese italienische Niederlage der erwünschteste Ausgang, der sich denken läßt. Bei einem Siege der Entente hätte man Italien Zugeständnisse machen müssen, die doch einmal recht lästig hätten werden können. Die italienische Niederlage ist für England erheblich vorteilhafter als ein italienischer Sieg, zumal sie Italien für lange Zeit in bedeutender Schwächung zurückläßt.

Andererseits hat zwischen England und Österreich nie ein ernsthafter politischer Gegensatz bestanden, weil Österreich bei seiner geographischen Lage nie eine bedeutende See- oder Handelsmacht werden konnte. Das wäre vielleicht anders geworden, wenn Österreich den einst in großer Stunde ins Auge gefaßten Vormarsch nach Saloniki angetreten hätte. Aber damit war es vorbei, seit Österreich 1908 auf Italiens Verlangen kleinmütig den Sandschak räumte und beim Balkankriege von 1912 auch die letzte Gelegenheit zum Vormarsche vorübergehen ließ. Die österreichische Macht im Adriawinkel störte England nicht.

Dagegen hatte England stets das lebendigste Interesse, in einem starken Österreich ein Bollwerk gegen andere, England feindliche Mächte zu sehen. Von den Kriegen Ludwigs des Vierzehnten bis zum Berliner Kongresse war daher England immer der natürliche Verbündete Österreichs. Dieses Verhältnis wurde höchstens vorübergehend einmal getrübt, wenn sich Österreich wie im siebenjährigen Kriege oder jetzt im Weltkriege mit Feinden Englands verbündet hat, stellt sich aber mit dem Friedensschlusse ganz von selbst wieder her.

Während Österreich rings von heulenden Raubtieren umgeben war, die die Monarchie aufteilen wollten, hätte England eine solche Aufteilung nie zugelassen, sondern höchstens Österreichs Feinden einige Brocken hingeworfen. Die Erhaltung der österreichischen Großmachtstellung war ein zu starkes englisches Interesse namentlich gegenüber Rußland, aber auch gegenüber Italien.

Deshalb ist es für England ein doppelter Gewinn, daß es gerade Österreich ist, dem Italien unterliegt. Mögen die deutschen Waffen dazu mitgewirkt haben, Deutschland hat keinen weiteren Gewinn davon, als daß es Österreich errettete. Der dauernde politische Gewinn liegt ausschließlich bei Österreich. Und das kann der englischen Politik nur recht sein. Es ist für England noch vorteilhafter als ein italienischer Sieg.

Bei dieser Sachlage ist das Schicksal der Balkanstaaten für England ganz gleichgültig. Dafür, daß Österreich nicht in Saloniki das Ägäische Meer erreicht, ist anderweit gesorgt. Im übrigen mögen Serbien und Montenegro untergehen

oder in irgend welcher Weise wiederhergestellt werden, das berührt kein englisches Interesse. Daneben sorgt schon die bedeutende Machtstellung, welche Bulgarien gewonnen hat und das nunmehr für Österreich den Weg nach Saloniki versperrt, dafür, daß die ausschließliche Beherrschung der Balkanhalbinsel nicht an Österreich fällt.

So bliebe noch Frankreich.

Jahrhunderte hindurch, von den englisch-französischen Kriegen des ausgehenden Mittelalters bis über die Zeiten Napoleon des Ersten hinaus, ist die Weltgeschichte von dem englisch-französischen Gegensatze erfüllt. Frankreich war immer einer der gefährlichsten Gegner Englands, weil es die diesem gegenüberliegende Küste beherrschte und daher England in seiner militärischen und wirtschaftlichen Inselsicherheit bedrohte. Diese Gefahr war um so größer, da Frankreich zeitweise nicht nur die bedeutendste Landmacht des Festlandes, sondern sogar eine bedeutendere See- und Kolonialmacht war als England selbst. Wie sich die neuere englische Politik immer gegen die bedeutendste Festlandsmacht richtete, die ihm auf dem Gebiete des Seehandels gefährlich werden konnte, erst gegen Spanien, dann gegen die Niederlande, so richtete sich die englische Politik in dieser Hinsicht von den Zeiten Ludwigs des Vierzehnten bis zu denen Napoleons des Ersten gegen Frankreich. Endlich mit dem Wiener Kongresse war das englische Ziel erreicht, Frankreich war als See- und Kolonialmacht vernichtet.

Doch es konnte als solche wieder aufleben. Die dritte Republik hatte wieder ein gewaltiges Kolonialreich zusammengerafft. Frankreich besaß wieder eine bedeutende Flotte. Damit erwachte ganz von selbst wieder der englisch-französische Gegensatz. Man braucht nur das Wort Faschoda zu nennen. Da war es denn ein Glück für England, daß die Franzosen wie hypnotisiert auf das Loch in den Vogesen starrten und sich als englische Landsknechte für den Festlandskrieg gewinnen ließen.

Daß Frankreich sich wesentlich für englische Interessen verblutet und nie mehr die Stellung einer Großmacht, geschweige denn einer Weltmacht für sich beanspruchen kann, ist ein weiterer Gewinn der englischen Politik. Und dabei springt noch ein besonderer Vorteil heraus. Die französische Kanalküste wird England nie wieder freiwillig herausgeben, und das geschwächte Frankreich ist am wenigsten die Macht, die es dazu zwingen kann. Behauptet Deutschland die militärische Herrschaft über Belgien, und gelingt England die Befreiung Belgiens nicht, so steht es freilich bewaffnet daneben in Calais und Boulogne.

Bei den meisten der englischen Bundesgenossen bedeutet es also für England nicht eine Niederlage, sondern geradezu einen Vorteil, wenn sie durch das deutsche Schwert abgetan werden. Die einzige Ausnahme in dieser Hinsicht macht nur Belgien.

Andererseits ist doch auch Deutschland durch den Weltkrieg erheblich geschwächt. Sein Gewerbe ist wenigstens vorläufig von dem Weltmarkt verdrängt, seine Handelsflagge von den Weltmeeren verschwunden. Das Erbe haben Angelsachsen und Japaner angetreten.

Weshalb sollte also England trotz aller deutschen Siege mit den Ergebnissen des Weltkrieges nicht zufrieden sein, zumal es dabei auch seinem Kolonialreiche eine gewaltige, bisher selbst in den kühnsten Träumen kaum gehoffte Ausdehnung geben konnte?

Es fragt sich nur, ob diesem weltpolitischen Gewinn Englands nicht andererseits auch eine Verlustrechnung gegenübersteht, indem es sich aus dem Stillen Ozean und aus Ost-Asien zurückziehen und hier die Herrschaft den Japanern überlassen mußte.

Doch in dieser Hinsicht bietet der amerikanisch-japanische Gegensatz vorläufig einen Trost. Die Bedrohung der Straits-Settlements und Indiens durch Japan ist nicht annähernd so groß wie einst die Bedrohung Indiens durch Rußland. Ist erst der Weltkrieg in Europa beendet, so kann der neue Weltkrieg zwischen Angelsachsen und Japanern um die Herrschaft über den Stillen Ozean beginnen.

Alle deutschen Siege haben uns dem Endziele des Krieges, der Besiegung Englands, bisher um keinen Schritt näher gebracht. Im Gegenteile bedeuten die deutschen Erfolge im wesentlichen auch Erfolge der englischen Weltpolitik. Englands Macht ist nicht in der seiner Bundesgenossen zu treffen.

Zum Glück ist auch England nicht unverwundbar. Einen zwanzigjährigen Krieg gegen die französische Revolution und Napoleon konnte England aushalten, weil er nur Englands Bundesgenossen traf. So konnten auch Englands Staatsmänner von einem neuen zwanzigjährigen Kriege sprechen. Aber wie für den einzelnen Menschen sein Geldbeutel der empfindlichste Körperteil ist, so wird England getroffen in seiner Handelsmacht. Während die englische Kriegsflotte sorgfältig verborgen gehalten wird, so daß niemand weiß, wofür sie da ist, versinkt die erste Handelsflotte der Welt samt der seiner Bundesgenossen und der Neutralen, soweit sie sich in Englands Dienst gestellt haben, in den Tiefen des Meeres. Damit erfüllt sich auch Englands Schicksal. Und deshalb muß der Weltkrieg für England einen anderen Ausgang haben als einst der gegen Napoleon.

Deutsche Flurbereinigung

Geschichtliche Erinnerungen — politische Mahnungen

Von Dr. Paul Wentzcke

1. Die thüringische Einigungsfrage

Fast unbeachtet von der öffentlichen Meinung im Reiche scheint sich im Herzen Mitteldeutschlands eine durchgreifende Änderung der bundesstaatlichen Besitzverhältnisse anzubahnen. Schon Anfang März 1917 erhoben die Sozialdemokraten Koburg-Gothas bei den Verhandlungen über die Thronfolge ihres Herzogtums offen die Forderung einer thüringischen Gesamtrepublik. Wenig später, Anfang September, sprach sich der nationalliberale Parteitag in Erfurt nachdrücklich für „eine organische Zusammenschließung der thüringischen Staaten in Gesetzgebung und Verwaltung und für eine thüringische Volksvertretung“ aus. Zum wenigsten müsse, so war die allgemeine Meinung, Verwaltung und Gesetzgebung der in der Gemengelage liegenden Länder, die geographisch, historisch und wirtschaftlich ein Ganzes bilden,

einheitlich und gleichmäßig gestaltet werden. Als Oberbau sei ein thüringisches Parlament zu schaffen. Einen gewissen Abschluß dieser Vorberatungen zeigt der Antrag, den der Jenaer Staatsrechtler Eduard Rosenthal am 23. November 1917 auf dem Weimarischen Landtag im Namen der ganzen liberalen Fraktion „wegen Vereinheitlichung von Gesetzgebung und Verwaltung" einbrachte. Gleichzeitig lockte aus Jena ein wissenschaftliches Preisausschreiben zur Ausarbeitung von Entwürfen zu weitgehender Vereinheitlichung von Verwaltung, Recht und Wirtschaft.

Den Anstoß zu dieser Bewegung, die in allen thüringischen Staaten Beifall findet, hat zweifelsohne die Not des Tages gegeben. „Dem denkenden Beobachter", schreibt die „Jenaische Zeitung", „schien es manchmal geradezu ein Gegensatz zu der großartigen Zusammenfassung der gesamten deutschen Volkskraft gegen die äußeren Feinde, wie im Kampfe gegen die inneren Schwierigkeiten der Lebensmittelknappheit jeder kleine Staat sein Leben für sich lebte und sich ängstlich gegen die Nachbarn abschloß." Hinter dieser „sinnfälligen Überspannung des Partikularismus" aber, die der thüringische Städtetag bereits vor mehr als Jahresfrist durch die Schaffung einer Wirtschaftseinheit zu lösen versuchte, tritt jetzt in dem nationalliberalen Antrag die große politische Frage der „thüringischen Einigung" überragend hervor. Aus dem Kreise vertraulicher Einzelbesprechungen drängt im Herzen Deutschlands ein Problem zur Entscheidung, das seit einem Jahrhundert in den wichtigsten Krisen der nationalen Entwicklung als ein Mikrokosmos des großen Kampfes zwischen Reichsgedanken und Territorialstaat galt.

Wie die deutsche Einheitsfrage, wurde auch die thüringische Einheitsfrage zum erstenmal im Zeitalter der deutschen Erhebung gestellt. Ihre Lösung konnte damals, in den Jahren der Fürstenrevolutionen, nur rein dynastisch gedacht werden. Wohl ließ Napoleon den schweren Schlägen von Jena und Auerstädt nicht die großzügige Mediatisierungspolitik folgen, die seine Herrschaft in Franken und Schwaben, am Niederrhein und in Westfalen kennzeichnet. Nach wie vor hielt vielmehr die bunte, vielfarbige Karte Thüringens auch in der neueren Zeit das Bild der alten territorialen Zersplitterung fest, die bislang ganz Süd- und Westdeutschland, der Heimat des Reichsgedankens, eigentümlich gewesen war. Erst in den Jahren 1813 bis 1815 versuchte Herzog Karl August von Weimar, anfangs mit Hilfe Napoleons selbst, beim Wechsel des Kriegsglücks mit Unterstützung der Verbündeten, als mächtigster Sproß der Ernestiner ganz Thüringen unter seiner Herrschaft zu einigen. Als dies mißlang, wahrte doch die großherzogliche Krone die Hegemonieansprüche seines Hauses.

Auch die zweite große Krisis der großen deutschen Einheitsbewegung fand ihren Widerhall im kleineren Kreise der thüringischen Bundesstaaten. Noch 1826 zwar hatte der Streit um das ausgestorbene Herzogtum Gotha-Altenburg nur neue Zersplitterung gebracht. Ohne Rücksicht auf dynastische und territoriale Zusammenhänge wurden damals Gotha mit Koburg, Meiningen mit Hildburghausen zusammengekoppelt. Das von den Kreishauptmannschaften Zwickau und Leipzig fast erdrückte Altenburg ward selbständiger Bundesstaat. Wenige Jahre später aber, 1833, fanden alle thüringischen Gebietsteile zum ersten Male als Provinz des preußischen Zollvereins einen lebensfähigen wirtschaftlichen Zusammenschluß. Die natürliche Hauptstadt des Landes, Erfurt, das auch Napoleon seinerzeit als „Kaiserstadt" unter seiner unmittelbaren Herrschaft gehalten hatte, wurde wieder der wirtschaftliche Mittelpunkt ganz Thüringens. Es war der Vorläufer der neuen politischen Einheitswelle, die mit den Märzstürmen des Jahres 1848 das ganze deutsche Land überflutete. Im Strom dieser unitarischen Bewegung suchte auch Thüringen aufs neue zur Einigung zu gelangen. Von Innen heraus drängten immer stärker die kleinen Nöte des Tages, deren Ursprung man in der Zersplitterung von Verwaltung, Justiz und Wirtschaft erblicken mußte, zur Entscheidung. Von Außen her forderten die Gedanken an Deutschlands Einheit auch im Herzen des Reiches zur Nacheiferung auf

Schon im Frühjahr 1848 lassen sich diese Hauptgedankengänge aus dem Gewirr diplomatischer Noten, aus Flugschriften und Aufsätzen, die alle die Lösung der thüringischen Einheitsfrage vorbereiten wollen, herausschälen: Erhebung der Kleinstaaten zum Reichsland mit republikanischer oder monarchischer Spitze, Anschluß Thüringens an einen neuen sächsischen Kreis unter den jüngeren Wettinern, endlich innere Einigung Thüringens unter dem Führerstaat Weimar. Alle drei Pläne aber — das ist vor allem wichtig und fruchtbar — spiegeln in ihrer staatsrechtlichen Begründung und in ihrem Schicksal zugleich die Probleme der deutschen Einheitsfrage: Einheitsstaat, Staatenbund und Bundesstaat.

In das Gewirr der Verhandlungen und Meinungen, das ich auf Grund neu erschlossener Quellen unlängst zu klären versuchte*) kann hier nicht eingegangen werden. Nur das Ergebnis sei in kurzen Zügen wiedergegeben.

Unter dem Druck des in Frankfurt aufsteigenden „Reichsterrorismus" schien eine Zeitlang in der Tat die ganze Welt des kleinstaatlichen Wesens dem Untergange nahe. Im Herbst 1848 brachen allenthalben, vor allem in Altenburg, in beiden Reuß und in der preußischen Provinz Sachsen, neue revolutionäre Unruhen aus, die nur durch tatkräftiges Einschreiten der provisorischen Zentralgewalt unterdrückt werden konnten. Der Gedanke an eine „thüringische Republik" fiel damit von selbst. Aber bis in den November hinein hielt sich die Hoffnung auf eine freiwillige Liquidation der mindermächtigen Staaten zugunsten des Reiches. Als am 1. Oktober 1848 der letzte Fürst von Reuß-Ebersdorf abdankte, erwartete man vielfach, daß dies Beispiel sehr bald bei den übrigen Regenten Nachahmung finden würde. Das Reichsministerium selbst erklärte, „daß eine gründliche Heilung nur dadurch erfolgen werde, daß diese kleinen Souveränitäten aufgehoben und größere Länderkomplexe hergestellt werden". Im Schoße der Erbkaiserpartei wurde die Meinung laut, daß die Immediatisierung, die Gründung von unmittelbarem Reichsland, ein fruchtbarer und folgenreicher Gedanke sei.

Wohl fiel auch diese Hoffnung sehr bald der neuen politischen Umgruppierung zum Opfer, die sich aus dem Umschwung in den eng verknüpften Fragen der österreichisch-deutschen und der preußisch-deutschen Einigung ergab. Erfolgreich aber hatten die Unitarier mit ihrem Vorstoß die Mediatisierungsversuche des Königreichs Sachsen zurückgewiesen, das seit den Märztagen durch dynastische und durch demokratische Lockungen ein Großsachsen zwischen Elbe, Harz und Thüringer Wald zu gewinnen suchte. Altenburg und beide Reuß, die von jeher von dem mächtigen Nachbar wirtschaftlich völlig abhängig waren, zeigten sich zu weitgehendem Entgegenkommen bereit. Herzog Ernst der Zweite von Koburg-Gotha knüpfte Verhandlungen über eine Militärkonvention an. Die thüringischen Fürsten wollten damit der Gefahr entgehen, die ihnen die größte Demütigung schien, der Unterordnung unter einen Standesgenossen, den Weimarischen Großherzog.

In der Tat hatten dessen Hegemonieforderungen auch die wirksame Unterstützung der Reichsgewalt gefunden, als der Gedanke an ein Reichsland im Herzen des Reiches schwand. Unter der Leitung eines Reichskommissars berieten Mitte Dezember 1848 und Anfang Januar 1849 Vertreter sämtlicher thüringischer Kleinstaaten in Gotha über einen von Weimar vorgelegten Einigungsvertrag. Zur Führung war danach die Gesamtheit der Fürsten und ein neu zu schaffender Gesamtlandtag berufen. Im Kerne aber drängte alles wie in der Reichsverfassung der Paulskirche zur Ausbildung einer einheitlichen Spitze. Und anfangs schien wie in Frankfurt so auch in Thüringen der Erfolg nahe. Der Entwurf der Reichsverfassung selbst rechnete bereits mit einer gemeinsamen Vertretung Thüringens im Staatenhause. Erst die neue Krisis der Reichspolitik, in der Mitte Dezember Heinrich von Gagern zum Führer der neuen, kleindeutschen Mehrheitspartei berufen wurde, bereitete den Niedergang auch der thüringischen Einigungs-

*) Thüringische Einigungsbestrebungen im Jahre 1848. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Einheitsbewegung. Jena, G. Fischer, 1917.

frage vor. Die von mir zum ersten Male veröffentlichten Sitzungsberichte der Gothaer Konferenzen zeigen deutlich, wie sich unter dem Druck der Nachrichten aus Frankfurt, Wien und Berlin die Zuversicht der kleineren ernestinischen Staaten wieder hob. Unter der Führung Meiningens setzten sich die Regierungen gegen die drohende Gefahr einer Hegemonie Weimars tatkräftig zur Wehr, während im großen Gesamtdeutschland die Vertreter föderativer Staatsanschauungen neuen Einfluß gewannen. Schritt für Schritt wichen die Unitarier von dem Gedanken an einen deutschen Einheitsstaat zur Theorie vom Bundesstaat zurück, der die volle Souveränität nicht nur Preußens, sondern auch sämtlicher Kleinstaaten anerkannte. Die Pläne einer konstitutionellen Einigung Thüringens verrannen in einigen von Weimar beeinflußten Versammlungen von Landtagsabgeordneten und Vereinen.

Wie schon 1813/15 hatte es sich gezeigt, daß der innere Trieb zum Zusammenschluß noch lange nicht stark genug war, die Hemmungen der Überlieferung an den Höfen, in den Residenzen und im Landvolk zu überwinden. Nur die bereits von der neuen Freiheit der Industrie ergriffenen Gebietsteile gaben dem republikanischen Drängen nach. Auch die dynastischen Fäden, die erst nach 1815 in Altenburg, in Koburg-Gotha und Hildburghausen geknüpft waren, hatten wenig Tragkraft bewiesen. In mannigfaltiger Färbung konnte daher der thüringische Einigungsgedanke, der dann seit den Märztagen auf diesem Boden erwuchs, von außen her kräftig gefördert werden.

Der Frankfurter „Reichsterrorismus" und die demokratischen Gedanken, die in Berlin und Leipzig ihre Stützpunkte hatten, waren seine Schrittmacher gewesen. Die wirtschaftliche und soziale Not der Zeit, der Ehrgeiz Weimars und nicht zuletzt die burschenschaftliche, unitarische Begeisterung, die den gebildeten Mittelstand erfüllte, brachten die neuen Ideen zur Reife. Der gerade für die thüringischen Verhältnisse furchtbarste Gedanke, daß beim Aussterben der direkten Linie des regierenden Hauses ihr Land ans Reich fallen solle, teilte das Schicksal aller Entwürfe, die in diesen Monaten „das Staatsrecht von den Dächern predigten". Er wurde auch bei der Reichsgründung aus Achtung vor dem von Bismarck fast allzu stark betonten „bündischen" Unterbau des Gesamtstaates nicht wieder aufgenommen. Aber die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Einigung Thüringens blieb seit der deutschen Revolution Gemeingut der aufstrebenden Elemente des Landes.

Eifrig waren in allen Staaten Regierung und Volksvertretung bereits in den letzten Jahrzehnten am Werke, die Schranken niederzulegen, die Verwaltung, Gesetzgebung und Wirtschaft der nahezu fünfzig Gebietssplitter trennen. Dem 1817 geschaffenen Oberappellationsgericht und der ernestinischen Gesamtuniversität traten die thüringische Landesversicherungsanstalt und 1912 ein Oberverwaltungsgericht in Jena zur Seite. Doch zu organischem Ausbau kam es nicht. Die viel verbreitete Meinung, daß nur Preußen der Zwingherr zur Einigung sein könne, drang kaum an die Öffentlichkeit. Offener zeigte sich in den wirtschaftlich von Sachsen abhängigen Landesteilen, in Altenburg, in Reuß und in dem erst 1815 zu Weimar geschlagenen Neustädter Kreise die Hinneigung zu Dresden. Dagegen schien die während der Herbstrevolution von 1848 begonnene Union der reußischen Staaten, deren Beispiel die beiden Schwarzburg folgen wollen, wenigstens eine Vereinheitlichung der innenstaatlichen Verhältnisse Thüringens vorzubereiten. Größere, umfassendere Pläne aber kamen kaum zur Sprache. Wie 1813/15 und wie 1848 bedurfte es der großen Erlebnisse Gesamtdeutschlands, um auch im Herzland des Reiches den Willen zu einer „Neuorientierung" in weiteren Kreisen zu wecken. Und nur in diesem größeren Zusammenhang sind die erwähnten Entwürfe der Nationalliberalen richtig zu werten, die auch heute wie in den Tagen der deutschen Revolution einen „Mikrokosmos" der preußischen und deutschen Einigungswünsche darstellen.

Die Vereinheitlichung, so führen die erwähnten Vorschläge aus, werde Ersparnis von Arbeitskräften, von Zeit, Nerven und Geld und Kraftgewinn bringen. Berechtigtes gelte es pfleglich zu erhalten, Überlebtes zu beseitigen mit Schützengrabengeist! „Die Heranziehung aller Schichten unseres Volkes zur politischen Mitarbeit in Staat und Gemeinde" ist daher auch den Führern dieser thüringischen Bewegung das Wichtigste: ein Spiegelbild der preußisch-deutschen Bestrebungen von Verwaltungs- und Wahlrechtsreform! Zur Vorbereitung wünscht man „ein großzügiges Teilungs- und Austauschverfahren zum Zwecke der Zusammenlegung Thüringens zu abgerundeten Staatsgebieten", so daß sich organisch über den Gemeinden der Kreis, darüber die Staatsregierung und als letzte Instanz der „Verband Thüringen" erhebe.

Trotz dieser weitgehenden unitarischen Forderung rechnen die Führer der bürgerlichen Parteien, wie es scheint, ernsthaft mit der Möglichkeit, die Souveränität der Einzelstaaten unberührt lassen zu können. Wohl war die dynastische Anhänglichkeit einzelner Länder, die erst nach dem politischen Erwachen der deutschen Einheitsbewegung ihr Fürstenhaus wechselten, nie sehr groß. In anderen, wie in Weimar und Meiningen, ist dieser Zusammenhang in den letzten Jahren stark gelockert worden. Trotzdem besteht allenthalben ein natürliches Staatsgefühl, das mehr oder weniger auf der Anhänglichkeit des Thüringers an dem heimischen Boden beruht. Diese Stimmung nun suchen die an die Öffentlichkeit dringenden Stimmen dadurch zu schonen, daß sie einen Staatenbund als Zwischenstelle zwischen Reich und Bundesstaaten einschieben. Als Sitz des „Verbandes" soll keine der Landeshauptstädte, sondern sozusagen nur ein neutraler Ort inmitten des Landes — genannt wird Arnstadt — in Frage kommen. Zugleich lehnt der Landesausschuß der nationalliberalen Partei in Thüringen als das Organ der bürgerlichen Einigungsfreunde jeden Eingriff der Reichsgesetzgebung in die Verfassung der thüringischen Staaten als der Bundesverfassung und dem Bundescharakter widersprechend auf das bestimmteste ab.

Wer die geschichtlichen Zusammenhänge der thüringischen Einheitsfrage kennt, wird dieser Forderung nicht zustimmen können. Sie erinnert gar zu sehr an die überkünstlichen Entwürfe der Märztage 1848, die wie Spreu vor der Wucht der großen Ereignisse in Frankfurt, in Wien und Berlin verflogen. Die politische Formulierung der Einigungswünsche, die in der Bevölkerung nur unbewußt und ohne selbständige Expansionskraft wurzeln, hängt heute wie vor zwei Menschenaltern in allen wesentlichen Stücken von der verfassungsrechtlichen Stimmung im Reich ab. Schon die Vereinigung beider Reuß und Schwarzburg haben diesen Ländern ein ganz unverhältnismäßig großes Gewicht im Bundesrat verschafft. Ein „Verband Thüringen" würde die Stimmenkumulationen der Kleinstaaten, die bereits Bismarck unwillig genug empfand, staatsrechtlich sanktionieren. Der bündische Charakter des Reiches wäre aufs empfindlichste bedroht, wenn „Thüringen" mit seinen knapp anderthalb Millionen Einwohnern in der Vertretung der Einzelstaaten seine acht Stimmen mit gleichem Erfolge in die Wagschale werfen dürfte, wie die vereinigten Königreiche Sachsen und Württemberg mit ihren sieben Millionen Einwohnern und einem mehr als anderthalbmal größeren Landbesitz. Sollte vor allem Preußen ruhig zusehen, wie an wichtigster Durchgangsstelle ein neuer Mittelstaat entsteht? Ein Mittelstaat, der die preußischen Gebietsteile Thüringens vom Hauptteil der Monarchie abdrängt, während bisher umgekehrt die thüringischen Einzelstaaten Enklaven im preußischen Gesamtstaat waren?

Das alles sind Fragen, die bereits weit hinausweisen über die innere Flurbereinigung Thüringens. — Es ist nicht anders: Wie 1815 und wie 1848 hängt auch heute die sogenannte Mediatisierungsfrage, die in diesen thüringischen Einigungswünschen lebendig ist, aufs engste mit der preußisch-deutschen Frage zusammen, mag sich auch äußerlich beider Charakter inzwischen wesentlich geändert haben. „Erst eine neue Lösung des deutschen Einheitsproblems kann auch dem thüringischen Einheitsgedanken Erfüllung bringen."

Zur litauischen Frage

Von Professor Max Kranz

Die Litauer sind später als die Polen, die sich schon vor dem Kriege die Gunst der Herren dieser Welt zu sichern und für ihre Zwecke auszunutzen wußten, aufgestanden und haben nur allmählich als Gebot der Selbsterhaltungspflicht erkannt, den deutschen Sieger mit der Vergangenheit und Gegenwart, der Natur und Kultur ihres Landes bekannt zu machen und bei ihm den Wunsch anzumelden, von der brutalen Willkür des Tschinowniks und dem schweren Druck des polnischen Pan dauernd befreit zu bleiben, ihre nationale Eigenart aber ungehindert und selbständig entwickeln zu dürfen. Übrigens sind nicht bloß sie, sondern auch zahlreiche Deutsche, Feldgraue, Kriegsberichterstatter, Verwaltungsbeamte usw., bemüht, Litauen, von dem wir nicht viel mehr als nichts wußten, in unseren Gesichtskreis zu rücken. Aus der Fülle dieser Schriften, die oft mehr gut gemeint als gut sind, heißt es den Weizen von der Spreu aussondern und den deutschen Leser auf solche hinweisen, die die Absicht ihn zu informieren wirklich erfüllen.

Zunächst einige deutsche Autoren! Axel Ripke, der aus Rußland stammt, hat zu dem von ihm 1916 herausgegebenen Sammelbande „Der Koloß auf tönernen Füßen" (J. F. Lehmann, München) einen in der Form knappen, aber an Inhalt reichen Aufsatz beigesteuert, in dem er das litauische Problem und das Verhältnis der Litauer zu ihren Mitbewohnern erörtert. Ripke, der aus eigener Anschauung recht Interessantes zu berichten weiß, ist überzeugt, daß die Litauer, deren „Ziel die Selbständigkeit ihrer Heimat war und bleibt", den Anschluß an Deutschland suchen, weil sie anderenfalls fürchten müssen, ihr Land könne ganz oder zum Teil zum neuen Königreich geschlagen werden und ihr Volk, in die polnische Fasson gepreßt, schließlich im polnischen Meere aufgehen; er rät dringend von der Anerkennung der tatsächlich unbegründeten polnischen Ansprüche auf das Großfürstentum ab.

Ausführlicher aber doch in gedrängter Kürze hat Erich Zechlin 1915 „Litauen und seine Probleme" in der „Internationalen Monatsschrift" (B. G. Teubner, Leipzig) und 1917 „Litauen" in Serings „Westrußland und Mitteleuropa" (gleichfalls bei Teubner) behandelt; er hatte in der Zwischenzeit Gelegenheit gehabt, Litauen und seine drei einander befehdenden Stämme im Brennpunkt der polnischen Agitation, in dem zu Unrecht „Perle des polnischen Landes" genannten Wilna, zu studieren; wissenschaftlich geschult und durch gediegene Beiträge zur polnischen Frage bereits bewährt, den Quellen gegenüber kritisch und im Urteil fast ängstlich zurückhaltend, schreibt er nur das nieder, was als verbürgte Tatsache angesprochen werden kann. Wer von ihm (und Ripke) ausgeht, wird leicht herausmerken, wo andere, deutsche, litauische und polnische Schriftsteller von Partei- oder nationalem Geist beeinflußt und deshalb mit Vorsicht zu genießen sind.

Eine brauchbare und lesenswerte Zusammenstellung zumeist auf heimische Kenner zurückgehenden dokumentarischen und auch statistischen Materials bietet Otto Keßler „Die Baltenländer und Litauen" (Berlin 1916; Puttkammer und Mühlbrecht), desgleichen so manches Wissenswerte zur Geschichte, Kultur und Volkswirtschaft dieser Länder, sowie in bezug auf die deutsche Verwaltung und deren Verordnungen.

Ein durch die äußere Aufmachung ansprechendes, mit Bildschmuck versehenes Buch ist des Dr. Paul Michaelis „Kurland und Litauen in deutscher Hand" (Berlin-Steglitz; Fritz Würtz). Der Verfasser findet mit glücklichem Blick das Wesentliche und Charakteristische heraus und stellt es in kurzen Berichten aus dem Felde (für das „Berliner Tageblatt") klar, schlicht und leicht faßlich dar; er urteilt einsichtsvoll und maßvoll und erkannte bereits im Frühling 1916, daß das russische Reich im Zerfall begriffen war und die „Fremdvölker", den Großrussen in jedem Betracht fremd, sich von ihm loszulösen begannen. Er lobt die deutschen

Eroberer als Kulturbringer, was sie bei diesen kleinen Völkern noch längere Zeit bleiben müßten. Seine Kriegsberichte verdienten, in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht zu werden, um so nachhaltiger zu wirken.

Ein liebenswürdiger, den Leser schnell fesselnder Autor ist der humane und tolerante Tilsiter Propst Wronka, der sein deutsches Herz auf dem rechten Fleck hat. Sein „Kurland und Litauen" (Freiburg i. Br. 1917; Herdersche Verlagsbuchhandlung) wird den Weg in viele deutsche Häuser finden und bedarf kaum einer besonderen Empfehlung. Wronka, des Litauischen kundig und vermutlich mit den Tilsiter Führern der litauischen Bewegung seit langem in Verbindung kennt Litauen aus eigener Anschauung und die Litauer aus vielfachem persönlichen Verkehr; er darf als einer von wenigen Deutschen von sich behaupten, daß er „die litauische Volksseele durch reichliche Erfahrung kennen gelernt hat". In seiner Darstellung, die uns mit der Geographie und Geschichte, mit den politischen, nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Verhältnissen Litauens vertraut macht, nehmen die kirchlichen Zustände, für die er ja ein besonderes Interesse und Verständnis hat, einen ziemlich breiten Raum ein; er ist hier in der Lage, manches zu berichten, was andersgläubigen Schriftstellern verborgen bleibt. Indem er außer der amtlichen russischen Statistik zuverlässige kirchliche Aufstellungen benutzt, errechnet er für 1915 auf dem zusammenhängenden litauischen Sprachgebiet von 1800 Quadratmeilen, bei einer Gesamtbevölkerung von $3^1/_2$ Millionen, rund 1,8 Millionen Litauer, bis auf 51000 sämtlich Katholiken, in ganz Rußland aber 1,9 Millionen und in der ganzen Welt $2^3/_4$ Millionen (davon in Amerika 690000), also weniger, als sonst wohl angegeben werden.

Die Verwaltung des von deutschen Truppen besetzten Ostens hat zweimal, im Herbst 1916 und 1917, den Deutschen in der Heimat Gelegenheit geboten, das Okkupationsgebiet, das erstemal das Gouvernement Kowno, das zweitemal das ganze Verwaltungsgebiet Ober-Ost, im Bilde und aus belehrenden Darstellungen kennen zu lernen. Das erstemal hat Dr. Schlichting im Auftrage des Fürsten von Isenburg, des Chefs der Deutschen Verwaltung Litauen, „zur bleibenden Erinnerung für die Herren der Verwaltung", eine große Anzahl gut ausgeführter „Bilder aus Litauen" zusammengestellt und zu diesen Bildern, „die, mit Liebe gesammelt, mehr sagen als alle Schilderungen und getreulich die Städte und Dörfer, wie sie sind, die Menschen in ihrem Alltag, in ihren Freuden und Leiden zeigen", eine knappe Einleitung verfaßt. (Druck und Verlag der „Kownoer Zeitung".) Eine vor kurzem erschienene zweite Auflage weist an Bildern eine erheblich vermehrte Zahl, aber auch eine ganze Reihe sachkundiger Artikel auf, von denen der „Geschichtliche Rückblick" Zechlins und Dr. Schlichtings Aufsatz über „Das Gebiet und die Organisation der Verwaltung Litauens" wenigstens genannt seien. Das zweite Werk „Das Land Ober-Ost" (Stuttgart 1917; Deutsche Verlags-Anstalt), das übrigens mit 23 Lichtbildern, 13 Federzeichnungen und 3 Karten ausgestattet ist, sucht vornehmlich durch die belehrende Darstellung zu wirken. Der stattliche Band, (472 Seiten) enthält 58 Aufsätze, die von Fachmännern, in der Verwaltung des Gebiets oder im Heeresdienste tätigen Herren, herrühren, gründliche Sachkenntnis verraten und stilistisch auch einen verwöhnten Geschmack befriedigen. Genannt seien von Mitarbeitern der Dichter Herbert Eulenberg, der Universitäts-Professor Clemen, der Urwaldmajor Escherich (Bialowies), der Forstmann Borggreve, Herr von Rümker, der seinen tiefgründigen Beitrag bescheiden „Landeskulturskizzen" nennt, und der Privatdozent Dr. Häpke, der von der Landwirtschaft und ihrem Betriebe zum Zweck der Volksernährung durch die Verwaltung Ober-Ost handelt. Das Sammelwerk, das auf amtlichen, durchaus zuverlässigen Angaben beruht, erhebt nicht den Anspruch, eine wissenschaftliche Leistung, wie etwa „Das Handbuch von Polen", das die „Studienergebnisse der Mitglieder der Landeskundlichen Kommission beim Generalgouvernement Warschau" zusammenfaßt (Berlin 1917; Dietrich Reimer), sondern eine gemeinverständliche Darstellung für gebildete Deutsche zu sein; es bietet zu diesem Zweck „aus allen Gebieten der Verwaltungstätigkeit Ausschnitte und in der Gesamtheit

einen vollständigen Überblick über die deutsche Arbeit in diesen Landstrichen". Um den wissenschaftlichen Wert des Buches zu erhöhen, ist ein wertvoller statistischer Anhang, ein Sachregister und ein möglichst vollständiges Literaturverzeichnis über das gesamte Gebiet, das die drei Militärverwaltungen Kurland, Litauen Nord und Süd mit 109000 Quadratkilometern Bodenfläche und (Ende 1916) 2,9 Millionen Einwohnern umfaßt, angefügt. Um die Vielseitigkeit des Inhalts anzudeuten, seien die Überschriften der Hauptabschnitte: Volk und Geschichte; Das Heer als Verwalter; Verkehr; Landeskultur; Handel und Gewerbe; Kirche, Schule, Kunst und Wissenschaft, angegeben. In Summa: Ein Werk, das jeder gelesen haben müßte, und an dem jeder, der es liest, seine Freude hat.

Nationallitauer, die in deutscher Sprache über Litauen schreiben, tun es fast durchgängig mit der Tendenz, ihrem Volke unsere Sympathien zu erwerben und die öffentliche Meinung Deutschlands für den Gedanken des autonomen litauischen Staates zu gewinnen. Ihnen allen ist ein gewisser Optimismus und die Unterschätzung der Schwierigkeiten des Auf- und Ausbaues dieses Staates aus eigener Kraft eigen, wofern diese nicht etwa aus taktischen Erwägungen zur Schau getragen werden. Wenn es deshalb geboten ist, auf der Hut zu sein und das Für und Wider ihrer Forderungen recht gründlich durchzudenken, so ist andererseits unverkennbar, daß sie, mit ihrem Thema von Jugend auf vertraut, aus dem Vollen schöpfen und uns unvergleichlich mehr zu sagen haben als Deutsche, die nur vorübergehend dort verweilen und nicht sonderlich viel wahrzunehmen vermögen. Stimmen sie auch im Stoff und Gedankengang vielfach überein, so hat doch jeder von ihnen seine persönliche Note und sein Steckenpferd.

Paulukat, dessen „Litauische Hoffnungen" (Halle 1915; Vaya-Verlag) ihn als einen feinfühligen Ästheten von ungewöhnlich ausgebreiteter Kenntnis moderner Literaturen verraten, gewährt uns tiefe Einblicke in die litauische Volksseele, in der, trotz des korrekten römischen Katholizismus, das alte Heidentum noch immer lebendig und mächtig ist; er ist so wenig Politiker, daß er — eine Merkwürdigkeit unter seinen Landsleuten — an die Möglichkeit ihres friedlichen Zusammenlebens mit der polnischen Herrenschicht glaubt. Vidunas, der in seinem „Litauen in Vergangenheit und Gegenwart" (Tilsit 1915; Buchdruckerei Lituania) mit offenem Visier für sein Volkstum eintritt, hat dadurch — für ihn ein gutes Zeichen — den Zorn eines streitbaren Allpolen erregt, dem das selbständige Litauen seit je ein Dorn im Auge ist und der es für geschmackvoll hält, die litauische Sprache zu verhöhnen. Werbelis, dessen „Russisch-Litauen" (Stuttgart 1916; J. Schrader) ich in Nummer 34 der „Grenzboten" 1917 eingehend gewürdigt habe, stellt an der Hand statistisch-ethnographischer Forschung mit nicht zu ermüdender Gründlichkeit das heutige und das ehemalige, nach Süden und Osten erheblich weiter reichende Sprachgebiet der Litauer fest und legt ihr nationales Erwachen und ihren auffallend raschen kulturellen Aufstieg, namentlich seit 1905, unwiderleglich dar; er fordert von seinem Leser ein scharf gespanntes Aufmerken, gewährt ihm dafür aber einen außerordentlich reichen Ertrag an Einsicht und Kenntnissen. Dr. Gaigalat, Pfarrer und preußischer Landtagsabgeordneter, der der „Grenzboten"gemeinde durch seine Abhandlung „Die litauisch-baltische Frage" (1915) bekannt ist, hat neuerdings in einer umfangreicheren Schrift „Litauen" (Memel 1917; Sandora-Buchhandlung) das litauische Problem von allen möglichen Seiten angefaßt und erschöpfend behandelt; ihm ist es darum zu tun, einen möglichst großen Leserkreis zu fesseln und für seine Ansichten zu gewinnen, was ihm, ich meine das erste, gelingen dürfte; er schreibt klar, anschaulich und leicht verständlich. Tatsachen und Zahlen beweisen; von beiden bringt er eine erhebliche Masse bei, die in mancher Hinsicht das reichhaltige Material von Werbelis ergänzt; von besonderem Interesse waren für mich die Abschnitte „Der Protestantismus in Litauen" und „Litauische Kunst", die als litauische Volkskunst bereits die Aufmerksamkeit vieler Deutschen auf sich gelenkt hat, und als litauische Kulturkunst zwar noch jung ist, aber viel verspricht. Zwölf Abbildungen und eine ethnographische Karte von Litauen erhöhen den Wert des Werkes. Kürzer in der Fassung, aber gleichfalls inhaltsreich

ist das erst vor kurzem herausgekommene Buch von M. Aschmies „Land und Leute in Litauen" (Breslau 1917; Verlagsbuchhandlung Priebatsch), das über alles Wichtige und Wesentliche in ruhiger und sachlicher Darstellung Aufschluß gibt, das Wirtschafts- und das Geistesleben eingehender behandelt, einen Abriß der Geschichte Litauens bis auf unsere Tage bietet und uns mit dem Lande und seiner sich aus sechs Völkern zusammensetzenden Bevölkerung bekannt macht.

Wer vor dem Weltkriege unvoreingenommen beobachtete, konnte wahrnehmen, daß die Reichsleitung für gewisse Eventualitäten im Osten gewisse Vorbereitungen traf und Richtlinien festlegte. Vor allem trat „Berlin" damals mit einer kleinen Gruppe verhandlungsfähiger Polen in Verkehr und stellte ihr die Wiederherstellung eines polnischen Staates im Gebiet der mittleren Weichsel, durch die Erwägung der Notwendigkeit einer erheblich kürzeren Verteidigungsfront gegen ein nur um Kongreßpolen gekürztes Rußland mitbestimmt, in Aussicht. Darüber hinaus wird es aber auch bereits damals mit dem Fall gerechnet haben, daß das Schicksal uns schon in diesem Kriege zwingen könne, die ostslawische Frage restlos zu lösen, die ostpreußische Gefahr für immer zu beseitigen und die Randvölker, in allererster Linie die Ukrainer, durch Errichtung von Nationalstaaten für die dauernde Verbindung mit Mitteleuropa zu gewinnen. Wenngleich „Berlin" im Verlauf des Krieges dann und wann geschwankt, mehrmals an vorzeitigen Friedensschluß mit Rußland, andererseits auch an Erwerb des so notwendigen Neulandes für deutsche Siedlungszwecke gedacht hat, im großen und ganzen war unsere Kulturdiplomatie zum Verzichtsfrieden bereit, hielt am Nationalitätsprinzip, wie man es heute nennt, am Selbstbestimmungsrecht der Völker fest und hat sich jetzt, nach der russischen Revolution, für dessen ausnahmslose Durchführung entschieden; sie hat deshalb vor kurzem aus dem ethnographischen Polen das Cholmerland herausgelöst und der Ukraine zugewiesen; sie erkennt den von den Polen historisch mit dem Eroberungsrecht begründeten Anspruch auf alle ehemals zu Polen gehörigen fremdsprachigen Länder, in denen es ein bodenständiges Polentum nicht gibt, nicht mehr an, sondern zieht die Grenzen nach ethnographischen Gesichtspunkten, trennt also das neue Königreich von dem neuen Großrußland durch ein breites Zwischengebiet in anderen Händen, nimmt ihm seine Wichtigkeit und Gefährlichkeit, ja macht es fast zur quantité négligeable. Doch ich schweife ab, statt mich auf Litauen zu beschränken.

Die Litauer haben spätestens gelegentlich der Einberufung des litauischen Landesrats erfahren, daß ihnen, mehr als sie wohl hoffen durften, ein unabhängiges Großfürstentum Litauen, also eine politisch-territoriale, statt der erwarteten national-kulturellen, Autonomie gewährt werden würde. Sie gründeten damals am 1. Oktober die in Berlin dreimal im Monat erscheinende Zeitung „Das neue Litauen", dann, nachdem der Präsident des litauischen Landesrats Smetona am 13. November einen staatsmännisch abgetönten Vortrag „Die litauische Frage" vor einer Versammlung deutscher Politiker im Hotel Adlon gehalten hatte, am 30. November, in Anwesenheit von Mitgliedern aller deutschen Parteien, namentlich aber der drei Parteien der Verzichtsfriedensresolution, die Deutsch-litauische Gesellschaft und wählten Herrn Erzberger zum Vorsitzenden. Obgleich nicht zu verkennen ist, daß der Zug des Herzens zwischen Njemen und Düna viele nach der russischen Seite hinführt, und daß die Mißvergnügten, die in der Schweiz die Monatsschrift „Pro Lithuania" in französischer Sprache herausgeben, zur Entente schwören, den deutschen Sieger hassen und z. B. die Beseitigung des Deutschen als Unterrichtsgegenstand aus den litauischen Volksschulen verlangen, so ist doch mehr als wahrscheinlich, daß es den im litauischen Landesrat vereinigten Notabeln gelingen wird, ihre Bolschewiki niederzuhalten, ein monarchisches Staatswesen, den Wünschen der Geistlichkeit entsprechend, auf christlich-konservativer Grundlage zu schaffen und die große Masse für die dauernde Orientierung nach Mitteleuropa zu gewinnen. Bestimmend wirkten auf sie einerseits die Gefahr, daß Litauen, wenn es sich dem deutschen Sieger nicht fügt, dem polnischen Nachbar preisgegeben werden könnte, der seinen Anspruch auf ganz Litauen ja immer wieder in Erinnerung bringt,

und andererseits die Vorteile, die Landwirtschaft wie Handel ihres Landes aus einer Vereinigung mit dem deutschen Wirtschaftsgebiete erwachsen müssen; denn nur nach dieser Richtung läßt sich ein gewinnbringender Warenaustausch einrichten.

Die führende, von dem Tausend nationallitauischer Geistlichen abgesehen, spärliche Oberschicht wünscht nicht bloß die Pflege der nationalen und kulturellen Güter und die Leitung ihres unabhängigen Staates so bald wie möglich aus der deutschen in die eigene Hand zu nehmen, sondern auch, daß Litauen den Litauern erhalten, also möglichst deutschen- und polenrein und auch wohl protestantenrein bleibt. Sie lehnen den deutschen Gedanken einer beträchtlichen deutschen Bauernansiedlung im Lande Ober-Ost, das nach Herrn von Rümker zur Besiedlung mehr als ein anderes geeignet ist, a limine ab und finden bei Deutschen Zustimmung. Nach dem Reichstagsabgeordneten Dr. Quessel braucht Litauen seine Acker und Länder für seine eigenen Kinder und ist dort für deutsche Ansiedler kein Raum. Und nach Liersch, dessen Schrift „Litauen und Litauer" (Stuttgart 1917; J. Schrader) nach Form und Inhalt gleich vortrefflich ist, würde die deutsche Bauernansiedlung dort auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen; er teilt die Ansicht Gaigalats, welcher dafür eintritt, daß der polnische überschuldete und meist schlecht bewirtschaftete Großgrundbesitz in Litauens Grenzen wie bisher so auch in Zukunft an landhungrige Litauer, Bauern und Landlose, aufgeteilt wird. Da dort achtzig und mehr Prozent auf dem Lande leben, sei dieses dicht bevölkert und biete fremden Kolonisten in größerer Zahl keine Möglichkeit der Betätigung. Selbst bei Aufwand großer finanzieller Mittel sei die Aussicht auf deren Gedeihen ausgeschlossen. Die nationalen Gegensätze würden bei dem starken Nationalbewußtsein der Ureinwohner sehr schroffe Formen annehmen und den Deutschen den Aufenthalt verleiden. In dem wirtschaftlich noch so wenig erschlossenen Gebiete würde der landwirtschaftliche Betrieb auf geraume Zeit recht schwierig und wenig lohnend sein und die Deutschen zur Ansiedlung nicht zu verlocken vermögen. Es sei bemerkt, daß auch gegenseitige Stimmen laut werden. Nach Wronka ist im Besitz der Litauer soviel Bauernland, daß ein kräftiger Bauernstand darauf gedeihen kann. Und nach Zechlin ist der litauische Bauer verhältnismäßig reich mit Land ausgestattet (durchschnittlich 60 bis 70 Morgen), wäre also, bei intensivem Betriebe, gesteigerter Produktion und den höheren Preisen des deutschen Marktes, von der unterbietenden Konkurrenz des russischen Getreides befreit, durchaus imstande, auch ohne Vergrößerung seines Besitzes zu gedeihen, und brauchte keinen Landhunger mehr zu haben. Wenn es gestattet ist, eine Vermutung auszusprechen, so wird die Umwandlung des polnischen Guts- in litauisches Bauernland sich sehr bald vollziehen, und zwar um so schneller, je zahlreicher die über ziemlich viel Geld verfügenden Litauer, deren Rückwanderung bereits organisiert wird, aus Amerika in die Heimat zurückkehren werden.

Ich könnte schließen, doch muß ich noch auf eins hinweisen. Liersch, der den Litauerstaat sich bereits zu einem nordischen Bulgarien entwickeln sieht, rät warnend ab, die litauischen Bauern durch Vermengung mit deutschen zu verstimmen und dadurch russische oder polnische Strömungen heraufzubeschwören. Litauen solle doch „ein Puffer nach Osten" sein. Als ob wir Deutschen einen solchen, zudem recht winzigen, nötig haben. Sicherlich dann nicht, wenn eine breite, mit Deutschen besiedelte Militärgrenze angelegt und wir selber die Grenzwacht beziehen würden, wie eigentlich selbstverständlich ist. Unsere Kulturdiplomaten schaffen doch nicht uns zuliebe und uns zum Vorteil, um uns vor dem ohnmächtigen und ohne die Ukraina armen Großrußland zu schützen, im Westgebiete souveräne Kleinstaaten, sondern um das Nationalitätsprinzip zu verwirklichen und um der deutschen Selbstlosigkeit, deren eben nur ein Deutscher fähig ist, zu fröhnen, was Erich Liersch, obgleich er ein Deutscher ist, nicht zu begreifen scheint. Der bisherige Chef der Militärverwaltung Litauen, Fürst von Isenburg-Birstein, der für die Hebung Litauens so unendlich viel getan hat, sagte am 23. September 1917 zu dem litauischen Landesrat: „Ein Kulturland soll Litauen werden, das allen seinen Bewohnern unter Wahrung litauischer Eigenart freie Betätigung und Entwicklung

bietet". Allen seinen Bewohnern! Unter diesen Bewohnern werden nach der sich jetzt anbahnenden Entwicklung die Deutschen, die Polen und auch die Juden nur spärlich vertreten sein. Die Litauer werden unter sich, Litauen wird ein geschlossener Nationalstaat in Reinkultur sein.

Der Kampf um das kommunale Wahlrecht

Von Professor Dr. G. von Below

In Nr. 5 der „Grenzboten" veröffentlicht Dr. F. Reiche einen Aufsatz über „Das allgemeine, gleiche Wahlrecht und die Kommunen", der sich für die Einführung jenes Wahlrechtes in ihnen ausspricht. Indem ich die darin enthaltene lehrreiche Zergliederung des Problems in einzelnen Fragen anerkenne, möchte ich doch wesentlichen Aufstellungen, die er macht, widersprechen. Ich beginne mit einigen allgemeinen Erwägungen.

„Wo große Gleichheit ist," — sagt Macchiavelli — „errichte man eine Republik; wo große Ungleichheit ist, eine Monarchie, wenn man nicht ein schlecht proportioniertes, undauerhaftes Ding schaffen will." Diese alte Wahrheit sollte man sich auch heute gegenwärtig halten. Der Gegensatz, um den es sich heute handelt, ist ja nicht einfach der von Republik und Monarchie, sondern der einer schroff demokratisch-parlamentarischen Verfassung und einer durch stärkere monarchische Einrichtungen gestützten gemäßigt demokratischen Verfassung. Aber auf diesen Gegensatz trifft das Wort des großen politischen Denkers auch vollkommen zu. Wenn ich die bisher bei uns bestehende Verfassung als eine durch stärkere monarchische Einrichtungen gestützte gemäßigt demokratische Verfassung meine, so werde ich bei keinem Einsichtigen Widerspruch finden. Die demokratischen Einrichtungen sind ja bei uns an so vielen Stellen — vom Reichstag bis zu den Krankenkassen — mit starkem Einfluß vorhanden, daß es keinem Urteilsfähigen beikommen kann, unser Staatswesen „Autokratie", und wie die schönen Wilsonschen Titulierungen sonst heißen, zu nennen. Insbesondere auch in den Gemeinden finden sich überall starke demokratische Elemente, im einzelnen in verschiedener Abstufung. Der Kampf der Gegenwart geht nicht auf erstmalige Einführung demokratischer Einrichtungen, sondern auf Herstellung einer reinen Demokratie und zwar mit dem gleichzeitigen Ziel einer parlamentarischen Regierung. Gegen das Königtum schlechthin geht nicht die Bewegung. Man weiß, daß es nicht mehr viel bedeuten, nicht mehr unbequem sein wird, wenn die anderen Ziele erreicht sein werden. Diese Ziele lassen sich nur erreichen durch die völlige Demokratisierung des preußischen Abgeordnetenhauses. Eben darum geht der heftigste Kampf um dieses. Ist die Demokratisierung des Abgeordnetenhauses durchgeführt, so werden auch die letzten Einrichtungen, die dann noch einer radikalen Demokratisierung unserer Verhältnisse entgegenstehen, leicht beseitigt werden, insbesondere die noch nicht ganz demokratische Verfassung unserer Gemeinden.

Im Anschluß an das Wort Macchiavellis müssen wir hervorheben, daß die völlige Demokratisierung Deutschlands ein „schlecht proportioniertes Ding" schaffen würde. Wir würden in einen Zustand der Tyrannei und Ungerechtigkeit kommen. Bei einem Gemeinwesen von wesentlicher Gleichheit der Verhältnisse, z. B. in

einem Bauernstaat, ist eine völlige Demokratie ganz unbedenklich; es wird dort niemand von einer Mehrheit sozial unterdrückt, weil soziale Unterschiede nicht bestehen. Ganz anders steht es bei einem Gemeinwesen von großer sozialer Mannigfaltigkeit, wie es das unserige ist. Es ist nur eine von vielen Möglichkeiten, wenn wir daran denken, daß die riesige Arbeiterschaft, wenn sie die Herrschaft erlangt hat, große industrielle Betriebe schwer schädigen kann, — gewiß immer zum eigenen Schaden, aber mit der Kurzsichtigkeit, die eben nicht den eigenen Schaden erkennt. Denken wir ferner an den Mittelstand, der zahlenmäßig schwächer als die große Arbeiterschaft ist und darum in einer radikalen Demokratie mit seinen Angelegenheiten im Hintergrunde bleiben muß. Indem ich es unterlasse, die verschiedenen Möglichkeiten durchzusprechen, will ich mich nur noch auf treffende Bemerkungen beziehen, die der Abgeordnete Traub neulich gemacht hat (vgl. „Tägliche Rundschau" (Nr. 67):

„Es muß offen gesagt werden, daß man in Berlin manchmal eine falsche Taktik einschlug: man hat das ‚Maß der Masse' dort selbst langsam eingeführt und sich davon irreführen lassen. Damit wollen wir sagen, daß man manchmal nicht zuerst die Gerechtigkeit und Billigkeit einer Maßregel untersuchte, sondern vorher nach sozialdemokratischem Muster fragte: ‚wieviel Menschen, Vereine, Organisationen haben Sie hinter sich?' Diese Fragestellung wirkt zerstörend; sie zieht den Massenbegriff als Hauptmaßstab des Urteils groß. Ein Volk ist in seinem ganzen Handel und Wandel auf der schiefen Ebene, wenn es den Grundsatz einreißen läßt: ‚wer am meisten schreit, kriegt am meisten!' Nicht die Masse entscheidet, sondern die Leistung und der Charakter."

Die bedenklichen Erscheinungen, auf die Traub hier hinweist, machen sich jetzt schon geltend, weil die Reichsregierung zurzeit den Wünschen der Sozialdemokratie aus bekannten Gründen glaubte nachgeben zu müssen. Es ist zu befürchten, daß sie nach einer völligen Demokratisierung unseres Vaterlandes dauernd werden und sich noch verstärken dürften.

Die „Neuorientierung", von der heute so viel gesprochen wird, hat das Programm: „Freie Bahn dem Tüchtigen" aufgestellt. Auf die parlamentarischen Verhältnisse angewandt, würde dies bedeuten, daß diejenigen politisch brauchbaren Kräfte, die bisher noch nicht genügend in den Parlamenten und sonstigen Vertretungskörpern zur Geltung gekommen waren, fortan zu stärkerer Geltung gelangen. Würde aber die Einführung des Reichstagswahlrechtes in Preußen eine solche Wirkung haben? Sie würde vielmehr die doch zweifellos einseitige Zusammensetzung des Reichstages auf das preußische Abgeordnetenhaus übertragen. Gerade die politisch brauchbaren Kräfte des deutschen Bürgertums würden statt zu stärkerer, zu geringerer Geltung gelangen. Man denke z. B. an so manchen erfahrenen und charaktervollen Politiker aus der nationalliberalen Partei des Abgeordnetenhauses, der bei einer Wahl nach dem Reichstagswahlrecht schwerlich zu einem Mandat gelangen würde. In besonderem Maße aber treffen diese Betrachtungen auf die Gemeindewahlen zu. Die völlige Demokratisierung der Gemeinden würde höchst wertvolle Teile des deutschen Bürgertums einfach mundtot machen. Wenn wir keineswegs die Fähigkeit der Sozialdemokraten zur Mitwirkung an der kommunalen Verwaltung bestreiten, so bergen die bürgerlichen Gruppen doch mehr brauchbare Kräfte in sich. Warum diese ohne Not ausschalten? Daß aber die Sozialdemokratie aus irgendwelcher Toleranz den bürgerlichen Gruppen den sachlich ihnen gebührenden Platz einräumen würde, daran ist ja nicht zu denken.

Auch wir wünschen eine Reform des Wahlrechtes*). Aus den dargelegten Umständen ergibt es sich indessen, daß nur eine solche Reform sachlich in Betracht kommen kann, die das Programm „Freie Bahn dem Tüchtigen" zu gesunder Wirklichkeit bringt. Die völlige Demokratisierung unserer Verfassung würde wertvollste Kräfte in großem Umfang einfach lahmlegen.

*) Ich habe meine Gedanken hierüber in meiner Schrift: „Kriegs- und Friedensziele". (Dresden 1917, Globus-Verlag) ausgesprochen.

Bei der Frage der Demokratisierung unserer Gemeinden ist noch ein wichtiger Gesichtspunkt zu würdigen, der leider in den gegenwärtigen Verhandlungen meistens übersehen wird*). Setzt sich eine Partei einer Gemeinde in den Besitz der Herrschaft, so verleiht ihr das weiter zugleich für das gesamte Staatswesen erhöhte Macht. Denken wir uns den Fall, daß die Sozialdemokratie eine große Zahl von Gemeinden — und darunter solche mit maßgebender Bedeutung für das öffentliche Leben, wie Berlin und Hamburg — beherrscht, so würde das eine starke Rückwirkung für die Sozialdemokratie im gesamten deutschen Staatsleben ausüben. Die Erinnerung an die Bedeutung von Paris im französischen politischen Leben und der Blick auf Petersburg im gegenwärtigen Rußland sprechen hier Bände. Wenn Berlin bisher die deutsche Öffentlichkeit weniger beeinflußt hat, so liegt das wesentlich an den Schranken, die die preußische Stadtverfassung der Demokratie zieht. Man vergegenwärtige sich doch einmal die Wirkungen einer tobenden Stadtverordnetenversammlung mit bedeutender sozialdemokratischer Mehrheit in Berlin und die Machtmittel der Stadt in ihrer Hand. Würden wir unter solchen Verhältnissen Krieg und Streik so gut überstehen können wie jetzt?

Es ließe sich wohl der Satz verteidigen: die Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen wäre weniger bedenklich, wenn es nicht auch in den Gemeinden eingeführt wird. Indessen wir sehen ja voraus (und auch Dr. Reiche deutet es an), daß das eine das andere nach sich ziehen würde. Darum sehen die Gegner der Demokratisierung der Gemeinden der völligen Demokratisierung des preußischen Abgeordnetenhauses mit großem Bedenken entgegen.

Ich wende mich nunmehr den besonderen Darlegungen Dr. Reiches zu. Es erleichtert unsere Auseinandersetzung, daß er in der Abschätzung der Wirkung der völligen Demokratisierung der Gemeinden mit mir insofern einig ist, als auch er von ihr die Beherrschung des Stadtverordnetenkollegiums und des Magistrats durch die Sozialdemokratie in einer großen Zahl von großen und kleinen Städten erwartet.

Dr. Reiche meint, daß von den kommunalen Aufgaben der Ortspolizei, des Schulwesens, der Bauten, des Armenwesens, der Steuererhebung „die letzten drei Punkte wohl keinem Bedenken unterliegen". Von der Steuererhebung erklärt er, sie sei „ja nur eine rein technische Arbeit". So einfach steht die Sache doch keineswegs! Wir haben ja beobachtet, daß die Finanzen der verschiedenen Städte sich sehr verschieden gestaltet haben, je nachdem die Stadtverwaltungen gut oder schlecht gewirtschaftet, eine waghalsige oder vorsichtige Steuer- und Finanzpolitik getrieben haben. Ein warnendes Beispiel liefert die Geschichte der Stadt Offenbach a. M., deren Finanzen gerade unter dem starken Einfluß der Sozialdemokraten eine unerfreuliche Gestalt angenommen haben. Ein Mißbrauch der Finanzgewalt durch eine sozialdemokratische Mehrheit ist sehr wohl denkbar. Dr. Reiche fährt fort: „Das Armenwesen wird ebenso unter demokratischer Verwaltung gedeihen wie unter der bisherigen und die öffentlichen Bauten desgleichen, da hierfür ja doch hauptsächlich Fachmänner in Betracht kämen, die als besoldete Gemeindebeamte bzw. Magistratsmitglieder angestellt oder gewählt werden müssen." Hierzu ist zunächst zu bemerken, daß die „Fachmänner" nicht lediglich nach eigenem sachverständigem Ermessen handeln können, sondern von der politischen Gewalt abhängig sind, die sie anstellt. Wird ein sozialdemokratischer Magistrat dem „Fachmann", der seiner eigenen Überzeugung folgen will, immer freien Spielraum lassen? Dr. Reiche erhofft ferner eine Besserung der städtischen Verhältnisse im Armen- und Bauwesen von der Verstärkung des sozialdemokratischen Einflusses. Wenn wir hierauf zunächst erwidern müssen, daß die städtische Armen- und Bauverwaltung keineswegs einseitig auf die wohlhabenderen Bevölkerungsschichten Rücksichten genommen hat, vielmehr sich von weiten und großen Gesichtspunkten leiten läßt und emsig auf weitere Fortschritte im echt sozialen Sinn bedacht ist,

*) Über die Wechselwirkung von Gemeinde- und staatlichem Wahlrecht, von Landtags- und Reichstagswahlrecht habe ich mich in der genannten Schrift eingehend geäußert.

so dürfen wir weiter gegen Gefahren, die von einem sozialdemokratischen Regiment drohen, keineswegs die Augen verschließen. Es gibt auch eine einseitige und darum kurzsichtige armenfreundliche Politik. Man wendet finanzielle Mittel unzweckmäßig an, was sich hinterher bitter rächt. So wenig wir bestreiten, daß sich innerhalb der Sozialdemokratie Männer finden, die Verständnis für solche Gefahren besitzen, so ist doch mit der Möglichkeit zu rechnen, daß sie gegenüber dem unverständigen Trieb einer großen Masse nicht aufkommen. Dr. Reiche verwertet auch die Klagen über den „kommunalen Klüngel", der sich bei der Anlage von Straßen begünstigt, und versichert, solche Übelstände würden mit dem sozialdemokratischen Regiment aufhören. Wir wollen nicht in die Erörterung der Frage eintreten, ob die herkömmlichen Klagen über diesen „Klüngel" nicht übertrieben sind; setzen wir selbst den Fall, sie seien vollauf begründet — glaubt irgend jemand wirklich, daß die Möglichkeit solcher Übelstände mit dem neuen Regiment aufhören werde? Keineswegs! Wir brauchen hier nicht auf die Verfassungsänderungen im alten Rom und in den mittelalterlichen Städten zurückzugreifen, welche den Beweis liefern, daß in dieser Beziehung die Verfassungsänderung wesentlich nur einen Wechsel des herrschenden Personenkreises hervorbrachte, daß aber die Mißstände an sich nicht aufhörten. Die Erinnerung an manche Begebnisse in der Geschichte der sozialdemokratischen Kassen und sonstigen Verbandseinrichtungen lehrt ja, daß mit der „breitesten Demokratie" der „Klüngel" sehr wohl vereinbar ist. Wir fürchten, daß er sich bei einem einseitig sozialdemokratischen Regiment sogar verstärken würde. Denn die Kontrolle, die mit dem starken Anteil einer Vielheit von Parteien an der städtischen Verwaltung gegeben ist, und die das beste Mittel gegen den „Klüngel" darstellt, fiele damit fort.

Bei den Betrachtungen über die Wirkungen des sozialdemokratischen Regiments auf Ortspolizei und Schulwesen geht Dr. Reiche überall von der Voraussetzung aus, daß der Staat gewissen Gefahren, die er für diese Gebiete zugibt, steuern könne und werde. Gewiß, wenn der Staat von dem starken Einfluß der Sozialdemokratie unabhängig bleibt! Allein daran ist ja bei der Einführung des Reichstagswahlrechts in Preußen nicht zu denken! Dieses soll ja gerade den sozialdemokratischen Einfluß auf die allgemeine Staatsverwaltung sichern! Vergegenwärtigen wir uns einen Fall, den Dr. Reiche bespricht: ein von dem sozialdemokratischen Magistrat angestellter Lehrer mißbraucht die Geschichtsstunde für parteipolitische Bestrebungen. Dann soll „die Aufsichtsbehörde, Direktor oder Provinzialschulkollegium", dem betreffenden Lehrer ein anderes Fach, Latein oder Erdkunde, übertragen. Ja, wenn die Stadt aber schon zum Direktor einen Sozialdemokraten ernannt hat! Dr. Reiche meint freilich: „Der Anstellung sozialdemokratischer Oberlehrer oder gar Direktoren kann der Staat stets durch Versagung der Bestätigung vorbeugen". Gewiß, wenn der Staat unabhängig ist. Allein man setze den Fall, der Staat habe die Bestätigung versagt: wie sehr würde der Kultusminister dafür im Abgeordnetenhaus mitgenommen werden! Um einem Mißverständnis zu begegnen, bemerke ich, daß ich hier die allgemeine Frage der Verwendung sozialdemokratischer Lehrkräfte unerörtert lasse.

In Bezug auf die Ortspolizei äußerte sich Dr. Reiche dahin, daß „die Folge der Demokratisierung der Kommunen" sein werde und müsse, daß in noch viel höherem Maß als bisher die Ortspolizei „königlich" wird; insbesondere müsse es da geschehen, „wo man der herrschend gewordenen Sozialdemokratie die Polizeiverwaltung, also die diskretionäre Ausübung der Staatshoheit, nicht anvertrauen kann". Hier wird wiederum die Voraussetzung gemacht, daß der Staat unabhängig bleibt. Aber man setze den Fall, daß der Minister des Innern im „neu orientierten" Abgeordnetenhaus wegen der Absicht, einer sozialdemokratischen Stadtgemeinde die Polizeiverwaltung abzunehmen, interpelliert wird — wir brauchen die Situation nicht auszumalen! Freilich stimme ich Dr. Reiche darin zu, daß die Demokratisierung die Selbstverwaltung sehr beschränken wird; aber nicht die Demokratisierung der Gemeinden speziell, sondern des Staates im Ganzen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß, je demokratischer ein Staat ist, die Freiheit

der Gemeinden um so mehr beschnitten wird. Wir haben den interessanten Unterschied zwischen Frankreich und Deutschland. Dort ausgeprägter Parlamentarismus und formell scharfe Demokratie, demgemäß die Gemeinden von der Zentralverwaltung und den von ihr bestellten Präfekten sehr abhängig, während bei uns der Abwesenheit der scharf demokratischen Verfassungskonstruktion ein hohes Maß von Selbständigkeit der Gemeinden entspricht. Eben hierbei aber nehmen wir auch wiederum wahr, daß formell ausgeprägte scharfe Demokratie keineswegs wahre Freiheit garantiert.

Was Dr. Reiche über die ländliche Verwaltung sagt, das würde gleichfalls nur unter der Voraussetzung zutreffen, daß der Staat noch ganz unabhängig bliebe. Er setzt es als selbstverständlich voraus, daß die Regierung die Beamten nach ganz sachlichen Gesichtspunkten werde ernennen können, daß „niemals ein dem Staate nicht genehmer Mann" ein wichtigeres Amt erhalten werde. Dr. Reiche scheint den Staat als in der Luft frei schwebend, unbeeinflußt von realen Parteien und ihren Interessen anzusehen. Das Entscheidende liegt ja aber gerade darin, daß der „neu orientierte" Staat nichts weniger als unbeeinflußt von der Sozialdemokratie sein wird. Wir können uns der Meinung Dr. Reiches, daß „niemals ein dem Staat nicht genehmer Mann" ein wichtigeres Amt erhalten werde, in diesem Sinn anschließen, insofern hier der stark demokratisch beeinflußte Staat in Betracht gezogen wird: dieser wird in der Tat dafür sorgen, daß niemals ein „ihm nicht genehmer Mann" Beamter wird. In diesem Sinn nehmen wir auch die weitere Bemerkung Dr. Reiches an, in einem Konflikt werde der Staat mit der Entschlossenheit und Zähigkeit, mit der er seine Macht geltend mache, stets siegen. Gewiß, aber welcher Staat! Und hier haben wir daran zu erinnern, daß der demokratisch beeinflußte Staat seine Entschlossenheit und Zähigkeit oft auch zuungunsten einer Gemeinde, die nicht so demokratisch gestimmt ist, ferner zugunsten einer demokratischen Parteigruppe in einer Gemeinde gegen eine anders gesinnte Bevölkerungsschicht geltend machen wird.

Von der Kirche meint Dr. Reiche, daß „sie der Einwirkung des städtischen oder sonstigen Patronats durch ihre Verfassung entzogen ist". Darauf ist zunächst zu entgegnen, daß jeder Patron auf die Bestellung des Geistlichen Einfluß hat. Aber auch sonst würde die Kirche unter dem vorwaltenden Einfluß der Sozialdemokratie mancherlei Schicksale durchzumachen haben.

Hinsichtlich der sprachlich und national gemischten Provinzen sieht Dr. Reiche selbst die Folgen der vollen Demokratisierung der Gemeinden nicht so ganz rosig an. Aber auch hier begegnet uns wiederum der Trost, „der Staat" werde das notwendige tun, „um sich gegen das Überhandnehmen des Polentums zu schützen". Der Landrat, der Distriktskommissar, „der Treueid für König und Vaterland", „der Staat, bei dem die Anstellung der Volksschullehrer liegt", „der auch weiterhin zu Orts- und Kreisschulinspektoren keine polnischen Geistlichen bestellt", — auf diese Instanzen glaubt sich Dr. Reiche verlassen zu können. Darauf müssen wir nur von neuem erwidern, daß der durch ein radikales Abgeordnetenhaus beeinflußte „Staat" nicht mehr die alte Unabhängigkeit besitzen würde. Die Zusammensetzung unseres Reichstags hätte ja die unabhängige Polenpolitik des preußischen Staats, die Dr. Reiche erhalten zu sehen wünscht, unmöglich gemacht, wenn der preußischen Regierung nicht ein in anderer Weise zusammengesetztes Abgeordnetenhaus zur Seite gestanden hätte. Was aber den Landrat und Distriktskommissar betrifft, so sind sie ja Organe der jeweiligen Regierung. Und man weiß, daß schon jetzt, unter dem Druck der gegenwärtig hochgehenden demokratisch-polenfreundlichen Welle, mehrere hochverdiente Regierungspräsidenten und Landräte aus ihrem Amt entfernt worden sind, weil sie den Standpunkt der bisherigen unabhängigen preußischen Polenpolitik nicht aufgeben wollten. Wenn dies bereits heute geschehen ist, wo Preußen nur den Druck der Erzberger-Gothein-Scheidemannschen Reichstagsmehrheit erfährt, so kann man sich ein Bild davon machen, was wir von der Einwirkung eines preußischen Abgeordnetenhauses zu erwarten haben, in dem es zu einer entsprechenden Mehrheitsbildung kommt. So sehr wir

endlich den Treueid für König und Vaterland schätzen, so würde doch — von anderem abgesehen (an böhmische Verhältnisse wollen wir gar nicht einmal erinnern) — der Treueid in vorliegendem Fall kein Schutzmittel sein, da es doch darauf ankommt, was die Regierung künftig noch verlangen und was sie durchgehen lassen würde.

Über Einzelheiten der preußischen Polenpolitik mag man streiten. Die beiden Hauptpunkte müssen festgehalten werden: die deutsche Bauernansiedlung und die deutsche Schule. Was der Herausgeber der „Grenzboten" über die Auslieferung der Schule im bisher russischen Polen gesagt hat, das trifft in erhöhtem Maß für die preußischen Grenzprovinzen zu. Hinzu kommt die Frage der allgemeinen Steigerung des polnischen Einflusses durch die geplante Verfassungsänderung. Warum sollen wir das Wahlrecht so ändern, daß den Polen in Provinz und Gemeinde das Übergewicht verschafft wird? Dr. Reiche sagt mit Recht: „Handelt es sich doch darum, ob der schwarze oder weiße Adler über Posen und vielleicht auch über Westpreußen und Schlesien herrschen soll". Und ebenso: „Fest müssen die Dämme gegen die slawische Flut sein". Gerade weil ich hier vollkommen mit Dr. Reiche übereinstimme, bin ich Gegner der geplanten Verfassungsänderung. So wenig ich behaupten will, daß die Verfassungseinrichtungen die einzigen in Betracht kommenden „Dämme" sind, so sehr ich davon überzeugt bin, daß auch auf die Stimmung, die Anschauungen des Volks Gewicht zu legen ist, so darf man doch die Verfassungseinrichtungen als Dämme nicht gering schätzen. Es handelt sich vielmehr darum, die Dämme festzuhalten, die das Deutschtum schützen. Und überdies liegen die Dinge noch so, daß die Gegner des Deutschtums Dämme zu dessen Bekämpfung aufrichten wollen.

Wir haben bisher von den vielen und großen Gefahren der völligen Demokratisierung unserer Verhältnisse gesprochen. Stehen ihnen nun etwa erhebliche Vorteile gegenüber? Wir wüßten keinen einzigen zu nennen. Der Stadtrat Dr. Luther, einer der angesehensten Männer der deutschen Selbstverwaltung, hat nachdrücklich hervorgehoben, daß die Stadtverwaltungen unter der Herrschaft des Dreiklassenwahlrechts durchaus sozial gehandelt haben und handeln. Durch freie Entschließungen haben sie — sagt er („Deutschland und der Weltkrieg" Seite 228) — in mehrfacher Richtung die sozialen Leistungen der Reichsgesetzgebung sogar überboten, und zwar in großem Umfang. Ist da also eine große Änderung nötig? Stadtrat Luther spricht von der preußischen Stadtverfassung. In Baden, dessen Staatsangehöriger ich bin, hat das abgestufte Wahlrecht der Gemeinden sich ebenfalls durchaus bewährt. Niemand wird gegen eine badische Stadtverwaltung den Vorwurf erheben können, daß sie sich von einem engherzigen Klassenstandpunkt leiten lasse.

Das einzige, was sich für die völlige Demokratisierung der Gemeinden anführen ließe, wäre der Hinweis auf den „Zug der Zeit", der aber oft nur der Herren eigener Geist ist. Und man weiß ja zur Genüge, daß sich hinter der angeblichen großen Volksstimmung recht viel internationale Beziehungen mannigfaltiger Art verbergen. Wenn es sich um das wahre Wohl des ganzen deutschen Volks handelte, so wären wir der geforderten Neuerung natürlich geneigt. Indessen gerade aus dem Eifer für das Volkswohl widersprechen wir ihr.

Da, wie wir gesehen, Gemeindewahl und Wahl für den Landtag in nahem Zusammenhang miteinander stehen, so mögen hier zum Schluß noch ein paar Worte über die zweckmäßigste Art der Änderung der Landtagswahl Platz finden. In den „Grenzboten" ist von ihrem Herausgeber kürzlich mit Recht betont worden, daß es heute für unser Vaterland vor allem darauf ankomme, die Kräfte nach außen zusammenfassen, und daß dahinter die inneren Fragen zurücktreten müßten. Wenn sich aus diesem Gesichtspunkt die Notwendigkeit ergibt, die Wahlrechtsfrage nicht um jeden Preis jetzt rasch zu erledigen, so spricht der rein sachliche Grund ihrer hohen Wichtigkeit ebenfalls dafür, sie nicht übers Knie zu brechen. Eine gründliche und darum etwas längere Beratung bedeutet wahrlich keinen Verlust. Es ist hier besonders auch in Betracht zu ziehen, daß neue Probleme für die

Wahlrechtsfragen in der letzten Zeit hervorgetreten sind. Namentlich wird dem berufsständischen Parlament heute eine Aufmerksamkeit gewidmet, die vor einigen Jahren noch unbekannt war. Als im Jahre 1913 in den „Grenzboten" Graf Albrecht Stolberg-Wernigerode seine Abhandlung „Eine Reform des preußischen Wahlrechts", die die berufsständische Vertretung empfahl, veröffentlichte (auch als Sonderabdruck im Verlag der „Grenzboten" erschienen), konnte seine Äußerung fast noch als eine einzelne Stimme gelten. Inzwischen aber haben sich die Sympathien für eine solche Vertretung gemehrt, und von verschiedenen Ausgangspunkten aus wird sie gefordert. Wenn Graf Stolberg die Berücksichtigung der Selbstverwaltungskörper forderte, so wird auch dieser Gedanke heute stark vertreten. Von neuesten Beiträgen möchte ich hier einige Artikel eines Altmeisters der Rechtswissenschaft, Professor Binding im „Tag", Jahrgang 1917, Nr. 266 bis 268 nennen, der mit Recht betont, daß die Vertretungskörper im Staat nicht bloß auf eine Art zustande kommen müßten, sodann einen Aufsatz von Staatsanwalt Dr. Fieker, „Der Weg zu einem gerechten Wahlrecht", in den „Anhaltischen Nachrichten" vom 1. Dezember 1917, ferner einen Artikel eines im praktischen Leben der Selbstverwaltung stehenden Mannes, des Direktors der Vereinigung der preußischen Landkreise, U. v. Hassell, ebenfalls im „Tag", Jahrgang 1918, Nr. 4, endlich die soeben erschienene Schrift des Professors Ed. Heyck, „Parlament oder Volksvertretung der Berufe und der Arbeit" (Halle a. S., R. Mühlmann)*). Wenn die Gründlichkeit der Prüfung der neueren Vorschläge die Fertigstellung des Wahlgesetzes um ein paar Monate hinausschiebt, so wird es immer zeitig genug fertig werden.

Endlich möchte ich auch noch an das ältere österreichische Wahlrecht, das einem berufsständischen nahekam, erinnern. Es hat sich besser bewährt als das gegenwärtige ganz demokratische und hat dem österreichischen Staat weniger Schwierigkeiten gemacht, während — es ist traurig, daß man die Sache so formulieren muß — das nach dem gegenwärtigen Wahlrecht gewählte Abgeordnetenhaus ihn fast zum Stillstand zu verdammen droht. Die Schwierigkeiten Österreichs werden wahrlich nicht durch die Steigerung der Demokratie gehoben. Daß aber auch uns Reichsdeutschen die Verstärkung der Demokratie Gefahren bringt, hat unsere obige Betrachtung gelehrt. Unser Ideal ist ein nicht extrem demokratisches und doch volkstümliches Parlament, eine Volksvertretung, welche die staatliche Entwicklung nicht hindert, sondern fördert.

*) Von anderen neueren Arbeiten, die sich mit der Wahlrechtsfrage beschäftigen, möchte ich hier hinweisen auf des Präsidenten Dr. E. Gruner Schrift „Die Neugestaltung des Preußischen Wahlrechts" (Berlin 1917, F. Vahlen) und auf das vom Standpunkt der schönen Traditionen des deutschen Idealismus geschriebene Buch des Professor M. Pomtow, „Preußen und das Reichstagswahlrecht" (Leipzig 1917, Th. Weicher). Eine Fundgrube für die hier in Betracht kommenden Fragen ist K. J. Möndel, „Deutschland auf dem Wege zur Demokratie?" (Verlag der deutschen Vereinigung in Bonn). Zu der Schrift von Professor Max Weber, „Wahlrecht und Demokratie in Deutschland" (Berlin-Schöneberg 1917, Buchhandlung „Fortschritt") möchte ich bemerken, daß der scharfsinnige Forscher hier seinen Scharfsinn doch in den Dienst einer Verschiebung der Gesichtspunkte stellt, die ein Zerrbild entstehen läßt.

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Der Friedensschluß mit den Maximalisten. Fast drei Monate haben unsere Diplomaten dazu gebraucht, den Frieden mit den Maximalisten zustande zu bringen. Daß dahinter ein Friede mit ganz Rußland steht, kann mit gutem Gewissen nicht behauptet werden. Rußland, das will sagen jenes gewaltige Volkswirtschaftsgebiet, das von der Weichsel nach Osten bis an die Gestade des Stillen Ozeans reichte und zu einem Staate zusammengefügt war, besteht nicht mehr. Was an seiner Stelle entstanden ist, ist noch nicht definierbar; es ist drüben alles im Fluß. Die Ukraina ist noch kein fertiger Begriff, sondern eher ein Wort, in das sich der politische Begriff erst hineinbauen soll. Ob er schließlich einen selbständigen Staat, einen russischen oder mitteleuropäischen Bundesstaat oder eine russische Provinz darstellen wird, vermögen wir noch nicht zu erkennen und, wenn wir ehrlich gegen uns selbst sind, so gestehen wir uns auch, daß wir noch gar nicht klar darüber sind, was wir uns wünschen sollen. In der Politik soll man zweckmäßig das wünschen, was unabänderlicherweise kommen muß.

Ohne Frage wird zunächst die innerpolitische Auseinandersetzung weitergehen. Die Maximalisten können unmöglich Herren der Regierungsgewalt bleiben, wenn sie auch dem russischen Volk die Beendigung des Krieges brachten. Den Frieden bringen sie ihm nicht! Dadurch verliert der Friedensschluß naturgemäß sehr an politischer Bedeutung. Er ist eigentlich vorerst ein militärisches Ereignis, das uns sehr erheblich entlastet, nicht vollkommen freimacht im Osten. Denn wollen wir die wirtschaftlichen Vorteile, die der Friedensschluß nach sich ziehen soll, nutzen, so bedürfen wir des sozialen Friedens auch in Rußland, muß die Auseinandersetzung zwischen der Ukraina und den Maximalisten beendet werden, muß die friedliche Entwicklung wenigstens der Ukraina sichergestellt sein. Daneben hat eine intensive Arbeit an den von der Armee noch besetzten Gebieten zu erfolgen. Es wird noch ein hartes Stück Arbeit zu leisten sein, ehe sie zu dem Wunsche gelangen, für „ewig" mit Deutschland vereint zu bleiben. Da aber hüte man sich, der nationalen Zugehörigkeit eine größere Bedeutung beizulegen, als es die Umstände erfordern. Die Liebe der Völker geht doch im wesentlichen durch den Magen, wird bestimmt durch die wirtschaftlichen Belänge. Man zeige darum den Bewohnern der baltischen Provinzen, Weißrußlands und Litauens, daß sie größeren Verdienstmöglichkeiten entgegengehen, leichteren Arbeitsbedingungen, besseren Rechtsverhältnissen als bei Rußland oder in Selbständigkeit. Man vermeide Maßnahmen, die in erster Linie den Anschein des Opfers für die deutsche Sache haben!

Der beste Weg dazu wird sein die Förderung großer wirtschaftlicher Aufgaben, an denen das ganze Land beteiligt ist, Aufgaben, die zu Keimen und Trägern eines Staatsgedankens werden können. In solchem Staate wird die politisch und wirtschaftlich befähigste Nationalität die Führung übernehmen mit und gegen die Einflüsse Deutschlands oder Moskowiens. Wir sind überzeugt, daß das baltische Deutschtum in dieser Hinsicht eine bedeutende Rolle spielen muß. Wirtschaftlich tüchtig, von hoher politischer Moral, in einem jahrzehntelangen Kampf gegen die Russifizierung politisch herangebildet, erscheinen die Balten als die natürlichen Führer des Landes. Sollte es gelingen, sie auch mit einem Tropfen sozialen Oles zu salben, so werden sie die ihnen noch einmal von der Geschichte übertragene Aufgabe ruhmvoll durchführen.

Der Friede mit den Maximalisten bedeutet wie gesagt noch nicht den Frieden mit Rußland. Aber er gibt uns Zeit und Raum zur Errichtung neuer Grundmauern für spätere friedliche und vertrauensvolle Beziehungen zu den Völkern des ehemaligen Rußland. Wie diese Grundlagen beschaffen sein werden, das aber wird in hohem Maße auch davon abhängen, wie unsre Armee im Westen die ihr bevorstehenden gewaltigen Aufgaben zu lösen imstande ist. Dort muß die weitere Vorentscheidung über den Inhalt des künftigen Friedens auch mit den Russen fallen.

G. Cleinow

Peccatur extra et intra muros. Auf der Jubiläumstagung des Bundes der Landwirte sagte Herr von Oldenburg Januschau:

„Was außen geschehen ist, überwindet die Tapferkeit unserer Armee, aber im Innern, wie wir da wieder herauskommen sollen, das ist nur Gott bewußt. Der Kanzler, der das wieder in Ordnung bringt, auf den wird geschossen werden, und wenn auf ihn nicht geschossen wird, so taugt er nichts. Es kommt bloß darauf an, ob er auch schießt."

Die Äußerung vom schießenden Kanzler wurde im Handumdrehen zum geflügelten Wort; prompt arbeitete die Legendenbildung durch Zusatz des „Volkes" als Objekt und des Maschinengewehres als Mittel, und die Parteitaktik war um eine Waffe reicher. Im Reichstag ritt man schon in drei Sitzungen den oldenburgischen Schimmel zu Tode, wie Abg. Stresemann launig und treffend zugleich bemerkte.

Wir verspüren keinerlei Neigung, den konservativen Heißsporn — der übrigens nicht Fraktionsmitglied ist — in Schutz zu nehmen. Er hat sich wie gewöhnlich im Tone gröblich vergriffen, obwohl diesmal zweifelhaft bleiben wird, ob seine Äußerung nicht bildlich gemeint war. Entscheiden könnte das nur, wer sie **gehört** hat, und das Verhalten der Versammlung — die Berichte verzeichnen „Heiterkeit" und „stürmischen Beifall" — scheint dafür zu sprechen. Denn wir glauben nicht, daß es Deutsche gibt, die „vor Freude heulen" bei dem Gedanken, daß auf Angehörige ihres Volkes geschossen wird, wie das der „Vorwärts" (19. Februar) unterstellt.

Gerade diese Seite kleidet höhnische Entrüstung schlecht, denn sie treibt es genau so arg wie Herr von Oldenburg! Findet man doch in dem führenden Blatte der Berliner Sozialdemokratie folgenden „Aufru[illegible]

„Es sind unsere Feinde ... Wir müssen sie schlagen ... Und wir werden sie schlagen," so steht es in fetten Lettern, dickunterstrichen mitten im Text, und der Leser freut sich dieses Bekenntnisses zur Parole vom 4. August. Der Ahnungslose! Nicht das Baralongvolk oder die Revanchefanatiker sind mit den „Feinden„ gemeint, sondern, wie „zwischen den Zeilen" bei genauerem Hinsehen deutlich wird, die eigenen Landsleute, „die unter dem irreführenden Namen ‚Vaterlandspartei' den Krieg ins Endlose fortsetzen wollen!" Auf „Feinde" wird ja wohl auch „geschossen"!? Wo ist da noch ein Unterschied von den Übertreibungen des Januschauer Kammerherrn?

Nur **eine** Empörung ist am Platze, die nämlich, daß die geile Pflanze der deutschen Zwietracht wieder üppig ins Kraut geschossen ist. Und nur **einer** darf mit Recht höhnisch zufrieden dreinschauen, der wahre „Feind" jenseits der deutschen Schützengräben.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber **Georg Cleinow** in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Der Aufbau im Osten

Von Georg Cleinow

Fundamentlegung

Dieser Tage schrieb mir ein Freund: „Wenn wir zu unserer Ausdehnung Gebiete gebrauchen, und wir brauchen sie zweifellos, so gibt es für uns nur zwei Wege: Aussiedlung durch Gewalt oder Aussiedlung durch wirtschaftliche Überwindung. Die erstere ist unmoralisch, aber ich sah sie bisher als ultima ratio an. Die zweite ist mir, bisher wenig erfolgversprechend, erst durch Ihren Aufsatz („Polenpolitik") als zweckmäßiger Ausweg annehmbar geworden . . ." Was ist unmoralisch? Durch weiche Rücksichtnahme auf Gefühle eine schleichende Krankheit sich solange ausbreiten lassen, bis sie den Körper zerfressen hat oder der harte Entschluß zu einer Operation auf Leben und Tod? Ist es wirklich unmoralisch, den Funken eines künftigen Krieges, der, allen Staatsmännern sichtbar, nicht einmal mehr unter der Asche glimmt, auszutreten und den schwelenden Zunder in alle Winde zu zerstreuen oder mit frommem Augenniederschlagen zu warten, bis das gefährdete Haus brennt? Ist es moralisch, einem Volk die Möglichkeit zu geben, sich zum Kampf gegen uns zusammenzuschließen, indessen Hunderttausende unserer Stammesgenossen draußen in der Gefahr schweben, entrechtet und geknechtet, von Haus und Hof verjagt, schließlich wie Ratten mit Knütteln totgeschlagen zu werden? An der Wolga harren hundertfünfzigtausend deutsche Bauern des Rufes, der ihnen eine neue Heimat schafft, da ihnen die seit hundert und mehr Jahren durch ihrer Hände Arbeit eroberte genommen worden ist! Angesichts solcher Tatsachen sollte es unmoralisch sein, wenn wir unsere offenen Feinde ersuchten, jenen Platz zu machen? Nein, ich kann nichts von Unmoral in dem Vorschlag entdecken, der zwischen die preußischen und russischen Polen einen breiten Siedlungsstreifen für die deutschen Rückwanderer aus Rußland bereitgestellt haben will durch Aussiedlung der polnischen Bevölkerung! Es wäre im Gegenteil eine an Unmoral grenzende Schwäche, wollte heute die deutsche Regierung auch nur auf ein Mittel verzichten, das mit einiger Aussicht auf Erfolg dem Ausbruch eines neuen Kontinentalkrieges an unserer Ostgrenze vorbeugen möchte. Nachdem wir gezwungen waren, Staaten niederzureißen wie Kartenhäuser, darunter das einst mächtige Reich der Zaren,

nachdem wir selbst aus Millionen Wunden geblutet und unsere Frauen und Kinder drei lange Jahre hindurch gedarbt haben, nachdem wir hunderttausende edler Männer der Habgier unserer Feinde opfern mußten, nur um selbst leben und wirken zu können, kann es nie und nimmer unmoralisch sein, wenn wir unsere Feinde von den Einfallstellungen vor unserer Burg vertreiben. Die Frage der Ausfiedlung polnischer Bevölkerungsteile aus Gebieten des ehemaligen Rußland — nur um diese kann es sich handeln, nicht um die alten preußischen Gebiete —, um daselbst deutschen Flüchtlingen aus aller Welt eine neue Heimstätte zu schaffen, ist keine Frage der Moral, sondern ausschließlich eine solche politischer und wirtschaftlicher Technik. Und welche technische Aufgabe gäbe es, die wir mit unseren Machtmitteln der Wissenschaft und des Schwertes nicht zu lösen imstande wären?! Wir sind vom Geschick berufen, den deutschen Reichsbau auszubauen, ihn zunächst im Osten den neueren Ansprüchen der Kontinental- und Weltpolitik anzupassen. Es hieße das Blut der gefallenen deutschen Männer verleugnen, wollten wir vor den praktischen Konsequenzen dieser Berufung, die durch unsere Siege verbrieft ist, bebend zurückweichen. Was zwischen unseren alten Ostgrenzen und den östlichsten Vorposten des Besetzungsheeres liegt, ist das Material zum Bau, zum Teil vorbereitet, zum Teil in der Vorbereitung erprobt, zum Teil schon als untauglich erkannt. Durch die Friedensschlüsse von Brest-Litowsk ist der Bauzaun gezogen!

Friedrich Wilhelm der Erste sagte einst seinem Sohne, dem nachmaligen großen König: „Dein größter Reichtum sein die Menschen!" Das Wort gilt auch in unseren Tagen; doch haben wir hinzugelernt, daß es weniger das Einzelindividuum ist, als vielmehr die um den Staatsgedanken herum organisierte Masse der Individuen, die diesen Reichtum ausmacht. Eine den deutschen Reichs- und preußischen Staatsgedanken bekämpfende organische Masse macht das Einzelindividium, aus dem sie besteht, zu unserem Feinde, macht es untauglich, als Material für unsern staatlichen Umbau verwendet zu werden.

In der deutschen Presse hat man bisher die Fragen des Ostfriedens zusammenhanglos einzeln behandelt. Man hat das polnische, das littauische, weißrussische, ukrainische und neben dem baltischen auch das kurländische Problem in mündlicher und schriftlicher Aussprache in entsprechenden Vereinen, Gesellschaften und Konventikeln behandelt, hat sich brav herumgestritten und sich gegenseitig Fehde und Kampf angesagt. Mit deutscher Gründlichkeit und Engherzigkeit wurden polnische, littauische, baltische und die dazugehörigen Neben- und Unterinteressen vertreten, als ginge es um diese und nicht das große Gesamtinteresse der Deutschen. Wer aber wagte daran zu erinnern, daß Deutschland doch auch noch da sei, wurde von allen diesen Spezialgruppen mit Haß und übler Nachrede begeifert, und war er gar amtlich tätig, möglichst aus seiner Stellung hinausintrigiert. Die Polen waren in dieser Richtung besonders glücklich und erfolgreich. Die Bestimmungen des Friedensvertrages mit der Ukraine haben sie indessen nachdenklich gestimmt, wenn auch nicht über ihre eigene Schuld daran. Nun scheint bei uns ein Streit über Litauen anzuheben. Die „Deutsche Zeitung", die kürzlich auf die Bestrebungen, eine sächsische Sekundogenitur in Litauen einzurichten, hinwies, hat durchaus Recht, wenn sie sagt, es ginge ja gar nicht um Litauen. Nein, es geht wirklich weder um Polen, noch um Litauen, noch um Estland, Livland, Kurland, sondern aus-

schließlich um Deutschland. Alle diese Gebiete und Völkerschaften auf ihnen und die sich daraus ergebenden Probleme sind mehr oder minder geeignetes Material für den östlichen Anbau des Deutschen Reiches.

Jeder Bau beginnt mit der Fundamentlegung.

Nach der Zertrümmerung Rußlands, deren ganzer Umfang weder nach der negativen noch nach der positiven Seite schon zu übersehen ist, hatte die Regierung dafür zu sorgen, daß sich in unserem eigenen Mauerwerk keine Risse bilden. Die Gefahr scheint beseitigt. Jetzt heißt die Frage nicht: was machen wir mit den Nationalitäten der besetzten Gebiete, sondern: wie fassen wir die Gebiete wirtschaftlich zusammen, um sie zu leistungsfähigen Trägern einer Brücke unserer Interessen nach dem Osten zu machen? Das gilt sowohl im wirtschaftlichen, wie im politischen Sinne. Politiker lernen zwar erwiesenermaßen nicht viel aus der Geschichte, aber sie sollten doch wenigstens nicht so leicht vergessen, was ihnen einmal in Fleisch und Blut übergegangen zu sein schien. Ohne das große, alte Rußland als Hinterland, daran wollen wir uns immer erinnern, wären wir nicht zu der Kraft gekommen, die es uns ermöglicht hat, den Kampf gegen England wirtschaftlich und militärisch erfolgreich zu führen; auch mit dem neuen Rußland außerhalb der Ukraine müssen wir uns zu stellen verstehen. Rußland ist das Land der ganz großen Probleme und Fragen. Keine russische Regierung hat sich mit politischen Kleinigkeiten befaßt. Als Petersburg und Moskau durch eine Eisenbahn verbunden werden sollte, und bei den beteiligten Ämtern Meinungsverschiedenheiten über die Linienführung auftauchten, nahm Nikolaus der Erste ein Lineal und zog über alle Privatinteressen hinweg die Linie, die die kürzeste Entfernung zwischen zwei Punkten ist. Schnurgerade, nur die Waldaihöhe umgehend, durchlaufen die Schienenstränge die Entfernung von 900 Kilometern. Rußlands Minister waren alle mehr oder weniger Revolutionäre: Miljutin, der Bauernbefreier, Pobjedonoszew, der Kircheneiniger, Witte, der Schöpfer der modernen Großindustrie, Stolypin, der Zerstörer der Bauerngemeinde, des Fundaments des zarischen Rußland, Miljukow, der Kadett, und Trotzki, der den Kampf gegen das Bürgertum der ganzen Welt zu führen gedachte! Und jeder von diesen Männern hat fanatische Verehrer gehabt! Wollen wir den Russen gewinnen, ihm wenn nicht Vertrauen, so doch Achtung einflößen, so dürfen wir uns bei der Neuordnung der Ostmark nicht krämerhaft an Kleinigkeiten klammern. Alles, selbst Orgien der Rache, würde der Russe verstehen, nur nicht kleinliche Engherzigkeit. Die würde ihn anwidern. Und wir müssen die Russen für uns gewinnen, wollen wir auch nach dem Weltkriege Überseepolitik und Weltpolitik treiben.

Der Weg zum Herzen der Russen führt nicht durch Nachgiebigkeit. Daß Deutschland das fünfundvierzigmal größere Rußland zertrümmerte, das imponiert. Verscherzen wir uns diese Stimmung nicht, um so weniger, als sie vielfach noch im Unterbewußtsein schlummert. Die Russen sind im Grunde genommen friedfertig von Charakter, mehr Ackerbauer und Kaufleute wie Soldaten, darum auch keine Organisatoren. Die Träger ihrer Feindschaft gegen uns sind vorwiegend Männer unseres eigenen Stammes, dazu Juden und Polen und die fremden Konkurrenten. Suchen wir der russischen Seele näher zu kommen, dieser primitiven, auf leichten Gewinn gerichteten, nicht jenem Bastardgeist der Intelligenz! Diesen könnten wir ignorieren trotz Presse, wenn wir jene zu fassen wissen. Rußland

muß wirtschaftlich angefaßt werden. Hätten wir ihm 1871 von unserm Milliardensegen abgegeben und später Frankreich als Geldgeber ausschalten können — wir waren zu arm dazu — wer weiß, ob es dann trotz aller russischer Balkangelüste zur franko-russischen Allianz gekommen wäre.

Wir können Rußland auf wirtschaftlichen Wegen gewinnen durch die Art, wie wir die neue Ostmark einrichten. Nicht vom Recht der Nationalitäten ausgehend, sondern von wirtschaftlichen Gesichtspunkten aus sollten die Gebiete von der Ostsee bis zum Pripet organisiert werden. Fangen wir erst einmal an, die estnische, lettische, litauische, weißrussische, jüdische und polnische Frage in diesen Gebieten lösen zu wollen, so verfallen wir der Zersplitterung und ertrinken im Kleinkampf durchaus nicht etwa heroisch, sondern absolut lächerlich. Auch die Nationalitätenfragen müssen sich über die Wirtschaft lösen lassen und zwar nicht durch uns, soudern durch die zunächst beteiligten Nationalitäten selbst. Ein großzügiger Wirtschaftsplan könnte alle die kleinen Völkerschaften am Baltikum mit der Welt verbinden, und dazu bedürfen sie einer Weltsprache. Russisch oder deutsch, eine dieser Sprachen wird der Bewohner der Ostmark auch in Zukunft sprechen müssen. Wenn auch vor der Hand noch das Russische überwiegt, so wachsen in diesem edlen Wettstreit die Chancen der deutschen Sprache in dem Maße, in dem wir den Handelsverkehr, seine Wege und großen Organe, wie Banken und Presse, beherrschen und — wie wir es fertig bringen, den großpolnischen Gedanken aus dem Baltikum fern zu halten. Seine Träger sind der polnische Großgrundbesitz in Litauen in erster Linie und in zweiter die polnischen Angestellten in Städten und Dörfern und auf Gütern des deutschen Baltikums.

Das ist kein Widerspruch zu dem oben Ausgeführten, sondern dessen Ergänzung. Große politische Aufgaben lassen sich nicht nach einer einfachen Formel lösen; es sind immer nebeneinander laufende und ineinander greifende Berechnungen aufzustellen. Die Polen sind mit ihrem politischen Ehrgeiz ein störendes Element zwischen den Deutschen und Russen, da sie sich trotz dreijährigen Mühens im Kriege von unsrer Seite nicht bereit erklären können, ohne Vorbehalt auf den Besitz deutscher Provinzen zu verzichten, so muß ihrem Ehrgeiz auf andre Weise der Nährboden entzogen werden.

Aus diesen beiden Aufgaben: Verständigung mit dem Russentum und Überwindung des großpolnischen Gedankens, ergibt sich der Grundriß zu den Fundamenten der neuen Ostmark. Zunächst im Norden: Zusammenfassung der Gebiete ohne Rücksicht auf die Nationalitäten zu einer gewichtigen Wirtschaftseinheit, in der der tüchtigsten und kultiviertesten, dabei auch kapitalkräftigsten Nationalität ohne weiteres die führende Rolle zufiele. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß die Achse dieser Einheit nur der Dünastrom, bis herauf nach Polock, das sind etwa 400 Kilometer, das Herz aber Riga, an der See und doch mitten im Lande gelegen, sein kann. Riga zugleich Haupthafen für Rußland, die regulierte Düna, seine bedeutendste Schlagader im Weltverkehr. Beide zusammen auch das finanzielle Rückgrat des neuen Staates. Ihn bilde man aus Estland, Livland, Teilen des Gouvernements Witebsk, Kurland und Litauen, ohne eine historische Anknüpfung als Königreich in Realunion mit dem Deutschen Reiche. Dann hätte man die Sandhaufen der Feldschlacht, von denen ich in Heft 5, Seite 135 sprach, in die feste Burg eines schützenden und geschützten Staates ge-

wandelt. Südlich davon folge als preußische Provinz Südpreußen, der nicht zur Ukraine gehörige Teil des Gouvernements Grodno, Lomsha und Plock, begrenzt im Süden durch Bug und Weichsel. Dies Gebiet sei deutsches Kolonisationsland, ebenso wie westliche Teile des Gouvernements Warschau, Kalisch und Petrikau. Das Siedelungsland wäre in erster Linie den Donationsgütern, dann dem Großgrundbesitz zu entnehmen. Etwa auszusiedelnde Bevölkerung wäre nach Weißrußland zu leiten, wo genügend Großgrundbesitz zur Besiedlung durch Bauern vorhanden ist, und die geringe Bevölkerungsdichte auch sonst noch Hunderttausenden Raum bietet. Ob es zweckmäßig wäre, dies Gebiet an Rußland zurückzugeben, mag späterer Erörterung vorbehalten bleiben. Der Rest von Polen könnte zu einem vollständig selbständigen Staate gemacht werden, schon aus dem einem Gesichtspunkte, weil auch ein unselbständiges Gebilde niemals aufhören würde in der ganzen Welt gegen Deutschland zu intrigieren.

Ich meine die hier vorgetragene Skizze einer Neuordnung unserer Verhältnisse im Osten kommt dem, was wir uns nur wünschen können zu erreichen, am nächsten. Sie verteilt die Last des Baues auf viele Pfeiler zu entsprechenden Teilen. Der schwächste Punkt ist die polnische Ecke. Dort wird wegen des unsichern Baugrundes die Gefahr des Zusammensturzes bestehen bleiben, solange die deutsche Reichsregierung sich zu durchgreifenden Maßnahmen nicht zu entschließen vermag. Zu solchen Maßnahmen gehört das Recht der Ausfiedlung polnischer Bevölkerungsteile aus den uns besonders gefährdenden Kreisen von Russisch-Polen.

Finden wir jetzt im Anschluß an den Krieg nicht den Mut diejenigen Positionen auf dem gewonnenen Schlachtfelde zu beziehn, die jedes Anrennen gegen unsere Gesamtstellung von vornherein aussichtslos machen würden, so müssen wir darauf gefaßt sein, daß der Kampf um den Boden auf preußischem Gebiet fortab in für uns nachteiligen Stellungen wird geführt werden müssen.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen!

Nationalliberale Auffassung der Wahlrechtsfrage

Von Justizrat Dr. Marwitz

Der Kampf um das gleiche Wahlrecht ist entbrannt. Nicht leicht wird es der nationalliberalen Partei, Stellung in ihm zu nehmen. Zu oft hatten sich die entscheidenden Instanzen gegen die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen ausgesprochen, aus zu verschiedenartigen Schichten setzt sich die Gefolgschaft der Partei zusammen, als daß eine einheitliche Stellungnahme zu erwarten gewesen wäre.

So verständlich es daher auch sein mochte, daß der Wortführer der Fraktion im Abgeordnetenhause es bei der ersten Lesung ablehnen mußte, für seine Partei

schon jetzt Stellung zu nehmen, so bedauerlich war doch diese Tatsache. Der Streit, ob die Wahlrechtsfrage von größerer oder geringerer Bedeutung für Volk und Vaterland ist, ist müßig; wie so oft in der Politik kommt es nicht auf die Tatsache als solche an, sondern auf die Bedeutung, die ihr beigemessen wird, und da kann es keinem Zweifel unterliegen, daß weite Schichten des Volkes die Frage des Wahlrechtes als den Prüfstein dafür betrachten, in welchem Maße die Regierung in der Folgezeit mit dem Volke zusammenarbeiten will, und diese Frage ist so stark in den Vordergrund geschoben worden, daß andere, vielleicht gleich wichtige Fragen, wie z. B. die Ausdehnung der Bureaukratie, weit mehr in den Hintergrund getreten sind, als es für das Staatswohl notwendig wäre. Die Wahlrechtsfrage ist so vielseitig erörtert worden, daß sich etwas Neues über dieselbe kaum noch sagen läßt. Wenn in einer derartigen altbekannten und im Vordergrunde des Interesses stehenden Frage die Partei nicht geschlossen Stellung nimmt, so wird dies ihre Anhänger vielfach in Verwirrung bringen, diejenigen aber, die im Laufe des Krieges sich zur Anhängerschaft an die Partei durchgerungen haben, zurückschrecken. Die Wirkung, die diese Haltung der Fraktion auf die Partei ausübt, kann nicht anders als unheilbringend sein.

Vom Standpunkt des einzelnen Individuums aus kann die Wahlrechtsfrage mit Erfolg überhaupt nicht erörtert werden. Weder Besitz noch Bildung, weder Alter noch Familienstand, weder Amt noch Beschäftigung geben einen Maßstab für die politische Reife des einzelnen. Auch der Umstand, daß jemand Jahre hindurch sein Leben im Interesse des Staates in die Schanzen geschlagen hat, bietet keine Gewähr dafür, daß sein politisches Verständnis sich vergrößert hat. Mißmut und Verärgerung, Verengerung des Horizontes, jahrelanges Getrenntsein vom Vaterlande können das Gegenteil bewirkt und den Sinn für das Wesentliche abgestumpft haben. Gibt es aber keinen Maßstab für die Einschätzung des einzelnen in seinem politischen Verständnisse, so gibt es nur zwei Möglichkeiten, entweder man verwirft überhaupt Wahlen und kehrt damit zum absoluten Staate zurück, oder aber man zählt lediglich die Stimmen im ganzen Staate und berechnet sie nach dem System der Verhältniswahl, so daß die Gewählten genau der Zahl ihrer Anhänger im ganzen Staate entsprechen. Die Rückkehr zum absoluten Staate wird heute kein Einsichtiger wollen, während der andere Weg, die Durchführung des sozialdemokratischen Ideals, zu der größtmöglichen Ungerechtigkeit führt, es erstickt die weniger zahlreichen Volksschichten zugunsten der großen Menge und setzt wertvolle Güter im Staate auf das Spiel. Und die vornehmste Aufgabe des Staates, die Hilfsbedürftigen, soweit sie der Hilfe wert sind, zu stützen, wird ihm dadurch unmöglich gemacht, die Gesellschaft frißt den Staat auf und macht ihn überflüssig.

Hieraus folgt mit zwingender Notwendigkeit, daß die Frage des Wahlrechts nicht vom Standpunkte des einzelnen, sondern nur vom Standpunkte des Staates aus gelöst werden kann. Das Naturrecht hat sich überall als ein Irrweg gezeigt, nur in der Frage des Wahlrechts hält man vielfach noch immer an dem Irrwahne fest, daß mit jedem Staatsbürger das ihm zukommende Wahlrecht geboren werde. Das sachliche und das geistige Eigentum, die Vertrags- und Handlungsfreiheit dürfen heute nur insoweit betätigt werden, als sie im Interesse des vom Staate repräsentierten Ganzen nicht schädlich wirken. Nur bezüglich der Frage des Wahlrechts geht man noch immer von längst als falsch erkannten Grundsätzen aus, und dies tut gerade die sozialdemokratische Partei, die im übrigen die staatliche Beschränkung des einzelnen nicht scharf genug betonen kann.

Geht man aber vom Standpunkte des Staates aus, so kann die Frage nur gestellt werden: Welches Wahlrecht ist heute für den preußischen Staat das beste, und welches setzt ihn den geringsten Erschütterungen aus? Diese Frage aber wird nicht dadurch gelöst, daß man auf die zu erwartende Demokratisierung des Abgeordnetenhauses und ihre Folgeerscheinung hinweist. Daß hier schwere Unzuträglichkeiten in bezug auf die Kultur, die Ostmarken, die Steuerpolitik möglich sind, wird kein politisch Einsichtiger in Zweifel ziehen können. Dennoch

wird die Einführung des gleichen Wahlrechtes aus diesem Grunde nicht abgelehnt werden können, wenn zu erwarten ist, daß seine Ablehnung zu noch größeren Unzuträglichkeiten führen wird.

Die Demokratisierung des Volkes ist eine Tatsache, welche nicht dadurch aus der Welt geschafft wird, daß man ihr die Möglichkeit nimmt oder beschränkt, sich bei den Wahlen zu offenbaren. Da kein Staatsmann auf die Dauer sich ohne die Zustimmung der großen Volksmassen erhalten kann, so ist es für den Staat von keiner einschneidenden Bedeutung, ob herrschende Strömungen sich verfassungsmäßig offenbaren können oder nicht. Derartige Strömungen werden, wenn sie künstlich zurückgedämmt werden, mit um so größerer Gewalt sich einen Ausweg suchen. Wenn man demgegenüber darauf hinweisen will, daß die demokratischen Wellen eine vorübergehende Erscheinung seien, so wird sich dies auch, falls es zutrifft, in dem Ausfall späterer Wahlen offenbaren und die Besorgnis gerade derjenigen, die auf diesem Standpunkte stehen, fällt im wesentlichen in sich zusammen. Daß wir selbst bei dem besten Frieden schweren wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen entgegengehen, ist eine Binsen-Wahrheit. Daß sie eine tiefgehende Unzufriedenheit im Volke erzeugen werden, steht für denjenigen, der das Volk beobachtet, nicht weniger fest. Diese Unzufriedenheit wird und muß sich gegen den Staat wenden, wenn in agitatorischer Weise die Schwierigkeiten der Verhältnisse als der Ausfluß der Ungerechtigkeit des Wahlrechtes gepredigt wird. Dies ist unseres Erachtens die schwerste Gefahr, in welche sich der preußische Staat überhaupt begeben kann, und schon sie allein würde ausreichen, um die Gefahren des gleichen Wahlrechtes wettzumachen.

Dazu kommt, daß die Krone das gleiche Wahlrecht versprochen hat. Gerade wenn man der Ansicht ist, daß das monarchische Gefühl im preußischen Staate stark verankert ist, setzt man die Krone einer schweren Gefahr aus, wenn man das gleiche Wahlrecht ablehnt. Das Volk hat zu der Macht der Krone heute noch ein unbedingtes Vertrauen. Letzten Endes wird es der Krone zur Last legen, wenn ihr Wunsch nicht zum Gesetz erhoben wird. Man wird darauf hinweisen, daß nur allmählich und unter dem Zwange der Zeit das Versprechen des gleichen Wahlrechtes gegeben worden ist. Aus diesem Grunde habe sie ihre Machtmittel nicht genügend zur Geltung gebracht und dadurch verhindert, daß ihr Wunsch Gesetz werde. Man wird darauf hinweisen, daß das Versprechen der Freiheitskriege gebrochen worden ist, die Verheißung, die Friedrich Wilhelm IV. 1840 in Königsberg ausgesprochen, und die Zusage, welche er 1848 gegeben hat, gleichfalls nicht erfüllt worden sind, und diese Dinge werden, agitatorisch ausgeschlachtet, das monarchische Gefühl im Volke schweren Erschütterungen aussetzen, deren Tragweite im voraus nicht zu übersehen ist, aber keinesfalls unterschätzt werden darf.

Andrerseits bedeutet das gleiche Wahlrecht keine Einschränkung der Rechte der Krone, weil die Kompetenzen nicht anders verteilt werden, als sie bisher verteilt sind. Auch weiß jeder, der sich nur oberflächlich mit der Geschichte befaßt hat, daß die Macht der Krone nicht von Institutionen, sondern von der Persönlichkeit des Herrschers abhängt und von der Geschicklichkeit, mit welcher es ihr gelingt, große Volksteile hinter sich zu bringen. Oft genug sind absolute Herrscher nur der Spielball in der Hand einzelner Personen und Cliquen gewesen, oft genug haben konstitutionell stark beschränkte Monarchen es verstanden, ihren Willen in allen grundlegenden Fragen durchzusetzen. Wer es mit der Monarchie ernst meint, sollte die Grundlagen, auf die sie sich stützen kann, verstärken und nicht durch künstliche Zurückdämmung wesentlicher Volksstimmungen schwächen.

Aus diesen Gründen gibt es unseres Erachtens für die Partei nur die Möglichkeit, dem gleichen Wahlrecht zuzustimmen, und zwar so zuzustimmen, daß sie nicht als getriebene Menge, sondern als treibende Kraft erscheint, andernfalls wird sie die Nachteile des allgemeinen Wahlrechtes verspüren, ohne seine Vorteile zu genießen. Aufgabe der Partei wird es sein, die durch das gleiche Wahlrecht zu gewärtigenden Gefahren auf das Mindestmaß zu beschränken. Daß das Wahlrecht, so wie es vorgetragen ist, wesentlich den liberalen und den durch sie ver-

tretenen Schichten des mittleren Bürgertums Abbruch tun wird, steht fest. Dem wird durch Änderung der Wahlkreiseinteilung oder durch Einführung der Verhältniswahlen entgegengearbeitet werden müssen. Ebenso wird Vorsorge dafür zu treffen sein, daß durch eine entsprechende Ausgestaltung des Herrenhauses und durch Vermehrung seiner Befugnisse Schäden, die für den Staat aus vorübergehenden Mehrheiten geschaffen werden, von vornherein beschworen werden.

Die Partei hatte stets als die Grundlage ihres Wirkens betrachtet, die Zeichen der Zeit zu beobachten. Lehnt die Fraktion des Abgeordnetenhauses auch nur in einer starken Minderheit das gleiche Wahlrecht ab, und kann man ihr gar mit einem Anschein von Recht die Verantwortung dafür aufbürden, daß das gleiche Wahlrecht in Preußen zu Fall gekommen ist, so werden die Folgen für die Partei, sowohl in Preußen wie im Reiche, unabsehbar sein, und es steht zu befürchten, daß sie bei den kommenden Wahlen zerrieben wird.

Der bisherige Führer der Fraktion hat als stellvertretender Minister selbst bekannt, daß er bisher ein Gegner des gleichen Wahlrechts gewesen sei. Wenn ein Mann von der staatsmännischen Kunst und Erfahrung wie er offen bekennt, daß die genauere Kenntnis der Verhältnisse ihn davon überzeugt habe, daß die Einführung des gleichen Wahlrechts eine Staatsnotwendigkeit sei, so sollte das jedem, ohne Rücksicht auf seine persönlichen Interessen, einen Fingerzeig geben, daß die Frage in ihrer Bedeutung gar nicht überschätzt werden kann, und daß sie für die Fortentwicklung des Staates sowohl wie für unsere Partei von grundlegender Bedeutung ist.

Deutsche Flurbereinigung

Geschichtliche Erinnerungen — politische Mahnungen

Von Dr. Paul Wentzcke

2. Unsere elsaß-lothringische Frage

Gibt es für uns überhaupt eine elsaß-lothringische Frage? — Mit diesem Zweifel möchten weite Kreise vor allem Norddeutschlands gar zu gern aller Verantwortung und aller Opfer enthoben sein, die die Auseinandersetzung über die staatsrechtliche Zukunft des Reichslandes vom Reich und von den Bundesstaaten fordert.

Gewiß: eine internationale elsaß-lothringische Frage gibt es nicht mehr, seit im Frankfurter Frieden der „historische Prozeß" um die Zugehörigkeit der beiden Grenzländer zugunsten Deutschlands entschieden wurde. Auch auf den künftigen Friedenskonferenzen darf sie nicht vorgebracht werden, um dem geschlagenen Frankreich „die Loslösung vom Feinde zu erleichtern". Aber um so offener dürfen und müssen wir es uns selbst eingestehen, daß die nationale Not im heutigen Reichsland ein Problem ernstester Art bietet. Ein Problem, das unsere Machtstellung und unsere Sicherheit im Westen bedroht und das wertvolle Kräfte unseres Volkstums zur wirtschaftlichen und sozialen Unfruchtbarkeit verdammt.

Wie all diese bösen Zustände eingerissen sind, darüber ist in letzter Zeit bereits oft genug gesprochen worden und es steht zu hoffen, daß auch die Kreise, die bislang gleichgültig oder nur parteipolitisch interessiert zusahen, endlich zur Wahrschau aufgerufen werden. Richtlinien zur Lösung aber fehlen gemeinhin. Und nicht nur Rücksichten der Zensur versperren die Aussicht: Giftpflanzen und

Gestrüpp mancherlei Art haben in den letzten fünf Jahrzehnten den Weg überwuchert, der Reich und Reichsland mit dem Ausbau unserer nationalen Selbständigkeit zusammenführen sollte. Wie die „thüringische Einigungsfrage" ist auch unsere „elsaß-lothringische Frage" aufs engste verknüpft mit der Entwicklung der deutschen Einheitsbewegung. Wie sie tritt das Problem des „Reichslandes" in den großen staats- und verfassungsrechtlichen Krisen, die das deutsche Volk im neunzehnten Jahrhundert durchzumachen hatte, in schärfste Beleuchtung. Der Druck von außen, von Frankreich, her, der 1815 und 1870 im Kern Mitteleuropas neue Staatenbildungen schafft, treibt auch die elsaß-lothringische Frage stets aufs neue in den Mittelpunkt der Erörterung.

In den Monaten zwischen der Leipziger Schlacht und dem Siegestage von Belle-Alliance erhob sich das deutsche Einheitsstreben zum ersten Male zu selbständiger politischer Bedeutung. Und gleichzeitig wandelte sich das unklare Sehnen des deutschen Volkes nach Wiedererlangung der verlorenen Gebiete am Oberrhein zu bestimmten, fest umrissenen Vorschlägen. In den drei Stichworten vom Pufferstaat, von Angliederung an die benachbarten Einzelstaaten und endlich vom Reichsland lassen sich unschwer alle die vielfältigen Entwürfe und Ideenverbindungen zusammenfassen, die in der nationalen Bewegung der letzten hundert Jahre das Schicksal Elsaß und Deutsch-Lothringens bestimmen wollen.

Der anfangs viel beachtete Gedanke, aus Elsaß-Lothringen einen neuen Pufferstaat zu machen, verlor jede Berechtigung, als Preußen seine Grenzen machtvoll in das Depressionsgebiet zwischen den Niederlanden (Belgien) und der Schweiz vorschob. Einleuchtender und zweckmäßiger schien in den Verhandlungen, die dem zweiten Frieden von Paris (1815) vorausgingen, die Teilung zum wenigsten des Elsaß unter die Dynastien von Bayern, Württemberg und Baden. Insbesondere die Wittelsbacher erhofften in einer durchgreifenden Flurbereinigung am Oberrhein die Verbindung zwischen Franken und der Rheinpfalz zu erlangen. Nur so konnte ja in der Tat das linksrheinische Bayern in Verwaltung und Wirtschaft fest und sicher dem Stammland angegliedert werden, so lange Zollgrenzen und Durchfuhrverbote den deutschen Staatenverein durchzogen. Wichtiger noch waren die Gründe, die König Friedrich von Württemberg damals im gesamtdeutschen Interesse für eine dauernde Grenzberichtigung anführte. Der Verlust seiner rein deutschen Provinzen, so ließ er 1815 die Wortführer eines Verzichtfriedens mahnen, beraube die französische Nation weder ihrer „natürlichen Grenzen" noch ihrer Verteidigungsbollwerke, sondern entziehe ihr lediglich die vielfach mißbrauchten Angriffsbastionen. Bei der Verwertung der wiedererrungenen Länder aber blieb der schwäbische Mittelstaat in den alten Anschauungen von rein dynastischer Teilung stecken. Baden aber, das unfertige, langgestreckte künstliche Staatsgebilde der napoleonischen Zeit, versagte sich solchen Plänen. Jetzt wie später fühlte es sich allzu schwach, die Grenzwacht am Oberrhein zu übernehmen.

In der Tat konnte nur der sichere Schutz der deutschen Großmächte jeder Verschiebung der Macht auf dem tausendjährigen Kampffelde der germanisch-romanischen Völker dauernden Halt verbürgen. Und Österreich, das alte deutsche Kaiserhaus, versagte offen jede Unterstützung. Preußen dagegen, dessen Staatsmänner, Heerführer und Publizisten damals zum ersten Male um die Teilnahme von Regierung und Volk Süddeutschlands warben, nahm den Ruf Württembergs anfangs freudig auf. Aber die Ungunst der übrigen Großmächte ließ die neuen Gedankenverbindungen, die das Verlangen nach Einheit Kleindeutschlands und nach Erwerbung von Elsaß und Deutsch-Lothringen bereits aufs engste zu verknüpfen schien, nicht zur Reife gelangen. Siegreich brach sich jedoch die Erkenntnis Bahn, daß an moralische, wirtschaftliche und politische Eroberungen zwischen Rhein, Vogesen und Maas nur dann zu denken sei, wenn ein einheitliches deutsches Reich in festen staatsrechtlichen Formen und Grenzen hinter den von der nationalen Sehnsucht getragenen Forderungen stehe. Offen hatten es Josef Görres und Ernst Moritz Arndt ausgesprochen, daß auch den Elsässern selbst, die das Zeitalter Napoleons aufs engste in das Leben der großen französischen Nation ein-

gefügt hatte, nicht zuzumuten sei, „einige Lappen mehr zu dem teutschen Hanswurstluche zu liefern". Prophetisch mahnte der „Rheinische Merkur", den beiden Trägern der deutschen Einheit, Österreich und Preußen, den Grenzschutz in Elsaß und Lothringen zu übertragen. Vor allem den Staat der Hohenzollern wollte er so dauernd an die Interessen Süddeutschlands fesseln: „Die Festigkeit und Sicherheit Teutschlands wird sich dadurch vermehren und die innere Lebenskraft unseres Vaterlandes dadurch einen Zuwachs und einen erhöhten Schwung ihrer Tätigkeit gewinnen."

All diese Hoffnungen vernichtete bekanntlich der zweite Pariser Frieden. Aber ungebrochen hielt sich in der Sehnsucht des deutschen Volkes die Verbindung der Gedanken an Freiheit und Einheit im Innern und nach außen. Wohl trieb der harte Druck der Reaktion zeitweise die Forderung der verfassungsmäßigen Freiheit so stark in den Vordergrund, daß die Sicherung der Westgrenze scheinbar völlig zurücktrat. In den Tagen der deutschen Revolution mußte sich das Denken des deutschen Volkes erst mühsam herausarbeiten aus dem Genius weltbürgerlicher und nationalstaatlicher Vorstellungen, mit denen es eine ungeheuer reiche Geschichte belastet hatte. Siegreich setzte sich zunächst nur der Gedanke an den kleindeutschen Bundesstaat, der sich in der Entwicklung der thüringischen Einigungsfrage spiegelte, durch. Doch unverloren blieben auch weiterhin die Pläne von einem föderativ geeinten Mitteleuropa, die der Weltkrieg siegreich wieder emportreibt. Und fest und sicher blieb trotz aller Teilnahme, die sich das demokratische Frankreich in den Jahrzehnten der Demagogenverfolgungen erworben hatte, das Verlangen nach neuer Sicherung im Westen verankert.

„Alles, was uns der Einheit näher bringt, bringt uns auch der Hoffnung auf Wiedererlangung von Elsaß und Lothringen näher": so konnte die deutsche Publizistik bereits 1860 das Zeitalter der Reichsgründung einleiten. Als im Kampfe um die Vorherrschaft in Deutschland Österreich unterlegen war, drängte die nationale Entwicklung in logischer Folge zur endgültigen Abrechnung auch mit Frankreich, zum Abschluß der „unvollendeten Freiheitskriege". „Zuerst leise anklopfend wie ein verschämter Wunsch" wurde der Ruf nach Elsaß und Lothringen bereits Mitte August zum mächtigen Feldgeschrei der Nationen. Und gleichzeitig erneuerte sich der Kampf der Meinungen um die staatsrechtliche Zukunft der geraubten Länder. Aufs neue schieden sich die Geister in der Forderung eines Pufferstaats und einer Aufteilung an die angrenzenden Bundesstaaten, bis Bismarck den Gedanken eines Reichslandes wieder aufnahm und in ihm die Wünsche der Parteien, Stämme und Dynastien des neuen Reiches einte.

Wie im Pariser Frieden die internationale Interessengemeinschaft der übrigen Großmächte, so verzichtete jetzt die aufkeimende Internationale der deutschen sozialdemokratischen Gedankenwelt von vornherein auf alle „Eroberungs"absichten. Anklang und Beifall aber fand sie ebensowenig wie der Gedanke an einen Pufferstaat, den zahlreiche Diplomaten der alten Schule in ewiger Neutralität oder als „autonomen Bundesstaat" zu schaffen hofften. Einleuchtender und aussichtsreicher schien längere Zeit der Vorschlag, Oberelsaß an Baden, Unterelsaß an Bayern, Lothringen an Preußen zu geben, Württemberg dafür mit den Hohenzollernschen Landen, Hessen in der bayerischen Pfalz zu entschädigen. Die schlimmsten Tage der Rheinbundszeit schienen wiederzukehren. Und doch war diese Eigenpolitik der süddeutschen Einzelstaaten auch damals noch wohlberechtigt, solange nicht ein übergeordneter Einheitsstaat den Ausgleich der wirtschaftlichen und politischen Lebensinteressen seiner Glieder gewährleistete. Erst die publizistischen Erörterungen und dann die diplomatischen Verhandlungen über die Reichsgründung selbst konnten zu neuen, rein nationalen Wünschen und Forderungen über die Zukunft des Reichslandes überleiten. Den mächtigsten Anstoß dazu gab Großherzog Friedrich von Baden, als er offen erklärte, daß kein süddeutscher Staat imstande sei, die neu erworbenen Gebiete „mit seinen Machtmitteln festzuhalten oder mit Erfolg sich innerlich anzueignen".

Beifällig nahm die gesamte liberale Publizistik Deutschlands den Hinweis auf Preußen auf, der in diesen Worten lag. Vor allem der „Schwäbische Merkur"

wiederholte tatkräftig die Gedankengänge, die uns aus dem „Rheinischen Merkur" von 1815 geläufig sind: „Es muß nicht nur wie bisher Preußens edelste Pflicht bleiben, der Hort Deutschlands zu sein, es muß auch sein eigenstes Interesse darin finden. Übergebt also das deutsche Tor dem Torwart, der stark genug ist, es zu behaupten." Und mit all seinem gewaltigen Pathos mahnte Heinrich von Treitschke aus Heidelberg: „Wer diese große Zeit versteht, der darf nicht wollen, daß an die Stelle des preußisch-österreichischen Dualismus ein preußisch-bayerischer trete, daß Baden und Württemberg haltlos zwischen Preußen und Bayern einherschwanken." — „Wer ist stark genug," fragt er, „diese verlorenen Lande zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wiederzugewinnen? Preußen, allein Preußen! Dem Deutschen Reiche aber wird es zum Heile gereichen, wenn die führende Macht in ihrem eigenen Hause süddeutsche Eigenart zu würdigen lernt, und wenn der preußische Staat alle Gegensätze des deutschen Lebens in sich einschließt und versöhnt."

Zuerst leise, dann lauter und nachhaltiger aber werden gleichzeitig im linksliberalen Lager Stimmen laut, die Elsaß und Lothringen nicht dem „Polizeistaat" Preußen „mit dem preußischen Herrenhause, mit Eulenburgscher Landratsverwaltung und mit anderen dergleichen schönen Dingen" ausliefern wollen. Sie hoffen im Gegenteil, daß die neu erworbenen Länder ein „liberaler Musterstaat" werden." Mit dem Rufe nach „Kaiser", „Reich" und „Reichstag" klingt als ein Erbteil der deutschen Revolution immer lauter und voller die Forderung nach einem „Reichsland" in der Erörterung wieder. Hatten doch die unitarischen Theorien von 1848 zeitweise nicht nur die „Immediatisierung" der Kleinstaaten, insbesondere Thüringens, sondern auch die Auflösung Preußens als der Hausmacht des künftigen Kaisers in Reichsprovinzen gefordert! Und in merkwürdigem Zusammenspiel kommen gleichzeitig auch die Führer der konservativen Publizistik zu gleicher Forderung. Wie die Nationalliberalen erwarten sie von den demokratischen Kräften Elsaß und Lothringens eine Lockerung des altpreußischen, konservativen Staatsgefüges und suchen daher nach anderem Ausgleich.

Dem „zentralisierten konstitutionellen Einheitsstaat" zu entgehen, schlägt die „Kreuzzeitung" als die einzig mögliche Lösung der schwebenden Frage „die Erklärung von Elsaß und Lothringen als freies deutsches Reichsgebiet" vor. Die Einnahmeüberschüsse, meint sie, würden in die Bundeskasse fließen, die militärischen Besatzungen aus allen Bundesgebieten zu stellen sein. Die Oberbeamten der Zivilverwaltung würden in der ersten Zeit aus den bisherigen deutschen Staaten hervorgehen, während man später diese Stellen auch Elsaß-Lothringern zugänglich machen könnte. Überaus wichtig aber sind diese konservativen Anschauungen von der staatsrechtlichen Zukunft der neu erworbenen Gebiete deshalb, weil ihren Grundzügen Bismarck bereits im Frühherbst 1870 im Briefwechsel mit dem ehemaligen preußischen Ministerpräsidenten Otto von Manteuffel zustimmte.

Seit Mitte August hatte sich der Bundeskanzler offen zur Notwendigkeit bekannt, Elsaß und Deutsch-Lothringen dauernd mit dem werdenden deutschen Bundesstaat zu vereinigen. Zuerst in diplomatischen Noten nach Petersburg und London, dann der breiten europäischen Öffentlichkeit gegenüber betonte er jedoch damals und später, daß die Notwendigkeit, Frankreich seine Angriffsbastionen gegen Deutschland zu nehmen und so den europäischen Frieden zu sichern, der ausschlaggebende Grund sei. Nur als Unterstimmung ließ er sich von den nationalen Forderungen tragen, die die verlorenen Lande am Oberrhein als dauerndes Pfand der Sicherheit von Kaiser und Reich heischten. Ein Stück dieser nationalen Sehnsucht aber schien Bismarck zu verwirklichen, als er gleichzeitig in den Verhandlungen mit den deutschen Bundesstaaten Elsaß und Lothringen als „Reichsland" in gemeinsamer Verwaltung der verbündeten Fürsten und Städte zum Grundstein der Reichsgründung machte. Wie in den publizistischen Plänen eines Görres und Arndt im Jahre 1815 überwölbte der neue Begriff des Gesamtbesitzes alle einseitigen dynastischen und partikularistischen Gedanken.

Wundervoll erfüllte sich, wie ich vor längerer Zeit schon ausführlich erörterte,*) die Hoffnung, die deutsche Zeitungen bereits am 10. August 1870 verkündet hatten:

„Der, welcher diesen Krieg siegreich zu Ende führt und Elsaß-Lothringen wieder zu Deuschland bringt, soll deutscher Kaiser sein." Als Bismarck die Eifersucht der Dynastien durch diese Lockung mit der Inhabergemeinschaft von den neuerworbenen Ländern bannte, fügte er gleichzeitig all die verschiedenen Fäden, die die Ideengeschichte der deutschen Einheitsbewegung von 1815 her durchzogen, zu einheitlichem Wirken zusammen. Wer die Schöpfung des „Reichslandes" als ein Werk der ganzen Nation, der Parteien und Stämme, wertet, wird die üblich gewordene Bezeichnung als „Verlegenheitsschöpfung" aufs schärfste ablehnen müssen.

Nur ungern und zögernd aber, das wird heute zu leicht — zum Teil wohl gar absichtlich! — vergessen, haben Bundesrat und Reichstag im Jahre 1871 der neuen staatsrechtlichen Zwitterbildung zugestimmt. Die Erklärung, daß „die Interessen des Reiches und Preußens in Elsaß und Lothringen durchaus identisch" seien, fand in den Beratungen der Verbündeten Regierungen keinen Widerspruch. „Die übrigen Glieder des Reiches", so erklärte offen der Vertreter Württembergs, würden nicht glauben, beeinträchtigt zu sein und würden den mit Deutschland wieder vereinigten Gebieten nicht ferner stehen, wenn Preußen statt als Mandatar des Reiches, kraft eigenen Rechts die Souveränität über Elsaß und Lothringen übernähme". Nur die Feststellung Bismarcks, den „Gedanken, aus Elsaß und Lothringen ein staatliches Gebilde zu schaffen, habe er nicht, und der Begriff eines Reichslandes sei mit dem eines selbständigen Staatswesens nicht kongruent", beschwichtigte im Ausschuß des Reichstages die Bedenken derer, die in der Schöpfung des „Reichslandes" bereits damals den „Triumph des Föderalismus" erblicken wollten.

Auf den endlich errungenen Besitz legten die Völker gemeinhin längst nicht mehr dasselbe Gewicht wie auf das, was sie erhoffen und wünschen. So sinkt auch das „Reichsland" seit 1870 immer tiefer in der Wertschätzung des deutschen Volkes herab. Als Bismarck 1873 den großen Umschwung in der Reichspolitik von der Seite der Nationalliberalen zum Bündnis mit Konservativen und Zentrum vollzog, wurden auch die Fäden, die bis dahin Elsaß und Lothringen doch noch in die Obhut Preußens und damit in festere und staatliche Verbindung mit dem Reiche zu führen schienen, jäh durchschnitten. Die Notwendigkeit, das neue Bündnis mit Österreich-Ungarn nicht mit den Revancheforderungen Frankreichs zu belasten, ließ eine Versöhnungspolitik im Westen aufkeimen, die, wie ihr Widerspiel, der Rückversicherungsvertrag mit Rußland, zu immer neuen Zugeständnissen zwang. Üppig durfte sich unter ihrem Schutze die Notabelnwirtschaft im „Reichsland" entwickeln. Und am übelsten war, daß das demokratische Ideal der „Selbstbestimmung" und der „Autonomie", widerlich verzerrt im elsaß-lothringischen Nationalismus, nicht nur bei den Doktrinären der Linken, sondern vor allem auch bei den förderativen und konservativen Parteien im Reich und in Preußen, auf die der Reichskanzler sich fortan stützte, gehegt und gepflegt wurde. So kam es, daß die sogenannte „Verfassungsreform" von 1911 endlich die unitarischen Klammern, die in der Ideengeschichte der deutschen Einheitsbewegung Reich und Reichsland verbinden, bis auf wenige Reste löste. Nur drei Hauptpunkte bestehen noch: als Organ des Reiches, nicht als Landesherr, übt der Kaiser die Staatsgewalt aus. Ernennung und Entlassung des Statthalters müssen vom Reichskanzler gegengezeichnet werden. Vor allem ist das Verfassungsgesetz für Elsaß-Lothringen ein Reichsgesetz und kann nicht durch einen Akt der Landesgesetzgebung geändert werden.

Wie wenig jedoch diese äußeren Sicherungen den inneren Zusammenhang des „Reichslandes" mit dem Reich gewährleisten, haben auch die Erfahrungen

*) „Zur Entstehungsgeschichte des Reichslandes Elsaß-Lothringen" (Süddeutsche Monatshefte. Mai 1911).

der letzten Jahre, vor allem auch die der Kriegszeit gezeigt. Über die Notwendigkeit einer Änderung im staatsrechtlichen Charakter des Landes ist sich daher jeder klar, der Einblick in das Getriebe der Parteien und in den unfertigen sozialen und wirtschaftlichen Zustand der Bevölkerung erhält. Und wieder wie 1815 und wie 1870 stoßen und drängen sich die Pläne und Entwürfe. Vom Pufferstaat geht der Weg über die verschiedenen Fassungen der Autonomie und des Reichslandes hinüber zur Forderung der Aufteilung unter angrenzende Bundesstaaten oder der Einverleibung in Preußen. Wer die geschichtliche Entwickelung verfolgt, wird kaum im Unklaren sein, daß nur der Pfad gangbar ist, der erst seit 1879 mit Gestrüpp überwuchert wurde. „Über Preußen", mahnt der Schwede Rudolf Kjellen, „ist ein neuer Reichsgedanke emporgewachsen, der jetzt vor seiner Reifeprüfung steht". Wesen und Gedanken des „Reichslandes", wie ihn Arndt und Görres 1815 verkündeten, übernimmt der preußische Staat, der im Begriffe steht, ein „neues Autoritätsband zwischen Staat und Massen" zu schaffen, das aufs neue Nord- und Süddeutschland aufs engste zusammenführen wird.

Rückgang des höheren Bildungswesens?

Von Professor Dr. Paul Hildebrandt

Wie der Krieg unsere gesamten Lebensgebiete getroffen hat, so ist auch unser Bildungswesen von ihm nicht unberührt geblieben. Lehrer und Schüler folgten dem Ruf zu den Fahnen; die oberen Klassen leerten sich und der Unterricht zeigte Lücken, die nur behelfsweise dadurch ausgefüllt werden konnten, daß Vertreter, die dem Lehramt bis dahin fern gestanden hatten, einsprangen. In einem kurzen Kriege wäre das unbedenklich gewesen, aber durch seine Länge wurde die Unterrichtsverwaltung mit Rücksicht auf die im Publikum sich regenden Wünsche allmählich zu Maßregeln gezwungen, die zweifellos Gefahren für unser Bildungswesen in sich tragen.

Die Gesichtspunkte, die sie dabei verfolgte, waren an sich richtig: es galt, den draußen Weilenden den Dank des Vaterlandes abzustatten, ihnen, die sich in den Dienst der großen Sache gestellt hatten, nun auch nach Möglichkeit vorwärtszuhelfen oder ihnen wenigstens ihre Laufbahn nicht zu erschweren. Aber wir führen ja nicht nur draußen Krieg, sondern auch im Inneren, ja dieser zweite Kampf geht uns Daheimgebliebene fast noch näher an, und da nun hier zu dem großen Heer unserer Streiter auch die Jugend gehörte, die an die Stelle der Hinausgezogenen trat, so wurde auch sie, die unter normalen Verhältnissen ruhig ihrer Ausbildung hätte leben können, mit hineingerissen, und auch ihr gegenüber hatte der Staat eine Dankesschuld abzutragen, die sich in Erleichterungen ausdrücken mußte. Man ist wohl gar unter dem Druck des Aushungerungskrieges soweit gegangen, die Formel zu prägen: Brot ist wichtiger als Bildung, ohne zu bedenken, daß diese Antithese zu den allerbedenklichsten Folgen führen mußte. Wenn wir durch den Krieg dahin kämen, die rein materiellen Bedürfnisse im Ernst über die geistigen zu stellen, so wäre das der Bankerott deutschen Wesens. Gerade darum aber soll man seine Augen nicht vor dem augenblicklichen Zustand unseres Bildungswesens verschließen und die nötigen Folgerungen ziehen.

Schon bei Anfang des Krieges konnten Oberprimaner, die ihrer Klasse drei Halbjahre angehörten, ihre Notreifeprüfung ablegen, wie auch eine ähnliche Vergünstigung den Untersekundanern in bezug auf die Abschlußprüfung zuteil wurde. Die so erreichten Notabiturientenzeugnisse wurden dann als ausreichend für die Immatrikulation erklärt. Allmählich verschob sich der Termin für die Erlangung dieser Zeugnisse nach Unterprima, und heut liegt es so, daß Unterprimaner, die bis zu den Weihnachtsferien dieser Klasse angehört haben, das Abiturientenzeugnis erhalten können, wenn sie auf Grund der Einberufung ihrer Jahresklasse ins Heer eingetreten sind, daß aber die, die kürzere Zeit in Unterprima gesessen haben, die Berechtigung besitzen, sich ohne weiteres bei Urlaub zur Prüfung zu melden, wenn sie glaubhaft machen, daß sie sich „genügend vorbereitet haben". Nach Einführung des Zivildienstes erhielten allmählich auch die Schüler, die zu diesem einberufen wurden, fast die gleichen Vergünstigungen, so daß man wohl ohne Übertreibung sagen kann, daß das Ziel der höheren Schulen für die Schüler in der Heimat um eineinhalb bis zwei Klassen herabgedrückt ist.

Zu alledem kam nun noch die Tragikomödie der sogenanten Kriegsprimanerprüfungen, die fast die letzte Scheu vor der Reifeprüfung beseitigten. Der Minister hatte schon 1915 zugesagt, daß für die jungen Leute, die aus den drei obersten Klassen ins Feld gerückt waren, Sonderlehrgänge nach Friedensschluß zusammengestellt werden sollten, in denen sie in freierer Weise und in schnellerer Zeit auf das Abiturientenexamen vorbereitet werden sollten, als das bei Aufrechterhaltung sämtlicher lehrplanmäßiger Anforderungen möglich gewesen wäre. Allein bald darauf setzte eine heftige Agitation dafür ein, daß Preußen nach dem Vorbild der süddeutschen Staaten den jungen Leuten ohne jede Prüfung das Reifezeugnis verleihen sollte, sobald der entsprechende Jahrgang in der Heimat das Examen gemacht hätte. Schritt vor Schritt wich das Ministerium zurück; in der allerletzten Zeit sind auf Wunsch der obersten Heeresleitung statt der Sonderlehrgänge „Kriegsreifeprüfungen hinter der Front" eingeführt, für die lediglich das Zeugnis des Regimentskommandeurs gefordert wird, daß der Betreffende während seiner militärischen Dienstzeit sich wissenschaftlich weiter gebildet hat. Die Prüfung selber kann man wohl ohne Übertreibung fast als Formalität bezeichnen: es ist wirklich von den Prüfenden nicht zu verlangen, daß sie die Prüflinge, von denen sie wissen, daß sie am nächsten Tage in die Front zurückkehren und hier für das Vaterland fallen können, durchfallen lassen. So ist das Resultat dieser Entwicklung gewesen, daß die Einrichtung, die den jungen Leuten nach ihrer Rückkehr aus dem Felde eine neue Eingewöhnung in die Arbeit ermöglichen sollte, unter dem Ansturm einer Bewegung, die sie gerade hierdurch benachteiligt wähnte, fiel, und daß sie nun an die Universität gelangen, nicht nur ohne die Kenntnisse, die dort ein einheitliches Arbeiten gewährleisten, sondern — kurz gesagt — geistiger Arbeit überhaupt entwöhnt. Diese Lage der Dinge hat aber auch auf die Meldungen bei Heimaturlaub zurückgewirkt: da in dem Erlaß über die „Kriegsreifeprüfungen hinter der Front" sich die Bestimmung findet, daß auch die jungen Leute sich melden können, die auf der Schule die Reife für Unterprima erlangt haben — also auch die Notreife, die solchen verliehen wurde, die, eben in die Obersekunda eingetreten, sich zum Heeresdienst gemeldet hatten — wollte man diejenigen, die mit Urlaub in die Heimat kamen, nicht zurücksetzen, und so ist der tatsächliche Zustand heut der, daß auch solche, die aus der Obersekunda abgegangen sind und sich in der Heimat melden, zur Prüfung zugelassen werden. Daß aber in der Prüfung selber lange, lange nicht mehr das verlangt wird, was früher gefordert wurde, liegt in der Natur der Dinge: durch die Erlaubnis, daß Unterprimaner, Obersekundaner auf Grund einer „Vorbereitung", die mindestens bei der Meldung nicht nachzuprüfen war, in die Prüfung hineingehen konnten, mußte sich der Gedanke entwickeln, daß man mit — höchstens — Unterprimareife das Examen bestehen könne; in der Praxis wird wohl auch heute kaum mehr verlangt. Und so erleben wir es denn, da die Zeugnisse die Universität zur Immatrikulation verpflichten, heute als Regel, daß junge Leute in ein Studium

eintreten, das ihnen eigentlich erst offen stehen dürfte, wenn sie zwei weitere Jahre ernster Schularbeit hinter sich hätten. Es wird der Tag kommen, an dem mancher von ihnen trotz emsigsten Bemühens nicht den Anforderungen der Universität genügen kann. Das aber wird zur Folge haben, daß er die Schuld denen zuschiebt, die ihn in diese falsche Stellung hineingebracht haben.

Dabei muß darauf hingewiesen werden, daß die Universität Göttingen schon vor dem Kriege eine Denkschrift herausgab, in der sie auf die mangelhafte Vorbereitung der jungen Studenten hinweisend, Vorbereitungskurse an der Universität selber forderte. Wenn schon damals ein Abiturient nicht mehr imstande war, in den Kollegien zu folgen, so kann man daraus einen Rückschluß auf die augenblickliche Höhe der Kenntnisse bei ersten Semestern machen. Die Schule hat diese immaturi mit einem „Reifezeugnis" entlassen, ohne irgendeine Verantwortung für ihr Fortkommen übernehmen zu können.

Aber nicht nur das Ziel, auch der Betrieb unserer höheren Schulen hat erheblich gelitten. Zunächst wurde sofort bei Kriegsanfang die militärische Vorbereitung der Jugend in Angriff genommen. Ein Ministerialerlaß sagte billige Rücksichtnahme bei der Bemessung der häuslichen Arbeiten zu; das Provinzialschulkollegium der Provinz Brandenburg ging weiter: es machte den Direktoren zur Pflicht, dafür zu sorgen, daß die Nachmittage der Übungstage frei von Arbeiten blieben. Dadurch wurde natürlich die Einheitlichkeit der betreffenden Klassen gesprengt, da der eine Teil gearbeitet, der andere an den Uebungen teilgenommen hatte. Allmählich mußten so die schwächeren Schüler unter dieser Teilnahme leiden, und da sie nicht benachteiligt werden durften, so litt die ganze Klasse, um so mehr, als sie nun völlig ungleichartig war.

Die Schwierigkeiten der Ernte veranlaßten neue Erlasse: der Jugend wurde es als vaterländische Pflicht vorgestellt, einzugreifen. Von Jahr zu Jahr haben sich mehr Schüler dabei betätigt und in den Verfügungen wurde es den Schulen eingeschärft, daß die freiwilligen Helfer keinen Schaden dadurch leiden sollten, ja, beim kommenden Ostertermin soll auch bei der Versetzung auf die Lücken aus 1917 Rücksicht genommen werden. Da Nachhilfekurse, die der Minister zugesagt hatte, durch Erlaß nicht eingeführt sind,*) so werden also jetzt ein gut Teil Schüler versetzt werden, die ein Viertel des Jahrespensums und darüber — um soviel Zeit handelte es sich bei den Erntearbeiten — versäumt und zum größten Teil nicht nachgeholt haben.

Neben diesen Schwierigkeiten hat endlich der empfindliche Kohlenmangel dahin gewirkt, daß in manchen Provinzen die Ferien erheblich verlängert worden sind, so daß hier wieder Ungleichheiten zwischen den einzelnen Landesteilen — in Berlin bekanntlich auch zwischen den einzelnen Anstalten — Platz griffen.

Wir haben staunend erlebt, mit welchem Erfolge sich die Mobilmachung unserer Jugend zu den einzelnen Sammlungen vollzog: die Gold- und Goldschmucksammlung, die Metall- und Wollsammlung, die Altmaterial- und Knochensammlung und nicht zuletzt die Sammlung und Werbung für die Kriegsanleihen haben ganz erstaunliche Resultate gezeitigt. Mit einem wahren Feuereifer sind unsere Jungen daran gegangen, ihre „Sammelwut" zum Besten des Vaterlandes zu betätigen; sie haben sich Ehrenzeichen und Diplome verdient, und ihre Namen sind vor der ganzen Schule bei den Feiern genannt worden. Aber — sie sind auch durch diese Dinge von der Schule selber abgelenkt worden und hielten es schließlich für bedeutend wichtiger, sich auf diese Weise zu betätigen, als geistig zu arbeiten. Der feste Zusammenhalt in der Schule wurde auch durch diese Dinge untergraben, und die Unterstützung der Sammlungen durch die behördlichen Erlasse wirkte gewissermaßen auf Schüler und Eltern wie ein Freibrief, durch den man sich von den Anforderungen der Schule loskaufte.

So ist denn das Bild, das unsere höheren Schulen augenblicklich bieten, nicht gerade sehr erfreulich. Gewiß beruht Bildung nicht nur auf Kenntnissen,

*) Auch der neueste Erlaß vom 25. Februar d. J. redet nur ganz allgemein von „besonderen Veranstaltungen", die zur Ausfüllung der Lücken zu treffen seien.

aber sie kann auch ohne sie nicht bestehen, ja nicht einmal entstehen. Was aber das Schlimmste ist: gerade in den Oberklassen entwickelt sich erst die Fähigkeit zu geistiger Schulung, zu wissenschaftlichem Denken; erst auf der Oberstufe können wirkliche Probleme angefaßt, kann selbsttätiges Denken angeregt werden. Die Jahre, die hier fehlen, sind unersetzlich; das muß klar erkannt werden. Daß die Schule auf die Universität wirkt, liegt auf der Hand: schlecht vorbereitete Studenten drücken auch dort auf die Anforderungen. Dazu kommen aber jetzt noch die sehr natürlichen Wünsche der Kriegsteilnehmer, recht bald ihre Staatsprüfung bestehen zu können, die zum Teil bereits ministerielle Maßnahmen gezeitigt haben.

Nach der vortrefflichen Zusammenstellung der Bestimmungen in den „Berliner Akademischen Nachrichten" kann bei den Juristen die Vorbereitungszeit um höchstens ein Jahr gekürzt werden, doch muß für jedes fehlende Semester ein achtwöchentlicher Herbstlehrgang durchgemacht werden. Den Medizinern kann der Kriegsdienst bis zu einem Semester angerechnet werden, die Oberlehrer erhalten bei der Ablegung ihrer Prüfung bestimmte Erleichterungen. Immer wieder wird allerdings betont, daß die wissenschaftliche Bildung nicht in Gefahr geraten darf. Der Staat befindet sich eben in einer Zwangslage, die am besten durch die diesbezügliche badische Verordnung gekennzeichnet wird. Diese bestimmt, daß bei der Prüfung „einerseits den hinsichtlich der Vorbereitung durch den Krieg geschaffenen besonderen Verhältnissen und Schwierigkeiten . . . Rechnung zu tragen, andererseits aber auch nicht außer Acht zu lassen ist, daß eine wesentliche Herabsetzung der Prüfungsanforderungen ebensosehr den Interessen des Staates an der Erhaltung eines tüchtig vorgebildeten Beamtenstandes wie auch den wohlverstandenen Interessen der Kriegsteilnehmer selbst, die einer vollen Grundlage für ihren künftigen Lebensberuf bedürfen, zuwiderlaufen würde."

Der Vorschlag einer Trimestrierung der Universitätszeit, bei der dann jedes Trimester für die Prüfung als Semester rechnete, ist nach der Aufnahme, die er gefunden hat, wohl erledigt; er ist unbedingt abzulehnen, wenn sich dahinter der Versuch verbirgt, eine Erleichterung der Prüfung in sich durchzusetzen. Allen solchen Wünschen muß die Unterrichtsverwaltung ein entschiedenes „Nein!" entgegensetzen: wir haben diesen Krieg gerade durch unsere wissenschaftliche Bildung gewonnen — sie darf nicht ins Wanken kommen. Gewiß soll hier nicht einem falschen Intellektualismus das Wort geredet werden, aber man muß es gerade jetzt, wo in jedem zweiten Buch gegen das „öde Auswendiglernen" Sturm gelaufen wird, immer wieder aussprechen, daß zur Grundlage der Bildung gründliche Kenntnisse mit gehören. Erst recht aber zum wissenschaftlichen Arbeiten!

Natürlich bestehen ähnliche oder noch schlimmere Verhältnisse wie bei uns auch bei unseren Gegnern — bei den Franzosen ganz sicher viel schlechtere. Nichtsdestoweniger muß darauf aufmerksam gemacht werden, daß, wenn es so weiter geht, ein Teil, und ein nicht unwichtiger, der Grundlagen unserer Bildung ins Wanken gerät: es wird das einerseits davon abhalten, unvernünftige Forderungen, die hier und da bereits hervortraten, zum Schaden unserer Jugend zu erheben, andererseits auf eine Wiedererhöhung unserer Anforderungen vorbereiten. Die ersten zehn Jahre nach dem Kriege werden in dieser Beziehung erst die wahren Sieger zeigen.

Randgloſſen zum Tage

An den Herausgeber

ir wollen, werter Herr, das Geſpräch brieflich da aufnehmen, wo wir geſtern abend die mündliche Unterhaltung abgebrochen haben, am Eingang zur deutſchen Geſellſchaft und bei dem Thema: geſetzgeberiſche, organiſatoriſche, journaliſtiſche und andere Kriegsſchreckniſſe. In der Deutſchen Geſellſchaft ſieht man noch immer außerordentlich viel mehr Leute eſſen als leſen! Dabei iſt die Bücherei heute beträchtlich beſſer, muß beſſer ſein, als das Eſſen, ohne daß der Wirt, der ſich alle Mühe gibt, etwas dafür kann. Jedenfalls hält das Menü und — und! — die Luft der Toleranz, die das Haus durchweht, die verſchiedenſten Parteien, Weltanſchauungen, Kriegsziele, Wahlrechtstheorien, Klaſſen und Ämter hübſch beiſammen und macht das anderswo Unmögliche zur ſchönen Wirklichkeit, daß keiner den unbekannten andern, Hacken zuſammenſchlagend, bittet, zu geſtatten, daß er der Regierungsrat X oder der Direktor Y ſei und daß keiner die Kräfte, die die Kriegsernährung und Paragraphen-Übertretung übrig läßt, daran ſetzt, den andern von Anſichten zu bekehren, die falſch, ruchlos und ſtaatsgefährlich ſind. Dieſer Klub der übereinkunftsgemäß reſpektierten Anſchauungsgegenſätze konnte nur in einer Zeit entſtehen und gedeihen, in der jeder genug andere Sorgen hat und jeder neue Tag den Zwang bringt, ſoviel Zeitungen und ſoviel in der Zeitung zu leſen, daß keine Zeit und keine Beredſamkeit ausreicht, die Fragen in früher gewohnten Bekehrungsdebatten auszutragen. Zumal das Bier zu einer geringwertigen Abart des Waſſers geworden iſt und die Zigarre von heute einen menſchenleeren Raum um ſich her erzeugt. Für ernſtes Männergeſpräch alſo zwei wichtige Vorausſetzungen faſt vernichtet ſind. Längſt ſind uns und allen anderen Völkern die Wellen der geſetzgeberiſchen, finanziellen, wirtſchaftlichen und gaſtronomiſchen Fragen über die Köpfe geſchlagen, längſt knüpft kein Denker, kein Schreiber, kein Redner, kein Geſetzgeber mehr Kette und Einſchlag zu einem wohlüberſichtlichen Gewebsmuſter. Das Geſetz der großen Zahl regiert und das Gehirn kann nicht mehr faſſen als hineingeht. So geſellt ſich Verordnung zu Verordnung und wo die Verordnung den Mißſtand gebiert, bringt der Mißſtand eine neue Verordnung. Das Mittel kuriert nicht einmal das Symptom und jedes neue Tauſend Verordnungen häuft nur die Zahl der Rechtsverletzungen im Kleinleben des Tages. Knecht und Magd, Bürger und Bauer, Geheimrat und Staatsminiſter ſind an ihrer Mehrung mit gleicher Hingebung tätig. Ein nervenkranker Rechtskandidat, der ſich am Abend vor dem Staatsexamen an dem berauſcht hat, was man heute noch Bordeaux nennt, könnte, auch wenn er dabei Influenza hätte, nicht träumen, was der Geſetzgeber im heutigen Deutſchland fertig gebracht hat und täglich fertig bringt. Der Unterſchied zwiſchen der Intenſität der Geſetzgebung und der Extenſität der Übertretungen iſt heute bereits ſo groß, wie der zwiſchen verdienen und „Verdienen“ bei den Kriegsgewinnlern. Erreicht wird dieſe geſetzgeberiſche Maſſenproduktion nur noch von der Maſſenorganiſation, die Rießer im Reichstag ſo hübſch an einem charakteriſtiſchen Teile geſchildert hat. Bisher war ein Mann, dem Gott ein Amt gab, froh, wenn er den Verſtand nachgeliefert erhielt. Heute erhält ein einigermaßen maßgebender Mann zu einem Amt zwar ebenſowenig ſicher wie früher den Verſtand, gewiß aber ein Hotel und 500 Herren und Damen an 500 Schreibtiſchen, vor 500 Schreibmaſchinen und die freie Verfügung über eine Papiermenge, in die man die Erdkugel einwickeln könnte. Von den Fonds nicht zu reden. Junge Herren, die noch vor drei Jahren in ihrem amtlichen Tätigkeitsbereich nicht ſelbſtändig über die Briefmarken verfügen durften, legen mit Siegerlächeln täglich dem Steuerzahler eine neue Bürde auf. Die Leidenſchaft der Ämter, die Luſt an organiſatoriſcher Anhäufung von Einzelkräften rein um der Organiſation willen, um des bezaubernden Spieles mit einer rieſigen Maſchine willen, tobt ſich aus in ungemeſſenen Orgien. Man zeige unſeren Organiſa-

toren einen Zweck, eine Aufgabe, die sie nicht spielend so aufblasen könnten, daß kein Grandhotel groß genug ist, um die Kräfte aufzunehmen, die ihre Erfüllung unbedingt — unbedingt! — nötig macht. Sei es die Aufgabe, die deutschen Zeitungen mit Artikeln zu versehen, die sie infolge der durch die Ämter und ihr Tun und Schreiben vergrößerten Papiernot nicht abdrucken können, sei es die Aufgabe, organisatorisch dafür zu sorgen, daß die Fische, die nicht da sind, auch wirklich nicht in den Kochtopf der Hausfrau gelangen, oder daß die zu liefernden Kartoffeln, wenn sie schon die Küche erreichen, wenigstens ungenießbar eintreffen. Das physiologische Gesetz, daß auf einen stets wiederholten Reiz immer schwächer reagiert wird, hat wohltätig gewirkt. Wir reagieren auf die Reize, die gesetzgeberisch oder bureaukratisch-organisatorisch auf uns ausgeübt werden, so gut wie nicht mehr, wir helfen uns durch die Schwierigkeiten, die Gesetzgeber und Organisator nicht lösen, und die sie schaffen, so gut hindurch, wie es geht, und freuen uns, daß wir nicht umzubringen sind.

Nein, wir sind nicht umzubringen, wir überstehen das Maschinengewehrfeuer der Verordnungen, wir weichen den Tanks der Organisationen unzerquetscht aus, wir marschieren, ohne den Atem zu verlieren, durch die Gasnebel der Kriegspublizistik. Maximilian Harden wird seine Kriegsleitartikel in Buchform herausgeben, und wenn die „Wahrheit" die Wahrheit sagt, hat er dafür weit über hunderttausend Mark Honorar erhalten. Stimmt das, so muß es jeden freuen, der der Meinung ist, daß der Mann, der da schreibt, seines Lohnes wert sei, auch wenn man ihn nicht ganz versteht. Herr Harden kann, wie hoch sein sagenhaftes Buchhonorar auch sei, sicher noch mehr verdienen, wenn er die Arbeiten erst ins Deutsche übersetzen läßt. Jedenfalls sind diejenigen Schreiber über auswärtige Politik bei uns vorläufig am berühmtesten, die die deutsche Sprache behandeln, wie die Bolschewiki die Nichtbolschewiki: mit einer leidenschaftlichen Zwanglosigkeit. Wir sind noch nicht daran gewöhnt, daß man so viel über auswärtige Fragen schreibt. In der Ära Bismarck hätte sich die schreibende Besserwisserei an das Thema der auswärtigen Politik nicht gewagt. Als wir unter Bülow bei den Ohren in die Weltpolitik gezogen wurden, war es das erste und einzige Mal in Deutschland, daß Probleme auftauchten, zu denen die gewohnte Bibliotheken und Zeitungsbände füllende Literatur fehlte. Jetzt, nach drei prüfungsreichen Schuljahren, ist dem Bedürfnis abgeholfen. Jeder bessergekleidete Herr schreibt über die weltpolitischen Aufgaben Deutschlands und die Zahl der Handbücher „Wie treibe ich Weltpolitik", die aber nicht immer Kopfbücher sind, wächst wie die Zahl der Einbrüche in dunklen Nächten. Wir alle, bis zum Amtsrichter im Bayerischen Wald und zum Apotheker an der Mosel haben davon profitiert und halten den Staatsmann, der von den Handbüchern und den Leitartikeln abweicht, für einen Schädling. Die Sache ist uns noch neu und wir haben noch die staunende Verehrung für jeden, der mit schöner Sicherheit über diesen Gegenstand schreibt. Aussprüche haben für uns noch den Wert von Ereignissen. Es ist die Blütezeit der großen und kleinen Phropheten, der pathetischen, wie der weltmännisch geistreichen und vor allem der immer grenzenlos empörten. Diese haben noch immer den größten Erfolg. Aber wir werden täglich einen Tag älter, wir haben nun schon öfter bemerkt, daß die publizistische Tat von gestern zum Einwickelpapier von heute wird, wir kommen allmählich dahinter, daß in dieser Literatur die Hexerei nicht größer ist, als in der schönen, wir sehen, daß die Wahrsagungen der weltpolitischen Propheten so wenig eintreffen, wie diejenigen jener Damen, die in den besten Vierteln Berlins einer ungeahnt großen und ungeahnt eleganten Kundschaft die Zukunft zu entschleiern pflegen, auch gegen Honorar, und ebenfalls nicht anonym. Das Ende des Respekts vor dem Leitartikel wird der Anfang der politischen Weisheit sein. Ihre zweite Stufe die Einsicht, daß in der auswärtigen Politik die Dinge nie so einfach sind, als sich darüber schreiben läßt. Erst auf dieser Stufe gewährt die fleißige Zeitungslektüre den rechten Nutzen. Die Wellen der Ereignisse spülen auflösend in das Gefüge der richtigsten Theorien über die Zukunft Europas, geradeso, wie die nur zu ertragenden,

nicht zu behebenden kleinen Schwierigkeiten des Magens und des gegen Nässe und Kälte zu schützenden Körpers in das Gefüge der staatlichen Organisationen hineinkriechen und selbst vor den ehrwürdigen Gestalten der organisierenden Senatoren nicht Halt machen. Dabei lernt Beamter und Laie die wichtigsten Wahrheiten dieser Zeit, die keine Präzedenzfälle kennt und über die nichts bei den Akten liegt:

Der eingeseifte Ringelschwanz einer fliehenden Sau ist leichter zu fassen, als die Probleme, die diese Zeit täglich unerwartet stellt. Die vorhandenen und noch zu schaffenden bureaukratischen Organisationen werden zwar dieser Probleme nicht Herr werden, sie werden aber auch den guten Ausgang des Krieges nicht zu hindern vermögen, so wenig wie die Gesetzgebung die zur täglichen Gewohnheit gewordenen kleineren oder größeren Rechtsverletzungen noch beträchtlich zu steigern vermag. Wenn es auch gelingen mag, durch Vermehrung der Papiererzeugung die Zahl der Darstellungen der allein und unfehlbar zum schnellen und guten Frieden führenden Wege zu erhöhen, so wird dies den Krieg doch nur unwesentlich verlängern können.

Ihr

Berlin, den 10. März 1918. Nemo

Die Parteien und die Zukunft unserer Regierungsform

Unsere Sprache ist stets nur ein unvollkommenes Hilfsmittel gewesen, die ewig veränderlichen und vielseitigen Formen der Erscheinungswelt verständlich zu machen. Die Begriffe und Worte, mit denen sie arbeitet, gleichen Lampen, die eine geistige Wegstrecke erhellen sollen, oft aber nur trüben Schein verbreiten oder geradezu wie Irrlichter wirken. Mit dieser gewissermaßen „gegenständlichen" Fehlerquelle vereinigt sich die Vorliebe des Sprechenden für das bequeme, Zeit und Überlegung sparende Schlagwort, um die Differenz zwischen Abbild und Urbild zu verstärken. Das „stenographische" Denken ist auch auf politischem Gebiete beliebt, wo die Kürzung der Formel am allerwenigsten paßt; wir erleben es tagtäglich an den in ihrer Monotonie ermüdenden inneren Fehden; mit Bezeichnungen wie „Vaterlandspartei" oder „Neuorientierung" z. B. läßt sich in der Tat „trefflich streiten" und manch „System bereiten".

Im Schattenreiche der politischen „Ismen" steht gegenwärtig der „Parlamentarismus" an erster Stelle. Seit das Zeitalter der absolutistischen Kronen vor dem aufsteigenden Gestirn von 1789 versank, hat die Tatsache der genossenschaftlichen Kraftentfaltung im staatlichen Leben verschiedene Parolen gehabt. Von den amerikanischen „declarations of rights", den französischen „declarations des droits de l'homme et du citoyen" führt eine in ihrer begrifflichen Verengerung und Verfeinerung deutlich erkennbare Linie über die „Konstitutionen" des neunzehnten Jahrhunderts zu jenem Modeworte insbesondere der deutschen Gegenwart.

„Parlamentarismus", so heißt die letzte, die entscheidende Wegmarke der „Neuorientierung", und folgerichtig läßt man die sogenannte Reichstagsmehrheit, als deren Anhänger gemeinsam die gewiesene Straße ziehen. Denn man täuscht sich über die Harmonie. Wie nach außen, in der Frage der Kriegsziele, der Friedensmehrheitsblock deutliche Risse zeigt (Äußerungen der „Germania" und eine scharfe Absage des jüngeren Spahn an die traditionelle Bethmann-Politik im „Tag" beweisen das), so strebt auch im Inneren das parlamentarische Viergespann auseinander.

Schon hierbei macht das vereinfachende Verfahren des Formeldenkens Bankrott. Einer geschichtlichen Betrachtung allerdings keine Überraschung.

Ein Blick in die Parteiprogramme und Wahlaufrufe der Periode von 1871 bis 1914 zeigt als unentwegten Verfechter parlamentarischer Regierungsweise eigentlich nur die in der heutigen Fortschrittspartei zusammengeschlossenen Fraktionen. Die deutsche Volkspartei verlangte 1895 „Bestimmung der staatlichen Politik durch den Mehrheitswillen der parlamentarisch vertretenen Nation" und sprach damit nur unverblümt aus, was verwandte Richtungen etwa mit „Entwicklung eines wahrhaft konstitutionellen Verfassungslebens*) oder der „parlamentarischen Verfassung durch Kräftigung der Rechte des Reichstages" vorsichtiger umschrieben**).

Vergebens sucht man bei den übrigen Parteien ähnliche Äußerungen, weder wie selbstverständlich auf der Rechten, noch bei Nationalliberalen, Zentrum und Sozialdemokratie. Und heute?

Graf Hertling berief sich im Herbst, als er im bayerischen Landtage die Aufhebung des Artikels 9 der R. V. ablehnte***), auf die Haltung Windthorsts zu der Frage verantwortlicher Reichsministerien. Die „Germania" empfahl vor kurzem eine „gesunde Mischung" zwischen bureaukratischen und parlamentarischen Ministern.

Im nationalliberalen Lager herrscht starke Verschiedenheit der Ansichten. Der Ministerabgeordnete Dr. Friedberg glaubte jüngst in einer Rede vor seinen Solinger Wählern in Übereinstimmung mit dem Zentrumsorgan das „gemischte" System („Fachminister durchsetzt mit parlamentarisch geschulten Politikern") als „deutschen Parlamentarismus" der Zukunft ankündigen zu können, was vielleicht noch auf der Linie einer parteioffiziösen Kundgebung aus dem Herbste vorigen Jahres liegt, wo die „Übertragung des parlamentarischen Systems" abgelehnt und nur „ein enges und vertrauensvolles Zusammenarbeiten von Volksvertretung und Regierung verlangt" wird. Völlig von diesem Programm entfernt sich jedenfalls die „Berliner Börsenzeitung", deren politischer Redakteur soeben den entschlossenen Abmarsch nach links befürwortet. Die Bedeutung einer Mittelpartei, so lautet die Begründung, sei in einem parlamentarisch regierten Lande gering. Die Nationalliberalen würden hoffentlich die Einsicht und das Verständnis für die veränderten Zeiten haben, daß sie als „unabhängige" Partei nur im Obrigkeitsstaate zu Ansehen gelangen könnten. Die nun einmal den Parlamentarismus vorbereitende Gegenwart fordere eine klare Stellung, und die Zukunft der nationalliberalen Partei sei nur dann gesichert, wenn sie sich bei der Neuformung unseres politischen Lebens auf die liberale Seite schlage.

Die Sozialdemokratie endlich hat im allgemeinen andere Sorgen, als sich über die Zusammensetzung des Kabinetts den Kopf zu zerbrechen. Sie verharrt lieber in der Opposition als Kontrollorgan und Kritiker der Regierung, mit der sich zu berühren oder gar organisch zu verbinden, peinlich vermieden wird. Geschehnisse des vergangenen Sommers ließen diese Grundeinstellung der Partei — übrigens eine Erbschaft aus den Werdejahren des deutschen Konstitutionalismus — wieder einmal recht deutlich werden. Der Nachdruck liegt bei den sozialdemokratischen Forderungen auf der Reform von Gesetzgebung und Verwaltung im Sinne der Arbeiterinteressen; etwaigen Experimenten in der Zusammensetzung der Regierung steht man hier sehr gleichgültig gegenüber. Es ist nicht überflüssig, diese Tatsache zu betonen, da die öffentliche Meinung dazu neigt, über dem dicken Trennungsstrich von „Rechter" und „Linker" die feineren, aber sehr wichtigen Unterschiede innerhalb der so getrennten Hauptgruppen zu übersehen.

Um ein paar Beispiele zu geben: Im „Berliner Tageblatt" erschienen Herbst 1916 zwei Artikel Wolfgang Heines, „Deutsche Zukunft" überschrieben, die das „Programm der Grundlinien einer neuen inneren Politik" entwickelten; vom Parlamentarismus war nicht die Rede.†) Was sich hier mittels Schlusses

*) „Freisinnige Volkspartei", Programm vom 24. Sept. 1894. **) „Deutsche Fortschrittspartei", Programm vom 24. bis 26. Nov. 1878. ***) Andere Äußerungen von dieser Seite s. „Grenzboten" Nr. 9 „Parlamentarismus und gleiches Wahlrecht". †) Ebensowenig in seinem bei Diederichs erschienenen Buche: „Zu Deutschlands Erneuerung", einer Sammlung von Kriegsaufsätzen.

ex silentio folgern läßt, wird bei anderen sozialistischen Schriftstellern unverhüllt ausgesprochen. „Hätte das deutsche Bürgertum im Jahre 1848 das parlamentarische System durchgesetzt", — sagt Paul Lensch, „Drei Jahre Weltrevolution" — „dem Aufsteigen der deutschen Arbeiterklasse wären noch ganz andere Hindernisse in den Weg geschleudert worden, wie es Bismarck und die Bureaukratie nur je vermocht haben." Dem entspricht die charakteristische Forderung „dem Reichstage die entscheidende Kontrolle der Beamtenregierung zu sichern."

An Deutlichkeit der Meinung nicht mehr zu überbieten ist ein allerdings nicht ohne Widerspruch gebliebener Aufsatz Heilmanns in der „Glocke", wo es heißt: „Unser Feind ist das Kapital, und seine Verkörperung ist viel eher das „Berliner Tageblatt" als der König von Preußen, viel eher die parlamentarische Bourgeoisrepublik als die preußische Beamtenverwaltung, die überwiegend geführt wird von studierten Proletariern an Vermögen und Rittern nur in der Pflicht. Wir müssen sozialistisch und vom Standpunkt der Arbeiterklasse aus denken und die Losungen der Liberalen endlich dem „Berliner Tageblatt" und der „Vossischen Zeitung" überlassen, statt unsere Parteiblätter und unsere Parteitaktik zu einem faden Aufguß oder knotigen Gebrüll ihrer Schlagworte zu machen. Was die bureaukratische Obrigkeitsregierung für die deutsche Sozialreform geleistet hat, ist zehnmal so viel wert wie das ganze Brimborium des parlamentarischen Regimes, natürlich nicht für das „Berliner Tageblatt", wohl aber vom Standpunkt proletarischer Klassenpolitik aus. Die Regierungsform hat für das Proletariat nur gerade so viel Interesse, als es untersuchen will, welche Verfahrenweise mit dem höchsten Nutzeffekt für die breite Masse wirtschaftet. Das parlamentarische System tut das sicherlich nicht. Darüber täuscht uns kein westeuropäisches Schlagwort hinweg. Die Regierungsweise ist überhaupt nur das Gefäß, der Becher; was darin zum Trinken geboten wird, darauf kommt es den Arbeitern in erster Linie an."

Und damit ein Zeugnis vom äußersten Flügel nicht fehle: soeben beginnt Julian Borchardt unter dem Titel „Demokratie und Freiheit" eine „Untersuchung über das parlamentarische System und seine Wirkungen in den westlichen Kulturstaaten" mit einem Amerika gewidmeten Hefte, wo der zwar formell nicht parlamentarisch regierte, sich aber doch mit besonderem Pathos zu den „freien" Völkern rechnende Uncle Sam die trügerische Maske fallen lassen muß.

Alles in allem ergeben sich bemerkenswerte Gruppierungen. Die beiden Sozialdemokraten Lensch und Heilmann suchen die Freiheit mehr in der Verfassung als in der Verwaltung und berühren sich darin mit einem so konservativen Staatsmann wie Berthold Niebuhr in schärfstem Gegensatze zu der Vorstellungswelt des westlich orientierten Liberalismus, für den stets die Theorie der Regierungsweise wichtiger war als die Praxis der „administration" (s. England!) Und wenn Lensch vom sozialistischen Standpunkte für eine in jeder Beziehung starke Staatsgewalt eintritt, so kämpft er Seite an Seite mit den Vertretern des im Kriege zu neuem Selbstbewußtsein erwachten deutschen Staatsgedankens, und der gemeinsame Feind ist der Individualismus des Manchestertums in seiner wirtschaftlichen und politischen Erscheinungsform. Der sozialistische Freiheitsbegriff bei Lensch ist ein völlig anderer als der individualistische des liberalen Typus, (z. B. Hugo Preuß), wenn auch beide den Obrigkeitsstaat überwinden wollen! Sehr charakteristisch für diese innere Fremdheit ist es, daß Preuß jüngst den englischen Soziologen Dawson auf die „Schwierigkeit des Problems" hinweist, „das parlamentarische Regierungssystem mit einem hochentwickelten Sozialismus zu vereinen."*)

Jedenfalls läßt sich von einer Einheitsfront in Sachen des Parlamentarismus angesichts dieses bunten Stimmenchors bei den sogenannten Mehrheitsparteien nicht reden, wenn auch zugegeben werden soll, daß die Fortschrittler sich nicht mehr so in der Isolierung befinden wie ehedem, was aus der oben berührten Haltung des Zentrums und eines Flügels der Nationalliberalen hervorgeht.

*) Im Märzheft der „Neuen Rundschau" (S. Fischer).

Zugleich ist aber auch ein weiterer Irrtum des Formeldenkens deutlich geworden. Nicht nur steht man innerhalb der Parteien in recht verschiedenen Abständen vom Ziel — dieses ist auch überhaupt nicht in allen Fällen das gleiche! M. a. W.: was man sich unter Parlamentarismus denkt, nimmt sich hier und dort und wieder an einer anderen Stelle recht verschieden aus.

Auch dieses Problem hat bei uns im Laufe der Jahre hinsichtlich seiner begrifflichen Lösung Fortschritte gemacht, obwohl deutsche Gedankenarbeit sich in der Regel andere Betätigungsgebiete suchte. Wir wollen im allgemeinen — mit den üblichen naiven oder böswilligen Ausnahmen — nichts mehr wissen von dem alleinseligmachenden Universalschema der „guten" Verfassung (Dahlmann), wie es der ältere Liberalismus in doktrinärem Glauben an Englands Erbweisheit und ihre Propheten (von Montesquieu angefangen) aufrichtete. Man ist über die Zeiten hinweg, wo Parlamentarismus und Konstitutionalismus als gleiche Größen behandelt wurden, wie das beispielsweise im Deutschen Reichstage noch während der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts geschah.*)

Namentlich der Krieg hat hier wesentlichen Einfluß geübt, indem er weiten Kreisen die Illusion der westlichen „Demokratien" zerstörte. „Das Schlagwort Demokratie, mit dem England und seine Gefolgschaft hausieren gehen, darf uns nicht blenden, damit wir nicht wie Insekten in ein versengendes Licht hineinflattern." In diesen Worten eines — Gewerkschaftsvorsitzenden lebt die Erkenntnis, daß wir uns vor einer blinden Nachahmung fremder Verfassungseinrichtungen hüten müssen. Das schließt natürlich nicht aus, wirklich Gutes und Bewährtes zu nehmen, wo man es findet, und die heimischen Zustände in einer Richtung fortzubilden, die sich nach dem wenigstens theoretisch im Westen vertretenen Grundsatze gesteigerten Volkseinflusses orientiert.

Es ist noch nicht lange her, da glaubte unsere Staatslehre und Verfassungsgeschichte den preußisch-deutschen Typus eines monarchisch-konstitutionellen Staatswesens als die eigentümliche heimische Abart dem englischen Parlamentarismus samt seinen planetarischen Nachbildungen gegenüberstellen zu können. Ähnlich scheint ja Minister Dr. Friedberg in seiner oben erwähnten Rede trennen zu wollen, nur daß bei seinem Vorschlage auf dem Worte Parlamentarismus, nicht mehr auf „monarchisch-konstitutionell" der Nachdruck liegt. Wie weit dem eine sachliche Verschiedenheit entspricht, läßt sich aus dem Zeitungsabdrucke der Rede nicht entnehmen. Denn es kommt, wie gesagt, alles darauf an, was man unter Parlamentarismus versteht. Der Minister erläuterte den „deutschen" Parlamentarismus als „engere Fühlung zwischen der Volksvertretung und dem Parlament", darin also mit dem Zentralvorstand seiner Partei (vgl. oben) völlig übereinstimmend, und er will diese engere Fühlung durch eine beschränkte Personalunion zwischen Abgeordneten- und Regierungsstellen gleichsam garantieren.

Die eigentliche Kardinalfrage, von welchem staatlichen Willenszentrum Bildung und Bestand des so zusammengesetzten Kabinetts abhängen, ist hier also umgangen!

Das „Berliner Tageblatt" — in seinem Kommentar zur Solinger Rede — geht sofort an den Nerv der Dinge heran. Vom „deutschen" Parlamentarismus schreibt das Blatt: „Auch wir haben nichts dagegen", um sogleich fortzufahren: „Der Kernpunkt des parlamentarischen Systems liegt eben ganz wo anders. Die Hauptsache ist nämlich, daß das Kabinett zurücktreten muß, wenn ihm die Mehrheit des Parlaments ihr Vertrauen entzieht. Alles andere sind Nebensächlichkeiten." In der Tat! Die Hauptsache aber bedeutet, der Leser wolle sich der Bemerkungen in Heft 9 erinnern, de facto die Republik als Staatsform. Denn mit jenem „muß" ist der Einfluß der Krone auf die Ministerernennung ausgeschaltet.

Zweifellos zielen die Bestrebungen der „orthodoxen" Neuorientierung in diese Richtung; vorderhand wird allerdings meist versichert, die Dinge wären

*) S. „Politische Wochenschrift" Jahrg. II, S. 154.

noch nicht so weit, daß man an eine Verwirklichung der Forderung denken könne. Die Dinge sind in der Tat noch nicht so weit. Vorläufig verbaut sich das „Berliner Tageblatt" die eigene Straße, indem es den Bogen in anderer Weise überspannt. Dr. Friedberg hielt es nicht für bedauerlich, wenn „die konservative Einseitigkeit in der Verwaltung verschwinden" würde. Das „Berliner Tageblatt" kommentiert: Der Minister habe damit ebenso wie der Vizekanzler im Reich alle Brücken zu den Konservativen abgebrochen und auf ihre „positive" Mitarbeit verzichtet. Das hat der Stellvertreter des Grafen Hertling in Preußen ebensowenig getan, wie dieser selbst*) in seinem berichtigenden und beschwichtigenden Nachtrag zur Polemik des Herrn von Payer. Wohl aber ist es der Wunsch des Berliner Blattes (anscheinend ebenso des Vizekanzlers), und eben hier legt man sich selber Fallstricke. Denn gerade den hinkenden Parlamentarismus einer allmächtigen Partei ohne die Möglichkeit des Wechsels, wie ihn die Liberalen in Preußen und Bayern gegenüber Konservativen und Zentrum bekämpft hatten, sucht man jetzt mit verteilten Rollen fortzusetzen. Durch diese Versteifung des parlamentarischen Systems bewirkt man aber nur, daß es bei uns in absehbarer Zeit nie auf die Beine kommt!

Das Verhalten des Vizekanzlers in seiner großen Antrittsrede wirkt in derselben Richtung. Er muß sich vom „Bayerischen Courier", dem führenden Zentrumsblatte des Königreiches, vorwerfen lassen, die Bedeutung des Reichstages im entscheidenden Augenblick auf den Wert einer politischen Fechterschule herabgedrückt zu haben! Und zwar nicht ohne Grund, denn die Konservativen haben dem Minister keineswegs „den Fehdehandschuh hingeworfen" oder sogar „ins Gesicht geworfen", wie ein Leitartikel der „Berliner Börsen-Zeitung" behauptet, sondern sie haben nur den ihnen selbst wirklich geradezu ins Gesicht geschleuderten aufgenommen. Eine Partei von solchen Überlieferungen und Verdiensten wie die ihrige mußte es in der Tat als Schimpf ansehen, mit den Ultras bolschewistischer Färbung über einen Kamm geschoren zu werden**).

Herrn von Payer mag das parlamentarische Ideal, einen möglichst klaren, einheitlichen Mehrheitswillen unter Ausschluß aller störenden Elemente herzustellen, zu seinem Vorgehen bewogen haben (das glaubt die „Vossische Zeitung"), weitblickend war es, wie gesagt, nicht; denn wenn jetzt die Konservativen gleichsam aus dem Staatsleben ausgeschaltet werden sollen, wie ehedem die Sozialdemokratie, so kehrt die alte Schwierigkeit wieder, daß nämlich die auf diese Weise zurechtgemachte Maschine des deutschen Parlamentarismus nicht zu arbeiten vermag. Das „Zweiparteiensystem", von dem Friedrich Naumann seit Bethmanns Sturze auch bei uns reden möchte, ist nichts weiter als eine Fiktion. Wir haben eine „Opposition", die von der Mehrheit verfemt wird, insbesondere durch Aberkennung ihrer Regierungsfähigkeit. Und wir haben eine „Regierungspartei", in deren Reihen die Opposition gegen die eigenen Führer (vgl. oben die Äußerung des „Bayerischen Couriers") nicht unterdrückt werden kann, die überhaupt an allen Schwächen einer Koalition krankt.

Nach dem weiter oben Ausgeführten lassen sich die deutschen Anschauungen über „Parlamentarismus" (wenn von der völlig ablehnenden Haltung der Konservativen abgesehen wird) in eine extreme und eine gemäßigte Gruppe sondern. Im Gesichtsfeld der „exaltados" liegt nicht weniger als eine radikale Umwandlung unserer Regierung und zugleich auch unserer Staatsform. Hier erheben sich die von den Befürwortern des Wechsels begreiflicherweise allzu leicht genommenen Probleme eines neuen Reichs- und Fürstenrechtes. Einiges davon wurde vor vierzehn Tagen an dieser Stelle angedeutet. Die „Moderados" (vgl. die erwähnten Vorschläge der „Germania", des nationalliberalen Zentralvorstandes, des Ministers Friedberg) wollen sich mit gewissen Verbesserungen des herrschenden

*) Graf Hertling appellierte im Gegenteil an die Mitarbeit der konservativen Partei. Vgl. „Kreuzzeitung" vom 3. März 1918.

**) Auch hier verleitete die Bequemlichkeit des Formeldenkens den Minister zu unbekümmerter Anwendung des „pars pro toto".

Systems begnügen. Es fragt sich, wie weit man hier gehen kann, ohne mit dem Grundcharakter unseres Verfassungsrechtes in Konflikt zu kommen. Ob sich überhaupt eine Synthese ermöglichen läßt und nicht vielmehr jener Konflikt, der mit dem ausgesprochenen Siege des einen oder anderen Teiles endigt, unausbleiblich ist.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Wir bitten die Freunde der :: :: :: ::

Grenzboten

das Abonnement zum II. Quartal 1918 erneuern zu wollen. — Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und jede Postanstalt entgegen. Preis 7.50 M.

Verlag der
Grenzboten
G. m. b. H.
Berlin SW 11.

Aufruf!

Während im Osten die Morgenröte des Friedens heraufdämmert, wollen unsere verblendeten westlichen Gegner die Hand zum Frieden noch nicht reichen. Sie wähnen noch immer, uns mit Waffengewalt zu Boden ringen zu können. Sie werden erkennen müssen, daß das deutsche Schwert die alte Schärfe besitzt, daß unser braves Heer unwiderstehlich im Angriff, unerschütterlich in der Verteidigung, niemals geschlagen werden kann. Von neuem ruft das Vaterland und fordert die Mittel von uns, die Schlagfertigkeit des Heeres auf der bisherigen stolzen Höhe zu halten. Wenn alle helfen, Stadt und Land, reich und arm, groß und klein, dann wird auch die 8. Kriegsanleihe sich würdig den bisherigen Geldsiegen anreihen, dann wird sie wiederum werden zu einer echten rechten deutschen Volksanleihe.

Der Aufbau im Osten

Von Georg Cleinow

Unser Verhältnis zu Rußland

Der Kaiser hat den Ministerialdirektor Dr. Grafen von Keyserlingk „zum Kommissar des Reichskanzlers für die Bearbeitung der Angelegenheiten von Litauen, Kurland und der übrigen östlichen Gebiete — das sind Livland, Estland, Letgalen, Weißrußland —, mit Ausnahme von Polen", ernannt. Damit ist zögernd der Weg betreten, der zur völligen politischen Zusammenfassung der um die Düna herumliegenden Gebiete führen kann, wie sie im vorigen Heft vorgeschlagen wurde. Ob man soweit gehen will, ist freilich eine andere Frage. Die Entscheidung darüber wird sehr wesentlich davon abhängen, wie sich die betroffenen Gebiete selbst dazu stellen. — Inzwischen wird wohl die Regierung wieder zahlreiche Warnungen aus den Kreisen, die vor dem Kriege in irgendwelchen wirtschaftlichen oder ideellen Beziehungen zu Rußland gestanden haben, zu hören bekommen, doch ja nicht zu früh dauernde Verhältnisse im Osten zu schaffen, die einer späteren Verständigung mit Rußland hindernd im Wege stehen könnten. Die heute noch so denken, wurzeln mit ihren Anschauungen bewußt und unbewußt in den Gedankengängen, die Bismarcks Politik leitete. Sie können es sich nicht vorstellen, daß Rußland nun einfach beiseite geschoben sein und nicht doch wieder einen Machtfaktor darstellen sollte, nach dem Deutschlands Politik sich einzurichten haben werde. Bei den wirtschaftlich interessierten, ebenso wie bei einer gewissen Richtung von Kontinentalpolitikern, spielen die alten Vorstellungen sogar eine so große Rolle, daß man bei ihnen dem Wunsche begegnet, Rußland möchte sich so schnell als möglich wieder unter einem Zaren sammeln, zu Kraft und Ansehen gelangen, damit es uns, nun durch Schaden klug geworden, wieder wirtschaftlichen und politischen Rückhalt in den Welt- und Kontinentalgeschäften gewähren könnte; um diesen Preis wären sie sogar bereit, alle Rußland abgenommenen Gebiete wieder herauszugeben. Dabei ist ihr Blick starr auf Moskau und Petersburg gerichtet, wo nach ihrer Meinung auch fernerhin Rußlands Macht liegen werde. Es sind zu ernste Kreise, die solchen Auffassungen huldigen, als daß die Regierung über sie stillschweigend zur Tagesordnung übergehen dürfte. In der Sache selbst sind sie durch die Tatsachen vorläufig ins Unrecht gesetzt. Das hindert jedoch nicht, daß der stärkste Träger ihrer Gründe, der Glaube an die Zukunft Rußlands, ein durchaus richtiges Gefühl ist.

Auch ich bekenne mich zu dem Glauben, daß Rußlands Geschick durch den bisherigen Zusammenbruch nicht endgültig besiegelt ist. Die Völker Rußlands werden sich in irgendeiner Form wieder zu Macht und Ansehen zusammenschließen und Rußlands angeblicher Zerfall wird sich uns, wenn es seine innere Krise erst überstanden hat, als eine Befreiung starker, bisher gefesselter Kräfte enthüllen, die, auf ein gemeinsames Ziel geeint, Anspruch auf Beachtung und Berücksichtigung in der Weltpolitik heischen werden. Wir selbst, unsre Kaufleute und Ingenieure werden ihnen dabei helfen und unsere Truppen sind schon an der Arbeit, die dem Wiederaufbau von ganz Rußland dient, indem sie die Ukraina von

den Banden der Maximalisten säubern und einer national bedingten Staatsgewalt helfen Wurzel zu schlagen; durch Besetzung des Nordwestgebietes und des Baltikums zwingen wir ferner die Moskowiter, sich auf ihre eigenen Angelegenheiten zu konzentrieren, was sehr erheblich zur Konsolidierung beitragen dürfte.

Eine solche Auffassung von der Zukunft Rußlands hat indessen nicht zur Konsequenz, daß unsere Regierung die Hände in den Schoß legt und die Entwicklung der besetzten Gebiete deren Bewohner selbst überläßt. Der Gedankengang, der zu dieser Forderung führt, hatte Berechtigung, solange Rußland nicht militärisch zu Boden geworfen war und solange sich nicht alle die Gebiete in unseren Händen befanden, deren wir zur militärpolitischen Sicherung gegen den Osten bedurften. 1916 einen Polenstaat zum Leben erwecken, ohne ihn fest an unserer Seite zu wissen, hieß einen Preis für zweifelhafte diplomatische Werte zahlen, der diesen nicht entsprach! Die Eroberung Polens bot uns rein militärische Vorteile, die zur politischen Umprägung wohl zugunsten der Polen, nicht aber für uns ausreichten. 1918, nach dem Sonderfrieden mit der Ukraina und dem Frieden mit den Maximalisten, liegen die Dinge wesentlich anders: wir haben damit erst die Freiheit gewonnen, sehr weittragende Entschlüsse wegen der besetzten Gebiete zu fassen und können nun Verhältnisse schaffen, die geeignet sind, die künftige Entwicklung eines neuen Rußland und unserer Beziehungen zu ihm tief zu beeinflussen. Das ist der springende Punkt! Wollte die Regierung angesichts des nunmehr vorhandenen Tatsachenmaterials die Hände in den Schoß legen, so schüfe sie durch ihre Untätigkeit nur Raum für die Gefahr, daß wir die Führung im Osten, die unsere Armeen erstritten haben, wieder verlieren und selbst ins Schlepptau des politischen Willens eines künftigen Rußlands gerieten.

Die neue Lage im Osten wird durch folgende Tatsachen gekennzeichnet: In Nordrußland sprechen alle Anzeichen dafür, daß die Maximalisten, sobald sie aus der Ukraina verjagt sind, einer neuen Regierung Platz machen werden, von der wir noch nicht mit Bestimmtheit annehmen können, daß sie in den Friedensvertrag eintritt; wir müssen sogar darauf gefaßt sein, daß sie mit Hilfe oder unter dem Druck Japans in einem bestimmten Augenblick uns in irgendeiner Form feindlich gegenübertritt. Demgegenüber steht die Tatsache, daß zwei wichtige Teile des alten Rußland, nämlich Finnland und die Ukraina, nicht nur Frieden mit uns geschlossen haben, sondern auch, wenn auch in Beschränkung auf den Osten, unsere Bundesgenossen geworden sind; ihre Interessen laufen mit den unsrigen eine wie es scheint, weite Strecke zusammen. Von ihm und nicht von den Staatszielen des alten Rußland haben wir auszugehen bei der Beurteilung, ob unsere Maßnahmen in Polen und Dünaland der Wiederaufnahme guter Beziehungen zu den Russen entgegenstehen werden oder nicht. Das alte Rußland besteht im Augenblick nicht mehr; die Hüter der alten Ideale, die zum Kriege führten, sind militärisch und politisch ohnmächtig. Durch die Gestaltung der Verhältnisse in den besetzten Gebieten sind wir befähigt, die Wiedergeburt des alten Rußland zu verhindern oder doch zu erschweren. Alle Faktoren daselbst drängen sich uns förmlich auf, dem neuen Rußland auch neue politische Bahnen zu weisen. Das von uns besetzte Gebiet eignet sich in militärgeographischer, wirtschaftlicher und ethnographischer Beziehung zur Schaffung von politischen Einheiten bis zum Staat einschließlich, die sich wirtschaftlich und

militärisch sowohl leicht gegen ein angreifend auftretendes Rußland verteidigen ließen, wie auch eine Verbindung zu dem neuorientierten Rußland herstellen könnten. Die Bevölkerung dieser Gebiete steht überdies in ihrer überwiegenden Mehrheit der gegenwärtigen Regierung Nordrußlands durchaus ablehnend gegenüber.

Esten, Letten, Litauer wollen von den Maximalisten nichts wissen, — nur beim jüdischen und polnischen Proletariat machen sich stärkere Sympathien für sie bemerkbar. Es ist zwar damit noch nicht gesagt, daß diese Nationalitäten sich nun besonders zu den Deutschen hingezogen fühlten. Nein, solchen Illusionen wollen wir uns nicht hingeben. Ein bürgerliches Rußland, gleichgültig, ob monarchisch oder republikanisch regiert, würde auf sie und auch auf zahlreiche Deutsche innerhalb und außerhalb der baltischen Provinzen ohne Zweifel eine weit größere Anziehungskraft ausüben, wie das demokratische Kaiserreich Deutschland. Aber darum geht es ihnen im Augenblick gar nicht, sondern darum, wer ihnen ihren Besitz sicherzustellen und eine gewisse Garantie für friedliche Entwicklung zu geben vermag. Weil zufällig Deutschland und nicht Rußland die Macht dazu hat, darum stehen sie auch auf unserer Seite. Für uns bedeutet solche Stimmung vorläufig nur eine politische Chance im Kampf gegen das alte Rußland und die Entente, die ausgenutzt werden kann und muß zum wohl erwogenen Aufbau im Osten und damit zur Gestaltung unserer späteren Beziehungen zum neuen Rußland.

Das neue Rußland, das aus dem bebenden Leibe der alten „Matuschka Rossija" gewaltsam ans Licht strebt, dessen Geburtsstunde die ganze Welt mit Grauen und Staunen entgegensieht, wie wird es aussehen? welche Kraft wird es darstellen? welche Ziele wird es verfolgen?

Die russische Revolution hat bisher, abgesehen von den inneren Umwälzungen und von dem Einfluß auf die Lage der Mittemächte, an positiven Ergebnissen, nur eines für die große Politik gehabt: sie hat den Schwerpunkt des Russentums, der nach der Auseinandersetzung zwischen den Kijewer und Moskauer Teilfürsten vor Jahrhunderten nach Norden gerückt war und dort künstlich, besonders nach der Öffnung des Petersburger Fensters nach Europa und zuletzt durch die auf Frankreichs Milliarden gestützte Wirtschaftspolitik festgehalten wurde, zurückfallen lassen an seinen natürlichen Platz im Süden. Wird die Ukraina diese überragende Stellung sich erhalten können und unter welchen Voraussetzungen? Damit nähern wir uns dem Kern unserer ganzen Ostpolitik, der Frage, unter welchen Umständen die Wiedervereinigung Rußlands vorauszusehen ist.

Daß die Ukraina alle geographischen und wirtschaftlichen Vorbedingungen besitzt, die sie befähigen würden, einen eigenen Staat zu bilden, ohne von Nordrußland abhängig zu sein, habe ich schon im Herbst 1914 in den „Grenzboten" ausführlich nachgewiesen. Bezweifelt wurde die politische Tragfähigkeit des sozialen Aufbaues beim ukrainischen Volke. Ihm fehlt eine eigene führende Schicht. Der Moskowiter mit seiner internationalen Gefolgschaft hat die Stellung einer solchen in der Regierung und Großindustrie eingenommen, während der ländliche Großgrundbesitz vorwiegend polnisch ist. Eben darum konnte die Ukraina dem moskowitischen Staatsgedanken wie eine reiche Kolonie dienstbar gemacht werden. Diese Abhängigkeit ist auch durch die Revolution und die Verstaatlichung des Bodens nicht beseitigt. Erst eine fernere Zukunft wird es erweisen, ob die freie Ukraina

ihrem eigenen Staatsgedanken eine eigene weltpolitische Richtung geben kann, die das Moskowitertum mitzureißen imstande wäre, wenn es nicht gar stark genug wäre eigene Wege zu gehen.

Aus den Zuständen in Nordrußland folgern zu wollen, daß die Maximalistenherrschaft das Volk unfähig machen werde, Jahrzehnte hindurch große Politik zu treiben, hieße die Russen unterschätzen. Auch Nordrußland hat Schätze, mit denen es ohne weiteres wieder in enge Handelsverbindung zur Ukraina als willkommener Kunde treten könnte: Gold, Platin, Edelsteine, Kupfer, Holz, Fische und — menschliche Arbeitskräfte! Es sind wahre Völkerwanderungen, die sich um die Zeit der Ackerbestellung und der Ernte aus Nord- nach Südrußland wälzen, um dort in wenigen Wochen den Lebensunterhalt für den ganzen Winter zu verdienen. Zu Pfingsten aber beten hunderttausende von Pilgern aus allen Teilen Rußlands und Sibiriens in der Lawra zu Kijew um Befreiung von körperlichen Gebresten. Gelänge es selbst die großwirtschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Gebieten durch Zölle, Tarife, Enteignungen und sonstige, dem sozialistischen Almanach entnommenen Maßnahmen zu unterbinden, sofern solches überhaupt im Interesse der Ukraina selbst läge, diese in den Bedürfnissen der breiten Massen wurzelnden Beziehungen sind kaum zu unterbinden. Wehe dem dritten, der es etwa versuchen wollte, eine Trennung herbeizuführen. Beide Teile würden sich geeint gegen ihn wenden!

Die Scheidung zwischen Moskau und Kijew kann nur eine vorübergehende sein. Sie ist also keine jener Tatsachen, mit der im Schachspiel der Großen Politik als etwas Unerschütterlichem zu rechnen ist. Um so bedeutsamer wird für uns schon in der nächsten Zukunft die Entscheidung sein, wer von den beiden Beteiligten die Kraft haben wird, bei der Wiedervereinigung die Führung zu übernehmen. Ist es Moskau, und können dessen wirtschaftliche Bedürfnisse sich den Vortritt erkämpfen, so wird der ganze politische Druck, den das alte Rußland auf die Ostsee, auf das Baltikum, Finnland und die nordischen Staaten ausübte, neu und mit verstärkter Kraft aufleben und uns in der Ostmark und an der Weichsel ebenso bedrohen, wie Schweden in seinen nördlichsten Bezirken. Ist es aber die Ukraina, so wird Neurußlands Bestreben nach Vorderasien, Persien, Zentralasien gerichtet sein, als unser wirtschaftlicher Wettbewerber und Verbündeter, nicht als nationaler Feind. Im ersteren Falle würde sich sehr bald eine Verständigung des neuen Rußland mit England und Amerika mit friedlicher Durchdringung des Baltikums im Gefolge erzielen lassen; im zweiten wird Rußland eine ernste Drohung gegen Indien sein und mit uns das gleiche Interesse an freien Ausgängen aus dem Mittelmeer zu den Weltmeeren haben. Ein von der Ukraina geführtes Rußland ist weltwirtschaftlich in erster Linie Levantestaat, wenn Nordrußland führt, würde es in erster Linie ein Ostseestaat werden.

Ist sich die Regierung über diese Alternative klar, so wird sie wissen, daß alle ihre Maßnahmen im Dünaland mit einer Wirtschaftspolitik in der Ukraina in Einklang gebracht sein müssen, die diese befähigen würde, die weltpolitische Führung des geeinten Rußland zu übernehmen. Gelingt dies nicht, so wird der Kampf ums Baltikum von neuen entbrennen und wir werden uns bald einer ähnlichen Koalition von Mächten gegenübersehen, wie am Anfange des Weltkrieges. Auf die ungünstigsten Möglichkeiten aber muß die Politik gerüstet sein. Darum

werden die von uns an die Vereinigung des Baltikums zu einem großen Staatswesen geknüpften Hoffnungen um so eher in Erfüllung gehen, je gefestigter dieser Staat innerlich ausgebaut und je größere Vorteile er allen seinen Bewohnern zu bieten vermag, Vorteile, für die es sich lohnte im äußersten Falle auch das Schwert zu ziehn, sei es gegen die Moskowiter, sei es gegen die Polen oder eine von England vorgeschobene Macht. Ob der Weg, der der Regierung gegenwärtig durch jene Kurländer gezeigt wird, die dem Könige von Preußen den kurischen Herzogshut anboten, der richtige ist, läßt sich solange nicht übersehen, wie das Schicksal Litauens unbekannt bleibt. Einen Staat lediglich nach den Wünschen einer Nationalität bilden zu wollen, wodurch alle andern von vornherein in den Gegensatz zu diesem Staate getrieben würden, wäre entschieden zu verwerfen. Dünaland sollte innerlich so eingerichtet sein, daß alle seine Bewohner gleichen Anteil an seinem wirtschaftlichen Aufschwung nehmen können. Im übrigen sollte es so in das ost- und nordeuropäische Wirtschaftssystem eingebaut werden, daß es, des neuen Rußland Welthandel zusammen mit dem deutschen fördernd, dies niemals reizte, sich seiner zu bemächtigen. Dem Grafen v. Keyserlingk als Reichskommissar wird aus diesen Zusammenhängen heraus eine hochbedeutsame und schöne Aufgabe, wie sie wenigen Staatsmännern in der Geschichte gestellt worden ist. Möge er eine glückliche Hand haben! Von seiner Arbeit am Bau hängt das Schicksal von Millionen unserer Kinder mit ab.

Innere Politik in Österreich und Bündnis

Von Karl Hermann

Die letzten vier Wochen waren eine besonders gute Schule für das Verständnis des Bündnisses zwischen den Mittemächten und für die verborgenen und sehr wichtigen Beziehungen, die zwischen ihm und der inneren österreichischen Politik bestehen. An der Oberfläche sah man wieder einmal eine Parlamentskrise, als die unmittelbar sichtbaren Ursachen dafür zeigten sich die enttäuschten großpolnischen Hoffnungen, die polnische „Nationaltrauer" sowie die von der Gefühlspolitik der Massen klug gestützte, viel erprobte Kuhhandelroutine des Polenklubs. Ganz zu unterst aber, und dem flüchtigen Blick verborgen, ruht das dauernde, ungelöste und wohl unlösbare österreichische Verfassungsproblem, von dem viele behaupten, daß man es als ein Verwaltungsproblem ansehen müsse, wenn man ihm überhaupt irgendwie beikommen wolle. Denn die polnischen Drohungen wären natürlich nicht imstande gewesen, selbst nicht mit Hilfe der maximalistisch-doktrinären Sozialdemokratie, den Kriegshaushalt des Staates und seine gesetzmäßige Bewilligung in Frage zu stellen, wenn nicht die Regierungsmehrheit in diesem Parlament (und in diesem Falle ist es wirklich ein Spiegelbild der Bevölkerung), immer in einem labilen, auf äußerst gewagten Kompromissen ruhenden Gleichgewicht sich befände. Daß dieser Gleichgewichtszustand trotzdem

nicht aufhört, ist nur aus demselben Umstand zu erklären, aus dem letzten Endes Österreich selbst am besten erklärt wird: man weiß nicht, was nachkommen soll. Im Grunde genommen sind ja nicht nur die Tschechen und Südslawen, diese zweiten übrigens mit Maß und Vorbedacht, dauernd in der Opposition, machen nicht nur die Polen den Bestand des Staates von der Erfüllung ihrer Wünsche abhängig: im Grunde ist auch der k. k. Sozialdemokratie, wie sich diesmal zeigte, die Parteidoktrin wichtiger als der Staat. Im Grunde genommen, bleiben eigentlich nur als die ewigen „Wurzen", wie der Wiener bekanntlich die freundlichen Stützen einer Schmarotzergesellschaft nennt, die deutschbürgerlichen Parteien übrig. Sie, die am wenigsten vom Parlament haben, opfern am meisten und ausdauerndsten für die verfassungsmäßige Erledigung des Kriegshaushaltes, und zwar nicht aus Schwäche, die selbstverständlich einzelnen ihrer Vertreter mit Recht nachgesagt werden, aber doch unmöglich die dauernde Grundlage für die Politik eines ganzen großen Parteiverbandes bilden kann, sondern eben aus tieferen Gründen, aus einem Zwiespalt heraus, der nicht in ihnen, sondern in ihrer Lage begründet ist.

So ergibt sich denn das merkwürdige Bild, daß alle, die die „Verfassung" brauchen, mit aller Kraft gegen sie ankämpfen, in der sicheren „Voraussicht", daß sie ja doch wieder auf Kosten des Gesamtstaates oder wenigstens der Deutschen von ihnen gerettet wird, indes gerade das Häuflein, aus dessen Vermögen hauptsächlich der Kaufpreis für die Rettung der Verfassung im letzten Augenblick bezahlt wird, sein Möglichstes dazu tut, um diesen Handel zu ermöglichen. So war es auch diesmal. Erst wird ein weiteres Stück vom Ansehen des Staates und von Volksbedürfnissen geopfert, um die Stimmen der Sozialdemokraten zu erkaufen: man enthält sich des Einmarsches in die Ukraine. Dann, als sich dieses Opfer als ungenügend und auch nicht durchführbar erweist, gibt man einen Teil der Vereinbarung mit den Ukrainern preis und beginnt aufs neue mit der „austro-polnischen Lösung" zu liebäugeln, um die Polen zur Stimmenthaltung zu bringen. Durch eine polnische Audienz beim Kaiser, der immer wieder von der unfähigen Regierung Seidler vorgeschoben wird, so daß die Krone allmählich eine sehr gefährliche Belastung mit schwer einlösbaren Wechseln zu tragen hat, wird das Budget gerettet. Auf die Kraftprobe: ob die Oppositionsparteien wohl die Verantwortung übernehmen würden, daß das Parlament gesprengt und wieder absolut regiert wird, läßt man es auch diesmal nicht ankommen. Letzten Endes hätten natürlich gerade die wütendsten Oppositionsparteien wenig Vorteil davon, wenn sie einen solchen Zustand herbeiführten. Aber sie wissen ja, daß es nicht so gefährlich wird, und daß es wieder nur auf einen Handel hinausläuft.

Jeder solche Handel mit den Slawen und auch mit den Sozialdemokraten geht aber nicht bloß auf Kosten des Staatsgefüges und des innerpolitischen Besitztumes der Deutschen. Vielmehr zeigt sich bei jeder solchen Gelegenheit ganz deutlich, was die Gegner treffen wollen, wenn sie auf diesen innerpolitischen Besitz der Deutschen zielen. Sie sind natürlich nicht so naiv zu glauben, daß das Bündnis die Deutsch-Österreicher stütze, wenn sie auch so tun; sie wissen jedoch ganz genau, wie sehr die Deutsch-Österreicher das Bündnis stützen, und das ist's, worauf es ihnen ankommt. Die Oppositionellen alle wissen dadurch ihren Kampf immer wieder nach zwei Seiten plausibel zu machen (sowohl gegenüber ihren Wählern nach unten hin wie gegenüber der Krone nach oben hin), daß sie in einer Geheimsprache, die längst im Inlande und im feindlichen Auslande, nur in weiten Kreisen Deutschlands noch nicht verstanden wird, versichern: wir kämpfen nicht gegen Österreich schlechthin, sondern nur gegen ein mit Deutschland verbündetes. Neuerdings wird es ja ganz unumwunden gesagt. Damit ist aber auch die eigentümliche Stellung der Deutsch-Österreicher gegeben. Obwohl dieser gegenwärtige Staat, dieses mit Deutschland verbündete Österreich seine außenpolitische Lage und seine innerpolitischen Grundformen (die Kronlandseinteilung und eine Zentralverwaltung, die allerdings mehr und mehr Fassade wird), nur dadurch erhalten kann, daß es

ununterbrochen aus dem völkischen Besitzstand der Deutschen, aus ihren Steuergeldern und ihren Kulturleistungen, den Irredentisten Trinkgelder gibt — müssen doch eben diese ausgeplünderten Deutschen solange für diesen Zustand eintreten, als sie nicht die Lockerung des Bündnisses befördern wollen. So vielfache Unzufriedenheit sie in die Opposition drängt, sie können unmöglich den Kriegshaushalt einem Staat verweigern, dessen Heer an der Seite des deutschen kämpft. Und sie werden solange weiter aus ihrem Besitz die österreichischen Kosten des Bündnisses bezahlen, als nicht eine andere außenpolitische und Weltlage ihnen bessere innerpolitische Möglichkeiten bieten wird. Nur von da aus versteht man die innere österreichische Politik richtig: sie wird von allen Beteiligten mit einem Schielen nach außen hin gemacht, das nur für die Deutschen ein ehrliches Schauen sein darf, weil sie nichts anderes wollen, als was offiziell gewollt werden soll: ein festes, vertrauensvolles Bündnis. Die Slawen unterwühlen es nach Kräften, die Sozialdemokraten, die immer mehr von wenig bodenständigen Elementen geführt werden, leisten ihnen aus Haß gegen das „militärische" Preußen und aus Ententefreundschaft Beistand — und die Krone? Sie hüllt sich bei den wüstesten Hetzen gegen Deutschland in Schweigen, sie läßt es geschehen, daß Deutschland für die Vereinbarungen über Cholm verantwortlich gemacht wird, obgleich Czernin allein und völlig frei mit den Ukrainern verhandelte, sie hat den bündnisfeindlichen Hofrat Lammasch und den pazifistischen Kaffeehändler Meinl, der eine deutschlandfeindliche Wochenschrift „Der Frieden" seit kurzem finanziert, sehr nahe an sich herankommen lassen. . . . .

Den Reichsdeutschen aber, die immer ungeduldiger eine „Lösung" des österreichischen Problems verlangen und mit Vorliebe die Deutsch-Österreicher für deren Ausbleiben verantwortlich machen, sei mit aller Entschiedenheit gesagt: das österreichische Problem kann sich nicht selber lösen.

Deutsche Flurbereinigung

Geschichtliche Erinnerungen — politische Mahnungen

Von Dr. Paul Wentzcke

3. Preußen und das Reich.

Die thüringische und die elsaß-lothringische Frage sind nur Musterbeispiele der vielfältigen Probleme, in denen im Innern des deutschen Bundesstaats wirtschaftliche Not aus der Enge territorialstaatlicher Gebundenheit herausdrängt. Überall, wo unselbständige Kleinstaaten mit größeren Machtgebieten zusammenstoßen, häufen sich die Schwierigkeiten, den Aufwand von Rechtspflege und Verwaltung in sachgemäßen Einklang mit den verfügbaren Mitteln zu bringen. Die kleinsten Bundesstaaten Norddeutschlands zwar, Waldeck und Lippe, haben ihr Dasein durch rückhaltlosen Anschluß an Preußen gesichert. Selbst in Anhalt, wo die Frankfurter Reichsgewalt im Herbst 1848 wie in Thüringen über eine „Immediatisierung" verhandeln konnte, haben sich Dynastie und Bevölkerung völlig in dies Abhängigkeitsverhältnis eingewöhnt. Gutpreußische Überlieferung weiß die societas leonina ja aufs köstlichste mit allen Ehren und Würden einer prunkenden Scheinsouveränität zu verbrämen.

Ganz anders steht es im Südwesten des Reiches. In der Rheinprovinz, wo der Wiener Kongreß Mecklenburg-Strelitz, Hessen-Homburg, Sachsen-Coburg und Oldenburg „entschädigte", sind die Mehrzahl dieser Enklaven längst durch Verkauf und Verzicht in Preußens Besitz übergegangen. Als ein versteinerter Rest aus der letzten Blütezeit dynastischer Begehrlichkeiten aber fordert das Fürstentum Birkenfeld nachdrücklich eine gründliche Flurbereinigung, die es endgültig vom fernen Oldenburg trennt. Umgekehrt empfindet Württemberg das preußische Außengebiet der alten hohenzollernschen Lande als Störung seiner wirtschaftlichen Einheit. Auch hier schienen die Märzstürme der deutschen Revolution anfangs einigend zu wirken. Erst als die Reichsgewalt die unmittelbare Übernahme der Fürstentümer in die Verwaltung des Reiches selbst ablehnen mußte, verzichtete Fürst Karl Anton zugunsten Preußens auf seine Souveränität. 1866 aber und 1870 hofften in Württemberg Dynastie und Demokratie auf den Anschluß der Enklaven. „Das Haus Hohenzollern hat aufgehört, in den Donaufürstentümern Sigmaringen und Hechingen zu regieren", dekretierte der Stuttgarter „Beobachter", das Organ der schwäbischen Volkspartei, als im Juli 1866 falsche Nachrichten vom Siege Österreichs einliefen. Und den nach Versailles abgehenden Ministern legte die Königin Olga die Forderung eines Gebietsaustausches mit Preußen eifrig ans Herz.

Wie damals könnte in der Tat auch heute die endgültige Regelung der staatsrechtlichen Zukunft Elsaß und Lothringens erwünschte Gelegenheit bieten, Württemberg und Baden an der oberen Donau abzurunden. Zugleich würde die Auflassung des Reichslandes die Stärkung der bayerischen Rheinpfalz durch Zuteilung bestimmter Gebiete im nördlichen Elsaß und im östlichen Lothringen ermöglichen. Ist doch der Kreis Weißenburg, den Bismarck noch im Anfang des Jahres 1871 den bayerischen Unterhändlern halb und halb zusicherte, zum großen Teile altes fränkisch-pfälzisches Sprachgebiet! Wenn auch die alten Forderungen der Wittelsbacher nach Herstellung einer Landbrücke zwischen Franken und Unterpfalz über Hanau oder Heidelberg unerfüllbar geworden sind, so würde das Reich mit solcher Regelung doch zeigen, daß es Verständnis besitzt für die territorialen Eigenwünsche seines zweitgrößten Bundesstaates, dem es in anderen, rein politischen, militärischen und wirtschaftlichen Fragen bekanntlich sehr weitgehendes Entgegenkommen zeigt. Vielleicht würde so am zweckmäßigsten der Weg zur Regelung der staatsrechtlichen Zukunft Elsaß und Lothringens geebnet, die heute zu einer der drängendsten Fragen unserer inneren Politik geworden ist.

Damit wird das Problem der deutschen Flurbereinigung herausgehoben aus der Erörterung rein territorialstaatlicher Interessen. Unsere geschichtlichen Erinnerungen zeigten, daß die Mediatisierungs- und Arrondierungsforderungen der Einzelstaaten in den Krisen des neunzehnten Jahrhunderts vornehmlich von den Dynastien vertreten wurden. Nur zaghaft drängten von innen heraus auch die Volksvertretungen und die Publizistik nach. Und doch werden auch die Wünsche der Fürsten und Regierungen ganz wesentlich von der Notwendigkeit bedingt und getragen, den Einzelstaat zu wirtschaftlich selbständiger und leistungsfähiger Einheit zu erheben. Wie eine schlechte Satire mutet es daher an, wenn die nationalliberalen Wahlvereine für Mecklenburg-Strelitz trotzdem auch heute noch gegen die „schwere Schädigung" Einspruch erheben, die dem Land aus einer Zusammenlegung mit Mecklenburg-Schwerin erwachsen. Die Berufung gar auf „das Selbstbestimmungsrecht der Völker als Rechtsgrundsatz für politische Abmachungen" und seine Anwendung auf die „Neu-Strelitzer Nation" rufen Erinnerungen an die unseligste Zeit deutscher Kleinstaaterei wach, die im Zeichen des ersten Krieges, den das deutsche Volk in staatlicher Einheit führt, nicht aufkommen durften. Von diesem Standpunkt aus wird man im Gegenteil den Zufall preisen, der beide Mecklenburg zum gemeinsamen Landtag auch einen gemeinsamen Herrscher beschert.

Aufs deutlichste zeigt sich diese innere Notwendigkeit, die heute stärker fast denn je eine Vereinheitlichung der in der Gemengelage liegenden Verwaltungs- und Wirtschaftskörper fordert, im Bild der deutschen Großstädte, die aus der

Vereinzelung herauszukommen streben. Nicht nur Berlin wünscht eine kommunalpolitische Flurbereinigung. Auch an der Mündung der Elbe werden nachdrücklich Stimmen laut, die eine staatliche Eingemeindung der vier preußischen Nachbarstädte Altona, Wandsbek, Wilhelmsburg und Harburg in die freie Hansestadt Hamburg begehren. Die Frage der Erweiterung des hamburgischen Staatsgebiets, so wird mit Fug und Recht betont, sei eine deutschnationale Forderung, die nicht in Feilschen über Gebietsstücke ausarten dürfe. Weit über das Maß und die Grenzen einzelstaatlicher Sonderinteressen und Wünsche mündet auch die Erörterung dieser kleineren Fragen der Flurbereinigung wie die thüringische und wie unsere elsaß-lothringische Frage in das große Problem, das das Verhältnis von Preußen zum Reich seit ebenfalls hundert Jahren bietet.

Aufs engste und innigste ist ja seit den Tagen der deutschen Einheitsbewegung das Hineinwachsen der norddeutschen Großmacht ins Reich, ihr Drängen zur offenen See und nach der Westgrenze der deutschen Volksgemeinschaft mit den eigentlich politischen Fragen der Verfassung und des Staatsrechts verbunden. Als Preußen auf dem Wiener Kongreß unwillig genug anstatt des heiß begehrten Königreichs Sachsen die Gebiete zwischen Saar, Maas und Ardennen dem althohenzollernschen Besitz von Kleve, Mark und Ravensberg angliederte, vollzog es unbewußt den entscheidenden und wichtigsten Schritt zum Vormarsch nach „Deutschland". Schon wenige Jahre später durfte der Dichter und Theaterleiter Karl Immermann seine Düsseldorfer Masken es aussprechen lassen: „Die Vereinigung dieser weiten Lande mit Preußen ist das größte und glücklichste Ereignis, welches sich seit Jahrhunderten in der deutschen Geschichte zutrug, denn dadurch wurde, wie sehr das auch die Oberflächlichkeit leugnen mag, eine mächtige historische Wahlverwandtschaft gestiftet, die nur fruchtbar sein kann." In gemeinsamer wirtschaftlicher, sozialer und politischer Arbeit verbanden sich die Kräfte des alten Preußen mit den Anregungen, die ihm aus dem Westen, aus der beweglicheren Rheinprovinz, zuflossen. In harten Kämpfen mußten sich Dynastie und Regierungspraxis mit den liberalen und mit den katholischen Anschauungen auseinandersetzen, die von hier aus in das konservative Gefüge des protestantischen Staates eindrangen.

Zugleich aber hatten die Führer der preußischen Reformzeit ebenfalls in den Entscheidungskämpfen des Wiener Kongresses den Versuch gemacht, durch „moralische Eroberungen" den Einfluß Preußens in Süddeutschland zu weiten. Nachdrücklich mahnte Gneisenau, daß Preußen durch den dreifachen Primat in Kriegsruhm, Verfassung und Gesetzen und Pflege von Künsten und Wissenschaften in den übrigen Staaten den Wunsch erwecken solle, mit Preußen vereinigt zu sein. Mit Hilfe geheimer Gesellschaften und durch eifrige Werbung in Rede und Schrift dachten einzelne seiner Freunde sogar an Gründung einer konstitutionellen Verbindung mit dem Endzweck der „Einigung der deutschen Nation, geknüpft an die Dynastie Hohenzollern und die preußische Monarchie". Die Leiter dieser Bewegung, der selbst der Staatskanzler Hardenberg zeitweise amtlich seine Unterstützung lieh, hofften dadurch in allen Kreisen des Volkes die Überzeugung zu festigen, die ihnen selbst bereits geläufig war: „es müsse Deutschland, eins in sich selbst, auch unter einem Herrscher, zu einem Volke vereint, äußerlich dastehen".

Wohl verebbte die Begeisterung, die allein solch unerhört neue Gedanken zu wecken und zu tragen vermag, sehr bald unter dem Druck der wirtschaftlichen und sozialen Not der ersten Friedensjahre. Das nächste Ziel, das neue Staatengebilde, das sich jetzt von der Memel zur Maas in zwei scharf geschiedenen Gruppen hinzog, in sich zu kräftigen und lebensfähig zu gestalten, stellte die preußische Verwaltung vor drängendere Aufgaben. Aber als Teilstück dieser „Probemobilmachung der Geister" ist doch auch das Versprechen König Friedrich Wilhelms des Dritten vom 22. Mai 1815 zu werten, dem Staate eine Verfassung und eine aus den Provinzialständen zu wählende Landesrepräsentation zu gewähren. „Der

Gedanke, daß Preußen, um in Deutschland zu regieren, zuvörderst sich selbst liberal regieren müsse, ist fortan ein wesentliches Prinzip der preußisch-deutschen Bewegung in und außerhalb Preußens". Über die Flugschriften und Berichte eines Paul Pfizer und Friedrich von Gagern führt er die Staaten des alten Rheinbundes unmittelbar hinein in die Tage der deutschen Revolution, in denen alle diese großen Fragen der verfassungsmäßigen Einigung Kleindeutschlands ihre Läuterung finden sollten.

Inmitten dieser größten innerpolitischen Krisis erst, die das deutsche Volk durchzumachen hatte, ist die Rheinprovinz ganz für Preußen und damit für Deutschland gewonnen worden. Erst im Verfassungskampfe um konstitutionelle Umbildung des hohenzollernschen Staates vollzog sich die völlige Verschmelzung der neuen Gebiete im Westen mit dem Kernlande Preußens. Zugleich warb Heinrich von Gagern um den preußischen Staat, daß er sich selbst und sein eigenes Leben aufgebe um Deutschlands willen. Die Oktroyierung der ersten preußischen Verfassung vom 5. Dezember 1848 schien in der Tat zeitweise die Möglichkeit einer Verständigung zwischen den „schwarz-weißen" Anhängern des Alten und der „schwarz-rot-goldenen" Bewegung, die aus Frankfurt herandrängte, zu eröffnen. König Friedrich Wilhelm der Vierte selbst spielte damals wohl mit dem Lieblingsgedanken seiner patriarchalisch gerichteten Staatsanschauung, auf die Einrichtung der Provinzialstände zurückzugehen, diese jedoch neben den alten Geburtsständen durch eine breite Repräsentation der Geistlichkeit, Schule, Wissenschaft und selbst der Zensuslosen zu stärken. Aber das richtige Gefühl, daß weder Preußen noch Deutschland zu solcher Revolution von oben reif genug seien, hemmte die Entwicklung. Das Programm der „Reichsterroristen" um den großdeutschen Max von Gagern, „daß das Haus Hohenzollern gegen die erbliche Krone eines neuen Deutschen Reiches verzichten müsse auf das abgeschlossene, überspannte brandenburgische Königtum, das einst unser altes deutsches Reich zugrunde gerichtet hat", mußte selbst eifrige Freunde und Anhänger eines bewußten Einheitsstrebens bedenklich machen. Gerade die Vertreter des rheinischen Liberalismus, die ursprünglich doch die Verknüpfung deutscher und preußischer Gedanken vermittelten, konnten sich dieser Forderung nicht anschließen. „Sie hatten mit solchem Eifer für die Verschmelzung der Rheinlande mit dem preußischen Staate und zugleich für die Erfüllung desselben mit liberalen Ideen gekämpft, daß ihnen der preußische Staatsgedanke dadurch selbst ans Herz wuchs". Und willig folgten sie dem Staate ihrer Geburt und ihrer Wahl, als dieser nach den schweren Tagen der Konfliktszeit und nach den Schlägen von Königgrätz sich abermals anschickte, nach Deutschland auszugreifen.

Die Annexionen von Schleswig-Holstein, von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt machten, nach einem von Bismarck gebilligten offiziösen Worte, gut, was der Neid und die Eifersucht der übrigen Staaten fünfzig Jahre zuvor an Preußen gesündigt hatten. „Während es seine durch Friedrich den Großen geschaffene Stellung als Großmacht bisher nur durch die äußerste Anspannung aller Volkskräfte aufrecht erhalten konnte, hat es jetzt durch die Ausfüllung und Abrundung seines Ländergebietes in Nord- und Mitteldeutschland erst die wahrhaft naturgemäße Grundlage einer Großmacht an Land und Leuten gewonnen". Darüber hinaus aber setzten die preußischen Anträge zur Berufung eines aus allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlen hervorgehenden deutschen Parlaments bereits vor dem Ausbruch des Bruderkrieges planvoll die Politik der „preußischen Jakobiner" von 1815 fort. Wie damals einten sich territorialer Landgewinn nach Westen und moralische Eroberungen in Süddeutschland „zur Befestigung und Erhöhung der preußischen Machtstellung in Deutschland und damit zugleich der nationalen Macht des deutschen Vaterlandes". Deutsche und preußische „Motivenreihen", der Gegensatz zu Österreich und zu den Liberalen des Berliner Abgeordnetenhauses, hatten den pommerschen Junker damals zur Mobilmachung des „eigentlichen Volkes" geführt. Erst die Erkenntnis, daß selbst das Dreiklassenwahlrecht, das er damals bekanntlich in überwallendem Zorn auf den Fortschritt das elendeste aller Wahlsysteme genannt hat, wandlungsfähig sei und neue, bessere

Mehrheiten liefern konnte, hielt den preußischen Ministerpräsidenten zeitweise vielleicht auch von einem revolutionären Umsturz in Preußen zurück. Sehr bald schon gewannen in der Tat die Getreuen der konservativen Partei, die allein die Regierung Wilhelms des Ersten bei dem großen Werk der Armeereorganisation gestützt hatten, Zuzug auch im liberalen Lager. Den Führern und Gefolgsmännern des Fortschritts, vor allem in den Südstaaten dagegen fehlte auch jetzt, in den Jahren der Luxemburger Frage und der französischen Kriegsdrohungen, jedes Verständnis für die Machtinteressen eines selbständigen Staates. Noch im Frühjahr 1870 boten die Abrüstungsvorschläge und Weltfriedenspläne der bayerischen Demokraten und Föderalisten den Hauptstoff für die Verhandlungen der Landtage in München und Stuttgart! Unter diesen Umständen mußte Preußens Selbständigkeit und Eigenart unter allen Umständen vor dem lauen, verweichlichenden Winde geschützt werden, der aus Süden und Westen herüberwehte. Aber wie in dem ersten Verfassungsversuch von 1848 gewannen unter dem Einfluß der „deutschen Frage" die Bestrebungen, die einzelnen Provinzen der norddeutschen Großmacht selbständiger zu gestalten, die Landesgesetzgebung zugunsten der deutschen Reichsverfassung „trocken zu legen", neue Kraft. So fügt sich auch hier die ständische Selbstverwaltung, die seit 1867 zunächst den neuen Provinzen Hannover, Schleswig-Holstein und Hessen-Nassau zufiel, lückenlos in den Vormarsch Preußens nach Deutschland ein. Zum Abschluß ist diese große Bewegung nicht gelangt. Die nächste Etappe, die 1870 durch die Gründung des Deutschen Reiches und durch die Angliederung Elsaß und Lothringens als Reichsland erreicht wurde, kann geschichtlicher Betrachtung nur als Ruhepunkt, nicht als Ziel und Vollendung gelten. Rücksichten auf die übrigen Großmächte und die Notwendigkeit, zunächst einmal im Inneren neue Kräfte zu sammeln und die bisher unfreien Volksschichten in wirtschaftspolitischen Kämpfen zu selbständiger Staatsanschauung zu erziehen, hinderten die logische Weiterentwicklung.

Erst der Weltkrieg hat hier wie überall reinigend und klärend gewirkt. Fünf Jahrzehnte rastloser Friedensarbeit haben neue soziale und wirtschaftliche Kräfte geweckt. Eine fast unübersehbare Fülle von Gesetzen, Steuern, Verordnungen und Verwaltungsmaßnahmen und nicht zuletzt der Ausbau unserer Volkswirtschaft zur Weltpolitik schlugen starke, unzerreißbare Klammern um Preußen und um das Reich. Das neue gemeinsame Erlebnis innerer und äußerer Kriegsnot schmiedet alle Stämme und Parteien fester denn je zusammen. Und vor allem erweckt es die Hoffnung, daß das Verständnis für die Machtpolitik des deutschen Staates inmitten der Gegner im Osten und Westen feste Wurzeln auch in den Kreisen geschlagen hat, die ihm bislang noch fern standen. Nach wie vor muß ja das geschichtliche Gesetz Geltung behalten, daß „das Maß von Freiheit im Staate umgekehrt proportional dem militärisch-politischen Druck ist, der auf seine Grenzen vom Auslande her ausgeübt wird". Und nur wenn ein machtvoller Siegeswille wie bisher die Massen beseelt und zu gutem Frieden führt, darf ein deutscher und preußischer Staatsmann ein neues, lockeres und weitmaschiges „Autoritätsband zwischen Staat und Massen" knüpfen. Dann aber ist auch die Zeit rastlos zu nützen, das Verhältnis Preußens zum Reich auf neuen Grundlagen aufzubauen. Die Lehren der deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, die insbesondere Friedrich Meinecke („Weltbürgertum und Nationalstaat". 4. Auflage, 1917) in praktische Politik übergeleitet hat, weisen die Wege, auf denen die Entwicklung fortschreiten muß. Die territoriale Flurbereinigung die allenthalben in der Gemengelage der deutschen Bundesstaaten neue wirtschaftliche Kräfte entfesseln soll, muß unmittelbar mit einer verfassungsrechtlichen überwölbt werden.

Handgreiflich verbinden sich beide Probleme, wie oben bereits angedeutet, in der elsaß-lothringischen Frage. Zwingherr zur Deutschheit und Erretter aus nationaler Not kann hier im Reichsland nur der preußische Staat werden, der zugleich sein Verfassungsrecht dem Wesen des alten „konstitutionellen Deutschland"

angliedert Das neue Preußen muß die Hemmungen überwinden, die Bismarck ungelöst ließ, als er seinen Nachfolgern im Innern und nach außen in Preußen, im Reich und im Reichsland ein „System politischer Aushilfen" vererbte, das nur seine Meisterhand im Gleichgewichtsstreben der fünf oder sechs europäischen Großmächte zu beherrschen vermochte. Mag der einzelne auch das Verlangen nach dem allgemeinen, gleichen und geheimen Wahlrecht an sich nur unwillig aufnehmen: im Gefühl der Verantwortung, die die leitenden Staatsmänner tragen, ist es heiligste Pflicht gerade der Mittelparteien, dem königlichen Worte restlose Unterstützung zu bringen. An ihnen ist es, den Ruf nach einem sozialen preußischen Königtum wieder aufzunehmen, der ursprünglich von den Konservativen ausging, dem aber erst Naumann in der Vorstellung vom Kaiser im deutschen Volksstaat neues Leben einhauchte.

Als der König von Bayern 1860 in Baden-Baden den preußischen Prinzregenten nachdrücklich vor den Gefahren einer konstitutionellen Regierung warnen zu müssen glaubte, verglich Prinz Wilhelm die Kunst des Regierens mit der, das Bett eines Flusses zu regulieren: „Dazu muß man die Ufer verbessern und befestigen, da, wo der Sturm sie überfluten oder zerstören könnte; aber man darf sie nicht zu weit oder zu enge legen und um keinen Preis einen Damm quer durch das Bett ziehen." Ein schlichter, einfacher Satz nur, der aber gerade heute allen denen zugerufen sei, die immer noch nicht die Zeichen der Zeit in ihrem engeren und weiteren Vaterlande erkennen wollen!

Nur in der Vereinigung von Freiheit und Macht kann Preußen den Vormarsch nach Westen, ins Reich, fortsetzen und vollenden, den es 1815 und 1866 unter den Leitworten von Landgewinn, Verwaltungs- und Verfassungsreform begann. Denn auch die Verwaltungsreform, die der preußische Staat seit Jahren vorbereitet, wird nur in engster Verbindung mit der Wahlreform zu lösen sein. Der vorgeschlagene Wegfall der Regierungsbezirke oder der Oberpräsidien scheint zu einer Neueinteilung der Provinzen führen zu müssen. Wie im Reich und in Thüringen drängt innerhalb Preußens selbst die Notwendigkeit, „Arbeitskräfte und Zeit, Nerven und Geld" zu sparen, zu einer Flurbereinigung, die die wichtigste Ergänzung zur verfassungsrechtlichen Reform bildet. Während sich Preußens Verfassung zur Aufnahme neuer Wählermassen rüstet, weitet sich seine Verwaltung zur Angliederung neuer Gebietsteile, die nur seine bewährte Kraft nach einem halben Jahrhundert verfehlter Reichspolitik in Wahrheit dem neuen Deutschland voll erschließen kann. Aufs neue drängt auf dem Gebiet der inneren wie auf dem der äußeren Politik zur Erfüllung, was Alfred Dove 1870 in den „Grenzboten" ersehnte: „Noch einmal wird, wie nach 1815 und nach 1866, das königliche Wort zur Tat werden, daß Deutschland gewonnen, was Preußen erworben hat!"

Nicht aber um eine „Vereinödung" handelt es sich bei dieser „Flurbereinigung" im Inneren des „Reiches", um eine vollständige Arrondierung etwa, in der jeder einzelne Grundbesitzer scharf geschieden vom Nachbar sein Land mit eigenem Hofrecht für sich bearbeitet und verwaltet. Das würde, politisch gesprochen, zur Auflösung des Bundesstaates und zum Einheitsstaat führen, wie ihn die „Reichsterroristen" der Paulskirche und der provisorischen Zentralgewalt von 1848 verlangten. Auch heute erheben sich Stimmen, die gerade im Anschluß an Meineckes Studien von der Einführung des Reichstagswahlrechtes in Preußen eine durchgreifende „Immediatisierung" der Einzelstaaten erhoffen. „Wir brauchen das allgemeine Wahlrecht in Preußen", meint Gerhard Anschütz*), „als eine Macht, welche werben und wirken soll für die Einheit von Staat und Volk und für den Sieg des Reichsgedankens über den mächtigsten seiner partikularistischen Widerstände." Alle Fragen der deutschen Flurbereinigung wären so mit einem Schlage gelöst!

*) „Die preußische Wahlreform" („Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung" Bd. 5 und Sonderdruck). Die Arbeit knüpft an die Studie Friedrich Meineckes „Die Reform des preußischen Wahlrechts" an (ebenda un din der Sammlung: „Probleme des Weltkrieges." 1917).

Wer dem Werden, den Zuſammenhängen und dem Zwieſpalt der hier angedeuteten Probleme gefolgt iſt, muß dieſe „Vereinödung“ verwerfen. Die „vertragsmäßigen Elemente“ der Reichsverfaſſung, insbeſondere die Reſervatrechte Bayerns, ſind nicht nur den Einzelregierungen, ſondern vor allem auch den Stämmen ſelbſt allzu tief in Fleiſch und Blut übergegangen, als daß ſie mit einem Federſtrich getilgt werden könnten. Die ſozialen, wirtſchaftlichen und kulturellen Kräfte des Geſamtvaterlandes, die dem geſchichtlich gebundenen Blicke neue Ziele eröffnen, dürfen und können nur durch vorſichtigſte Neuordnung des Reichsgebietes und ſeines verfaſſungsmäßigen Rechtes zu fruchtbarer Arbeit entfeſſelt werden: durch „Verkoppelung“, die ſich mit Zuſammenlegung allzu kleiner und unzweckmäßiger Parzellen und mit Ausgleichung der Wirtſchaftsformen begnügt.

Die nationale Eigenart der deutſchen Verſprache*)

Von Dr. Richard Müller-Freienfels

Es iſt viel ſchwerer, als man gewöhnlich annimmt, das wurzelhaft Deutſche vom Nichtdeutſchen zu ſondern; denn das Nichtdeutſche iſt keineswegs bloß eine äußerlich übergeworfene Maskerade, ſondern es hat, vielfach wenigſtens, gewirkt wie gut angegangenes Pfropfreis, d. h. es hat in inniger Vermählung mit dem wurzelhaften Stamme ein Neues geſchaffen, das wieder ein Ganzes iſt. Die Zweiteilung in Deutſch und Nichtdeutſch iſt daher für eine eindringende Analyſe der Kulturphänomene unzulänglich, man muß vielmehr an die Stelle jener Zweiteilung eine Dreiteilung ſetzen: man muß neben dem unzweifelhaft bodenſtändig Nationalen und dem unzweifelhaft fremdländiſchen, nicht aſſimilierten Kulturgut ein Drittes unterſcheiden: die übernationalen, aus gegenſeitiger Befruchtung der Völker hervorgegangenen Kulturgewinne. Dieſe ſind zwar irgendwo zuerſt aufgetreten, haben ſich jedoch ſo allgemein verbreitet, daß ſie ihren nur nationalen Urſprung oft ganz abſtreifen.

Ich betrachte unter dieſem prinzipiellen Geſichtspunkt ein Sondergebiet des geiſtigen Lebens: die deutſche Verſprache, und ich hoffe dabei, über das beſondere Thema hinaus die Notwendigkeit und Fruchtbarkeit des eingangs gekennzeichneten Standpunktes erweiſen zu können. In großen Zügen verſuche ich das ewig Undeutſche vom Deutſchgewordenen zu ſondern, hinter beiden jedoch dasjenige herauszuarbeiten, was ſich als bodenſtändiges Nationalgut erweiſen und als echten Ausdruck ſpezifiſch deutſcher ſeeliſcher Eigenart begreifen läßt.

* * *

Vielleicht mag es dem oberflächlichen Blicke ſcheinen, als ſei es gerade in der Sprachkunſt leicht, das echt Nationale in Reinkultur darzuſtellen. Iſt doch das techniſche Material der Dichtung, die Mutterſprache, ſcheinbar das eigenſte Gut eines Volkes, ſo ſehr, daß man vielfach das Volksgebiet ohne weiteres durch

*) Vgl. hierzu meine Aufſätze: „Der germ. Schönheitsbegriff“, Grenzboten 1916 Nr. 46 und „Die Eigenart der germ. Weltanſchauung“, Grenzboten 1917 Nr. 14. — Manches Verwandte bringt auch R. Benz: Von deutſcher Art und Kunſt, III.

das Sprachgebiet umgrenzt sein läßt. Während für andere Künste und vor allem die meisten Wissenschaften das Material ziemlich international ist, während so z. B. die Musik oder die bildenden Künste nicht über ein spezifisch völkisches Material verfügen, lebt die Dichtung in dem nationalen Urelement, der Volkssprache, die — so sollte man denken — aus sich heraus die poetische Form bedingen müßte.

Indessen lehrt genauere Nachprüfung, daß die neuhochdeutsche, ja auch schon die mittelhochdeutsche Versprache weit davon entfernt sind, rein nationale Gebilde zu sein, daß sie keineswegs die charakteristischen Wesenszüge der angestammten Sprachbesonderheit ausgeprägt haben. Im Gegenteil, gerade unsere Untersuchung wird dartun, daß selbst bei angesehenen Dichtern die völkische Besonderheit fast ganz unterdrückt oder doch in fremdländische Formen gepreßt ist. Gewiß läßt sich zeigen, daß z. B. dasjenige, was in der deutschen Dichtung als „klassische" Form gilt, etwa die Klopstocksche Ode oder der Voß-Goethesche Hexameter, in Wirklichkeit völlig unklassische, auf Mißverständnissen gegründete Gebilde sind, in denen der deutsche Sprachgeist sich dennoch gegen den Willen der betreffenden Dichter durchgesetzt hat: das hebt jedoch nicht die Tatsache auf, daß jene, ihrem Gehalt nach urdeutschen Dichter glaubten, sie schüfen in klassischen, d. h. in nichtdeutschen Formen, und noch stolz darauf waren. Ja, soweit hat sich die deutsche Versprache von ihrer ursprünglichen Gestalt entfernt, daß es oft wie gewollte Maskerade wirkt, wenn bewußt urgermanische Stilmittel wie der Stabreim (bei Jordan oder R. Wagner) angewandt werden. Schon aus diesem Grunde wird es nicht die Aufgabe einer Untersuchung wie der vorliegenden sein können, etwa auf Schaffung einer rein deutschen Versprache hinzuarbeiten! Was wir leisten können, ist ausschließlich, die richtige Erkenntnis und die richtige Einschätzung der echtdeutschen Elemente in dem komplizierten Gebilde der neudeutschen Dichtungssprache anzubahnen.

* * *

Immerhin sind wir in einer Hinsicht für eine national-psychologische Analyse der Dichtung besser gestellt, als für eine ähnliche Untersuchung der bildenden Künste oder der Musik. Die frühesten Denkmäler auf diesem Gebiete reichen weiter zurück als die frühesten Denkmäler der anderen Künste, und zwar noch in eine Zeit, in der wenigstens der später übermächtige klassische Einfluß noch nicht so durchgedrungen war. An diese frühesten Schöpfungen müssen wir uns halten, wollen wir die innerste Eigenart deutscher Dichtkunst ergründen. Gewiß, sie sind nicht zahlreich, aber sie sind doch ausreichend, um an ihnen einen ganz besonderen, völkischen Stil germanischer Dichtung kenntlich zu machen. Werke wie die frühesten Zauberspräche und Kultlieder, vor allem die prachtvolle Ballade von Hildebrand, auch größere Werke wie der Heliand sind in dieser Hinsicht unschätzbar.

Wir glauben gerade dadurch, daß wir diese urdeutsche Kunst der „klassischen" entgegenstellen, ihre Besonderheit am reinsten herausarbeiten zu können. Es ergibt sich dann für die altdeutsche Verskunst, gegenüber der klassischen Regelmäßigkeit eine weitaus größere Unregelmäßigkeit und Beweglichkeit, was freilich noch lange nicht Formlosigkeit bedeutet, wie man fälschlich angenommen hat. Denn die klassische Tradition ist so anmaßend, am liebsten alles, was nicht klassische Form ist, als Formlosigkeit anzusehen, statt zuzugeben, daß nur eine andere Form vorliegt. Das ist in allen übrigen Künsten ebenso, tritt aber in der Poetik noch stärker hervor, die leider seit alters her von pedantischen, auf Regeln eingeschworenen Schulmeistern vergewaltigt worden ist.

Die klassische Antike kannte nur eine Schönheit und eine Form: die ausgeglichene Regelmäßigkeit. Sind uns auch längst nicht alle Probleme der griechischen Versform gelöst, so ist doch das wenigstens sicher, daß es feste Formen gab, deren Bestandteile rechnerisch bestimmt werden konnten und die dem uns anderweitig bekannten rationalen, auf Einheitlichkeit und in sich ruhende Abgeschlossenheit ausgehenden Kunststreben der Griechen gemäß war. Dieser Formbegriff wurde von den Römern und den neueren südlichen Völkern noch weiter verabsolutiert, und

es entstand jene Anschauung, es sei die dichterische Form eine an sich bestehende Schale, in die der sie verwendende Poet nur neuen Inhalt zu gießen habe. Die Dogmen von der Erlernbarkeit der Poesie, von ihrer rationalen Bestimmbarkeit und Berechenbarkeit waren natürliche Folgen dieser Anschauung, die, besonders auf die deutsche Sprache angewandt, geradezu verheerend wirken mußte.

Denn an sich ist bereits das deutsche Sprachmaterial ein ganz anderes als das griechische. Unsere Sprache kennt nicht wie die griechische die deutliche Scheidung zwischen langen und kurzen Silben, auf der das Stilprinzip des griechischen Verses beruht. Die germanischen Sprachen kennen nur Grade des Akzents, und zwar nicht nur, wie unsere klassisch verblendeten Poetiken uns aufreden wollen, betonte und unbetonte Silben, sondern mannigfach abgestufte Grade der Betonung, die der antiken Regelmäßigkeit widerstreben, aber dafür eine weit größere Mannigfaltigkeit und Beweglichkeit und damit irrationale Wirkungen gestatten, die der antiken Poesie ganz unzugänglich sind. Gewiß ordnet auch die altgermanische Poesie die Worte so, daß ein strafferer ausdrucksstärkerer Rhythmus entsteht als in der ganz ungeordneten Alltagssprache; man hebt diesen Rhythmus auch durch Gleichklang der Wortanfänge, den sogenannten Stabreim, hervor: aber in der Hauptsache bleibt der Rhythmus doch beweglich, die Silbenzahl wird nicht abgegrenzt, die Form ist kein rationales Grundschema, sondern in jedem Fall der spontane Ausdruck des Inhalts. Sie wächst mit diesem Inhalt selber, ist nicht eine geprägte Schale, in die der Inhalt gegossen wird. Der altgermanische Vers verhält sich also in seiner Mannigfaltigkeit, scheinbaren Regellosigkeit und irrationalen Beweglichkeit zum einheitlichen, ausgewogenen, rationalen klassischen Vers, wie die nordischen Bandornamente zur regelmäßiger klassischen Ornamentik.

Im Hildebrandslied, im Heliand und allen unverfälscht germanischen Dichtungen liegt der gekennzeichnete Tatbestand offen zutage. Leider aber wird er noch immer falsch ausgedeutet, indem man den germanischen Vers in das Prokrustesbett der klassischen Prosodie klemmt. Geblendet vom Begriff der alleinseligmachenden Regelmäßigkeit der klassischen Form, sucht man diese auch innerhalb der germanischen Beweglichkeit und, da man sie in den tatsächlich vorhandenen Denkmälern nicht findet, so konstruiert man ein niemals vorhandenes ideales Schema und behauptet, die uns überlieferten Denkmäler seien nur entstellte Verfallsprodukte. Damit aber stellt man den Tatbestand auf den Kopf, und es gilt hierin eine prinzipielle Verständigung, die den klassizistischen Schematismus in seine Schranken weist. (In Parenthese sei dabei bemerkt, daß die deutschen Verehrer der klassischen Form auch die antiken Verse durchaus germanisch lesen, d. h., daß sie die antiken Quantitätsunterschiede fälschlich durch Akzentverschiedenheiten ersetzen, so daß Alkaios oder Horaz vermutlich ihre so gelesenen Verse niemals als ihre eigenen erkennen würden. Ein grotesker Witz der Weltgeschichte, daß hier die nationale Art über alle Theorie einen unbewußten Sieg davonträgt!) Es ist nun sehr interessant, in der Geschichte der deutschen Dichtung zu verfolgen, wie sich das in der altgermanischen Poesie rein ausgeprägte urdeutsche Kunstwollen zur Dynamik, Freiheit, Irrationalität trotz aller klassizistischen Beschneidungsversuche immer wieder durchsetzt. Gewiß, der Stabreim ging verloren und wurde in seinen Funktionen, wie gleich zu zeigen sein wird, durch den Endreim ersetzt. Aber die aller Regelmäßigkeit und Silbenzählerei spottende, frei akzentuierende Sprachgebung bringt immer wieder durch. Und zwar geschieht das bezeichnenderweise überall gerade dort am stärksten, wo ein volkstümlicher Gehalt sich einen Ausdruck sucht. Dabei erfolgt das vielfach ganz ohne bewußte Anknüpfung an alte Tradition, und gerade das beweist uns die innere, im Volkscharakter und im Wesen der deutschen Sprache liegende Notwendigkeit.

In den begeisterten Reden der deutschen Mystiker, in Luthers Psalmenübersetzung, in Klopstocks ganz unklassischen Oden, in Novalis Hymnen, in Jean Pauls Prosadichtungen bis zu Nietzsches Zarathustra haben wir eine spezifisch germanische Formung, die bezeichnenderweise im Französischen z. B gar nicht nachzubilden ist. Und auch wo das internationale Kulturgut des Reimes übernommen

ist, behauptet sich doch der deutsche Wille zur Beweglichkeit, Mannigfaltigkeit und Irrationalität, und so führt eine ähnliche Linie auch in der Reimpoesie vom Nibelungenlied über Hans Sachs bis zu Goethes Faust, in dessen ganz unklassischem Vers der germanische Sprachgeist seine reinsten Blüten treibt, die auch durch Verwendung des Endreims nicht an Echtheit verlieren.

Es ist ganz falsch und ein klassizistisches Mißverständnis, wenn man bei deutschen Versen von Jamben, Trochäen usw. redet. Gewiß haben die meisten neueren Dichtungen eine Neigung zur Regelmäßigkeit, die jedoch lange nicht so weit geht, wie unsere Schulmeister meinen. Denn wir dürfen eins niemals vergessen: wenn sich auch unsere neudeutschen Verse als schematischer Wechsel von betonten und unbetonten Silben lesen lassen, so wäre es doch ihr Tod, wollte man sie wirklich so lesen. In der Tat verhält es sich so (und die neuesten Untersuchungen stellen das ausdrücklich fest), daß es nicht zwei Grade des Rhythmus gibt, sondern unendlich viele, und daß man ganz unbewußt, wenn man einen Schillerschen Blankvers oder ein Platensches Sonett liest, in jenes grobe Schema von betonten und nichtbetonten Silben einen unendlichen Wechsel verschiedener Betonungsstufen hineinliest, der jeder Rationalisierung spottet. So lebt im klassizistischen Gewande der alte Geist germanischer Freiheit weiter.

Betrachten wir also die genannten Dichtungen ohne klassizistische Brille (es gehört leider für moderne Leser sehr viel Anstrengung dazu, diese wegzuwerfen), so haben wir einen bodenständigen Versstil, der aus dem dynamisch akzentuierenden Geiste der deutschen Sprache naturgemäß erwachsen ist. Wesen derselben ist eine freie Dynamik, die durch besondere Hilfen wie die Alliteration verstärkt wird, die jedoch mit dem klassischen Formideal der Regelmäßigkeit wenig gemein hat. Selbst wo die die deutsche Dynamik klassisch herausgeputzt ist, lebt sie als heimlich herrschendes Prinzip hinter aller Verkappung, und Hölderlins Oden z. B. sind trotz allem auch formal (vom Inhalt ganz abgesehen) weit mehr deutsch als griechisch.

* * *

Die neuere deutsche Versprache nun ist, wie auf der Hand liegt, nicht eine gradlinige Fortentwicklung des gekennzeichneten wurzelhaften Bestandes. Sie hat fremde Stilelemente in sich aufgenommen, und zwar solche, die sich harmonisch einfügten in jenen Bestand und solche, die ihr ewig fremd blieben und ganz äußerlich sich ihr aufzwängten. Wir begegnen damit also dem eingangs charakterisierten Gegensatz zwischen wirklichem Fremdgut und assimilierbarem, allgemeinem Entwicklungsgut.

Beginnen wir mit letzterem, so finden wir da in erster Linie den Endreim. Dieser ist vermutlich semitischen Ursprungs. (Übrigens kennen ihn auch die Ostasiaten.) Zu uns kam er durch Vermittlung des lateinischen Kirchenliedes und wurde bald zu einem internationalen Stilmittel, dem sich keine Kultursprache entziehen konnte. Er verdrängte den Stabreim als Bindemittel kleinerer Zusammenhänge und wurde in immer größerer Reinheit allmählich zur anerkannten Stilwirkung auch in Deutschland, wenn auch niemals in so ausschließlichem Grade wie auf französischem oder italienischem Boden.

Der psychologische Grund dafür, daß der Endreim assimiliert werden konnte, liegt darin, daß er dem Geist jener urdeutschen Verskunst nicht entgegen war, nein vielmehr ihm dienstbar wurde. Der Endreim wird in Deutschland ein neues Mittel der Sprachdynamik, da er ähnlich wie die Alliteration starke Akzente abgibt. Daneben aber gestattet er durchaus die Bewahrung der wurzelhaft deutschen Beweglichkeit, Irrationalität und Abneigung gegen zählbares Maß. Die früheren Dichtungen des Mittelalters waren, ehe von Frankreich her das Silbenzählen als Mode aufkam, durchaus frei beweglich, nur durch einen oft sehr ungefähren Endreim zu äußerer Abrundung gebracht, und bis in die neueste Zeit hinein hat sich dem deutschen Reimvers eine viel größere Freiheit und Beweglichkeit erhalten, als etwa dem französischen.

Somit ist der Endreim als poetisches Stilmittel nicht ein antideutsches Fremdgut, sondern ist, obwohl ursprünglich fremden Ursprungs, echter Besitz geworden. Er hat gewiß auch bei uns die musikalischen Reize, die er den romanischen Dichtungen verleiht: darüber hinaus jedoch ist seine Bedeutung im deutschen Vers eine ganz andere als im romanischen. Während der Endreim in den Versen Racines zum Beispiel zur Verstärkung der Regelmäßigkeit dient, ist die Wirkung des Reims etwa in Goethes „Faust" oder in Schillers „Wallensteins Lager" gerade die, daß er die Freiheit und Beweglichkeit der Versprache nur deutlicher hervortreten läßt und durch sein freies Auftauchen irrationale Glanzlichter in den beweglichen Fluß der Gedanken webt.

* * *

Außer dem Endreim ist nun seit alters ein weiteres Stilelement in die deutsche Versprache eingedrungen: die klassische Regelmäßigkeit. Diese jedoch ist, das hoben wir bereits oben hervor, nicht nur ein dem deutschen Geiste fremdes, nein, sogar ein ihm widerstrebendes Stilmittel. Daher ist die Geschichte der deutschen Versprache die eines beständigen Kampfes gegen dies ihr aufgezwungene Kunstwollen.

Allerdings ist eine gewisse Regelmäßigkeit auch der deutschen Versprache eigen. Sie ist keineswegs ein Chaos. Schon die Verbindung mit der Musik erfordert eine gewisse Ordnung. Indessen der Gradunterschied bedingt hier Wesensunterschiede. Die Regelmäßigkeit deutscher Poesie ist stets nur annähernd, mehr geahnt und angedeutet als wirklich streng durchgeführt, was keineswegs Nachlässigkeit ist. Im klassischen Vers dagegen ist die Regelmäßigkeit absolut. Die alkäische oder die sapphische Strophe, das Distichon oder der Trimeter sind mit mathematischer Genauigkeit festzustellen. Ihre Längen und Kürzen sind klare Gegensätze, während die Betonungsstufen der deutschen Versprache nur relative Werte sind. Ebenso ist in der klassischen Prosodie der Franzosen die Silbenzahl unverrückbar feststehend, ihr eigenstes Stilprinzip, während deutschen Versen gegenüber das Silbenzählen stets öde Schulmeisterei bleibt.

Indessen, wie in den bildenden Künsten, ist auch in der Poesie die Suggestionskraft der klassischen Regelmäßigkeit so stark gewesen, daß man sie — trotz aller Fehlschläge — immer wieder auch in die deutsche Poesie einzuführen versuchte. Wie falsch das war, kann man daraus ersehen, daß stets die Zeiten größter Regelmäßigkeit Zeiten der poetischen Sterilität waren, daß jedoch umgekehrt, je stärker die Dichterpersönlichkeiten waren, sie um so freier die Versprache handhabten.

Ein kurzer historischer Überblick offenbart das. Der erste Versuch, die deutsche Poesie unter klassisches Joch zu spannen, wird in der sogenannten karolingischen Renaissancezeit gemacht. Otfrieds Evangelienbuch ist ein Typus dafür. Allerdings ist die Regelmäßigkeit noch recht inkonsequent, indessen zeigt ein Vergleich der Versprache Otfrieds mit der des Heliandichters sehr deutlich, wie wenig gewonnen wird durch das fremde Stilprinzip. Die Dichtungen der folgenden Jahrhunderte, die oft gegen die der Stauferzeit zu Unrecht zurückgesetzt werden, stellen sich als immer stärker werdende Reaktion gegen das klassische Schema dar. Ganz fälschlich sieht man darin technische Unvollkommenheit. So wenig wie der gleichzeitige, sogenannte romanische Baustil aus technischem Unvermögen sich von der antiken Tradition fortentwickelt, so wenig darf man die Entwicklung der Versprache dieser Jahrhunderte als Zeiten des Unvermögens ansehen; im Gegenteil, die Beweglichkeit und Freiheit dieser Verse ist gerade der Ausdruck des erstarkenden Nationalgeistes.

Aber wie in den Augenkünsten setzt auch in der Dichtung um 1200 eine neue Invasion ein, die zwar nicht rein klassisch ist, vielmehr aus dem damals noch recht germanischen Frankreich kommt und daher durchaus nicht so unorganisch sich eindrängt. Es ist der höfische Stil, den man mit Recht, wenn auch oft mit falschen Beweisgründen, der gothischen Bewegung in den bildenden Künsten gleichgesetzt

hat. Wie diese ist der höfische Stil ein ausgesprochener Formalismus, indessen nicht einer der statischen Regelmäßigkeit, sondern ein Stil recht bewegter Mannigfaltigkeit. Infolgedessen wird er besonders in der Lyrik nicht nur als Zwang empfunden, sondern gestattet der heimischen Kunsttendenz zur beweglichen Mannigfaltigkeit reiche Betätigung. Die Kunst Walthers und vieler seiner Zeitgenossen wirkt daher, soviel sie von den Provenzalen und nördlichen Trouvères gelernt haben mag, keineswegs undeutsch. Auch der epische Vers läßt immerhin noch eine gewisse Freiheit zu, von der das Volksepos noch mehr Gebrauch macht als die Ritterdichtung. Nur die Dichter zweiten Ranges wie Hartmann oder Friedrich von Hausen nähern sich einer wirklichen Regelmäßigkeit des Verses an. Die großen Dichter wie Wolfram und Walther durchbrechen überall das Schema und bewegen sich in echtgermanischer Freiheit.

Wohin jedoch die sklavische Unterwürfigkeit unter das klassische Formideal führt, offenbart am besten die Dichtung der Folgezeit. Die Öde der Meistersingerei mit ihrem erstarrten Formalismus und die Totgeburten der Renaissancepoesie, die das Silbenzählen zum Stilprinzip machte, sind die Ergebnisse der undeutschen Nachahmung fremder Formen. Aus dem gleichen Grunde muten uns die Alexandriner der Barockpoesie so leierhaft, so tot an, weil dieser Vers mit seiner starren Symmetrie dem deutschen Geiste von Grund auf zuwider ist. Darum kommen uns Verse selbst großer Dichter wie Gryphius oder Angelus Silesius, von den Opitz und Lohenstein zu schweigen, heute so starr und so leblos vor.

Das seltsamste Schauspiel jedoch bietet erst die große Zeit unsrer Dichtung, die wir nach Äußerlichkeiten die „klassische" nennen, die jedoch trotz gewisser klassischer Maskeraden gerade die reinste Entfaltung deutscher Eigenart ist und als solche endlich erkannt werden sollte. Gewiß dichtet Klopstock in Hexametern: aber wie frei sind diese behandelt! Sind die Verse des Messias oder die der Oden in Wahrheit nicht eine freie Rhythmik, die ziemlich willkürlich in einer antiken Maßen ähnlichen Ordnung geschrieben sind? Und erreicht Goethe nicht gerade dort seine tiefsten Wirkungen, wo er, wie in den Liedern oder im Faust sich einer ganz unschematischen Rhythmik bedient? Lastet nicht auf den kunstvollen Trimetern der „Pandora" oder der „Helenaszenen" im zweiten Faust die Formstrenge wie ein atemraubendes Joch? Und erreicht nicht Schiller in der Braut von Messina seine schönsten Sprachwirkungen gerade durch die völlige Freiheit der Versbildung? Und zeigt nicht die Geschichte der romantischen und der gesamten neueren Dichtung, daß nur solche Werke den Weg zum Herzen des Volkes gefunden haben, die eine freie Rhythmik ausgebildet hatten, während Platens Oden oder Rückerts Sonette ewig volksfremd bleiben? Es wäre interessant, unter diesem Gesichtspunkt nachzuprüfen, inwieweit die neuesten Bestrebungen zur Befreiung des Rhythmus aus klassizistischen Fesseln eine Auflehnung urdeutschen Volksgeistes sind. Vielleicht rücken so die Verse von Arno Holz und Dehmel, von Rilke bis zu denen der jüngsten Expressionisten in neue Zusammenhänge.

* * *

Wir brechen hier ab. Es dürfte schon aus dem Bisherigen zur Genüge hervorgegangen sein, daß sich ziemlich deutlich scheiden läßt, was an fremdem Kulturgut assimilierbar und was nicht ist. Eine solche Scheidung aber muß jeder Bestrebung, die auf eine Reinigung der nationalen Kultur abzielt, vorangehen, ehe sie fruchtbar werden kann. Das gilt weit über das hier behandelte Gebiet hinaus! Es bedingt eine Umwertung der erstarrten Wertung, vor allem der klassizistischen, die hier wie auf anderen Gebieten der Krebsschaden unserer Kultur ist. Wir wollen gewiß nicht verkennen, was wir den klassischen Völkern verdanken; es gilt aber in aller Reinlichkeit zu scheiden, was wirkliche Förderung und was unassimilierbare Belastung ist. Das aber setzt wieder eine klare Erkenntnis unserer eigensten Art voraus. Man muß endlich zugestehen, daß der deutsche Cha-

rakter dem klaſſiſchen vielfach nicht nur fremd, nein, oft diametral entgegengeſetzt iſt. Was wir hier an dem Beiſpiel der deutſchen Versſprache aufgezeigt haben, gilt von der geſamten Kultur. Was einem Organismus an nicht aſſimilierbaren Stoffen eingeimpft wird, iſt nicht bloß toter Ballaſt, es iſt oft ſchädliches Gift. Was wir hier an der Geſchichte der deutſchen Versſprache gezeigt haben, iſt allenthalben zu beobachten, obwohl leider nur ſehr ſelten die Kulturgeſchichte unter ſolchen volkspſychologiſchen Geſichtspunkten betrachtet worden iſt. Mit einem gutgemeinten Kampf gegen Fremdworte oder Pariſer Moden ſchafft man keine nationale Eigenkultur: es gilt tiefer zu graben und die ſpezifiſch nationalen Werte als ſolche zu erkennen und dem Bewußtſein einzuprägen, nicht aber mit klaſſiſchem Maße zu meſſen und danach entweder ſie umzuformen oder gar zu verwerfen. Leider aber zeigt die Geſchichte unſerer Kultur nur zu deutlich, wie oft gerade die beſten Bauſteine für eine nationale Kultur verworfen worden ſind.

Randgloſſen zum Tage

An den Herausgeber

Laſſen Sie, ſehr geehrter Herr, manchmal den gedankenvollen Blick vom Militäriſchen und Politiſchen weg zu den ſozialen und geſellſchaftlichen Veränderungen ſchweifen, die unſeren menſchlichen Ameiſenhaufen durcheinandertreiben? Verſäumen Sie's nicht und denken Sie dabei zurück an die Zeit, als wir Tango tanzten, die Korreſpondenten der engliſchen Blätter ihren Leſern vom Kleiderluxus der Berlinerin erzählten und es ein Ereignis war, daß auf einem Künſtlerfeſt Hanns Heinz Ewers einen Schönheitspreis erhielt. Das Leben iſt eine Rutſchbahn, ſagt Wedekind, der ſich's auch nicht hätte träumen laſſen, daß ihn Theodor Wolff nach ſeinem Tode in den Olymp ſeiner Leitartikel verſetzen würde. Das Leben war eine Rutſchbahn, heute iſt es eine Berg- und Talbahn à la Lunapark. Was oben war, muß unten ſtehen. Wer unten war und zufällig unentbehrliche Dinge zu liefern hatte, bewohnt heute ein Palais oder wenigſtens eine Luxusvilla, ißt mit dem ſilbernen Meſſer von echtem Meißener, wandelt auf Perſer Teppichen, kauft in Öl gemalte Bilder, die mit Rahmen 20000 Mark koſten. Ja, dieſe Schicht des neuen Reichtums hat auch ſchon ihre Oberſchicht, die vom Papa nur in dunklen Andeutungen ſpricht und nicht einmal auf dem Balkon Wucherpflanzen duldet, von wegen peinlicher Erinnerungen. Mit kräftigen Ellenbogen drängt ſich die neue Schicht in die vorderen Reihen, wo ſonſt nur die Leute zu finden waren, die ſchon mit feſten Manſchetten und Manieren zur Welt gekommen waren. Seine Exzellenz, der Herr Schatzſekretär, möchte ſie, — natürlich nicht aus geſellſchaftlichen Gründen — mit der Dampframme der Steuerveranlagung wieder bis zu der Grenze hinunter treiben, wo das Ärgernis aufhört. Auch die vielumſtrittene Seiſachtheia, die einmalige Vermögensabgabe, gegen die niemand etwas hat, der nichts hat, wird vielleicht kommen und nivellieren helfen. Aber glauben Sie im Ernſt, daß darum die Damen, die heute vor dem Spiegel nach geeigneten

Körperstellen suchen, wo sich noch Brillanten anbringen lassen, im nächsten Jahre mit Warenhausbroschen einhergehen, oder daß die Herren mit den überlebensgroßen Brillantringen und der neuen Eleganz darum ein Auto weniger kaufen werden? Ich glaube es nicht. Die neue Schicht ist da und wird bleiben und uns auf die Nerven gehen, und erst ihre Söhne und Töchter werden nicht mehr unangenehm auffallen, sondern mit der ganzen Bildung ihres Jahrhunderts ausgerüstet sein und von allem genau so klug reden, wie Sie oder ich. Ist sie überhaupt so schlimm, diese Umschüttelung der Vermögen? Die Kulturträger haben ja immer gesagt, daß die geistigen Genüsse allein die des besseren Menschen würdigen seien, sie können also froh sein, daß sie mit den materiellen künftig weniger zu tun haben und abschreckende Beispiele ordinären Genusses vor Augen haben werden. Mit der neuen wirtschaftlichen Oberschicht sind Eroberernaturen, rücksichtslose Tatmenschen in den Vordergrund gelangt, die wir literarisch immer begeistert gefeiert haben. Nun wohl, jetzt wird man sie im vollen Lichte aller Kulturlampen als hervorragende Zeitgenossen in Freiheit und Tätigkeit sehen, in Unternehmen und Betätigungen aller Art. Eine Menge von ihnen wird so jenseits aller schwächlichen Hemmungen stehen, wie es die modernen Kraft- und Rücksichtslosigkeits-Philosophen nur irgend wünschen können. Diese brauchen sich also nicht zu beschweren und die kulturtragende Volksschicht möge zeigen, daß sie den schweren Bissen gut verdauen und verarbeiten kann. Das ist ihre Aufgabe nach dem Kriege neben der anderen, zunächst einmal als Mittelstand in Schönheit zu sterben.

Der physiologisch ein wenig brachliegenden Fähigkeit, gut zu verdauen, werden auf dem moralischen Gebiet Herkulesarbeiten zugemutet. Wir müssen mit der unheimlich verbreiteten Gepflogenheit, den Mitmenschen auf grobe oder feine Weise auszurauben, fertig werden und die unmoralischen und rechtswidrigen Neubildungen im Volkskörper auflösen, ehe sie ihn verseuchen. Mit den Herren von Dietrich und Stemmeisen wird das leichter sein, zumal, wenn die Richter die löbliche Gewohnheit beibehalten, das Strafmaß den Zeitumständen und den heute selbstverständlichen Pflichten gegen die Allgemeinheit gemäß bis zur Höchstgrenze zu strecken. Anders ist es mit der großen Mode von heute, möglichst vor dem Frühstück bereits mehrere Verordnungen zu übertreten, und auch wenn man Jurist, Politiker, Staatsstütze ist, nichts dabei zu empfinden, als die Freude, daß es wieder einmal gelungen ist. Anders ist es auch mit der freundlichen Lebensgewohnheit, sagen wir, vieler Händler, Not, Warenhunger und Torheit des Publikums, das jeden Preis als ein Stück der gottgewollten Ordnung hinnimmt, das unentbehrliche Dinge natürlich haben muß, aber auch alle möglichen entbehrlichen um jeden Preis haben will, jedesmal, wenn sie in Erscheinung tritt, mit einem Preisruck nach oben zu beantworten. Die Ware empfängt auf jeder ihrer zahlreichen Stationen, vom Erzeuger oder Einführer bis zu dem, der vom gelungenen Ankauf erfreut ist, einen Schub auf die höhere Preisstufe und auf jeder Stufe bleibt ein bißchen Treu und Glauben, ein bißchen Geschäftsmoral, ein bißchen Leben und Lebenlassen und ähnliche Friedensware liegen. Aber auch — zum Schmerz des ehrbaren Kaufmanns! — ein bißchen Achtung vor dem Handel.

Aber da nach dem Kriege diejenigen, die das Geld haben, nicht mehr gefragt werden, ob ihre Methode vor dem Professorenkollegium einer Handelshochschule bestehen würde und das freie Angebot Böse und Gute gleichmäßig auf dem

Pfad der kaufmännischen Tugend halten wird, wird nichts bleiben, als eine häßliche Erinnerung für die, die dafür bezahlen mußten, daß die Fesselung der Zufuhr die Hemmungen der Geldgier entfesselte.

Ebenso wie die gesunden Zellen des gesellschaftlichen Körpers die eingedrungenen Fremdkörper aufsaugen müssen, muß der Staatskörper die bureaukratischen Wucherungen resorbieren. Auch ohne Uniform ist heute beinahe jeder Deutsche Vorgesetzter oder Untergebener geworden, infolgedessen in der Lage, sich bei jedem Ansturm auf die persönliche Entscheidung an einem Amtstisch festzuklammern, eine Sache statt zu Kopf und zu Herzen zu den Akten zu nehmen und die Verantwortung auf jemand anders abzuwälzen. Die Ämter, Ämter, 's klingt so wunderlich! Die Reichssauerkrautstelle hat ihre eigene Presseabteilung gehabt, also beamtete Persönlichkeiten, die das Publikum über die Schicksale dieser pikanten Speise zu unterrichten und auf diese Weise überflüssige Akten zu produzieren hatten. Wir sind in einen Offizialismus geraten, in dem alle Persönlichkeit ertrinkt. Die Gefahr ist, daß, wenn nach Friedensschluß wieder der frische Wind des freien Wettbewerbs pfeift, zehntausende starker deutscher Männer nicht mehr allein gehen und stehen können. Die Gefahr ist die, daß jedes Amt und jedes Ämtchen, das der Krieg geschaffen hat, Ewigkeitswert geltend macht, weil der Mensch, der einmal auf der untersten Sprosse der Leiter gestanden hat, auf der oben die Geheimräte sitzen, nicht mehr freiwillig heruntergeht.

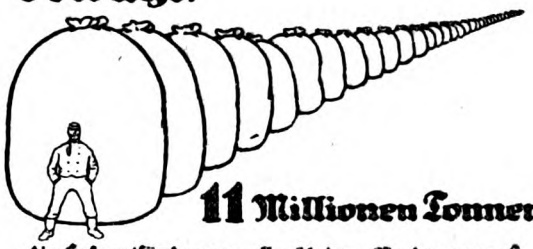
So bietet abseits von den größeren Geschehnissen diese Zeit ihre sonderbaren Auswüchse, Gefahren und Probleme. Die neuen Ritter mit der Greifklaue im Wappen müssen zur sozialen, kulturellen und gesellschaftlichen Stubenreinheit erzogen werden. Der Wucher muß auf die Fälle beschränkt werden, die ausreichen, um den Gerichtsbericht der Zeitungen interessant zu erhalten. In der nächsten Geschichtsperiode soll höchstens auf hundert Deutsche ein Geheimrat kommen. Oder sagen wir zwei. Aber nicht mehr.

Ihr

20. März 1918. Nemo

3. L.

Deutschlands jährliche Kaliförderung beträgt:



11 Millionen Tonnen

- die Gesamtförderung aller übrigen Länder nur: 0

Deutschlands Kohlenlager betragen:

Englands:

Auf solchen Wirtschaftskräften beruht die Sicherheit der Kriegsanleihen - darum zeichnet!

Die Parteien unter sich

enn in einem parlamentarisch regierten Lande die Bedeutung einer Mittelpartei gering ist, wie kürzlich die „Berliner Börsenzeitung" der nationalliberalen Landtagsfraktion warnend zurief, so ist sie jedenfalls in unserem gegenwärtigen System eine sehr große. Mit Recht sagt die „Internationale Korrespondenz", die bisher als das amtliche Organ der Sozialdemokratie galt*), daß die Entscheidung über das Schicksal der Regierungsvorlage in den Händen der Nationalliberalen liege.

Seit jener ersten Abstimmung im Verfassungsausschusse, wo vier von den anwesenden sechs nationalliberalen Vertretern sich als Gegner des gleichen Wahlrechtes bekannten, ist ein leidenschaftlicher Kampf um die Seele der Partei entbrannt. Von vornherein glaubte man an die Möglichkeit eines Sinneswechsels in ihren Reihen. Um ihn herbeizuführen, wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt. Insbesondere sollte die Partei im Reiche die unbotmäßige Fraktion in Preußen zur Vernunft bringen. Daß dort ein anderer Wind wehte, wurde bald betont, zuerst wohl wiederum von der „Berliner Börsenzeitung", die für alle Linksströmungen eine feine Witterung besitzt und an die Zukunft ihrer Partei nur dann glaubt, wenn der Ton auf dem zweiten Bestandteil des Namens liegt.**)

Mit dem Wunsche als Vater des Gedankens verkündete das „Berliner Tageblatt" ante festum, daß die Wahlrechtsmehrheit im Abgeordnetenhause gesichert sei, da sich der Zentralvorstand der nationalliberalen Partei mit neun Zehntel der Stimmen dafür erklärt habe. In der dann am 10. März abgehaltenen Sitzung des Zentralvorstandes gestaltete sich das Verhältnis allerdings nur wie 104 : 24, unter den preußischen Mitgliedern sogar nur wie 64 : 21, wobei noch ein volles Drittel der Stimmen (nach dem „Deutschen Kurier") durch Enthaltung oder Fernbleiben ausgefallen ist. Das Ergebnis bleibt trotzdem schwerwiegend, erscheint es doch — hinsichtlich der preußischen Nationalliberalen — als die nahezu genaue Umkehrung jener ersten Kommissionsentscheidung.

Der „Deutsche Kurier" glaubt dennoch keine Änderung in der Haltung der Landtagsfraktion annehmen zu müssen, und die „Kreuzzeitung", obwohl weit weniger optimistisch, hält den Zuzug von 21 nationalliberalen Stimmen und damit die Ablehnung der Regierungsvorlage, vorausgesetzt, daß die Freikonservativen geschlossen dagegen sind, immer noch für möglich.

Man kann in der Tat noch nicht sagen, wie das ein Teil der Presse tut, daß eine Mehrheit für das Wahlrecht bereits endgültig gesichert sei, wenn auch wohl die Hoffnung berechtigt ist, daß eine schließliche Einigung auf dem Boden der Vorlage zustande kommt. Der Beschluß des nationalliberalen Zentralvorstandes fällt in einen recht ungünstigen Zeitpunkt, da seine praktische Wirkung zurzeit nicht recht zur Geltung gelangt und daher teilweise verpuffen muß. Seine Entstehung

*) Was allerdings jetzt der Abg. Scheidemann laut Berliner Tageblatt in Abrede gestellt hat.

**) Die Stellungnahme dieses Blattes zur letzten großen Rede Erzbergers hält sich der „Nationalliberalen Korrespondenz" zufolge „völlig außerhalb der nationalliberalen Anschauungen".

wird man allerdings begreifen angesichts des tiefen Gegensatzes im Schoße dieser Partei, deren „Mittellage" von jeher auf die Haltung ihrer Mitglieder eingewirkt hat.

Man spricht von einer Krisis, und in der Tat gibt es Anzeichen, die auf eine Wiederholung der „Sezession" von Anno 1880 deuten könnten. Aus den provinziellen und lokalen Organisationen der Partei kommt ein Kreuzfeuer von ablehnenden oder zustimmenden Äußerungen zur Wahlreform; neben dem Sammelruf an die Seite der Linken ertönen Protesterklärungen solcher Mitglieder, die diese „Linksorientierung" nicht mitmachen wollen und darum ihren Austritt anzeigen.

Was diese Parteistreitigkeiten so bedeutsam macht, ist der weitere Zusammenhang, in dem sie stehen. Was sich hier als Kampf ums gleiche Wahlrecht im nationalliberalen Lager abspielt, das ist letzten Endes die alle Deutschen, welchen politischen Bekenntnisses auch immer, angehende Frage: wie stellt sich in Zukunft Preußen zum Reich! Die Frage, um die unsere besten Geister seit den Tagen der Paulskirche gerungen haben. Erhält der größte Einzelstaat das im Gesamtverbande geltende Wahlrecht, so kommt der Annäherungsvorgang einen entscheidenden Schritt vorwärts mit seinen für die Reichsverfassung notwendigerweise sich ergebenden Folgerungen, auf die in diesen Blättern wiederholt aufmerksam gemacht worden ist.

Es ist kein Zufall, daß die Führer der nationalliberalen Fraktionen im Reichstage und im Abgeordnetenhause, Stresemann und Lohmann, in der Wahlrechtsangelegenheit verschiedene Wege gehen. In ihnen symbolisiert sich der Zwiespalt der deutschen Seele, „Weimar" und „Potsdam", wie das nicht erst von dem Ausländer Shaw im Weltkriege geprägte Schlagwort lautet. Schon bei der ersten Lesung des Etats hatte Stresemann geäußert: „Ein kräftiger Widerspruch zwischen Reichspolitik und preußischer ist auf die Dauer nicht zu ertragen, ein besonderes preußisches Eigenleben im Reichsleben nicht möglich". Er bekennt sich also zu jener Forderung eines „Aufgehens Preußens im Reich", wie sie die 1848er Demokraten Friedrich Wilhelm dem Vierten zumuteten und wie sie ihre Gesinnungsgenossen von heute in die Formel kleiden, Preußen müsse wie Reichsland regiert werden. Wenigstens ist das die Konsequenz seiner Worte, obwohl wir glauben, daß praktisch zwischen ihm und Männern wie Anschütz, Preuß samt der ihnen verwandten Presse noch ziemliche Unterschiede bestehen bleiben.

Es muß dem Sachsen Stresemann nicht leicht fallen, sich für das gleiche Wahlrecht zu erklären, da in seiner Heimat die Nationalliberalen mit den Konservativen gemeinsam gegen die dort ja so überaus starke Sozialdemokratie operieren. In der vorsichtigen Art, wie er über das Verhalten seines preußischen Kollegen Lohmann urteilt, möchte man noch eine Nachwirkung des schweren Gewissenskonfliktes sehen, den er zweifellos durchgemacht hat, bevor er aus Gründen politischer Notwendigkeit (dasselbe wurde vor Wochen an dieser Stelle ausgesprochen), für das gleiche Wahlrecht eintrat. Ein Teil der nationalliberalen Presse legt sich eine solche Zurückhaltung gegenüber ihren andersdenkenden Parteigenossen nicht auf.

Die „Berliner Börsenzeitung" hatte schon vor der Kundgebung des Zentralvorstandes geschrieben: „Uns ist die Partei zu wertvoll, als daß wir sie durch das unkluge Verhalten einer Landtagsfraktion in Mißkredit bringen lassen möchten.

..... Wenn ein Mitglied der Landtagsfraktion, das allerdings den Namen nationalliberal nicht mehr verdient, von der deutschen Aufgabe der Nationalliberalen spricht und darunter die Aufrechterhaltung des bundesstaatlichen Charakters des Reiches versteht, so sind wir der Ansicht, daß der bundesstaatliche Charakter des Reiches am besten nur dadurch gewahrt werden kann, daß die Wähler zu den einzelnen Landesfraktionen das Vertrauen haben können, daß der liberale Gedanke in ihnen wirklich eine Stätte findet." Und die „Kölnische Zeitung" meint: „Wer heute die Arbeit der nationalliberalen Fraktionen in den Landtagen verfolgt, der wird sich davon überzeugen müssen, daß die deutsche Aufgabe bei den Landtagsfraktionen stark zugunsten von kleineren Gesichtspunkten und Interessenforderungen zurückgestellt worden ist."

Auch Bismarck war ja zuzeiten lebhaft vom unitarischen Reichsgedanken erfüllt und hat in solcher Stimmung wohl gesagt, Preußen bedürfe mehr der Germanisierung als Deutschland der Borussifizierung. Bei seinen die Gedankenweite und -freiheit des Genies widerspiegelnden Äußerungen gilt jedoch stets der stillschweigende Vorbehalt: „Die Bezeichnung muß von der Hauptsache hergenommen werden." Und diesen Grundsatz kann man auf obige Worte nicht anwenden, sobald man das Gesamtwerk Bismarcks überblickt.

Es heißt, die Stunde sei gekommen, in der das alte Preußentum seine Aufgabe in der deutschen Geschichte als gelöst ansehen kann. Gewiß liegt in einer Vermählung preußischen und deutschen Geistes, in der Vereinigung von „Potsdam" und „Weimar", unsere Zukunft beschlossen, aber die unendlich schwer zu beantwortende Frage erhebt sich: Wie trifft man das richtige Mischungsverhältnis, und dabei scheint doch manchmal vergessen zu werden, daß zwei Dritteile der Deutschen innerhalb des preußischen Staates wohnen.

Auch die verschiedenen Parteien der parlamentarischen Entente unter sich sind wohl nicht einig. Gemäß den Vorbehalten, die das Zentrum schon in der Plenardebatte gemacht hatte, beantragte es nunmehr in der Kommission eine verfassungsmäßige Gewährleistung aller das Verhältnis der christlichen Kirchen zum Staat betreffenden Gesetze, sowie des konfessionellen Charakters der öffentlichen Volksschulen. Gleichzeitig sollten Verfassungsänderungen erschwert werden durch Einführung einer Zweidrittel-Majorität. Dieser Antrag begegnete einmütiger Ablehnung von allen Seiten. Das „Berliner Tageblatt" redet zwar von dem „isolierten Zentrum", hofft aber, daß sich die Partei trotz dieser Erfahrung „von einer sachlichen Zustimmung zur Wahlreform nicht abbringen lassen wird." Die „Germania" des Herrn Erzberger umgeht die Antwort und kommt mit einer Gegenfrage. Der Kampf um das Wahlrecht sei nunmehr „in ein neues Stadium getreten", denn jetzt werde sich zeigen müssen, ob „die bedingungslosen Anhänger des gleichen Wahlrechts auf der Linken nur darauf ausgehen, durch eine Demokratisierung Preußens die Verfechter in anderer Richtung liegender kultureller Interessen mundtot zu machen."

Der gereizte Ton fällt auf, nicht weniger der so gar nicht zur modernen Parlamentarisierung passende, die einige „Mehrheit" wieder in ihre Bestandteile auflösende Sprachgebrauch! Man wird sich darüber nicht wundern dürfen, macht doch ein Teil der linken Presse schon jetzt kein Hehl daraus, wie er unter der Herrschaft des gleichen Wahlrechtes die kulturellen Fragen zu behandeln gedenkt.

Mit übler Demagogie Art bemerkt das „Berliner Tageblatt" für den Fall, daß „die Bedingungen des Zentrums" angenommen werden könnten: „Was bleibt denn noch (für den Landtag) zu tun übrig? Vielleicht die Regulierung der Pissa und anderer „Ströme" Preußens zu bestimmen, oder eine Sekundärbahn von Mallwischken nach Pillkallen zu beschließen oder endlich Petitionen der Hebammen in der Provinz Westfalen und der Latrinenreiniger im Kreise Neutomischel entgegenzunehmen." Die Schminke ist zu dick aufgetragen, um nicht den Zweck der Übung erkennen zu lassen. Der Abgeordnete Brockmann sagt mit Recht (im „Tag"), daß „die ganze große Gefahr, die die Regierungsvorlage mit sich bringt, unverhüllt und wahrhaft erschreckend vor dem christlichen Volke, dem katholischen wie dem evangelischen, dastehe." Auch seine weitere Bemerkung trifft zu, daß das genannte Blatt der Vorlage „einen schlechteren Dienst gar nicht tun" konnte, als es durch sein Verhalten geschieht.

Nach der anderen Seite dagegen klingt es aus den Spalten der „Germania" auffallend freundlich und gemäßigt. Das offiziöse Parteiorgan äußert nur sein „schmerzliches Befremden", von den Konservativen, den „treuen Sekundanten bei der Vertretung christlicher Weltanschauung diesmal im Stich gelassen" zu sein und endet mit einem fast warmen Appell an das Verantwortlichkeitsgefühl der Rechten. Hier aber ist man der Ansicht, daß es gerade „kaum zu verantworten gewesen" wäre, durch Einschiebung von scheinbaren Garantien, die in Wahrheit keine wirksame Sicherheit bietet, dem Wahlrecht, welches die kirchlichen Interessen und den christlichen Charakter der Schule auf das schwerste gefährdet, das Tor zu öffnen („Kreuzzeitung").

Die ablehnende Haltung der Konservativen zu dem „Sicherungs"antrage des Zentrums ist vom „Berliner Tageblatt" als Va-banque-Spiel bezeichnet worden, wodurch das nackte, gleiche Wahlrecht noch anderen Parteien „verekelt" werden sollte. Die Konservativen leugnen auch gar nicht, daß sie Baissepolitik treiben, verwahren sich aber dabei gegen Unterschiebung falscher Beweggründe: „Die vom Zentrum angestrebten Sicherungen auf dem Gebiete der Kulturpolitik", sagt die „Deutsche Tageszeitung" in Übereinstimmung mit den obigen Worten ihres Schwesterorgans, „sind eben solches Opium, wie die Verhältniswahl für die Ostmark. Sie stehen und fallen in ihrer effektiven Wirkung mit der Zusammensetzung der Mehrheit des Abgeordnetenhauses, d. h. sie fallen beim gleichen Wahlrecht."

Das Zentrum fordert jene Sicherungen aus dem ehrlichen Gewissenskonflikt heraus, daß andernfalls im preußischen Abgeordnetenhause gelegentlich eine Kulturpolitik „à la française" gar zu leicht die erforderliche Mehrheit finden könnte. Die Partei kann sich in dieser Frage dem Drucke der Geistlichkeit und der christlichen Gewerkschaften gar nicht entziehen. Die Konservativen glauben auch durch in die Verfassung eingebaute Dämme und erschwerte Abstimmungen die schädlichen Wirkungen der demokratischen Flut bei Einführung des gleichen Wahlrechts nicht verhindern zu können. Es handelt sich in der Tat nicht um Parteifragen, sondern um Fragen der Weltanschauung, wie die Germania betont, auch bei den Konservativen, denn eine Änderung der Ostmarkenpolitik, z. B. würde unleugbar in erster Linie nicht konservative, sondern nationalliberale Interessen berühren.

Was die Polen angeht, so glaubt allerdings die „Vossische Zeitung" über die zukünftige Haltung der Demokratie beruhigende Versicherungen geben zu können. „Bisher war die Abwehr der Polen in erster Linie eine Sache der deutschen Bureaukratie. Die Polen sind auf dem besten Wege, auch die deutsche Demokratie von der Notwendigkeit verstärkten nationalen Schutzes zu überzeugen." Die „Befürchtung" der Konservativen, daß eine „andere Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses die polnische Gefahr steigern" würde, erklärt das Blatt für „grundfalsch". Man weiß nicht recht, wie man diese Behauptung mit dem Verhalten der „Mehrheit" in Einklang bringen soll, die vor kurzem durch ihre Abgeordneten Erzberger, David, Naumann und Frhr. von Rechenberg mit Vertrauensmännern der Warschauer Regierung in Unterhandlungen getreten ist, wobei der „Versöhnungsgedanke" eine große Rolle spielte.

Diese parlamentarische Nebendiplomatie ist ja gleichzeitig zweifellos ein glatter Eingriff in die Rechte der Regierung. Die „Kreuzzeitung" hat nicht so Unrecht, wenn sie das Verfahren dahin deutet, „daß tatsächlich das Parlament das Steuer des Staatsschiffs in die Hand nimmt." Gerechtigkeit gebietet aber auch die Ursache des Vorgangs zu beleuchten. Und da ist es denn völlig klar, daß die mangelnde Entschlußkraft der Regierung wie schon so oft in letzter Zeit das Parlament zu einem Vorstoß seinerseits ermutigt hat. Die Grundsätze der Verfassung werden durch die polaren Kräfte der Regierung und Volksvertretung im Gleichgewicht gehalten. Eine verminderte Anziehungskraft des einen Pols löst sofort verstärktes Hinneigen zu dem anderen aus. Nach dem Entrüstungssturm, den der Ukrainefrieden in polnischen Landen weckte, mußte angesichts der unerhörten Hetzereien und Anmaßungen irgendetwas geschehen. Da die Regierung, vielleicht infolge eines ähnlichen Druckes politischer „Zwangsläufigkeiten", wie sie der Staatssekretär von Kühlmann für das Auswärtige betonte, es unterließ, die anti-polnischen Konsequenzen aus den Vorgängen zu ziehen und von dem verhängnisvollen Bethmannkurs aus dem November 1916 abzulenken, so versuchte die Reichstagsmehrheit ihrerseits eine pro-polnische Lösung der Schwierigkeiten. Angeblich ist „die deutsch-polnische Verständigung erreicht" und hat die diesbezügliche Erklärung der Reichtagsmehrheit die Zustimmung des Kanzlers gefunden. (Berliner Tageblatt.)

Trotz der infolge des Zentrumantrages eingetretenen Unstimmigkeiten wird man vor der Hand annehmen müssen, daß die „Mehrheit" beisammen bleibt. Die „Germania" kennzeichnete sie vor jener Abstimmung zwar nicht als „Block", wohl aber als „solide und dauerhaft". Inzwischen scheinen sich auch die Nationalliberalen, die gelegentlich die Rolle des parlamentarischen Kometen spielten, der allgemeinen Rotation wieder anschließen zu wollen. Ihre Reichstagsfraktion macht die Teilnahme an den bekannten „interfraktionellen" Besprechungen davon abhängig, „wie sich die Sozialdemokraten Scheidemannscher Richtung zu der Kreditvorlage stellen werden." Da deren „Zustimmung nach der ganzen Haltung der Partei eine Selbstverständlichkeit" ist, — so die „Internationale Korrespondenz", im Widerspruche übrigens zu einer Vermutung der „Kreuzzeitung" — scheint die „erweiterte Mehrheit" gesichert.

Der künftigen Bindung entspricht eine soeben vollzogene Lösung nach der entgegengesetzten Seite. Nachdem infolge der persönlichen Angriffe, die die

„Deutsche Zeitung" gegen den Abgeordneten Stresemann richtete, die „Nationalliberale Korrespondenz" festgestellt hatte, daß die alldeutsche Politik jede Fühlung mit der nationalliberalen Partei verloren hat, und daß sie nichts weiter mehr ist als ein reaktionär-konservatives Filialunternehmen, haben eine Reihe von nationalliberalen Abgeordneten (darunter auch Stresemann) formell ihren Austritt aus dem Alldeutschen Verbande erklärt.*)

Auf konservativer Seite bedauert man, daß es zu einem engeren Zusammenarbeiten mit den Nationalliberalen nicht gekommen ist und bekundet unverhohlene Abneigung vor der Machtvermehrung des Zentrums, das durch das gleiche Wahlrecht im Reiche und Preußen zur „ausschlaggebenden und stärksten Partei" (Kreuzzeitung) werde; die „treuen Sekundanten" (s. oben) denken also über die parlamentarische Mensur etwas anders.

Die augenblickliche Lage kennzeichnet sich also durch die „konservative Einsamkeit" (v. Graefe), die durch das vor einer Woche besprochene Verhalten des Vizekanzlers von Payer eine grelle Beleuchtung erfuhr. Die innerpolitische Gewichtsverteilung ist jedoch eine labile; wie die „Mehrheit" auf Kompromissen beruht, die mannigfache Gegensätze überbrücken sollen, so sind Überraschungen und „Kuhhändel", z. B. zwischen Zentrum (Kulturpolitik) und Konservativen (Fideikommißgesetz), denkbar und vielleicht von der Regierung in Rechnung zu stellen.

Neue Bücher

Festgabe für Otto Mayer. Zum siebzigsten Geburtstag dargebracht von Freunden, Verehrern und Schülern. 29. März 1916. Tübingen, Mohr, 1916.

In den Jubiläumsschriften, die unsere Wissenschaft ihren großen Bahnbrechern und Förderern zu widmen pflegt, sind durch die besondere Bestimmung oft Abhandlungen dem äußeren Blicke entzogen, die wertvolles Gedankengut der jeweiligen Disziplin bergen. So auch hier bei der Ehrung Otto Mayers, dem die junge Lehre des deutschen Verwaltungsrechtes ihre systematische Grundlegung und Zusammenfassung dankt. Auch weitere Kreise dürfen auf diese wissenschaftliche Arbeit aufmerksam gemacht werden.

Die Reihe der Beiträge eröffnet Paul Laband, selbst ein schon in dieser Form geehrter Meister des Rechtes, mit einem knappen Abriß der „Verwaltung Belgiens während der kriegerischen Besetzung", so wie sie sich bis zum Ende des Jahres 1915 herausgebildet hat, ein auch der Praxis sehr zustatten kommendes Orientierungsmittel für das zurzeit so akute Problem.

Sodann spricht ein Schweizer Jurist, Fritz Fleiner in Zürich, über das Thema: „Beamtenstaat und Volksstaat", für jenen Deutschland, für diesen seine eigene Heimat (genauer die Verwaltung der Einzelkantone, nicht die des Bundes, die eine Mischform zeigt) als Paradigma hinstellend, daneben vergleichende Blicke

*) Restlos vollzogen ist die Scheidung jedoch nicht, da andere Nationalliberale (z. B. Fuhrmann) dem Verbande nach wie vor angehören.

auf Frankreich, England und die Vereinigten Staaten werfend. Die objektive Art, wie hier Werte und Schwächen der beiden Verwaltungssysteme erörtert werden, sticht angenehm ab von der einseitig-tendenziösen Behandlung, die dem Gegenstande unter Vorantritt von Preuß in einem Teile der Literatur zuteil wird und bei der auf den (hier bezeichnenderweise „Obrigkeitsstaat" genannten) Beamtenstaat aller Schatten fällt. Mit Recht betont Fleiner, daß seine Verwaltung „nach sehr vielen Richtungen der des Volksstaates überlegen" ist. „Denn Planmäßigkeit, methodisches Vorgehen, Sachkenntnis und Beherrschung der Verwaltungstechnik —, diese Vorzüge muß das Beamtentum des Volksstaates sich erst im Amte unter Überwindung von mancherlei Reibungen und ungünstigen Einflüssen von außen aneignen und gelangt dabei häufig nicht über ein mittleres Maß der Fertigkeit hinaus."

Innerlich verwandt mit der eben berührten Frage ist das anschließende Thema Hermann Rehms, des anderen leider früh verstorbenen Staatsrechtlers der Rheinlande neben Laband, der allgemein „Das politische Wesen der deutschen Monarchie" erörtert. Rehm versucht unseres Wissens zum ersten Male eine möglichst restlose Systematisierung des verfassungsrechtlichen Hauptproblems der Gegenwart: parlamentarische oder monarchisch-konstitutionelle Regierung. Wenn er formal zuweilen die allerdings verwirrende Fülle der Erscheinungen etwas reichlich subsumiert und gliedert, sowie die souveräne Kürze der Gesetzessprache auf Kosten glatter Lesbarkeit kopiert, so wird doch inhaltlich den Dingen mit erfrischender Deutlichkeit ins Gesicht geschaut und zwar nach beiden Seiten. Es ist noch nicht lange her, da mußte eine Lehre, die das Dogma vom monarchischen Prinzip in seiner irrigen Auslegung (Vereinigung der gesamten Staatsgewalt im Herrscher, das Parlament nur an ihrer Ausübung beteiligt) bekämpfte, auf erhebliche Widerstände auch in der wissenschaftlichen Theorie gefaßt sein (vgl. Meisner, „Lehre vom monarchischen Prinzip", 1913), heute kann Rehm ruhig aussprechen, daß „parlamentarische Nebenregierung, Mitherrschaft auch in der Verwaltung, also Teilung der Staatsgewalt zwischen den Staatsorganen, Herrscher und Parlament bei uns zulande vorliegt". Aber auch der andere Teil darf ehrlicherweise nicht über Zurücksetzung klagen, denn Rehm zeigt, daß die deutschen Parlamente „heute mehr Gewalt besitzen, als ihnen von Rechts wegen zukommt". Denn, obwohl ihnen die Verfassung nur Teilnahme an der sogenannten Legislative zusichert, „besitzen sie auch Einfluß auf die dem Staatsoberhaupt vorbehaltene Exekutive", die „weitgehend im Sinne der Parteien geführt wird" (vgl. hierzu auch Delbrück „Bismarcks Erbe", S. 97). Wenn Rehm dann sagt, die deutschen Verfassungen hätten „das Problem der Vereinigung von monarchischer Ordnung und völkischer Freiheit" versucht, ein „Nebeneinander von Fürsten- und Volkssouveränität" gewollt, so ist diese Forderung allerdings politisch-tatsächlich, wie man weiß, nicht erfüllt worden. Die Entwicklung aber drängte dorthin und hat zurzeit wohl schon diesen Punkt erreicht. Alles kommt darauf an, das Verhältnis der beiden Staatsorgane, Herrscher und Volksvertretung, das ja durchaus dynamischer Natur ist, in jenem Gleichgewichtszustande zu erhalten und eine extreme Lösung der fortgesetzten Spannung zu verhindern. Die Möglichkeit eines statischen Verfassungsrechtes im monarchisch-konstitutionellen Staate, die man bisher gewöhnlich als praktisch undurchführbar ablehnte, scheint doch zu bestehen. Wieder wiese dann die Linie der Zukunft auf einen Mittelweg, auf die Synthese von Autorität und Freiheit, wie sie Friedrich Julius Stahl — der allerdings noch befangen in den Anschauungen der konstitutionellen Kampf- und Werdezeit und darum im Grunde doch nicht ehrlich — lehrte. Oder wie Rehm es ausdrückt: „Weder allein Monarchie, noch allein Demokratie, sondern Einherrschaft gemäßigt durch Demokratie und Volksherrschaft gemäßigt durch Monarchie ... Verfassungs- und Königtum." Diese „dauerhafteste Staatsform" besitzen die Deutschen nach Rehm nicht nur in den Einzelstaaten, sondern auch im Reich, wo „der Reichstag mit dem preußischen Könige die Herrschaft teile", indem der Bundesrat „kein leitendes, sondern ein verwaltendes Exekutivorgan" darstellt und „der bündische Machtfaktor überhaupt

nur noch in den Dynastien und Ministerien der fünf deutschen Mittelstaaten vorhanden ist". Wohl gemerkt, vom politisch-tatsächlichen Standpunkte aus betrachtet, der dann überhaupt keinen Bundesstaat, sondern einen „deutschen Staat mit föderativer Beigabe", einem „Staatenstaat, in dem ein Teilstaat über den anderen steht", einen „preußischen Herrschaftsstaat" in die Erscheinung treten läßt. Man kann also keiner der üblichen Theorien über den Charakter des Reiches die von Rehm vorgetragene zuweisen. Seine Definition ist eine gemischte: in erster Linie unitarisch, sodann preußisch-partikularistisch und in verschwindendem Umfange föderal. („Das Reich ist nur halb Einheitsstaat, zur anderen Hälfte ist es Suzeränitätsstaat mit bundesstaatlichem Einschlag".) In der politischen Praxis dagegen erscheint das Reich als „reiner Staatenbund", in dem Preußen die kleinsten Staaten so behandelt, „wie wenn" sie souverän wären. Diese Gegenüberstellung des „politischen Wesens", wie R. sich ausdrückt, und der politischen Praxis ist allerdings formal wenig glücklich, da es sich doch in Wirklichkeit um den Gegensatz politischer und juristischer Betrachtungsweise handelt (vgl. S. 85).

Im Felde hat Robert Piloty (bis vor kurzem in Würzburg) „Verwaltungsrechtliche Gedanken" niedergeschrieben, die verschiedene Themen berühren, so die Systematik des Verwaltungsrechtes und sein Verhältnis zum Kriege, die Organisation der Verwaltungs- und Rechtspflege u. a. m. Den Laien wird vor allem der Gedanke interessieren, an Stelle der einseitigen Betonung des Rechtsmoments das Pflichtmoment in den Vordergrund zu rücken, nicht nur im „Recht der Schuldverhältnisse" (wo man bezeichnenderweise nicht von Forderungsverhältnissen redet), sondern auch auf den übrigen Gebieten des privaten und ebenso auf denen des öffentlichen Rechtes.

Nach gründlichen Ausführungen des Kieler Professors und Abgeordneten van Calker über „Die Amtsverschwiegenheitspflicht im deutschen Staatsrecht" folgt eine Studie von Richard Thoma in Heidelberg. „Der Vorbehalt des Gesetzes (ein von Otto Mayer geprägter Ausdruck) im preußischen Verfassungsrecht", die zwar „des Reizes unmittelbarer praktischer Verwertbarkeit entbehrt", dafür aber auf jeden, der sich ihren feinen juristischen Begriffsanalysen hingibt, einen ebenbürtigen Reiz ausübt. Wir können hier nur das Resultat zusammenfassen. Art. 62 P. V. Abs. 2 sagt: „Die Übereinstimmung des Königs und beider Kammern ist zu jedem Gesetze erforderlich". Thoma weist überzeugend nach, daß es sich hierbei ursprünglich um den formalen Gesetzesbegriff gehandelt hat, und daß unter diesen nicht nur die mittels der drei konstitutionellen Faktoren zustandekommenden Gesetze, sondern auch vorkonstitutionelle „Gesetze" der absolutistischen Zeit zu rechnen sind, deren Eigenschaft als solche (und Unterscheidung von den vorkonstitutionellen „Verordnungen") durch ihre Publikation in der Gesetzessammlung begründet wird. Beide Arten von Gesetzen sind der Zuständigkeit der Legislative „vorbehalten" und also einer selbständigen königlichen Verordnungsgewalt entzogen. „Diese Vorbehaltsgestaltung" war „der Volksvertretung günstiger als die der vormärzlichen deutschen Verfassungen" und als die des heute geltenden Rechtes, wo beide Male ein materieller Gesetzesbegriff sich siegreich durchgesetzt hat, der das Vorhandensein eines „Gesetzes" in einer konventionell, nicht logisch umschriebenen Sphäre sogenannter „Rechtssätze" erblickt (vgl. S. 177). Die von Bovensiepen in den „Preußischen Jahrbüchern", 1916, S. 307, versuchte Wiedergabe des Thomaschen Kernproblems gibt, obwohl kein Mißverständnis vorliegt, ein schiefes Bild.

Allgemeines Interesse beansprucht die Feststellung von Professor Lukas in Münster („Justizverwaltung und Belagerungszustandsgesetz". Zugleich ein Beitrag zur Gewaltenlehre), daß von dem Übergange der gesamten vollziehenden Gewalt an die Militärbefehlshaber laut § 4 des Belag.-Z.-G. von 1850 zwar die Funktionen der Staatsanwaltschaft, aber nicht die der Justizverwaltung betroffen seien, welch letztere vielmehr zur Zeit der Entstehung des Gesetzes zur richterlichen Gewalt gehört haben.

„Ungeschriebenes Verfassungsrecht im monarchischen Bundesstaat" sucht Rudolf Smend-Bonn zwischen den Zeilen unserer „wenig ansprechenden, schlecht ge-

faßten und dem vollen Verständnis schwer zugänglichen" Reichsverfassung zu lesen, das das nüchterne Artikelrecht gleichsam materialisiert. An den Beispielen des Bundesratsausschusses für auswärtige Angelegenheiten und der Stellung des Kanzlers als eines „gemeinsamen Beamten der Bundesfürsten", wie der „föderative Sprachgebrauch" es ausdrückt, wird einleuchtend gezeigt, wie sich hinter diesen organisatorischen Einrichtungen funktionelle Verhältnisse bergen, die im ersten Falle eine „pflichtmäßige Fühlungnahme zwischen Reichsleitung und Einzelstaatsregierung in auswärtigen Angelegenheiten" überhaupt (wobei der Ausschuß nur einer der möglichen Wege ist), im zweiten eben jene föderative Gesinnung aller Glieder des Bundes und damit auch des mächtigsten zum Ausdruck bringen wollen. Obwohl Smend in diesem Zusammenhange das föderalistische Moment in starkem Gegensatze zu Rehm (vgl. o.) betont, rückt er doch von den extremen Anschauungen der Seydelschen Schule, die das Reich als Staatenbund konstruieren, ausdrücklich ab.

Den Beschluß macht eine rechtshistorische Untersuchung, die der Rostocker Professor Redslob den „Völkerrechtlichen Ideen der französischen Revolution" gewidmet hat. „Stammen die Grundrechte der Menschen", so spitzt er seine Gedanken zu, „aus den nordamerikanischen Kolonien (Jellinek), so atmen die Grundrechte der Staaten den Geist der französischen Revolution." Neben die Souveränität des Volkes im Innern, tritt die Souveränität des Staates nach außen, die jede fremde Intervention in seine Angelegenheiten ausschließt. Die Lehre vom Staatsvertrag dort besitzt hier in dem Gedanken eines zwischenstaatlichen Bundesvertrages ihr Analogon. Gleichzeitig wird der Grundsatz der freien Staatenbildung, das Nationalitätsprinzip verkündet, der bestimmt war, das folgende Jahrhundert zu beherrschen und dessen berühmte Volksabstimmungen über politische Zugehörigkeit noch in der Gegenwart eine Rolle spielen. Letzten Endes erträumt das Völkerrecht der Revolution eine allgemeine Verbrüderung der Völker, eine universelle Republik.

Vielleicht genügen diese Andeutungen, das Interesse zu wecken und die Scheu zu überwinden, die das größere Publikum vor der Lektüre sogenannter Fachabhandlungen besitzt.

Dr. Heinrich Otto Meisner

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Lützow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

Deutsche Selbstbesinnung

Von Professor Dr. Wilhelm Martin Becker

Verleumdung und Beschimpfung sind die geistigen Waffen, die unsere Gegner nicht müde werden gegen uns zu schwingen. Bei allen ist der Blick starr eingestellt auf uns, ihren Feind, und unser Bild ist fast gleichmäßig getrübt durch die nationale Leidenschaft. Auch bei uns ist derartiges vorgekommen. Aber es beherrscht nicht den Ton der öffentlichen Meinung. Gewiß, wir korrigieren das allzu harmlos-freundschaftliche Abbild, das wir von den Nachbarnationen vor dem Kriege in uns gestaltet hatten, an den schmerzlichen Erfahrungen des Tages, aber wir suchen ihnen gerecht zu werden, oft allzu gerecht. Und uns ergänzt sich diese Korrektur der feindlichen nationalen Bildnisse durch das dringende und unabweisbare innere Streben nach Klarheit über das eigene nationale Wesen. Mancher unter uns wird überhaupt jetzt zuerst auf diese Frage geführt, mancher ist durch die Anwürfe der Feinde irre geworden an seinen Volksgenossen, allen aber wird die Frage brennend: Wer sind wir, wie sieht das deutsche Volk in Wirklichkeit aus, welche Zukunftsaufgaben und Zukunftsansprüche ergeben sich aus seiner Wesensart? Auf den literarischen und erzieherischen Niederschlag dieser Fragestellung soll hier hingewiesen werden.

Es ist echt deutsch, daß viele von uns vor allem die nachbarlichen Meinungen abhören, die in der Zeit vor dieser Weltenwende über uns laut geworden sind; daß sie zufrieden sind, wenn sie unter den Stimmen der heute so einheitlich feindseligen Nachbarn auch eine Anzahl Anerkennungen der deutschen Art finden. Anerkennungen etwa des deutschen Pflichtgefühls, der deutschen Gründlichkeit, der von nationaler Vorliebe ungetrübten Fähigkeit, das Schöne und Wahre überall in der Welt zu würdigen; des wissenschaftlichen Aufbaues der deutschen Technik in allen Lebenszweigen*). Und doch, was ist damit gewonnen? Ein kleiner Beitrag zur Erkenntnis, aber kein Spiegelbild unseres Selbst; denn nur die Züge, die jenen Nationen besonders auffällig waren, sind hervorgehoben, und wir wären nicht Deutsche, wenn wir die Frage unterließen, ob jene Züge Wesentliches enthalten und welche Bedeutung ihnen im Gesamtorganismus unserer Volksart zukommt.

Denn diesen Vorzug — wenn es einer ist — dürfen wir unserem Volke ohne Überhebung zusprechen, die Fähigkeit, die Dinge ohne Voreingenommenheit zu sehen. Und deshalb bietet ein Zeugenverhör deutscher Volksgenossen über deutsche Wesensart viel weniger Fehlerquellen, als dies bei der engeren und unfreieren Natur z. B. französischer Äußerungen über Frankreich der Fall ist. Dazu

*) Eine gute Sammlung solcher Urteile in dem Buche: „Deutschland im Urteil des Auslandes früher und jetzt", herausg. von Heinrich Fränkel; München 1916, Müller.

kommt, daß unsere eigenen Beobachtungen über die Natur unseres Volkes auch deshalb den Vorzug verdienen, „weil den Ausländern, namentlich den nichtgermanischen, unser innerstes Wesen ein Buch mit sieben Siegeln ist und stets bleiben wird". Aus diesem Grunde sollte die prächtige Materialsammlung vorwiegend deutscher Urteile über deutsches Wesen, deutsche Tugenden und Laster, die der stattliche Band von Hanns Floerke*) bietet, zu ständigem Gebrauche im Bücherschrank jedes Mannes stehen, der sich gedrungen fühlt, deutscher Art nachzuforschen und nachzuleben, wobei zum Nachleben neben der Klärung begrifflicher Art natürlich die gefühlsmäßige Unterlage nicht zu entbehren wäre.

Wer nun aber versucht, unser Wesen nicht wie ein Mosaik aus vielen Einzelzügen zusammenzusetzen, sondern in seinem organischen Zusammenhang zu begreifen, in seinen Wurzeln aufzusuchen**), der pflegt auf den deutschen Idealismus oder die deutsche Innerlichkeit hinzuweisen. Aus der Fülle der Schriften, die je nach der Artung der Verfasser diesen Gegenstand aufzuzeigen versuchen, sind vorweg die kleinen Bücher von Heinrich Scholz***) und Ernst Bergmann†) zu nennen. Besonders dem Scholzschen Buche ist eine Klarheit der Gedankenführung eigen, die klassisch genannt werden kann. Beide Verfasser müssen sich natürlich mit dem Problem auseinandersetzen, wie sich Idealismus und Realismus in uns vereinen, wie Weimar und Potsdam, Innerlichkeit und Expansion, „die dynamische und die inhaltliche Linie"††) miteinandergehen können. Deutscher Tatwille ist aus dem Geiste des Idealismus im Kreise Fichtes geboren, also keine Abkehr vom Geiste Weimars. Und Bismarck, der Realist in der Politik, ist doch auch der Verwirklicher und Ermöglicher idealistischen Strebens, der Staat unserer Zeit aber gewinnt immer mehr die Bedeutung eines Trägers geistiger Interessen. Also wir sind Idealisten, auch wo wir Realisten sind, unser Realismus ist idealistisch in Wurzel und Ziel. Denn Deutschland erstrebt ja nicht politische Macht um der Herrschaft willen oder des materiellen Wohlseins, sondern, wie Humboldt schon 1813 vorahnend sagte, „es muß frei und stark sein, um das notwendige Selbstgefühl zu nähren, seiner Nationalentwicklung ruhig und ungestört nachzugehen und die wohltätige Stelle, die es in der Mitte der europäischen Nationen einnimmt, dauernd behaupten zu können."

In diesem Zusammenhange muß auch auf ein Büchlein hingewiesen werden, das unsere Wesensart von anderem Gesichtspunkte zu klären sucht und hierbei in der Tat einen Generalnenner findet, unter dem sich unsere und der anderen Wesensart vergleichen läßt; ich meine die Schrift von Wilhelm Teudt†††). Der Grad der Sachlichkeit, mit dem wir den Gegenständen entgegenzutreten pflegen, ist größer als der bei anderen Nationen. Und indem wir dies nicht erkannten und den Gegnern zumuteten, daß sie Tatsachenbeweise anerkennen würden, haben wir uns getäuscht. Offenbar ist unsere Gewöhnung, im Namen der Sachlichkeit gegen jedes Übermaß selbstischen Strebens zu polemisieren, der Grund, weshalb wir so oft „allzugerecht" zu Verfechtern fremder Interessen werden. So ist unser sachliches Denken, wodurch wir den Nachbarn an Wert überlegen sind, zugleich zu einem Feind unseres politischen Vorschreitens geworden.

*) „Deutsches Wesen im Spiegel der Zeiten". Berlin 1916, Reichl.

**) Um Irrtum auszuschließen, sei erwähnt, daß es sich bei dem Buche „Die Seele deines Volkes, ein deutscher Charakterspiegel" von Kurt Engelbrecht (Halle 1916, Mühlmann) um diese Absicht nicht handelt. Ein Erziehungs- und Lebensbuch von hohem sittlichem Ernst und insofern auch ein deutsches Buch, aber ohne Tendenz auf Erziehung zum Deutschtum, zumal ja in unserem Wesen durchaus nicht lauter sittlich gute Eigenschaften wohnen.

***) „Das Wesen des deutschen Geistes" (Schriften zur Zeit und Geschichte 5), Berlin 1917, Grote.

†) „Die weltgeschichtliche Mission der deutschen Bildung" (Perthes Schriften zum Weltkrieg 1), Gotha 1915, Perthes.

††) So Reinhold Buchwald in einer eben bei Diederichs in Jena erscheinenden Schrift über den deutschen Nationalcharakter.

†††) „Die deutsche Sachlichkeit und der Weltkrieg". Godesberg 1917, Naturwissenschaftlicher Verlag.

Ein Problem ist freilich in allen diesen Schriften nicht bis zur Lösung gebracht: die Frage, wie weit sich die allgemeinen Aussagen über den deutschen Nationalcharakter auf den einzelnen erstrecken. Der Deutsche ist ein Idealist — aber der Kriegswucherer ist kein Idealist; der Deutsche ist zu politischem Realismus erzogen — aber der Pazifist um jeden Preis, der keinem Menschen wehtun will und uns unter der Last der Kriegsfolgen niederbrechen läßt, ist gewiß kein Realist. Ich glaube, es ist eine breite Schicht von Deutschen, die weder Idealisten in praktischer Ausübung noch Realisten auf Grund klarer Erkenntnis von Lage und Ziel sind, sondern in unklaren Wollungen hin und her schwanken. Die Wirkung der vielerlei Gerüchte in dieser Kriegszeit äußert sich am stärksten in dieser Schicht der Lauen, die sich nicht bewußt sind, was es heißt ein Deutscher zu sein, — nämlich mehr als von deutschen Eltern geboren zu sein und die deutsche Sprache zu sprechen. Es ist kein einheitlicher, ruhender Zustand unseres Volkes, den die Philosophen mit ihren Bezeichnungen „deutsche Innerlichkeit, deutscher Idealismus und idealistischer Realismus" meinen; ja, es ist, empirisch angesehen, eine Selbsttäuschung, von einem Charakterzug eines Volkes zu reden, da stets Gegenbeispiele genug gefunden werden können. Vielmehr ist es eine Aufgabe, die damit gemeint ist. Der Deutsche ist ein Idealist bedeutet: der Deutsche ist seiner geistigen und seelischen Struktur nach des Idealismus fähig, er ist idealistisch veranlagt, zum Idealisten erziehbar oder wird wenigstens in idealistischer Atmosphäre ein Idealist deutscher Prägung werden. Und wenn wir für das deutsche Volk kämpfen, das deutsche Volk lieben, dann meinen wir nicht die Summe von empirisch vorhandenen, teils achtungswerten teils minderwertigen Volksgenossen, sondern den Deutschen, wie er sein und werden sollte, den Idealdeutschen, dessen Entstehungs- und Lebensmöglichkeiten nur im deutschen Volke liegen, verankert durch Rasse, Klima, Boden und geschichtliches Erleben.

Es gilt also die Atmosphäre zu schaffen, innerhalb deren der Deutsche seines Wesens Blüte entfalten kann. Dieses Ziel gehört nicht erst zu den Erkenntnissen des Krieges. Ich erinnere an Rudolf Euckens Buch „Zur Sammlung der Geister" (1913) und an die daran sich anschließenden Versuche. Aber ein neuer Schwung ist in dieses Streben doch durch den Krieg gekommen. Natürlich gehen die Wege auseinander; wie wäre es bei Deutschen auch anders möglich? Je nach der Gesinnung der Wegzeiger erscheint das Ziel bald in sozial-humanitärem, bald in nationalistischem Lichte. Es zeigt sich auch hier, daß diese beiden Ideen, die nationale und die soziale, nach einem Ausgleich suchen*), aber bisher noch weit davon entfernt sind, obgleich ihre besten Vertreter guten Willens sind.

Zur vorwiegend sozialen Richtung gehört die Schrift von Diedrich Bischoff**), die zeigt, wie der Geist von 1914 sowohl den Gemeinschaftsidealismus in der Einsetzung aller für das Ganze als auch den Persönlichkeitsidealismus in sich trägt, der seiner Existenz höchste in Freiheit zu erfüllende Forderungen stellt. Der Verfasser verlangt von den geistigen Führern eine starke Einwirkung auf die Breiten des Volkes zur Erhaltung seiner Güter, jedoch nicht nur durch die Verbreitung von Wissen, sondern auch durch die Pflege des Gemütslebens. Vor allem kommt es Bischoff auf die Schulung des sozialen Denkens und die Steigerung der sozialen Urteilsfähigkeit an, von denen „der weitere Aufstieg deutschen Wesens abhängt". Dies einerseits. Andererseits freilich soll nicht nur der übermäßigen Schätzung sozialistischer Lebensordnungen entgegengetreten, sondern auch die schöpferische individuelle Freiheit gefördert, ja sogar „ein selbsttätiges kulturbildendes Künstlertum aller Volksgenossen" erstrebt werden. Der Verfasser sucht also für zwei diametral entgegengesetzte Strebungen eine Einigung.

Sollte man nicht diese doch nur im Individuum organisch, aber nicht rationalistisch lösbare Aufgabe zunächst beiseite lassen? Hier ist eine allgemeingültige

*) Das ausgezeichnete Buch „Das wirkliche Deutschland" von Oskar A. H. Schmitz (München 1915, Müller), auf das ich in anderem Zusammenhang zurückzukommen hoffe, stellt diesen Gedanken ins Geleitwort.

**) Deutsche Gesinnung (Tat-Flugschriften 2), Jena 1914, Diederichs.

Lösung, wie die Geschichte aller Zeiten lehrt, eben nicht möglich. Wir müssen zu dem deutschen Wesen, das sich ja in diesen erhabenen Zeiten wie in der tausendjährigen Vergangenheit so herrlich — individualistisch wie sozial — offenbart hat, das Vertrauen hegen, daß es sich des rechten Weges wohl bewußt sei. Nur muß jeder Volksgenosse sein Deutschtum nicht nur als Zustand, sondern auch als Aufgabe empfinden, als Verpflichtung gegenüber allen anderen Volksangehörigen. Eine Förderung des sozialen Empfindens ist es also auch, wenn wir das Deutschbewußtsein fördern. Halten wir also deutschen Geist, deutsches Wesen, Denken und Fühlen hoch, daß es voranleuchte der großen Schar der völkisch Unbewußten, die nur zu Zeiten großen Geschehens durch den Strahl tödlicher Blitze über ihre Lage aufgeklärt worden sind und geblendet zugleich.

Für die große Menge der Deutschen sind zur völkischen Selbstbesinnung die vorhin erwähnten Zeugen des In- und Auslandes nicht verwendbar, auch nicht die philosophische Klärung kann ihnen förderlich sein. Es gilt ihr inneres Wesen zu wecken zu bewußtem Handeln im Sinne ihres Nationalcharakters. Das geschieht, indem man ihnen fremde Einflüsse fernhält und sie mit offenem, unvoreingenommenem Blicke deutsches Schaffen und deutsches Denken aufnehmen läßt, so daß sie ein Teil werden dieser deutschen Welt und schließlich unempfänglich für jede Art von Ausländerei. Wohl bleibt ihnen ausländische Wesensart nicht fremd, aber sie unterscheiden sich bewußt von ihr. Ein solches Immunwerden gegen entfremdende Einflüsse ist unserer empfänglichen Generation noch etwas Unerhörtes; und doch muß es erreicht werden, damit unsere Nachkommen das teure Gut des deutschen Wesens ungeschmälert empfangen. Der Gefahren sind heute zu viele.

Man sollte meinen, nur eine lange Menschenbeobachtung könne dahin führen, das Ziel gefestigten Deutschbewußtseins zu erreichen. Aber sie kann bis zu einem gewissen Grade ersetzt werden durch die Empirie der Geschichte.

Diese Forderung stellen bedeutet eine Betrachtung historischen Geschehens verlangen, die in unserer Vergangenheit stets das Eigengut zu erkennen strebt und es scheidet von dem Fremden, was uns als dem Volke der Mitte von jeher überreich zugeflossen ist. Schon vor dem Kriege ist derartiges versucht worden, oft mit unzureichenden Mitteln und unter unzulässigen Voraussetzungen. Auch hier hat der Krieg die Frage dringender gestellt. Das Weltgeschehen beeinflußt auch die stille Arbeit der Wissenschaft.

Ein junger Heidelberger Gelehrter, Richard Benz, läßt soeben bei Diederichs in Jena eine Folge „Blätter für deutsche Art und Kunst" erscheinen*), die nichts Geringeres bezwecken als diese Frage für das Gebiet der höchsten Wesensleistung, der Kunst, zu lösen. Er führt aus, daß die deutsche Kunst, ursprünglich in der Religion begründet, von der kultischen Andacht des Beschauers getragen, durch die Einflüsse fremder Elemente, die als „Renaissance" zusammenzufassen sind, sich vom Leben gelöst und sich aus einer Ausdruckskunst in eine solche gewandelt hat, der die Darstellung alles ist, die Vergnügen zu bereiten hat; um dieses Vergnügen zu empfinden, gilt es ein Kenner zu werden, seinen Geschmack zum Kunstgenuß zu schulen. Eine unvolkstümliche Bildungsatmosphäre, in die man nur durch eine auf der Renaissance aufgebaute Schulung eindringen kann, hat maßgebende Geltung erlangt. Insbesondere unser Verhältnis zum Kunstwerk ist auf intellektualistische Voraussetzungen gestellt worden, die das Erlebnis ausschließen. Wir befinden uns mithin in einem Zustand den Künsten gegenüber, der fast auf allen Gebieten das Gegenteil des germanischen Empfindens bedeutet. Mit den Ausführungen von Benz wird sich die Wissenschaft und die Kulturphilosophie noch auseinandersetzen müssen; hier mußten ein paar Andeutungen genügen. Daß Benz diese Fragen überhaupt aufwirft, ist schon Förderung, selbst wenn sich manches als nicht haltbar oder als allzusehr zugespitzt, als ohne hinreichende

*) Heft 1: „Die Renaissance, das Verhängnis der deutschen Kultur"; Heft 2: „Verkündiger deutscher Kunst"; Heft 3 und 4: „Die Grundlagen der deutschen Kunst", I. Mittelalter. Jena 1915/16, Diederichs.

Gesamtprüfung hingestellt erweisen sollte. Für Einzelheiten scheint dies ja der Fall zu sein*). Als dringende Aufgabe ergibt sich jedenfalls, daß die Wissenschaft für Mittelalter und Neuzeit und zwar für alle Lebenserscheinungen die Frage „was ist deutsch?" aufwirft und zu beantworten sucht. Dann werden wir auch über die kühne Behauptung Burdachs Klarheit gewinnen, daß ohne die Impulse der Renaissance die deutsche Kultur untergegangen wäre.

Ich möchte also die Kontroverse, die sich hier angebahnt hat, hoch werten als den Beginn der dringend nötigen Erörterung über deutsches Wesen, die den Grundstein unserer künftigen Deutschwissenschaft bilden muß. Und diese wieder, durch das Medium kräftiger Persönlichkeiten hindurchgegangen, wird die Erziehung zu deutschem Selbstgefühl in weite Kreise tragen. Die Deutschwissenschaft oder Deutschkunde (vgl. meinen Aufsatz in den „Grenzboten" 1917 II Seite 137 ff.) wird das vorhandene Wissensmaterial unter dem Gesichtspunkt neuordnen und nach der Richtung weiter ausbauen, daß sie fragt: Inwiefern gewinnen wir daraus neue Erkenntnis deutscher Art und fördern deutsches Leben? „Festigung des Bandes, das als stolzes Bewußtsein der Volkszugehörigkeit alle Deutschen zusammenhält, flösse aus dieser Darzeigung deutschen Wesens, in denen der ganze Menschheitswert unserer Art zu volkstümlicher Offenbarung wird, und die in diesem Wert gelegene Kraft würde über den Kreis der deutschen Gemeinschaft werben unter allen Völkern der Erde, die guten Willens sind". So formuliert Walter Schmied-Kowarzik in einem empfehlenswerten kleinen Buch**) den Zukunftsausblick. Er zeigt, wie der Gedanke einer „Gesellschaft der Deutschwissenschaften" seit der Humanistenzeit immer wieder auftaucht, und man sieht aus seiner Darlegung, wie er sich geklärt hat und immer deutlicher als Inhalt die oben umschriebene Aufgabe vor sich stellt.

Aber sollen wir nun warten, bis die wissenschaftlichen Grundlagen alle bombenfest stehen? Nein, tausendmal nein! Wo die Überzeugung gewisse Ziele für die Erziehung unseres Volkes als heilsam setzt, soll sie sich freudig aussprechen und auswirken dürfen. So haben denn auch die nicht geschwiegen, die sich berufenglaubten, Wege zu deutscher Zukunft zu weisen. Freilich wird hier kritische Auseinandersetzung nötig.

Eine dringende Forderung scheint es zu sein, die deutsche Kunst als unmittelbarste Wesensäußerung unserer völkischen Art gegen das Überwuchern des Volksfremden zu schützen. Wenn irgendwo, muß hier auf den Eigenwuchs der Hauptwert gelegt werden, die deutsche Kunst als Auswirkung des deutschen Bewußtseins erscheinen und ohne Blicke nach rechts und links auf ihren Weg gestellt werden. Deshalb muß es zurückgewiesen werden, wenn Hermann Muthesius der Kunst durchaus exzentrische Motive für ihre Betätigung zuweist.***) Wie ihm französische Aufschriften an den Geschäften nicht deshalb abzulehnen sind, weil unser unwürdig, sondern weil dieser Zug „im Gesicht unseres Volkscharakters" uns bei den Nachbarn Geringschätzung einträgt, so erscheint ihm als Ziel deutscher Kunst nach dem Kriege: Anerkennung in der ganzen Welt, „führend auch auf diesem Gebiete zu werden, der Zukunft ihren Stil zu geben". Es ist merkwürdig, wie bei Muthesius der Begriff der Kunst sich nach der wirtschaftlichen Seite

*) Konrad Burdach, „Deutsche Renaissance", Heft 4 der „Deutschen Abende" (Vortrag im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht), Berlin 1916, Mittler.

**) „Die Gesamtwissenschaft vom Deutschtum und ihre Organisation, ein Sehnsuchtsruf dreier Jahrhunderte" (Bücher der Fichte-Gesellschaft, Band I), Hamburg 1918 (Deutschnationale Verlagsanstalt A.-G.). Im Anhang der Aufruf Adalbert Luntowskis „Fichte-Hochschulen als deutschwissenschaftliche Bildungsstätten". Schmied-Kowarzik betonte früher in „Ein Weltbund des Deutschtums" (Leipzig 1917, Weicher) die organisatorische Zusammenfassung des Auslandsdeutschtums mit dem heimischen Volk.

***) „Die Zukunft der deutschen Form" (Der deutsche Krieg, herausgegeben von Jäckh, Heft 50), Stuttgart, Dt. Verl.-Anst. Die andere hierher gehörige Schrift „Der Deutsche nach dem Kriege" (Weltkultur und Weltpolitik, herausgegeben von Jäckh, Deutsche Folge Heft 4) München 1916, Bruckmann, ist ebenso einseitig orientiert. Aufdringlich will man dem Ausland sich nähern, nötigenfalls durch das Tamtam einer Weltausstellung Hunderttausende nach Berlin locken, damit der Ausländer den Deutschen ja kennen lerne!

ausgestaltet; sie ist ihm nicht Wesensäußerung des Volkes, sondern vor allem Exportware. Die deutsche „Kunst" soll den Weltmarkt beherrschen, und als guter Kaufmann hat man sich den Wünschen der Abnehmer anzubequemen. Das möge der Händler mit allen anderen Waren, nur nicht bei Kunstwerken tun, denn hier trifft es die nationale Würde. Deutsche Kunst kann sich nicht dem amerikanischen oder englischen Markt anpassen, auch nicht, wenn unser Volk sich als „geschmacklich führendes" die „Liebe der Welt" leichter erwerben könnte. Es gilt nicht, führend zu sein, sondern sich rein auszudrücken. Ist man etwas, so wird man auf die dünne Schicht kultivierter Menschen in allen Völkern, gewöhnlich Menschheit genannt, seine Wirkung nicht verfehlen. Was aber Muthesius den Sieg des deutschen Geschmackes, der deutschen Form, der deutschen Kunst nennt, ist der Erfolg, den der Imperialismus des kunstgewerblichen Großhändlers davonträgt. Vor der hierin liegenden Verwechslung von Industrie- und Handelswerten mit Kunstwerten bewahre uns der heilige Sombart!

Nicht nach außen also, wie Muthesius will, sondern vor allem nach innen das Licht des deutschen Gedankens wieder leuchten zu lassen, tut in diesen Zeiten not, da Hunderttausende hinter geschickt aufgemachten Schlagworten herlaufen. Wie soll das nun aber geschehen?

Bischoff läßt seine vorhin erwähnten Ausführungen ausklingen in einen Aufruf an die geistig führenden Kreise, mit dem von ihm erstrebten „Persönlichkeits- und Gesellschaftsidealismus" das ganze Volk zu durchdringen, damit es sich kräftig erhalte, die „hohe, friedvolle und segensreiche Menschheitszukunft" zu fördern. Aber wie er individualistische und soziale Strebungen versöhnen will, so strebt er auch nationalen und menschheitlichen Zielen zugleich nach. Und hier stoßen sich die Sachen. Doch das Eine ist an Bischoffs Gedanken zweifellos beherzigenswert: die Gebildeten sollen sich ihrer Pflichten wieder bewußt werden, sie sollen als lebendige Glieder des Volksganzen wirken, auf daß ihr Pfund wuchere. Ob dazu die Vereinigung in einen Bund notwendig ist, will ich nicht erörtern; praktisch wird sie sich erweisen. Und da von den verschiedensten Seiten gleichzeitig der Gedanke sich durchgesetzt hat, durch Zusammenschluß Gleichgesinnter die Herrlichkeit des Herbstes 1914 fruchtbar zu erhalten, so muß auf diese Erscheinung doch hingewiesen werden. Von der ersten und größten Vereinigung, die in ihrer Bedeutung von Anfang an überschätzt, heute stark zurückgetreten ist, braucht hier nicht geredet zu werden. Wichtiger, weil klarer und den Problemen nicht aus dem Wege gehend, ist Pastor Kählers Programm der Flensburger „Vaterländischen Gesellschaft für volkstümliche Vorlesungen", das klar die drei Antinomien aufzeigt, an deren Lösung durch geistige Anregung gearbeitet werden soll: Volksgefühl und Staatsbewußtsein, Individualismus und Eingliederung, Nationalgefühl und Weltbürgertum (vgl. „Die Tat" vom August 1916). Zugleich trat Eugen Diederichs, der bekannte Verleger, an die Spitze einer „Gemeinnützigen Gesellschaft 1914 zu Jena", die auf ähnlichen Wegen, durch volkstümliche Vortragsreihen und durch das Theater erzieherisch auf die „Bürgerschaft" zu wirken suchte. Im größten Stile aber ist die in Hamburg von Adalbert Luntowski und Wilhelm Kiefer gegründete, auf das ganze Reich ausgedehnte „Fichte-Gesellschaft von 1914" angelegt. Sie strebt durch Vortrags- und Besprechungskurse (städtische Volkshochschulen, z. B. in Hamburg im Gange), durch Einwirkung auf Theater und Schrifttum, durch Gründung von ländlichen Volkshochschulen, durch ihre Zeitschrift „Deutsches Volkstum" (früher „Bühne und Welt") nach Gesundung unseres geistigen Lebens. Dem Gesamteindruck des Programmes nach steht bei Diederichs der soziale, bei der Fichte-Gesellschaft der nationale Gedanke im Vordergrund; auch hier wieder die beiden Leitmotive unserer Zukunft, in deren Versöhnung das Heil des deutschen Wesens liegt.

An ihren Früchten wird man schließlich den Wert dieser Vereinigungen erkennen; an ihren Früchten auch die neue Schule der bewußten Deutschheit, auf deren Entstehen und Ziele ich in diesen Blättern schon früher hingewiesen habe. Hier wird sich freilich erst nach hartem Kampfe das Neue an die Stelle des Alten setzen. Wer sich über den Stand des Kampfes unterrichten will, der lese die

energische und warmherzige Schrift von Johann Georg Sprengel: „Des deutschen Unterrichts Kampf um sein Recht“*). Es liegt etwas Tragisches darin, daß es meistens alte Humanisten sind, die jetzt sich zu dem Schlusse durchringen, die antik-humanistische Bildung zugunsten der deutschen Bildung zu beschränken, die auch eine humanistische sein muß. Aber liegt hierin nicht eine Gewähr dafür, daß die gewonnene Überzeugung stärker ist als die Gewohnheit? —

Ein Vorwärts und Aufwärts in deutschem Geiste spiegelt weithin das deutsche Leben der Gegenwart. Aber wenn wir nun geläutert sind in deutscher Flamme — was dann? Kommen wir dann nicht zu der Forderung nach einem „Weltreich des deutschen Geistes“? Fangen wir nicht an „zu begreifen, daß es der Kulturgedanke des Deutschtums ist, der unsere Pflicht in der Welt darstellt“**)?

Bischoff meint, der soziale Fortschritt und die Weltfriedensidee seien nur zu retten, wenn das Deutschtum lebenskräftig bleibe. Bergmann spricht davon, daß der Deutsche mit der Idee missionieren müsse, und denkt dabei an Preßpolitik, Flugschriftenliteratur, Lichtspiele und Vorträge, Mutheßius will den „deutschen Geschmack“ in die Fremde tragen. Schmied-Kowarzik hat darauf hingewiesen, daß ein kultureller Imperialismus in Deutschland seit Klopstock und Herder als Ideal empfunden wird. Aber der Krieg hat gezeigt, wie fern wir den anderen und die anderen uns sind, wie unzugänglich ihre Seelen für unsere Güter sind. So bleibt nur, daß wir uns erhalten in Reinheit und Kraft. Wir wohnen ja nicht in der Wüste, sondern im Kreise der Völker; man kann uns nicht übersehen. Und wem wir etwas sein können, der wird uns zu finden wissen. Unser Dasein wird erzieherisch wirken, wenn wir unsere Wesensart nicht mehr verleugnen, sondern immer reiner ausprägen. Vielleicht, daß sich Teudts Gedanke verwirklicht: die deutsche Sachlichkeit ist der deutsche Gedanke in der Welt. Vielleicht, daß wir einmal einen echten Idealismus in fremden Völkern aus deutschem Samenkorn heranwachsen sehen. Aber: dâ hoeret ouch geloube zuo!

Also gewiß Widerlegung der Lügen über uns in würdiger Form, Ankündigung der Güte deutscher Handelswaren — aber kein Kulturimperialismus! Im letzten Sinne gibt es überhaupt keine Verständigung des Ichs mit einem Fremden; und sowohl im individuellen wie im völkischen Verkehr gilt schließlich, was Schopenhauer lehrt: Keinenfalls können die anderen von unserem Geiste mehr empfangen als einen Reflex, mittelst eines von beiden Seiten beförderten Versuchs, unsere Gedanken mit ihren Köpfen zu denken, in denen solche jedoch immer noch exotische Pflanzen, folglich verkümmert und geschwächt bleiben werden.

So sollen wir also auf die Hoffnung verzichten, daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll? Nein, an eine geheimnisvolle Sendung unserer Nation zu glauben, ist uns allen tiefstes Bedürfnis. Aber daß der Weg eines rationalistischen Weltbürgertums, der Unterdrückung unserer Volksindividualität nicht zum Ziele führt und auch einer großen Nation unwürdig ist, kann doch jetzt nicht mehr bezweifelt werden. Scheuen wir uns doch nicht, es auszusprechen: Wir wissen nicht Sinn und Ziel unseres Volksdaseins, wir glauben, daß es Sinn und Ziel hat; wir handeln dementsprechend, indem wir unser Volk zu einem brauchbaren und scharfen Werkzeug ausgestalten. Die Hand des Werkmeisters wird nicht fehlen, wenn die Zeit erfüllt ist.

*) Berlin 1917, Salle.

**) Eugen Kühnemann, in der Vorrede zu seiner Sammlung wertvoller Reden und Aufsätze „Vom Weltreich des deutschen Geistes“ (München 1914, Beck). Doch verschließt sich der Verfasser, wie neuere Äußerungen zeigen, nicht der Tatsache, daß bei der grundsätzlichen Verschiedenheit des Denkens der Völker eine Einwirkung nur auf beschränkten Erfolg rechnen kann.

Deutsche Flurbereinigung

Geschichtliche Erinnerungen — politische Mahnungen

Von Dr. Paul Wentzcke

4. Das alte und das neue Mitteleuropa.

Wer den Begriff der Flurbereinigung ganz wörtlich auf die Bedürfnisse unserer Außenpolitik ausdehnen will, wird zunächst an Arrondierung und Abglättung der zerrissenen deutschen Grenzen im künftigen Friedensschluß denken. Gewiß warten auch hier drängende Aufgaben, deren Lösung unsere militärischen und wirtschaftlichen Generalstäbe mit Kraft und Einsicht vorzubereiten haben. Aber entscheidend sind doch allein die ganz großen Probleme: Wie in der inneren „Flurbereinigung“ die preußische Wahlrechtsreform am schärfsten und anschaulichsten den uralten Streit zwischen Reichsgedanken und Territorialstaat verkörpert, wurzeln die Leitworte von mitteleuropäischer Gemeinschaft im deutschen Traume einer Synthese von Weltbürgertum und Nationalstaat.

Eilfertige Federn haben wohl versucht, die Grundlagen dieses Gedankens bis in die Aufzeichnungen und Meinungen deutscher Denker jahrhundertelang, zum mindesten bis in die Ideenwelt von Gottfried Wilhelm Leibniz zurück zu verfolgen. In Wirklichkeit ist von einem „Mitteleuropa“, wie wir es heute zu bilden versuchen, weder bei ihm noch bei seinen Epigonen die Rede. Laut und vernehmlich klingt nur die Vorstellung vom weltgebietenden „römischen Reich deutscher Nation“ nach, wo allzu empfängliche Ohren den „Unterton“ des mitteleuropäischen Gedankens zu hören meinen. Erst nachdem das alte deutsche Kaisertum endgültig verschwunden war, konnte auf den Trümmern seiner politisch-wirtschaftlichen und religiös-philosophischen Machtstellung der neue Begriff entstehen, der bereits in der großen Krisis der deutschen Revolution von 1848 lebhaft genug pulsiert. Um den „Mikrokosmos“ der thüringischen Einheitsfrage fügte sich damals im Gewirr der Publizistik, wie wir schon hörten, das feste Band der kleindeutschen, bundesstaatlichen Einigung. Im konzentrischen Kreise schlingt sich darüber der Gedanke des deutsch-österreichischen Staatenbundes, dem sich als Trabanten die herabgefallenen Blöcke der mittelalterlichen Kaiserburg, die Pufferstaaten im Westen und Norden, anschließen sollen. Aber die letzte Vollendung fehlt bereits dem kunstvollen Bau solcher Ideen. Der Gedanke an die „Vereinigten Staaten von Europa“, der ebenfalls auftaucht, wird durchbrochen von der Erkenntnis, daß die wirtschaftliche Zukunft des mitteleuropäisch-deutschen Staatenbundes im Osten liege. Im Kampf gegen den englischen Freihandel hatte ja Friedrich List schon zwei Jahrzehnte zuvor die überquellende Kraft der großdeutschen Gedanken auf den Weg zur Türkei gewiesen, wo sich neue Einflußgebiete eröffneten. Das so modern anmutende Schlagwort „Berlin—Bagdad“ ist 1848 deutlich vorgebildet in der Hoffnung, in Anatolien Siedlungsland für deutsche Kolonisten zu gewinnen.

Der Keim neuer fruchtbarer Gedanken wurde damit gelegt, aber der Weg zur Tat war noch weit. Selbst der gegenseitige Anschluß von Deutschland und Österreich blieb, wie ein wackerer Deutsch-Böhme damals mit Recht hervorhob, vorerst noch „ein neuer, in der Geschichte unbekannter Begriff“. Der ideale Einheitsgedanke, der die Deutsch-Österreicher nicht aus dem emporwachsenden Reiche ausschließen wollte, hemmte im Jahre 1848 die Ausbildung der in ferne Zukunft weisenden Ideen. Es ist nicht anders: erst der Bruderkampf von 1866, der scheinbar die deutsche Volksgemeinschaft auf ewig zerriß, schuf die Möglichkeit, die Grundmauern, auf denen sich der große Neubau sicher und fest zur Höhe erheben konnte, in unberührtes Gestein zu schlagen. Als Bismarck dann vier Jahre später dem neuen Reich durch die Einverleibung Elsaß und Lothringens eine ewige Fron auferlegte, die seine Außenpolitik von vornherein und in jeder welt-

politischen Lage vorweg mit der Revanchelust Frankreichs belastete, wurde die 1866 gewonnene Möglichkeit zur Notwendigkeit. Nicht im siebzehnten Jahrhundert, in den Flugschriften deutscher Staatsphilosophen vom ewigen Frieden, sind die Keime unserer mitteleuropäischen Waffengemeinschaft zu suchen. Im Zwange der Isolierung, der sich die junge Schöpfung Bismarcks zwischen Rußland, Frankreich und England ausgesetzt sah, und im Lebenskampf Österreichs-Ungarns um sein Dasein gedieh der kühne Gedanke zur Tat. Mit der Gründung des Deutschen Reiches beginnt daher mit Recht erst die bedeutsame Darstellung, die Hermann Oncken dem „alten und neuen Mitteleuropa" widmet*).

„Das alte Mitteleuropa": das ist die Gemeinschaft Deutschlands und Österreich-Ungarns, die vor Bismarcks Geiste bereits am Abend des Schlachttages von Königgrätz erstand. Dem deutschen Volke schienen damit die alten Träume, die die Pläne und Entwürfe selbst der kühnsten Denker von 1848, eines Heinrich von Gagern und Josef von Radowitz, überschattet hatten, neues Leben zu gewinnen. Dem großen preußischen Staatsmanne aber mußte der Gedanke von vornherein mehr sein: die weltpolitische Sicherung Deutschlands gegen den Alp der Koalitionsdrohungen von West und Ost, die die neue Staatenbildung im Herzen Europas schon in ihrer Entstehung mit Vernichtung bedrohten! Hatte doch Viktor Hugo, als er noch vor 1870 in blendenden Worten ein russisch-französisches Bündnis als den „Schrei der Natur" pries, lebhaftesten Widerhall an der Newa und Moskwa gefunden. Seit dem Hochsommer 1866 schon warb Bismarck daher in der Publizistik wie bei den Staatsmännern und Herrschern beider Staaten für den großen Gedanken, dem er am Vorabend des diplomatischen Abschlusses klassische Form gab: „Das Deutsche Reich dürfe es nie darauf ankommen lassen, auf dem europäischen Kontinent zwischen Rußland und Frankreich neben dem niedergeworfenen und von Deutschland im Stich gelassenen Österreich-Ungarn isoliert zurückzubleiben. Deutschland müsse also auch ohne Gegenseitigkeit so handeln, als befinde es sich im Besitz eines Bündnisses."

Lediglich defensiv aber — auch das ist bedeutungsvoll — war der Vertrag gedacht, der am 15. Oktober 1879 ein neues Band zwischen dem deutschen Bundesstaat und dem Habsburgischen Doppelreich knüpfte. Denn es war Interessenpolitik im besten Sinne des Wortes, die beide Vertragsgegner fesselte, und nur als Unterströmung wirkte die Erinnerung an uralte Kultur- und Lebensgemeinschaft des ganzen deutschen Volkes mit. Sie schlug vor allem für die Deutsch-Österreicher und für Süddeutschland die Brücke zwischen dem alten Reich und dem neuen Gedanken an eine mitteleuropäische Gemeinschaft, der sich jetzt erst fruchtbar um den Kern des deutsch-österreichischen Bündnisses ansetzen konnte.

Vorerst allerdings war man insbesondere am Ballhausplatz vor allem bemüht, sich trotz des Bündnisses volle Handlungsfreiheit nach innen und außen zu bewahren, und wehrte ängstlich jede weitere Bindung an deutsche Einflüsse ab. Bismarck selbst hatte die amtlichen Verhandlungen mit dem Grafen Andrassy mit dem Vorschlag eingeleitet: „ein öffentliches, verfassungsmäßiges Bündnis zu schließen, das durch Mitwirkung aller konstitutionellen Faktoren zustande gekommen, auch nur mit Zustimmung in Deutschland des Kaisers, des Bundesrates und des Reichstages, in Österreich des Kaisers und der Vertretung von Zis- und Transleithanien auflösbar sein sollte." Und selbst Kaiser Wilhelm der Erste nahm Anstoß daran, daß Österreich nicht auch für den Fall eines französischen Angriffes auf Deutschland ausdrücklich zur Hilfeleistung verpflichtet wurde. Sein Kanzler aber war mit dem geringeren Erfolg durchaus zufrieden, der das Reich mit dem Habsburger Staat vorerst nur gegen Rußland zu Schutz und Trutz einte. Er vertraute auf die Gemeinschaft der Lebensinteressen im Osten, die mit unerbittlicher Folgerichtigkeit seitdem in der Tat beide Staatskörper ein Menschenalter hindurch aneinandergekettet hat.

*) „Das alte und das neue Mitteleuropa" (Perthes Schriften zum Weltkrieg. Heft 15). Gotha, Fr. A. Perthes, 1917.

In dieser Voraussicht war der Leiter der deutschen Geschicke fast allzu ängstlich darauf bedacht, das feingearbeitete Werk nicht durch die natürlichen außenpolitischen Gegensätze des eigenen, aufstrebenden Volkes im Westen und auf der See übermäßig zu beschweren und den Gang der mitteleuropäischen Politik dadurch zu hemmen. Während in Österreich die Nationalitätengesetzgebung des Grafen Taafe und die Sprachenverordnungen Badenis gerade unter dem Schutze des Bündnisses mit Deutschland die Hegemonie der Deutschen im Staate selbst zurückdrängen konnten, drückte der Zwang dieses selben Bundes der Nationalitätenpolitik des Reiches den Stempel der Unentschlossenheit und Halbheit auf. Die einzelnen Phasen der preußischen Polenpolitik sind nur zu verstehen, wenn man sie in Beziehung setzt zu der auswärtigen Politik Deutschlands, die das zarte Pflänzchen „Mitteleuropa" nicht durch den Gegensatz gegen den Zaren belasten durfte. Und nicht anders stand es in Elsaß-Lothringen. Auch hier ist die Behandlung der reichsländischen Frage und die wechselvolle Versöhnungspolitik gegenüber Frankreich nur durch die Rücksichten erklärlich, die das Reich in Wien und Budapest nehmen mußte. Daß diese „Rücksichten" dann nur zu bald bei den Mittelstellen hier wie dort Selbstzweck wurden, bei den verantwortlichen unteren Verwaltungsorganen sogar zu strafwürdiger Vernachlässigung nationaler Reichsinteressen ausartete, ist ja bekannt. Für den Staatsmann des mitteleuropäischen Gemeinschaftlebens aber war und blieb es in der Tat erste Pflicht, Rußland und Frankreich auseinanderzuhalten und ihrer Angriffslust nach Möglichkeit jede Nahrung zu entziehen. Kaiser Karl des Fünften Wort: „Wenn Wien und Straßburg zu gleicher Zeit bedroht seien, würde er zuerst zum Rhein eilen", konnte im neuen Habsburger Doppelreiche erst nach harter Prüfung wieder Geltung gewinnen.

„Die ersten Bündnisverhandlungen, die zeitlich unmittelbar an den Abschluß mit Österreich-Ungarn anknüpfen, sind aus demselben Geiste geboren wie das Bündnis von 1879 und daher geeignet, seinen Sinn noch deutlicher herauszustellen." Dank der persönlichen Fürsprache Fürst Karls von Rumänien, den als Ministerpräsident der ältere Bratianu kräftig und gewandt unterstützte, wurde der Wall Mitteleuropas gegen Rußland im Herbst 1883 bis zum Schwarzen Meer verlängert. Im Jahre zuvor hatte Italien nach der Besetzung von Tunis durch Frankreich offen Halt und Schutz bei den beiden Mittelmächten gesucht. Nur so glaubte es der völligen Isolierung am Mittelmeer entrinnen zu können, die seine weltpolitische Großmannssucht schärfer und empfindlicher bedrohte als der nationale Gegensatz gegen Österreich, der trotz des neuen Bündnisses lebendig blieb. Im Sinne der mitteleuropäischen Gesamtpolitik war damit der schwächste Partner, der Habsburgische Nationalitätenstaat, durch den Anschluß von Rumänien und Italien wesentlich entlastet. In Siebenbürgen, am Isonzo und in Welschtirol wurde die Gefahr der Irredenta zunächst beschworen. Der Neubau des Deutschen Reiches dagegen ertrug willig die drückende Last der polnischen und elsaß-lothringischen Hypothek, so lange nur das Bündnis mit Österreich den europäischen Frieden gewährleistete. Gestützt auf die guten Beziehungen, die England zum Dreibund als den Gegner seiner weltpolitischen Nachbarn, Rußland und Frankreich, pflog, konnte Bismarck sogar an die Gewinnung außereuropäischer Stützpunkte für Deutschlands Weltgeltung denken.

In all diesen Wandlungen aber blieb sich der deutsche Reichskanzler stets der Gefahr bewußt, die selbst der neuen mitteleuropäischen Gemeinschaft von einem Zweifrontenkriege drohte. Die Pflege überlieferter Freundschaft mit Rußland sah er daher nach wie vor als Pflicht der Realpolitik an, der er durch den Rückversicherungsvertrag von 1887 meisterhaft entsprach. Mit ihm schob er nicht nur den Zusammenschluß des Zarenreiches mit Frankreich gerade über die Jahre erhöhter Revanchelust und der Rüstungen Boulangers hinaus. Auch die Annäherung Englands an den Dreibund, die uns den unschätzbaren Gewinn Helgolands brachte, wurde durch den weltpolitischen Zwang, den Bismarck durch das Übereinkommen mit Rußland mittelbar auf Großbritannien ausübte, aufs trefflichste vorbereitet.

Nach allen Seiten stieß die deutsche Außenpolitik kraftvoll aus der Panzerfeste Mitteleuropa vor und hielt jede engere Einschließung fern.

Inmitten dieses „diplomatischen Bewegungskrieges" hat der Gründer des Reiches die Leitung niedergelegt. Den jüngeren Kräften, die ihm folgten, ist es nur gelungen, die Einkreisung, die sich dem rückschauenden Auge zum mindesten seit 1886 deutlich abzeichnet, ein gutes weiteres Jahrzehnt aufzuhalten. Die Autorität und das weltgebietende Ansehen, die dem Staatsmanne, der jetzt aus Friedrichsruh seine Warnungsrufe und Mahnungen ertönen ließ, zu Gebote gestanden hatten, mußte der neue Kurs durch stärkste Ausprägung der Richtlinien der bisherigen Reichspolitik zu ersetzen suchen. Aus diesem Grunde war es, wie Hermann Oncken hervorhebt, durchaus richtig, ihre problematischen Bestandteile zunächst wieder auszuschalten und den Rückversicherungsvertrag nicht zu erneuern. Die Annäherung an England, die die Ära Caprivi kennzeichnet, gab dafür die Möglichkeit, Italien fester zu binden und den Dreibund in sich zu stützen. Vor allem fiel die Notwendigkeit, Rußland in der Bestimmung der Balkanschicksale allzu freie Hand zu lassen. Als der Balte Julius Eckardt 1892 auf die Wichtigkeit Bulgariens als Schutzwall Konstantinopels gegen Rußland hinwies, begann auch die deutsche Reichspolitik, nach einem kaiserlichen Wort von 1909, die Straße nach Kleinasien als den „letzten und einzigen Landweg Deutschlands in die Welt" zu werten. „Die Frage, ob der slawisch-russische Eisenring von einer oder von zwei Seiten (von Osten und von Süden) um den germanischen Leib gelegt, und ob der direkte Weg in den Orient für das mittlere Europa gesperrt werden solle, diese Frage wurde eine eminent deutsche Frage." (J. v. Eckardt 1892.)

Mit solchen Vorzeichen begann die Werbung für das neue Mitteleuropa, in der wir heute noch stehen. Die Propheten und Vorkämpfer des alten Mitteleuropa hatten sich mit der Forderung engsten gegenseitigen Anschlusses Deutschlands und Österreich-Ungarns begnügen können. Im Wechselspiel europäischer Machtpolitik standen beide vereint als Erben des römischen Reiches deutscher Nation wohl gerüstet bereit, den Kampf gegen die sämtlichen kontinentalen Gegner aufzunehmen. Das junge Geschlecht, das im Angesicht neuer, weltumspannender Konstellationen aufwuchs, in dessen Leben die Wirtschaftsfragen alle nationalen und kulturellen Interessen zu überwuchern drohten, durfte und mußte seine Ziele weiter stecken. Als sich König Eduard des Siebenten Einkreisungspolitik die Drohungen des russisch-französischen Zweibundes dienstbar zu machen wußte, erstrebte das Reich in einer konsequenten Orientpolitik Halt und Stärke im nahen Osten. Weltpolitische Wanderer und Kaufleute, die Pfadfinder der modernen Realpolitik, wiesen immer deutlicher den Weg nach Konstantinopel und darüber hinaus nach Bagdad. Aber mit Recht folgten ihnen die leitenden Staatsmänner und die Gunst des deutschen Volkes nur vorsichtig und zögernd. Beide hielten auch hier den Grundgedanken der Bismarckschen Politik aufrecht, sich nicht einem einzigen Staate ausschließlich zu verpflichten. Bis in die letzten Sommertage des Jahres 1914 wurden alle Möglichkeiten erwogen, den Frieden zu wahren und in ihm die bisherige Weltwirtschafts- und Handelspolitik Deutschlands weiter zu führen. Ob diese Versuche aus militärischen Rücksichten nicht etwa doch bereits früher abgebrochen werden mußten, ist eine Frage, die nur die Politik des Deutschen Reiches allein berührt. Im Sinne der mitteleuropäischen Gemeinschaft, die sich in all diesen weltpolitischen Problemen der letzten Jahre stärker und stärker herausarbeitet, war es jedenfalls nicht, von Deutschland aus den unvermeidlich werdenden Weltkrieg zu entfesseln. Nur so überwanden wir die Balkankrisen, und nur so wurde Bulgarien an die schimmernde Welthandels- und Heerstraße angeschlossen, die heute in der Tat nicht nur von Berlin sondern von Riga und Reval bis Damaskus Europa und Asien durchzieht. Nur so konnte das stolze Gebäude der Bismarckschen Bündnisgruppe, das alte Mitteleuropa, den Wegfall der „Hilfskonstruktionen", Italien und Rumänien, ohne Schädigung seiner Standfestigkeit überwinden.

Dem neuen Mitteleuropa aber, das in unerhört heftigen Kriegsgewittern zur Wirklichkeit wurde, sind bei seinem Aufbau die stärksten Klammern eingefügt worden, durch die sich Staaten auf die Dauer allein binden lassen: die tiefsten und höchsten persönlichsten Lebensinteressen seiner Völker. „Als schöpferischer Zerstörer hat der Krieg einen neuen Vierbund geschaffen, der nicht durch die zerreißbaren Fäden diplomatischer Verabredung, sondern, aus gemeinsamer Tat geboren, durch die tiefsten inneren Notwendigkeiten aneinander geknüpft ist." Aber es ist Kriegsarbeit, unter der Last äußeren Druckes zusammengefügt, was vor uns liegt; und begreiflich regt sich der Wunsch, das gemeinsame Erlebnis auch im Frieden auszuwerten, die Kriegsverträge den Bedürfnissen des freien wirtschaftlichen und kulturellen Wettbewerbes anzupassen. Von Friedrich Naumanns „Mitteleuropa" zu Onckens letzter Flugschrift schlingt sich daher eine schier unübersehbare Literatur, die das Fundament des Bundes tief in die Seelen der Völker zu senken sucht.

Als wir Naumanns Buch im Hochsommer 1915 in den Trümmern von Hooge lasen, erweckte es fast ebensoviel Anregung wie Widerspruch. Bewundernd folgten wir den feinen, scharf geschliffenen Wendungen, die uns das mitteleuropäische Wirtschaftsvolk vor die Seele zu zaubern, den militärischen Verteidigungsbund zur inneren Gemeinschaft zu erheben suchten. Aber zugleich wurde auch schärfster Widerspruch wach. In den kargen Kampfpausen, die uns gegönnt waren, lastete in unerträglicher Schwere der ganze Fluch des Stellungskrieges auf uns, die wir damals schon seit dreiviertel Jahren im flandrischen Boden zur Untätigkeit verdammt waren. Voll grimmen Neids vernahmen wir die Siegesnachrichten vom Osten, wo die Kameraden in anregendem Bewegungskrieg von Festung zu Festung flogen. Selbst der einfachste Soldat fühlte in allen Fasern, daß nur äußerste Not den deutschen Offensivgeist, der alle beseelte, in Fesseln legen durfte. — Und Naumann pries uns gleichzeitig den „Schützengraben als die Grundform der Vaterlandsverteidigung", während wir, die wir seit Monaten die neuen Waffen des Grabenkrieges handhaben mußten, mit Sehnsucht des Tages harrten, der uns aus ihm erlöse! Heute ist über diese einseitige Auffassung glücklicherweise kaum noch ein Wort zu verlieren. Schon in den Tagen, da Naumann sein Buch abschloß, legte der Durchbruch von Gorlice die erste Bresche nicht nur in den eisernen Gürtel, den die Entente dem altneuen Mitteleuropa um die sich reckenden Glieder gelegt hatte. Er schob auch die „wirtschaftlichen Schützengräben" weit genug vor, um Raum und Atem zu gewinnen zu neuen Angriffen, die das Ziel der militärischen und der wirtschaftlichen Kriegführung lebensvoller Völker und Staaten bleiben müssen. Jahr für Jahr hat das deutsche Volksheer inzwischen den Beweis geliefert, daß es als Führer des neuen Mitteleuropa durchaus nicht geneigt ist, sich mit dem Raum innerhalb der Schützengräben zu begnügen, die ihm die Gegner aufgezwungen haben.

Mitteleuropa muß, darin stimmen wir Naumann freudig zu, auch in künftigen Zeiten der Haltepunkt der ihm angeschlossenen Völker bleiben. Und freudig wird es gerade Deutschland begrüßen, wenn sich das Bündnis mit dem Habsburger Staat in dem Sinne umgestalten läßt, wie es schon Bismarck 1879 wünschte: zu einem öffentlichen, verfassungsmäßigen Vertrage, der über militärische Hilfeleistung hinausweist zu immer engerem Ineinandereinleben in Wirtschaft, Recht und Kultur. Darüber aber dürfen wir die Mahnung nicht vergessen, die Onckens geschichtliche Darstellung von Bismarcks mitteleuropäischer Politik eindringlich genug uns nahe legt: „Die staatlichen und nationalen Individualitäten sind in ihrem eigenkräftigen Sonderleben viel zu wertvoll, als daß sie zugunsten künstlich abgeleiteter Begriffe verdrängt werden dürften. Seine Individualität bereichert nur, wer sie behauptet, nicht, wer sie durch Anpassung und Unterordnung auszudehnen vermeint."

Stärker als unter Bismarcks Regiment, das den Übergang von der nationalen, kontinentalen Politik der Großmächte seiner Zeit zum imperialistischen

Ausdehnungsdrang der neuen Weltmächte bezeichnet, muß also für uns die mitteleuropäische Gemeinschaft maßgebend bleiben auch für unsere Weltpolitik. Aber sie darf heute so wenig wie damals als unerträglicher Zwang wirken. Das „System politischer Aushilfen", das der Gründer des Reiches so meisterhaft handhabte, wird auch in unserer Politik die Oberhand gewinnen, sobald die Beziehungen zwischen den Gliedern der großen Völkerfamilie erneut aufgenommen werden. Die Verhandlungen in Brest-Litowsk sind dazu die Vorzeichen. Für ihr Ziel hat Graf Hertling klar und deutlich im eigenen Namen wie in dem unserer Verbündeten den Grundsatz aufgestellt, „daß wir die Staatswesen, mit denen wir jetzt, auf die Erfolge unserer Waffen gestützt, Frieden schließen, zu unseren Freunden in der Zukunft machen müssen und machen wollen." Noch aber sichern die Heere im Westen die Mitte Europas vor dem politischen Druck, der die Freiheit der Entschließung weit stärker bindet als die wirtschaftliche und militärische Not, die uns der Krieg gebracht hat. Gerade diese Spanne Zeit aber gilt es zu nutzen. Wie wir mit froher Hoffnung auf glückliches Gelingen schon jetzt, noch mitten im Kriege, die preußische Wahlrechtsreform in Angriff genommen haben, so gilt es unverzüglich Hand anzulegen an die territoriale Neuordnung und Zusammenlegung im Inneren des Reiches und an eine „Flurbereinigung" auch auf dem Gebiete der Außenpolitik. Wirtschaftliche Notjahre drängen nur zu bald rein politische, zumal außenpolitische Interessen, Hoffnungen und Wünsche in den Hintergrund! Diese allgemein geschichtliche Wahrheit gilt insbesondere und vor allem für das deutsche Volk im Reich und in den Einzelstaaten. Selbst den berauschenden Märztagen von 1848 und der glühenden Begeisterung der Paulskirche folgte nur zu schnell eine Abspannung, die in weiten Kreisen des gebildeten Mittelstandes fast wieder zur alten politischen Trägheit des deutschen Philisters führte. Und gerade vor hundert Jahren brachen unmittelbar nach dem Wartburgfest — noch vor den berüchtigten Karlsbader Entschlüssen — die Träume selbst der wageluftigsten jugendfrischen Denker des aufstrebenden Liberalismus vor der drängenden Sorge um das tägliche Brot zusammen, die auch damals nach zwanzig Kriegsjahren erst nach dem Frieden mit knöchernem Finger zu harter Arbeit in Verwaltung und Wirtschaft rief.

Während im inneren Deutschland selbst das Verhältnis Preußens zum Reich zu einer umfassenden Neuordnung drängt, gilt es im Westen durch endgültige Einverleibung Elsaß-Lothringens in den einzigen Großstaat, den wir besitzen, die Revanchehypothek Frankreichs restlos zu löschen. Der Liquidation des feindlichen Grundbesitzes im „Reichslande" muß die des staatsrechtlichen Zwitterzustandes auf dem wichtigsten Glacis des Reiches folgen. Ähnlich steht es in Polen, wo die Friedensverhandlungen mit den russischen Teilstaaten und Völkern freie Bahn zu neuer Innenpolitik geschaffen haben. Zugleich muß das neue Mitteleuropa im Ausbau Bismarckscher Überlieferung begründet werden: ein Verteidigungsbollwerk gegen jede neue Einkreisung, dem aber auch die Ausfalltore zur Fortsetzung unserer Weltpolitik nicht fehlen dürfen.

Nur so wird unsere weltpolitische Flurbereinigung nicht zur einseitigen „Vereinödung" werden. So wenig wir in Deutschlands Verfassung selbst das Zusammenarbeiten von Reich und Territorialstaaten durch einen verflachenden Einheitsstaat ersetzen möchten, so wenig wünschen wir in unserer Außenpolitik ein restloses Aufsaugen unseres wirtschaftlichen und geistigen Weltbürgertums durch den einseitig gebundenen und verpflichteten Nationalstaat. Aber die Reibungen in Ost und West gilt es zu mindern. Eine vorsichtige und schonend durchgeführte „Verkoppelung" der in der mitteleuropäischen Gemengelage liegenden Teilstücke und Völker wird die Kräfte jedes einzelnen Staates, der zur Gemeinschaft gehört, unendlich stärken: zum Wohle des Ganzen und zum Heile eines langfristigen Friedens.

Die Neugestaltung der Frauenschule

Von Oberlehrer Dr. Hans Offe

icht ganz zufällig scheint es zu sein, daß von den höheren Lehranstalten gerade die Frauenschule bereits während des Krieges auf eine wesentlich veränderte und erweiterte Grundlage gestellt worden ist. Die entscheidenden Gründe dafür sind einmal in der nahezu allgemein unbefriedigenden Form der bisherigen Frauenschule zu suchen, anderenteils hat die Not der Zeit offenbar keine längere Unklarheit über die bezüglichen Anforderungen der Zukunft an diese Schulen geduldet.

Mit erfreulicher Ausführlichkeit gibt denn auch der unterm 31. Dezember 1917 veröffentlichte preußische Ministerialerlaß die in Fachkreisen seit Jahren lebhaft erörterten Mängel der Frauenschule von 1908 zu. Deutlich und unumwunden werden die wünschenswerten Dinge beim rechten Namen genannt. Dem Pflichtenkreise der gebildeten Frau entsprechen als für alle Mädchen zu erstrebende folgende drei Leitziele:

a) Einsicht in die Bedürfnisse und Anforderungen des Haushaltes, sowie Kenntnis der zu ihrer Befriedigung dienenden Mittel; die Fähigkeit, die zur Verfügung stehenden Stoffe vollständig und mit dem größten Vorteil für die Wirtschaft auszunutzen;

b) Einsicht in die Aufgaben, die die Sorge für das körperliche und geistige Wohl des Kindes an die Mutter und Erzieherin, die Sorge für alle Familienangehörigen an die Hausfrau stellt; dazu

c) eine allgemeine Weiterbildung, die sich einerseits die Erstarkung der sittlichen Persönlichkeit, andererseits ein Verständnis für die Stellung des einzelnen zur Gesamtheit und seine Eingliederung in das Gemeinschaftsleben des Volkes zum Ziel setzt.

Ganz ähnlichen Sinnes, wenn auch weniger scharf formuliert, waren allerdings schon die leitenden Grundsätze der einschlägigen Bestimmungen von 1908. Wer aber deren Ausführung in der Praxis trotz allem zu optimistisch beurteilte, dem dürfte die nunmehrige amtliche Feststellung doch zu denken geben. Die damals aufgestellten Ziele sind „nach den bisherigen Erfahrungen nicht immer erreicht, neben dem einer allgemeinen wissenschaftlichen Weiterbildung auch nicht immer fest genug im Auge behalten worden". Mit Nachdruck wird ferner darauf hingewiesen, daß „vor allem eine straffere Gestaltung des gesamten Unterrichts und eine größere Betonung der praktischen Fächer" für unbedingt erforderlich anzusehen sei.

Damit wird in der Tat viel behauptet, mehr noch verlangt. Allein die Behauptung stützt sich auf umfangreiche Erfahrung, sie steht namentlich in voller Übereinstimmung mit vielfach geäußerten Wünschen aus Frauenkreisen, die Bildung der weiblichen Jugend im Hinblick auf die Pflichten der Frau, der Mutter, der Staatsbürgerin „allgemeiner und gründlicher" zu gestalten. Tatsächlich bestand ja der größte Mangel der bisherigen Frauenschule in einer gewissen Weltfremdheit, die jedenfalls in der Mehrzahl der Einzelfälle nicht die mutige Entschiedenheit fand, mit der stark literarisch-ästhetisch gefärbten Konvention auf ihrem Gebiet zu brechen. Weiterhin aber stand überhaupt das Theoretische zu sehr im Vordergrunde des Unterrichts der Frauenschule.

Es ist in seiner Weise ein ziemlich hartes Zugeständnis, das Weltfremdheit und Theorie dem schlechthin unsentimentalen Geiste der Gegenwart wie auch den unabweisbaren Erfordernissen der absehbaren deutschen Zukunft machen müssen. Um so freudigere Anerkennung verdienen die obersten Gesichtspunkte der neuen Frauenschule, die kaum irgendwie den sattsam bekannten Geist des Zwar—aber atmen und vielmehr aus der Philosophie des Sowohl—als auch geboren sind. Dementsprechend treten an die Stelle des kaleidoskopischen Vielerlei und der all-

zu großen Wahlfreiheit drei ziemlich fest umrissene Gruppen von Lehrfächern mit zusammen etwa 28 Wochenstunden, deren Besuch verbindlich ist. Bestimmungsgemäß soll ferner jede Frauenschule künftig die praktische Betätigung auf dem Gebiet der Haushaltung, der häuslichen Gesundheitspflege und der Erziehungstätigkeit in den Mittelpunkt der Gesamtarbeit stellen. Im Rahmen der genannten Gesamtzahl von 28 Wochenstunden würden etwa 6 Stunden der Beschäftigung mit Einzelgebieten der Religion, der deutschen Literatur, sowie besonders der Bürgerkunde und Volkswirtschaft (im Anschluß an das Fach der Geschichte) dienen. Ganz in den Umkreis der Frauenschule werden endlich — den jeweiligen persönlichen und örtlichen Verhältnissen entsprechend — einige weitere Wochenstunden verwiesen, so für Turnen und Bewegungsspiele, zu freier Betätigung und zur Weiterbildung in einem oder dem anderen wissenschaftlichen Fache, zu Besichtigungen unter Führung u. a. — jedoch unter der Voraussetzung, „daß keine Überbürdung zu befürchten wäre".

Die materiellen Anforderungen ebenso wie die geistig-sittlichen Kräfte, die die Neugestaltung der preußischen Frauenschule in der großen Mehrzahl aller Fälle wird in Bewegung setzen müssen, sind nicht gering einzuschätzen. Dies um so weniger, als die neue Frauenschule ihren bisherigen tatsächlichen Charakter einer — sagen wir es offen — Art Luxusschule keinesfalls beibehalten soll, sondern mit einer gewissen Selbstverständlichkeit allen jungen Mädchen zu dienen bestimmt ist, deren Allgemeinbildung über das Ziel der Volksschule hinausgeht. Ausdrücklich wird denn auch damit gerechnet, daß selbst kleinere Städte allgemein an die Gründung einer Frauenschule herantreten. — Unter diesen Umständen müssen die bisherigen übergroßen Verschiedenheiten im ganzen Aufbau und der Tätigkeit der Frauenschule einer maßvollen und wohldurchdachten Beschränkung auf gewisse, nicht zu umgehende feste Formen weichen. Als Regel wird die zweijährige Kursusdauer aufgestellt; doch soll bereits der einjährige Besuch der Frauenschule eine in sich abgeschlossene Ausbildung verbürgen. Der Plan der zweijährigen Frauenschule sieht eine doppelte Möglichkeit vor: entweder eine gründlichere und vielseitigere Ausbildung, oder aber eine Ergänzung und Erweiterung der im ersten Jahre erworbenen Bildung im Sinne der Wohlfahrtspflege. Im letzteren Falle würde die Hauswirtschaft in die Volkswirtschaft einmünden, die Säuglingspflege in die Säuglingsfürsorge, die Kleinkinderpflege und -erziehung in die Kinderfürsorge. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die letztgenannten Gesichtspunkte ein ernstes Streben nach Entgegenkommen bekunden, sowohl gegenüber den naturgemäß verschiedenartigen Bedürfnissen der künftigen Schülerinnen wie auch gegenüber der Leistungsfähigkeit und den sozialen Verhältnissen der Gemeinden. Sinngemäß wird im übrigen denjenigen Anstalten, welche die praktisch bedeutsamsten Fächer der Haushaltungskunde, Gesundheits- und Erziehungslehre nicht zu ihrem Rechte kommen lassen, die Bezeichnung als „Frauenschulen" nicht mehr gestattet; solche führen künftig vielmehr den Namen „Fortbildungsklassen".

Als Normalmaß der wissenschaftlichen Vorbildung gilt das Schlußzeugnis des Lyzeums; doch sind anerkennenswerterweise, unter Voraussetzung der Zustimmung des Anstaltsleiters, auch solche Schülerinnen teils als „Vollschülerinnen", teils als „Gastschülerinnen" zugelassen, die eine anerkannte zehnjährige Mädchenschule bezw. eine solche neunjährige oder eine Mittelschule bis zur ersten Klasse mit befriedigendem Erfolg durchgemacht haben. Gleichfalls als „Gastschülerinnen" mit dem Recht, „nach Wunsch nur an einem der Fächer, Haushaltungskunde, Gesundheitslehre und Erziehungslehre, teilzunehmen, werden junge Mädchen zugelassen, die eine über das Lyzeum hinausgehende Bildung besitzen, insbesondere Studentinnen und Lehrerinnen, die sich neben ihren sonstigen Arbeiten praktisch ausbilden wollen" — letzteres eine Bestimmung, die meines Erachtens sicher viel Beifall in den betreffenden Kreisen finden wird.

Hatte man der bisherigen Frauenschule vielfach durch Lehrgänge zur Ausbildung von Fachlehrerinnen zu einer Daseinsmöglichkeit verhelfen zu können geglaubt, so wird nunmehr eine reinliche Scheidung beider voneinander vorge-

nommen. Zwar dürfen nach wie vor derartige Ausbildungsgelegenheiten nebenher verlaufen, sie bilden aber künftig keinen Teil der eigentlichen Frauenschule; zudem dürfen sie nur da angegliedert werden, wo die die neue Form der Frauenschule kennzeichnenden Bedingungen restlos erfüllt sind. — An Berechtigungen verleiht das Schlußzeugnis einer Frauenschule diejenige zum Eintritt in die Lehrgänge zur Ausbildung von technischen Lehrerinnen, Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, außerdem Zulassung zu der Mittelstufe eines staatlich anerkannten Kindergärtnerinnen- und Hortnerinnenseminars mit einundeinhalbjährigem Lehrgang und zur Ausbildung als Jugendleiterin.

Es wurde schon bemerkt, daß die neuen Bestimmungen in vielfacher Hinsicht den persönlichen Wünschen aller Beteiligten wie auch den örtlichen Besonderheiten weiten Spielraum lassen. Nun wird es sich zeigen, ob und inwieweit die mit der Ausführung Betrauten fähig und geneigt sind, im Geiste namentlich der (im Erlaß recht ausführlich dargestellten) obersten Gesichtspunkte ihres Amtes zu walten. Wie der Schlußabschnitt erkennen läßt, will man für ihre jeweilige Aufgabe vollauf befähigte Persönlichkeiten — und nur solche — zur Unterrichtserteilung heranziehen; u. a. wird die Mitwirkung seitens der Frauen gerade auch an leitenden Stellen als unerläßlich bezeichnet.

Alles in allem genommen, darf man von dem neuen Frauenschul-Erlaß als solchem mit gutem Recht als einer „Tat" reden. Sollte er wider alles Erwarten später einmal nicht das allgemein befriedigende Ergebnis zeitigen, das man von ihm erhofft, so würde gegebenenfalls die Schuld dessen zum größten Teil am mangelnden guten Willen oder an der Verständnislosigkeit der Beteiligten liegen. Im besonderen fragt es sich, ob bei dem weiten Spielraum hinsichtlich der Lehraufgaben die bisher meist an ganz bestimmte „Pensen" Gewöhnten durchweg den Mut zu eigenen Entscheidungen und zu eigenen — Fehlern haben werden. Denn aus Fehlern lernt man doch am gründlichsten und nachhaltigsten.

Was weiterhin den Zusammenhang mit dem gesamten übrigen Bildungsgang der weiblichen Jugend betrifft, sind wohl Zweifel daran erlaubt, ob die heutzutage teilweise bereits stark überspannten Anforderungen an die Berufsvorbereitung eine weitere ein- bis zweijährige Ausdehnung der „Schulzeit" für den weitaus überwiegenden Teil aller überhaupt in Betracht Kommenden zulassen. Sicher werden einsichtige Eltern sich sehr bald daran gewöhnen, im Sinne des Erlasses „den Besuch der Frauenschule als notwendig für eine abgeschlossene Bildung ihrer Töchter anzusehen". Wie die Verhältnisse aber voraussichtlich noch auf lange Zeit hinaus liegen, ist die Frage nicht ganz abzuweisen, ob nicht in zahllosen Einzelfällen das Gebot der praktischen Vernunft hinter den nicht minder gebieterischen materiellen Möglichkeiten wird zurückstehen müssen. Es hängt daher außerordentlich viel gerade davon ab, ob nach dem Kriege vor allem die gesellschaftlich führenden Kreise dauernd das erforderliche persönliche und nationale Selbstgefühl aufbringen werden, das es ihnen verbietet, eine Pensionopolis im Stile von Lausanne, Genf, Brighton usw. als eine Art Selbstverständlichkeit für ihre Töchter zu betrachten. — Immerhin tut sich hier mit der Lösung eines sozialen und schulpolitischen Problems eine Reihe weiterer Fragen auf

Hier sei zum Schluß nur eine einzige in aller Kürze noch angedeutet: Welche Rückwirkung auf das Ganze der Lyzealbildung ist von der Neuordnung der Frauenschule zu erwarten? Schon vor dem Kriege waren in den Kreisen des Lyzeums starke Zweifel an der Richtigkeit der theoretischen Voraussetzungen wie auch an der Zweckmäßigkeit zahlreicher Einzelbestimmungen laut geworden; neuerdings scheut man sich nicht, von der seinerzeit fast überschwenglich gepriesenen sogenannten „Reform von 1908" als von einem „Irrtum" schlechthin zu reden. Was auch die Folgezeit vielleicht an Mängeln oder Schönheitsfehlern der neuen Frauenschule ergeben wird, soviel scheint sicher: ihr Geist ist der der realen Lebensnotwendigkeit, wie ihn die eherne Not der Zeit, unserer Zeit, geboren. Selbst wenn man nun das „Alter" des demnächst zehnjährigen Lyzeums als mildernden Umstand gelten läßt, wird man doch ein Gleiches oder ähnliches von dieser

Normal-Vorſchule der neuen Frauenſchule im Ernſte nicht behaupten können. Immerhin beſteht angeſichts unſeres Erlaſſes gegründete Hoffnung, daß die gegenwärtig im Werden begriffene neue Frauenſchule rückwirkende Kraft auf die Geſtaltung des Lyzeums der Zukunft haben wird.

Randgloſſen zum Tage

An den Herausgeber

ie hätten hamſtern ſollen, geehrter Herr, grünes Papier hamſtern, denn daß die „Grenzboten“ ihr Geſicht verloren haben, ihr grünes Geſicht, iſt ſehr ſchade. Einen politiſchen Farbenwechſel merkt ſelbſt der aufmerkſame Leſer nur in lichten Momenten, einen Farbenwechſel des Umſchlages merken beinahe alle und haben das Gefühl des Kindes, wenn die Puppe ein Bein verloren hat, oder des Tiſchlermeiſters Anton, wenn er die Welt nicht mehr verſteht. Alſo, wenn Sie ſchon von der grünen Papiernot ergriffen ſind, verſichern Sie dem Leſer ſchleunigſt, daß es nichts auf ſich hat. Es wird ſowieſo alles anders in dieſer umkrempelnden Zeit, Herr Lehmann hat keinen Bauch mehr, Herr Meyer kein Vermögen, Herr Schulze iſt tapfer geworden und hat einen Orden, Herr Müller iſt zu Hauſe geblieben und hat eine Million. Die „Norddeutſche Allgemeine Zeitung“ hat ſich jung geſchminkt, ſeit ſie ſich Herrn Hobbing zu eigen gab und verſucht, am Arme dieſes energiſch nach den höchſten politiſchen Verlegerhöhen klimmenden Mannes den Tanzſchritt des Weltblattes. Die materielle Grundlage zu dieſem intereſſanten Beginnen iſt tragkräftig, dank dem Vertrage, der Herrn Hobbing zum unumſchränkten Gebieter ſämtlicher Reklameflächen in ſämtlichen Bahnhöfen Preußens macht, wobei ſich der Fiskus gut ſteht, Herr Hobbing noch beſſer und worüber nur mit halbem Dampf geſchimpft werden kann, da der Fiskus ein beſſeres Geſchäft macht als früher, und das bei dieſen teuren Zeiten ausſchlaggebend ſein muß. Wenn nur die Eiſenbahnreklame, die ja nun einmal nicht mehr zu entbehren iſt, unter das Zeichen tüchtiger Künſtlerperſönlichkeiten gerät und ſoviel Maß gehalten wird, daß man ſpäter die Stationsnamen nicht mit dem Titel eines neuen Abführmittels verwechſelt. Legt uns der Verleger die „Norddeutſche“ dann in ſchönem Eifer auf alle Wagenſitze, ſo brauchen wir ſie ja nicht zu leſen, ſondern können das papierreiche Organ beiſpielsweiſe auch zum Einwickeln verwenden. Die Regierung hat im Kriege mit den Engländern und den Parteien viel gelernt und will ihr Blatt vergrößern und verſchönern, da jede andere Macht im Staate für ihre Publiziſtik ſorgt, die Schwerinduſtrie ſogar ſehr, ſogar ſehr. Wenn dabei das geſchaffen wird, was der Politiker bisher vermißte, ein Organ, aus dem ſich jeder ein klares Bild machen kann, wohin die politiſchen Wege der Regierung führen ſollen, ſo iſt das ein Fortſchritt, der der vernünftigen Betrachtung der Politik nur nützen kann. Natürlich hat jede Regierung auch ihre Nebenkanäle, durch die ſie ihre Auffaſſung in den großen Strom der öffentlichen Meinung leitet. Aber das iſt kein Erſatz für ein eigenes, modern geformtes Sprachrohr mit der nötigen Schallkraft. Wenn dann noch kluge Leute hineinſprechen und geſcheites hineingeſprochen wird, kann's jedem recht ſein, der auch, wo die Regierung im Spiele iſt, den Grundſatz des gleichen Rechtes für alle nicht vergißt. Vorausſetzung iſt immer, daß die Freiheit der übrigen Preſſe weder innerhalb noch außerhalb der Bahnhöfe beeinträchtigt wird. Die Freiheit brütet bekanntlich Koloſſe aus und da der Deutſche im Kriege ein koloſſaler Zeitungsleſer geworden iſt, wird dieſe Zeit den Beginn einer koloſſalen Aufwärtsentwicklung der deutſchen Preſſe bilden. Nur kann man auf dieſem Gebiet nicht, wie bei uns jetzt gar zu lebhaft verſucht wird, durch Organiſation das Wirken der Perſönlichkeit erſetzen. Wenn auch jetzt ſo und ſo viele tauſende fleißiger Staatsdiener jeder Art der Preſſe zu helfen ſich bemühen und Notizen und Material, Auszüge und Meldungen in einem

Umfang herbeitragen, daß die Presse, der nicht nur das grüne Papier fehlt, wie Ihnen, sondern auch das weiße, nicht den zwanzigsten Teil davon verarbeiten kann —, die beste Zeitung wird immer nur von zwei Leuten gemacht, einem begabten Verleger und einem begabten Schreiber, die, soweit sie den Staat nicht umzuschmeißen drohen, tun und lassen dürfen sollen, was ihnen richtig dünkt. Der Krieg hat ein bißchen viel Staat zur Entfaltung gebracht. Wir wollen, solange noch der Feind das Rad rückwärts zu drehen versucht, den starken Arm des Staates soviel stützen, beschützen, halten, vorwärtsschieben lassen, als irgend möglich. Aber die drei Jahre Staatsbetrieb und Zwangswirtschaft auf allen möglichen Gebieten haben in zuviel Köpfen ein theoretisches Zukunftsbild erzeugt, das nach dem Willen sehr einflußreicher Leute bis in alle Zukunft Wirklichkeit bleiben und werden soll. Im Kopf des Soldaten malt sich unser künftiges irdisches Leben als eine Kombination von Kadettenanstalt, Kaserne, Bezirkskommando und Etappe. Im prophetischen Geiste des Oberregierungsrats als ein riesiges Amt mit Schreibstuben, vielen, vielen Akten, regelmäßigen Kommissionssitzungen und Konferenzen zur Regelung der menschlichen Schicksale und einem großen Amtsschimmel, der beschriebenes Papier frißt und Paragraphen von sich gibt. Ein gewaltiges „Schema F" leuchtet voran. Süßen Lohn bilden wohlabgestufte Titel und die Orden, denen niemand mehr entgehen darf. Dem Kapitän der Industrie stellt sich die Zukunft der Deutschen in der Organisationsform einer gewaltigen A.-G. dar, mit einigen unermeßlich klugen, unermeßlich hoch besoldeten Direktoren an der Spitze und unter ihnen einem Bienenstaat von fleißigen, wunschlosen, wohlgedrillten Angestellten, die sämtlich einen Knopf auf dem Schädel haben, auf den der Direktor drückt. Diesen Angestellten wird durch ein patentiertes Verfahren auf psycho-chemischem Wege die Persönlichkeit mit ihren Unregelmäßigkeiten und technisch-kaufmännischen Unzuverlässigkeiten gänzlich entzogen. Alle diese Zukunftsorganisatoren stimmen darin überein, daß, so tüchtig das deutsche Volk ist, ihm noch zuviel Unberechenbares, organisatorisch Unzweckmäßiges, Individuelles anhaftet, das der Disziplin und Ordnung widerstrebt und den Nutzeffekt der Arbeit herabsetzt. Da will einer Romantiker sein und von der neuen Zeit nichts halten, der andere ein Geschäft betreiben, weil es sein Vater schon betrieben hat, das von der A.-G. mit fünfzig Prozent mehr Nutzen nebenher erledigt werden könnte, der Vierte möchte gemäß einer sich der Kontrolle entziehenden Weltanschauung leben, der Fünfte, der Fünfte — so etwas gibt's! — hat keinen Respekt vor Titeln und findet — man traut sich's nicht zu sagen! — daß uns die Persönlichkeiten und die unbetitelte Pflichterfüllung herausgerissen haben und wieder groß machen werden und möchte die Schlußfolgerungen daraus ziehen.

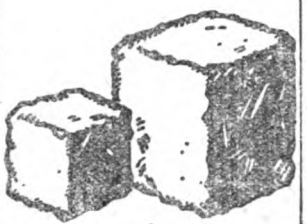
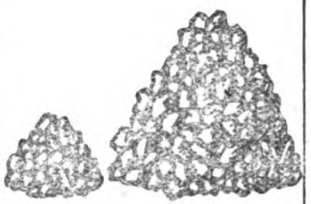
Sollten Sie, geehrter Herr, der Meinung sein, daß die Triumphe der Verstaatlichung zwar groß, aber nicht entscheidend gewesen sind, daß man das Beste nicht organisieren kann, daß man das Beste sogar wegorganisieren kann, nämlich die vielseitige, schöpferische Kraft des Willens, der aus einer selbständigen Persönlichkeit fließt, stehe sie im großen oder kleinen Kreise, daß viele selbständige Existenzen für Kraft und Gesamtleistung eines Volkes wichtiger sind, als Riesenorganisationen mit ein paar Leitern und tausend gedrückter menschlicher Knöpfe, daß Deutschlands zahllose kleine Kulturzentren seine Vielseitigkeit erhalten und damit seine Kraftbasis verbreitert haben, kurz daß der Reichtum an Selbständigkeiten, freien Persönlichkeiten, Verantwortlichkeiten, einzelnen Unabhängigkeiten, Ausdrucksformen menschlicher Betätigung auf allen Gebieten den wahren Wert Deutschlands darstellen, und daß dieser Wert gepflegt und erhalten werden muß, wo immer er bedroht ist, in der Persönlichkeit, in der selbständigen Einzelexistenz, im Bundesstaat — dann verzeihen Sie diesen langen Satz und sorgen Sie dafür, daß Ihnen nicht mit dem grünen auch noch das weiße Papier ausgehe, denn dann werden Sie seiner bedürfen, gegenüber kommenden großen publizistischen und anderen Konzernen und angesichts wichtiger Friedensaufgaben, an denen gern mitwirken wird

27. März 1918. Ihr

Remo

In 4 Jahrzehnten

ist Deutschlands

Roheisen-erzeugung	Stahl-erzeugung	Steinkohlen-förderung	Bevölkerungs-zahl
			
um das 4fache,	um das 10fache,	um das 6fache,	um über 25 Millionen
gestiegen			

Ein Volk, das solchen Aufschwung genommen, das über solche Wirtschaftskräfte verfügt, das eine solch arbeitsame Bevölkerung hat, ist der sicherste Schuldner. – Wer Kriegsanleihe zeichnet, zeichnet daher die sicherste Kapitalsanlage der Welt!

Die Machtmittel der Regierung

ährend an der äußeren Front der Entscheidungskampf beginnt, herrscht an der inneren eine gewisse Ruhe. Die Gefechtspause vor der zweiten Lesung der Wahlrechtsvorlage bietet Gelegenheit zur Waffenprüfung.

Der Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums Dr. Friedberg hat in der Rede vor seinen Solinger Wählern erklärt, die Krone sei verpflichtet „alle verfassungsrechtlichen Mittel bis zur Erschöpfung" anzuwenden, um die Wahlrechtsvorlage, für die sie ihr Wort eingesetzt habe, durchzubringen. Ebenso erklärt der preußische Minister des Innern in seinem Erlaß an die Regierungspräsidenten, daß sich der König durch das Versprechen vom 11. Juli 1917 „selbst gegenüber den breiten Volksmassen verbindlich gemacht" habe, es mithin oberste Pflicht der Staatsregierung sei, „die Verbindlichkeiten des Königs zu restloser Einlösung zu bringen".*)

Insofern in beiden Fällen eine besondere Verpflichtung der Regierung ausgedrückt werden soll, sich für die Durchführung ihrer Vorlage (im Gegensatz zu gewöhnlichen Initiativanträgen, wo die Tatsache der Einbringung genügt) ins Zeug zu legen, ist dagegen nichts zu sagen.

Ganz schief ist es und wieder ein Beispiel für die auf Kosten des „Objektiven" geübte Parteitaktik leider auch auf dieser Seite, wenn der „Lokalanzeiger" zu dem Drewsschen Erlaß bemerkt: So etwas existiere ja nicht einmal in dem Verhältnis der sozialdemokratischen Parteipäpste zu ihren Wählern. Die Fassung des Ministers komme schon einer Anstellung des Königs von Preußen durch die breiten Massen nahe. Das Blatt bekreuzigt sich vor dem Begriff der königlichen Verbindlichkeiten gegenüber den „Massen" (wie die tendenziöse Umwandlung lautet), als sei mit seinem Aussprechen schon der Parlamentarismus proklamiert. Und doch war gerade ein Bismarck der Meinung, daß man „die lebendige Wechselbeziehung zwischen dem Könige und dem Volke nicht anrühren" solle, daß „der direkte Verkehr mit dem Volke dem Ansehen der Monarchie" nicht „schaden" könne! (Rede vom 24. Januar 1882.) Nein, gerade weil wir an unserem bewährten monarchisch-konstitutionellen System festhalten, wollen wir alles vermeiden, was so aussehen könnte, als ob es für die Krone keine parole d'honneur gäbe. Gerade weil das Geraune im Lande nicht aufkommen soll, als sei es der Staatsregierung nicht voller, eindringlicher Ernst mit der Ausführung des Julierlasses (Drews) und, weil es allerdings „für den monarchischen Staat sehr schwer zu tragen ist", wenn die Krone ihr gegebnes Wort nicht einlösen kann (Friedberg), muß ihr die Gelegenheit, den guten Willen zu zeigen, voll und ganz offen gelassen werden.

Etwas anderes ist es, wie sich das Parlament zu der Sache stellt. Sein freier Wille als Faktor der Gesetzgebung wird in der Tat keineswegs durch die Form des Regierungsantrags behindert, mag sie noch so feierlich ausfallen. Wir haben das hier schon Ende Januar (vgl. Heft 4) betont. Es ist also wohl möglich, daß die Vorlage infolge des Widerspruchs im Landtage nicht Gesetz

*) Vgl. den Aufsatz „Nationalliberale Auffassung der Wahlrechtsfrage" von Justizrat Dr. Marwitz im Heft 11 der Grenzboten.

werden kann. Der Minister des Innern hat ja auch durchaus nicht gesagt, daß das königliche Versprechen „auf alle Fälle eingelöst werden müsse", wie der freikonservative Abgeordnete Dr. Rewold behauptet, das konnte in der Tat „Seine Majestät der König als konstitutioneller Fürst am allerwenigsten verlangen". Erzwingen läßt sich der Wille der Krone heutzutage nicht, wohl aber mit aller Energie und allen „verfassungsmäßigen Mitteln*) verfolgen.

Worin bestehen diese verfassungsmäßigen Mittel gegenüber dem Abgeordnetenhause, wenn man den „Pairsschub" in der anderen Kammer beiseite läßt?

Seit der Ablehnung des Regierungsantrages in der Verfassungskommission ist in der Tagesliteratur lebhaft über die Wege diskutiert worden, die nunmehr der Regierung offen stehen, um ihren Willen durchzusetzen. Übereinstimmend wird dabei vor allem an vier Möglichkeiten gedacht. Die Dinge vereinfachen sich aber wesentlich, da nicht weniger als drei von ihnen ausscheiden, weil sie das Merkmal „verfassungsmäßig" nicht erfüllen.

Dazu gehört zunächst die sogenannte „Rückoktroyierung". Wie das Dreiklassenwahlrecht durch eine Königliche Verordnung (vom 30. Mai 1849) ins Leben getreten ist, so könnte es — denkt man — auf demselben Wege wieder abgeschafft werden. Diese Verordnung ist aber kurze Zeit nach ihrer Entstehung geltendes Verfassungsrecht geworden (durch Aufnahme ihrer wesentlichen Teile in die revidierte Verfassung von 1850) und dadurch jeder Abänderung im Wege der Verordnung entzogen.

Ebenso aber auch jeder Abänderung im Wege der sogenannten „Notverordnung" (= Verordnung mit Gesetzeskraft), da eine solche nach Artikel 63 der revidierten preußischen Verfassung dieser „nicht zuwiderlaufen" darf im Unterschiede z. B. von Württemberg und anderen südlichen Staaten**.)

Nicht anders verhält es sich aber mit dem Umweg über die Reichsverfassung. Selbst wenn man annimmt, daß die Reichsgesetzgebung auf Grund des Artikels 78 R. V. (sogenannte „Kompetenz-Kompetenz") befugt wäre, für den Einzelstaat Preußen ein Wahlrecht zu schaffen — schon dies ist jüngst bestritten worden***) — würde ein solcher Versuch des Reichstages im Bundesrat auf unüberwindlichen Widerstand stoßen und hier die vierzehn zur Ablehnung einer Verfassungsänderung erforderlichen Stimmen (aus den um ihre Gerechtsame besorgten Mittelstaaten!) gar bald gegen sich haben. Auch dann, wenn durch Ausdehnung des Reichstagswahlrechts auf alle Bundesstaaten (als Mindestforderung der Reform) der ominöse Charakter einer lex specialis Borussica gemildert würde.

Nun hat vor kurzem der Oberverwaltungsgerichtsrat Dr. Lindenau in der „Vossischen Zeitung" in Anerkennung dieser Hindernisse folgenden Ausweg vorgeschlagen.

---

*) So hieß es schon in der Osterbotschaft, daß die Reform „im Wege der Gesetzgebung" durchgeführt werden solle.

**) Die Auffassung, daß die Gewalt des obersten Militärbefehlshabers unter dem Belagerungszustande an diese Beschränkung nicht gebunden sei, braucht auf ihre juristische Haltbarkeit nicht geprüft zu werden, da praktisch der Fall einer Einführung des gleichen Wahlrechts durch die Militärbefehlshaber ausscheidet.

***) Vom Reichsgerichtsrat a. D. Wittmaack in Nr. 12/13 des „Preußischen Verwaltungsblatts".

„Preußen selbst beantragt im Bundesrate den Erlaß eines Reichsgesetzes, durch das für die Abänderung der preußischen Wahlgesetze die Übereinstimmung des Königs von Preußen und der Mehrheitsbeschlüsse des preußischen Herrenhauses sowie der gegenwärtigen Inhaber der preußischen Reichstagssitze für erforderlich und ausreichend erklärt wird. Auf Grund dieses Reichsgesetzes beruft der König die preußischen Reichstagsabgeordneten zusammen, die für diesen Sonderfall an die Stelle des Abgeordnetenhauses treten." Wenn auch durch diese Notkonstituante der 236 geschmeidigeren Preußen vom Königsplatz (an Stelle ihrer renitenten Landsleute in der Prinz Albrechtstraße) die bittere Pille einer Vergewaltigung des größten Einzelstaates durch das Reich verzuckert wird — die Tatsache bleibt doch bestehen, daß das vorgeschlagene Verfahren „für Preußen durchaus die Bedeutung eines Staatsstreichs" haben würde („Kreuzzeitung").

Nach Fortfall der drei ersten Vorschläge bleibt also nur der letzte, nämlich das alte konstitutionelle Mittel der Kammerauflösung.

Die Berechtigung seiner Anwendung von seiten der Krone steht außer Zweifel, über den Erfolg gehen die Ansichten weit auseinander. Während z. B. Conrad Bornhak „mit ziemlicher Bestimmtheit" annimmt, daß „unter demselben Wahlsystem, wenn die Parteien sich einmal durch ihren Beschluß gebunden haben, auch dieselbe Mehrheit wiederkehren wird" („Berliner Tageblatt"), glaubt der ehemals konservative, jetzt mit der Rechten zerfallene Politiker Thimme, sich von einem solchen Verfahren die größten Umwälzungen versprechen zu können.*) Er beruft sich auf Bismarck, der die preußische Regierung bei den Wahlen schon zu seiner Zeit „unwiderstehlich" genannt habe, was noch viel mehr heutzutage gelte, wo der von der Regierung her wehende Wind sich mit dem „Sturmwind der Massen" vereine.

Jene werde die erforderliche Verminderung der konservativen Sitze um 20 bis 25 „mit spielender Leichtigkeit erreichen", insbesondere durch energische Anwendung des Beamtenerlasses vom 4. Januar 1882. Danach „wird jeder politische Beamte (vom Regierungspräsidenten bis zum Landrat) gehalten sein, bei den Neuwahlen für das gleiche Wahlrecht mit Entschiedenheit einzutreten, und wer sich dieser Pflicht entzieht, muß sein Amt niederlegen oder gewärtig sein, seines Amtes entlassen zu werden".

Dazu bemerkt die „Kreuzzeitung": man dürfe das Dokument von 1882 nicht ohne die spätere Auslegung Bismarcks im Reichstage heranziehen und nach dieser (Rede vom 24. Januar) habe es dem Kanzler völlig ferngelegen, von den politischen Beamten zu verlangen, daß sie für eine ihren Auffassungen widersprechende Politik der Regierung „mit aller Entschiedenheit eintreten".

In der Tat hat der Kanzler damals den Begriff der „Vertretung" der königlichen Politik, von der im Erlasse die Rede ist, dahin umschrieben, daß die politischen Beamten („von den unpolitischen ... verlangt eigentlich Se. Majestät nichts") bei aller Freiheit der eigenen Wahl der Verpflichtung nicht überhoben wären, „die Intentionen der Regierung gegen Entstellung, Irrtum und Verleumdung, wie sie bei den Wahlen so oft vorkommt, zu schützen". Diese Definition entspricht ganz dem Wortlaut des Erlasses, der das Verhalten der Be-

*) Nach Hans Delbrück („Preuß. Jahrbücher") würde sogar die bloße Drohung mit der Auflösung genügen, um eine Sinnesänderung herbeizuführen!

amten ebenfalls, das verkennt Thimme, durch eine negative Wendung wiedergibt. Bismarck betont mit Recht an mehreren Stellen seiner Rede, daß jene „keine Weisung bekommen, irgendetwas zu tun", und daß man im Jahre 1882 „durchaus nicht so weit" gegangen sei wie in dem Eulenburgschen Erlasse von 1863.

Insofern besteht also die Argumentation der „Kreuzzeitung" gegenüber Thimme zu Recht*). Es handelt sich weder um eine „einschränkende negative Auslegung" als persönliche Meinung Bismarcks, noch ist die Authentizität dieser Auslegung zu bezweifeln — wie es Thimme durch Anführungsstriche tut —, denn Bismarck hat sie selber ausdrücklich für sich in Anspruch genommen.

Eine andere Frage ist die spätere Praxis. Und hier mag die gewohnheitsrechtliche Anschauung dahin gegangen sein, daß die politischen Beamten „sich in ihrer Betätigung mit der Auffassung der Regierung identifizierten" (Thimme). Ähnliches ist neuestens bei Beratung des Antrages Fuhrmann (die Landräte künftig zu den nichtpolitischen Beamten zu rechnen) vom Minister Drews verlangt worden. Sie müßten also für das gleiche Wahlrecht offen eintreten und könnten nicht sagen, wie es Bismarck ihnen noch zugestehen wollte: „Ich gehöre nicht zu der Partei der Regierung, ich bin gegen sie".

Stellt man sich aber auf diesen Standpunkt, so gibt es für sie nur zwei Möglichkeiten: entweder sie nehmen ihren Abschied (so wird der Fall des Frankfurter Regierungspräsidenten von Schwerin vom „Lokalanzeiger" gedeutet) oder sie gewinnen die „höhere Einsicht" der Regierung. Man wird zugeben, daß weder jene Massenflucht ins Privatleben noch dieses Eindringen französischen Präfektengeistes erfreuliche Erscheinungen für unseren Staat sein würden.

Thimme und andere wollen den Konservativen von heute einen Strick daraus drehen, daß sie die einst von ihnen selber**) lebhaft befürwortete regierungsfreundliche Stellung der Beamten beim Wahlkampf nunmehr als Gewissenszwang („Berliner Neueste Nachrichten") ansehen. Sie vergessen, daß sich inzwischen die Politik der Regierung — geradezu diametral — geändert hat. Man könnte zu den Konservativen sagen: damals, als es um Euere Interessen ging, hattet Ihr gut reden; jetzt, wo der Wind umgeschlagen ist, müßt Ihr Euch nun aber auch mit dem Grundsatz abfinden, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Zugegeben! Aber damit schafft man die Tatsache nicht aus der Welt, daß es sich heute für die Partei und alle Gegner des gleichen Wahlrechtes um einen wirklichen Gewissenskonflikt handelt, wenn sie aufgefordert werden, für die Politik der Regierung „mit aller Entschiedenheit einzutreten". Der „Vorwärts" behauptet: „Nichts ist unehrlicher als ihr plötzliches Geschrei". Nein, gerade aus innerster Ehrlichkeit heraus kann und wird in der Mehrzahl der Fälle der Entschluß zum Protest geboren werden!

Wird nun die Regierung ihr, wie wir sahen, einziges Mittel gebrauchen und das Haus der Abgeordneten „auflösen"?

Der am 20. März angenommene Gesetzentwurf einer Verlängerung der Legislaturperiode scheint nicht für diese Absicht zu sprechen. Das „Berliner

*) Auch das „Berliner Tageblatt" und in seinem Gefolge der „Vorwärts" legen den Erlaß von 1882 in dieser Beziehung falsch aus.

**) „Kreuzzeitung" vom 22. Dezember 1881 (Thimme).

Tageblatt" hält ihn denn auch für „bedenklich" und bedauert, daß „die preußische Regierung vorzeitig eine Waffe aus der Hand gibt, die für das gleiche Wahlrecht entscheidend eingesetzt werden konnte". Gemeint ist natürlich die Möglichkeit, auf die Gegner des Wahlrechts angesichts der ablaufenden gesetzgeberischen Periode einen Druck im Sinne des Entweder-Oder ausüben zu können. Über die Schärfe dieser Waffe läßt sich streiten, man hat sie auch im umgekehrten Sinne anwenden wollen. Die Regierung hofft jedenfalls zunächst immer noch auf eine Verständigung und will gerade aus diesem Grunde die Zeitspanne der Beratung verlängern. Andererseits hat sie keinen Zweifel darüber gelassen, daß im Falle einer „Zwangslage" trotz der Abwesenheit von ungefähr der halben Wählerzahl Neuwahlen vorgenommen werden würden. (Minister Drews im Hause der Abgeordneten.)

Vorläufig werden sich die Dinge noch nicht zuspitzen. Am 15. März hat der Verfassungsausschuß die erste Lesung der Wahlrechtsvorlage, des Herrenhaus- und das Etatgesetzes beendet. Die zweite soll am 11. April beginnen. Der Minister hat in derselben Sitzung des Plenums, wo er von der „Zwangslage" sprach, den „großen Eifer und die große Gewissenhaftigkeit" rühmend hervorgehoben, mit der im Ausschusse gearbeitet worden sei. Auch von seiten der Wahlrechtsfreunde wird das zugegeben. So schreibt die „Germania": „Es muß ehrlicherweise anerkannt werden, daß flott gearbeitet worden ist. Abgesehen von der etwas gedehnten Generaldebatte könne niemand sagen, daß von irgendeiner Seite die drei wichtigen Gesetze verschleppt worden seien. Alle Parteiredner bemühten sich, kurz und sachlich ihre Wünsche zu äußern und die gestellten Anträge zu begründen".

Wird das Zentrumsorgan mit dieser vernünftigen Einsicht bei den Mitgliedern der sogenannten*) Mehrheit Gehör finden. Wir möchten es bezweifeln. Das Schlagwort von der „Verschleppung" ist ein zu wertvolles Agitationsmittel und ein zu dankbarer Stoff auch für das Witzblatt, als daß man es wieder entbehren möchte. Der „Vorwärts" glaubt sogar in der Tatsache, daß die nächste Kommissionssitzung auf einen Nachmittag anberaumt ist, die überall gewitterte Verschleppungsabsicht erblicken zu müssen!

Sachlich brachte die letzte Sitzung vor Ostern als bemerkenswertes Ergebnis die Ablehnung sämtlicher Anträge über das Verhältniswahlrecht. Schon im Plenum waren die Ansichten diesem Verfahren nicht günstig. Damals fand es vorbehaltlose Befürwortung nur bei den Sozialdemokraten. Auch jetzt hatten, außer diesen und den Polen, alle Parteien ihre Bedenken. „Eine allgemeine Einführung des Proporzes würde — so meinte ein Konservativer — eine noch weitere Radikalisierung des künftigen Abgeordnetenhauses bedeuten." Die Richtigkeit dieses Satzes muß bezweifelt werden, wir verweisen dafür auf das in Heft 7 der „Grenzboten" Gesagte. Die Regierung wünscht ebenfalls die Verhältniswahl nur in der Ostmark verwirklicht zu sehen. Augenscheinlich ist die Frage trotz umfangreicher Literatur noch nicht spruchreif; auch im Reichstage verlangt man von der Regierung Material über bisherige „Erfahrungen" und doktert an der Lösung herum.

*) Auch sie selber fügen jetzt das Wort bei.

Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.

Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.
Verantwortlich: der Herausgeber Georg Cleinow in Berlin-Lichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:
An die Schriftleitung der Grenzboten in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Fernsprecher des Herausgebers: Amt Lichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Bülow 6510.
Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.
Druck: „Der Reichsbote" G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dessauer Straße 36/37.

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1	2	3
HOME USE		
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.
Books may be Renewed by calling 642-3405.

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 16 1989

FORM NO. DD6 UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

YD 11455

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C006097617

AP30 G7 467732

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY